Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CIII.

(April — Mai — Juni 1900.)

48940
1900

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung H. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barthaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Niederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.103

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertunddritten Bande (April — Juni 1900).

		Seite
I.	Werther's Grab. Erzählung von **Isolde Kurz**	1
II.	Die englische Afrika-Politik. Von **Felix Salomon**	36
III.	Gestalten des Dichters. Von **Friedrich Spielhagen**	52
IV.	Der Confucianismus und das Chinesenthum. Von **Wilhelm Grube**	62
V.	Antonio Stoppani. Von **Franz Xaver Kraus**	79
VI.	Die völkerrechtlichen Ergebnisse der Haager Conferenz. Von **Philipp Zorn.** VI./VII.	104
VII.	Conrad Ferdinand Meyer's Dichterleben beschrieben von Adolf Frey. Von **Herman Grimm**	135
VIII.	Politische Rundschau	151
IX.	Literarische Notizen	156
X.	Literarische Neuigkeiten	159
XI.	Neid. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch.** I.	161
XII.	Erasmus als Satiriker. Von **Ivo Bruns**	192
XIII.	Die europäische Rivalität in Persien und die deutsche Bagdadbahn. Von **H. Vambéry**	206
XIV.	Das Bettelwesen in Großstädten. Von **Emil Münsterberg**	221
XV.	Carl Ditters von Dittersdorf. (2. November 1739 — 24. October 1799.) Biographisches und Randglossen von **Carl Krebs**	247
XVI.	Die strategische Bedeutung von maritimen Stationen und unterseeischen Kabeln. Von **Otto Wachs,** Major a. D.	272
XVII.	Shakespeare in Frankreich. Von **Lady Blennerhassett**	279
XVIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	287
XIX.	Die Berufs- und Gewerbezählung von 1895	302
XX.	Politische Rundschau	309
XXI.	Erdkunde und Geschichte	314

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Literarische Notizen 317
XXIII. Literarische Neuigkeiten 319
XXIV. Reid. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch**. II. (Schluß) 321
XXV. Reiseeindrücke aus Marokko. Von **Theobald Fischer** . 354
XXVI. Die sieben Infanten von Lara. Von **Heinrich Morf** 373
XXVII. Die elektrischen Schwingungen und die Telegraphie ohne Draht. Von Dr. **Bernhard Dessau** (Bologna) . . . 397
XXVIII. Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben. Von **Wilhelm Dilthey**. I. 416
XXIX. Aus Alt-Hannover 445
XXX. Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs** . . 455
XXXI. Iphigenie in Amerika. Von **Herman Grimm** 466
XXXII. Politische Rundschau 468
XXXIII. Tolstoi's neuer Roman. Von **Lady Blennerhassett** . . 472
XXXIV. Georg von Bunsen. Von **Alexander Meyer** 475
XXXV. Literarische Notizen 478
XXXVI. Literarische Neuigkeiten 480

Werther's Grab.

Erzählung

von

Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

Mitten in dem anmuthigen Lindachthal, am linken Ufer der Lindach, liegt das freundliche Pfarrdorf Ilgenau mit seinem kleinen, weißgestrichenen Kirchlein und der uralten Linde daneben.

Die Eisenbahn durchschneidet das Dorf am oberen Ende, wo sich die große Klary'sche Ziegelfabrik mit ihren ausgedehnten Schuppen und dem rauchenden Ringofen befindet. Doch der Schnellzug kümmert sich nicht um die mit Backsteinen hochaufgethürmten Lowren, die auf dem Seitengeleise angeschoben sind, und läßt mir kaum die Zeit, einen Blick auf das nüchterne Stationsgebäude mit seinen Signalapparaten zu werfen. Dann lehne ich mich zurück, und im Weiterfahren erscheint vor meinen inneren Augen ein völlig anderes Bild. — Wo der Bahnhof steht, da sehe ich im Geist eine langgestreckte Parkmauer mit hochwipfligen Baumreihen, zwischen denen tief unten in der Nähe des Flusses die Rückseite eines großen Wohnhauses mit hohen Schornsteinen und steinerner Terrasse eben noch zu erkennen ist. Weiterhin tauchen hinter der Mauer grüne Lauben, weiße Götterfiguren und lange Taxusgänge auf, die nach einem kleinen, von Maulbeerbäumen beschatteten Häuschen im Schweizer Stil mit grünen Läden, hölzernen Altanen und ebensolcher Außentreppe führen. Ringsum ist Alles grün; an Stelle der rauchenden Schlöte, der Ziegelschuppen und der nassen Lehmgruben sehe ich nur Obstgärten und Felder mit wehenden Halmen bis hinauf zu den waldgekrönten Höhen des Lerchenbergs und abwärts bis zur Lindach, in deren krystallklarem Wasser sich die Erlen und Weiden des Ufers spiegeln.

Es ist das Ilgenau, das noch keine Eisenbahn hatte, das Ilgenau meiner Kindheit.

In jener schönen Zeit, wo es noch gar keine Zeit gab, und wo man folglich mit den Tagen anfangen konnte, was man wollte, war ich häufig zu Besuch in Ilgenau. Meine frühesten und schönsten Erinnerungen knüpfen sich

an diesen Namen. War's Zufall, oder täuscht mich die Erinnerung? — Ich meine dort nie ein schlechtes Wetter erlebt zu haben, wie es mir auch vorkommt, als hätten die Kirschen dort zeitiger geblüht und süßer geschmeckt als jemals wieder anderwärts.

Ein Freund der Eltern, den wir Kinder „Onkel" nannten, hatte damals das Haus mit den hohen Schornsteinen inne, und er kam oft in seinem zweispännigen Jagdwägelchen nach der Stadt gefahren, um sich eins oder das andere von uns als Gast nach Ilgenau zu holen.

Er war ein gewaltiger Nimrod, der Onkel Entreß, und zeigte sich in der Oeffentlichkeit nie anders als von Hunden umbellt, meist zu Pferd oder zu Wagen, seltener zu Fuß und dann fast immer in Jägertracht. Pferde, Hunde und Kinder liebte er mit Leidenschaft, wie überhaupt Alles, was Lärm ins Haus brachte. Nachdem er kurze Zeit beim Militär gewesen, wo er sich mit seinen Vorgesetzten nicht vertragen konnte, hatte er sich auf den väterlichen Besitz in Ilgenau zurückgezogen, den er mit mäßigem Erfolg selber bewirthschaftete. Er war Adliger, aber liberal, und um seinen Liberalismus zu bethätigen, sowie auch seinen aristokratischen Verwandten zum Tort hatte er ein bürgerliches Fräulein — noch dazu mit kleiner Mitgift — heimgeführt. Doch er, der sonst gegen Groß und Klein voll Freundlichkeit war, behandelte die anmuthige, hingebende Frau unwirsch und ungerecht. Ohne allen Anlaß gab er ihr barsche Worte und konnte sich sogar so weit vergessen, daß er sie vor Gästen und Dienstboten herabsetzte.

Tante Thekla hatte ein sanftes Gesicht mit blauen Augen und schwarzen, gescheitelten Haaren, und ihr stilles, überaus liebreiches Wesen hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Sie wußte, daß ihr Gatte eine Andere geliebt hatte, eine stolze Amazone, die zwei Sommer lang in den Wäldern von Ilgenau mit ihm geritten und gejagt hatte, und die er nie vergessen konnte, obgleich er von ihr verschmäht worden war. Thekla sprach von dieser Anderen, die sie nur vom Hörensagen kannte, in den Ausdrücken der höchsten Verehrung, und gern hätte sie sich ganz nach ihr gemodelt, um ihrem gestrengen Eheherrn zu gefallen; aber wie sie sich auch anstellte, sie machte es ihm niemals recht, denn sie war zu weich geartet für den heftigen Mann.

So konnte er ihr zum Beispiel nie verzeihen, daß es ihm in den Flitterwochen nicht gelungen war, sie reiten zu lehren. Sie hatte sich zwar gehorsam von ihm in den Sattel heben lassen, hatte auch bebend die Zügel in die Hand genommen, aber sobald das Pferd sich nur ein wenig in Trab setzte, war sie aus lauter Angst regelmäßig wieder herunter geglitten, was den Onkel Entreß aufs Tiefste verdroß. Auch zitterte sie immer am ganzen Körper, wenn er einen seiner großen Hunde züchtigte; denn es war einmal vorgekommen, daß der furchtbare Harraß, der Schrecken des ganzen Dorfes, sich bei einer solchen Gelegenheit auf den eigenen Herrn gestürzt und ihm eine tiefe Bißwunde beigebracht hatte. Seither wurde sie jedesmal bleich, wenn das Thier nicht auf der Stelle gehorchte, und Onkel Entreß griff nun aus Aerger in ihrer Gegenwart doppelt gern zur Peitsche, so daß das arme Frauchen aus den Aengsten gar nicht herauskam.

Onkel Entreß hauste mit seinen Hunden und Flinten im Parterre, wo Alles wild durcheinander lag. Thekla dagegen besaß eine ganze Reihe eigener, schön eingerichteter Zimmer im oberen Stock, die aber alle zu trauern schienen wie die Seele ihrer Bewohnerin. Darunter war eines, das ganz voll stand von Kästen und Schränken, und alle diese Kästen und Schränke waren mit Kleidern angefüllt, deren sie unzählige besaß.

Einmal, als sie mir ein besonderes Vergnügen machen wollte, führte sie mich in dieses Zimmer und zeigte mir sämmtliche dort aufgespeicherte Kleider. Sie waren sehr prächtig — oder schienen mir wenigstens so —, mit vielen Bandschleifen und blitzenden Knöpfen verziert, und ein jedes hatte seine eigene Geschichte. Das hellblaue mit den schwarzen Sammetbändern hatte die Blicke ihres Mannes angezogen, als er sie zum ersten Mal sah; das leichte aus rosa Seidenstoff erinnerte sie an jenen Ballabend, wo sie sich kennen lernten; das weiße hatte sie zur Trauung getragen, das graue auf der Hochzeitsreise und so weiter. — Die Kleider waren für sie lebende Wesen, ihre Vertrauten. Sie saß oft vor dem offenen Schrank und führte stumme Gespräche mit ihnen. Auch gab sie keines jemals her, so gern sie sonst schenkte, und ihr Mann verschrie sie deshalb als einen Geizdrachen, was ihr, obgleich sie dazu lächelte, heimlich sehr wehe that, denn er verkannte damit ihr innerstes, ganz auf Liebe zu ihm gestelltes Wesen. Wer sie um ein altes Kleid anging, dem schenkte sie das Zeug zu einem neuen, und die abgetragenen hängte sie in einen besonderen Schrank, wo sie das Asylrecht auf ihre alten Tage genossen. Die geflammte Busenschleife, die sie von einem dieser Kleider mit schwerem Herzen absteckte, um sie mir zu schenken — dieselbe war, beiläufig gesagt, so groß, daß sie meine halbe damalige Person bedeckt hätte —, mußte ich ihr am anderen Morgen zurückgeben, — versteht sich, gegen angemessene Entschädigung: es scheint, daß diese Schleife etwas wußte, das all' den andern Kleidungsstücken entfallen war.

Nachdem sie jenes Tags den Inhalt sämmtlicher Schränke vor mir ausgebreitet hatte, zog sie mich zu sich heran, legte beide Arme um meinen Hals und weinte. Und ich verstand aus Instinct, daß sie weinte, weil sie nicht geliebt und einsam war, und weil sie an leeren Hüllen und an den Kindern fremder Leute ihr hungerndes Herz sättigen mußte.

Während sie noch weinte, kam sporenklirrend der Onkel herein. Sie erschrak und trocknete rasch die Thränen. Aber die Schränke zu schließen, war es zu spät.

„Immer Fetzen und Fahnen!" sagte der ungeduldige Mann stampfend und ging schnell wieder hinaus.

So war das Entreß'sche Ehepaar, bei dem alle Kinder aus befreundeten Häusern ihre zweite Heimath hatten. Wir konnten dort thun und treiben, was wir wollten, und hatten das Recht, in Haus und Hof das Unterste zu oberst zu kehren. Tante Thekla war nicht älter als unsereins: sie kroch mit uns unter die Tische und versteckte sich, wenn es sein mußte, im Hühnerstall. Der Onkel dagegen, der ihr den Vorrang in unserer Liebe nicht lassen wollte, gab uns Anleitung in der Landwirthschaft, das heißt, er ließ uns auf dem

hochbeladenen Heuwagen fahren, setzte uns auf die pflügenden Ochsen oder ließ uns durch die Bodenluke wohl zwanzig Schuh tief in die mit Heu und Korn gefüllte Scheune hinabspringen, wo man in den Garben versank und sich unter Jubel und Gelächter, die Haare und Kleider voll Heu, wieder herauswand.

Nebenan in dem Schweizerhäuschen wohnten die drei alten Fräulein von Plessen, nach denen das Haus seiner Kleinheit halber im Scherz die Plessenburg genannt wurde. Zu meiner Zeit waren es nur noch zwei; die Dritte, Franziska, lebte in der Erinnerung der Anderen noch mit als die „Schwester Franz", und ich hörte sie so oft nennen, daß ich mir einbilden könnte, sie auch gekannt zu haben, wenn die Daten dem nicht widersprächen.

Fräulein Luise von Plessen, die Aelteste von den Dreien, war Thekla's theuerste Freundin, eine damals schon hochbetagte Dame, deren Geburt noch ins achtzehnte Jahrhundert fiel. Sie ging immer weiß gekleidet, in einem weiten, garnirten Oberkleid, das sich vorn über einem reich mit Volants verzierten Unterkleid öffnete; auf dem Kopfe trug sie einen großen Florentiner Strohhut mit weißem Band und schwarzseidene, filetgestrickte Halbhandschuhe an den schöngepflegten Händen. Obgleich das Alter der Schäferspiele weit hinter ihr lag, war sie doch mit ihrem Schäferhut nicht lächerlich: eine sanfte Würde, eine Jugend der Seele stimmte zu diesem Anzug. Ihre Haare waren noch völlig schwarz, und sie hatte weder Runzeln noch Furchen, nur daß die Haut ein wenig lose geworden war, aber ihre zarte Färbung war ihr geblieben, wie ein welkes Rosenblatt noch immer ein Rosenblatt ist.

In der ganzen Gegend nannte man sie nur „das Fräulein". Sie war der gute Geist von Ilgenau, denn sie strickte und nähte für die Armen, schickte den Kranken Wein, schlichtete Familienzwistigkeiten und doctorte auch ein wenig bei den Bauersfrauen. Aber wer ihrer bedurfte, der mußte zu ihr kommen, denn sie verließ die „Plessenburg" nie. Diese Gewohnheit wurde mit der Zeit so mächtig, daß es Gewalt gebraucht haben würde, um die alte Dame nur bis ans andere Ende der Dorfstraße zu bringen.

Ihr Geburtstag war immer ein Fest für den ganzen Ort. Die Schulmädchen sangen vor ihrer Thür und überreichten Sträuße, die ansässigen besseren Familien machten Gratulationsvisite, alte Freunde aus der Stadt fanden sich ein, und gelegentlich hielt auch eine Hofequipage aus der Residenz vor dem Garten, deren rothberockte Lakaien das Entzücken der Dorfjugend waren.

Das Fräulein war nämlich in jüngeren Jahren Vorleserin und Vertraute der Königin-Mutter gewesen und unterhielt noch lange Zeit Beziehungen zum Hofe. Sie war viel mit ihrer Gebieterin gereist, liebte wie diese die Kunst und Poesie und sprach geläufig fremde Sprachen. Von ihr hatte sie die unerschütterliche lächelnde Hoheit, die ihr das Ansehen gab, als ob sie selbst dem Lande einen König geschenkt hätte.

Interessanter für uns Kinder war übrigens ihre Schwester Sophie, eine Idiotin, die den ganzen Tag in der Bettjacke schimpfend am Fenster oder am Zaun ihres Vorgärtchens lag, um die Schwelle des Entreß'schen Hauses zu

bewachen. Sie hatte gar keinen Hinterkopf, sondern nur ein Gesicht, das deshalb wie eine Maske aussah; um den Mangel zu verdecken, trug sie meist eine weiße kattunene Schlafhaube. Sprechen konnte sie nicht, sie lallte bloß, verfügte aber gleichwohl über eine große Auswahl der allergemeinsten Schimpfworte, von denen man nicht begriff, wo sie sie bei ihrer Abgeschlossenheit aufgelesen haben konnte. Onkel Entreß pflegte deshalb zu sagen, daß die Kenntniß der Schimpfwörter dem menschlichen Gehirne eingeboren sei.

Sie war sehr verliebter und eifersüchtiger Natur und übte im Orte eine Art Sittenpolizei aus; denn wenn ein Mädchen sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen, so war sie unter den Ersten, die davon wußten. Der Kläffer Piccolo durfte nur den Kopf nach des Onkels schöner Diana drehen, so warf sie mit Steinen nach ihm, und sie trug immer einen Stecken mit sich, um den Haushahn aus dem Bereich seiner Hennen fernzuhalten. Ging aber gar ein Liebespärchen an ihrem Zaun vorüber, so rief sie ihnen greuliche Schimpfworte nach, die zum Glück von den Betroffenen ihrer lallenden Sprache wegen meist nicht verstanden wurden. — Wenn sie es zu arg trieb, so rief man den Onkel Entreß, der der Gegenstand ihrer Verehrung war, damit er sie beruhige. Sobald dieser an den Zaun trat und sagte: „Guten Abend, Fräulein Sophie, wie geht es Ihnen?" gab sie sich zufrieden und ging für den Rest des Tages mit strahlendem Gesicht umher, indem sie immer von Zeit zu Zeit zu sich selber sagte: „Guten Abend, Fräulein Sophie, wie geht es Ihnen?"

An die Schwester Franz, die lange in Italien gelebt hatte, erinnerten auf der Plessenburg noch ein herrlicher Kupferstich, eine Raffael'sche Madonna darstellend, sowie ein Bildniß Dante's. Es hieß von ihr, sie sei eine überzeugte Spiritistin und Tischrückerin gewesen und habe mit den Jahren auch die viel begabtere und gebildetere Luise in ihren Bannkreis gezogen.

Tante Thekla konnte uns keine höhere Ehre erweisen, als indem sie uns auf die Plessenburg mitnahm, und es lag in der Luft, daß man sich dort äußerst gesetzt und bescheiden betrug. Das hoheitsvolle Wesen des alten Fräuleins machte mir einen so tiefen Eindruck, daß ich in ihrer Nähe kaum zu athmen wagte. Auch die Großen schienen zu ihr emporzublicken, denn sie galt allgemein für eine Dame von ganz außergewöhnlicher Bildung, und der mystische Anflug erhöhte nur das Interesse, das von ihrer Person ausging. Sie sprach gerne allein mit sich selber, und wenn sie im Garten wandelte, lag immer ein abwesendes Lächeln auf ihren Lippen. Auch sah man sie nicht selten stille stehen und den Kopf wenden, als ob sie die Antwort einer unsichtbar gegenwärtigen Person vernehme. Man wußte, daß sie griechische Philosophen las, von denen sie seltsame Glaubenssätze sich zu eigen gemacht haben sollte. So hieß es, daß sie im Windhauch die Geister der Abgeschiedenen erkenne und in den Sonnenstäubchen die Seelen der Ungeborenen, die das All füllen. Dieser Phantasien gedachte man im Freundeskreis mit einem leisen, ehrerbietigen Kopfschütteln, denn das Fräulein machte keine Proselyten und äußerte sich auch gegen ihre Intimsten nur selten und andeutungsweise darüber. Für die kindliche Neugier hatte das Alles einen großen Reiz, und eine Zeitlang war es unsere Lieblingsunterhaltung, uns heimlich an das verdunkelte

Fenster zu stellen, um in einem Sonnenstrahl, der durch den Spalt der Jalousie hereinfiel, die künftige Generation sich tummeln zu sehen.

Das Entreß'sche Gut und die „Plessenburg" nebst den umgebenden Gärten hatten ursprünglich einen zusammenhängenden Besitz, das Erbgut Derer von Plessen, gebildet, das mit seinem prachtvollen, im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts angelegten Park das Wunder der Gegend gewesen war. In dem großen Haus mit der steinernen Terrasse und den hohen Schlöten waren sämmtliche drei Fräulein von Plessen geboren. Sie verkauften es zusammt dem größten Theil der Anlage an den Vater des Herrn von Entreß, um die Schulden eines leichtsinnigen Bruders zu decken, der später nach Amerika ging und dort verscholl. Nur einen schmalen, aber langen Parkstreifen mit dem sogenannten „Sommerhäuschen" hatten sie für sich behalten und das Häuschen für ihre bescheidenen Bedürfnisse zum Wohnen umgebaut. Von der Zusammengehörigkeit der beiden Häuser blieb immer etwas erhalten, indem die Scheidemauer nur sehr niedrig gezogen wurde und ein festes geistiges Band die Besitzer verknüpfte. Luise von Plessen und die alte Frau von Entreß, die gleichfalls eine hochgebildete Dame gewesen sein muß, hielten eng zusammen und lebten in einer gemeinsamen idealen Welt. Der alte Entreß dagegen war ein praktischer Landwirth, und unter seinen Händen verlor das Gut allmählich ganz den ursprünglichen Charakter. An Stelle der Laubgänge und herrlichen Blumenbeete traten lange Reihen von Birnen- und Pflaumenbäumen, die künstlichen Ruinen verschwanden, der durch unterirdische Röhren gespeiste Weiher wurde zur Viehtränke hergerichtet, und in unseren Tagen existirten auch die Borkenhütte und der chinesische Tempel, die die allgemeine Umwälzung noch eine Zeitlang überdauert hatten, nur noch in der Erinnerung.

Drüben auf der Plessen'schen Seite aber, durch die Grenzmauer und eine daranschließende Hecke den Blicken entzogen, lebte und webte noch die alte Zeit. Sie war auf den engsten Raum zusammengedrängt, aber sie war noch lebendig und wirksam. Ein zauberhafter Friede lag über diesen duftenden Blumenterrassen, diesen altmodischen Taxuswänden, diesen epheuumsponnenen Mauernischen, in deren einer noch eine gipsene Ceres ohne Arme thronte. Selbst die Blumen rochen nach Vergangenheit, nicht nach einer todten, welken Vergangenheit, sondern nach einer von der Erinnerung verklärten, die schöner ist als die Gegenwart. Für uns Kinder hatte diese fremde Welt eine übermächtige Anziehung; wir stiegen oft auf die niedrige Grenzmauer, um hinüberzublicken, und wir meinten, auch der Sonnenschein, der drüben auf den Beeten spielte, das Summen der Mücken und das Schwärmen der Bienen gehörten einem anderen Jahrhundert an.

Deutlich erinnere ich mich noch an ein glänzend-grünes, sonnbeschienenes Rasenrondell mit einer großen Vase in der Mitte. Von dort führten Taxusalleen sternförmig nach allen vier Seiten des Gartens; ovale, von niedrigem Buchs umsäumte Blumenbeete lagen dazwischen. — Bei diesen sah man häufig das Fräulein selbst mit Gießkanne und Gartenschere hantiren, wobei sie starke lederne Handschuhe trug, um die zarte Weiße ihrer Hände zu schonen. — Durch den Mittelgang gelangte man an das obere Ende der Parkmauer, wo un-

beschnittene Rosen- und Weißdornhecken ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten. In der Ecke stand eine herrliche Gruppe von Trauerweiden, und unter den Weiden barg sich das Geheimniß der Plessenburg.

Das Geheimniß der Plessenburg aber war nichts Anderes als ein Grab.

Ich hatte es niemals mit Augen gesehen, aber ich wußte, daß es da war.

Ein Grab! Das bloße Wort regte meine tiefste Neugier auf. Darin lag ein Ding, das einst ein Mensch gewesen, und von dem jetzt nichts mehr übrig war als die Erinnerung. Ein Mensch, der umherging und aß und trank und sprach und lachte wie wir. Wie er ausgesehen haben mochte, dieser Mensch, der da drüben an der Parkmauer schlief, und über dessen Haupt die Bienen summten? Ich mußte immer an seine Nähe denken, und das Grab war vor Allem Ursache, daß ich so gerne auf das Mäuerchen stieg.

Gräber, das wußte ich, befanden sich sonst nur auf Kirchhöfen, und ich suchte vergebens zu errathen, auf welche Weise ein Grab in dieses stille Lustgärtchen kam. Gelegentlich hatte ich auch sagen hören, es sei „Werther's Grab", aber dadurch war ich um nichts klüger geworden, denn ich wußte ja nicht, wer dieser Werther war.

Auf die Fragen, die mich bewegten, gab mein viel älterer Spielkamerad Ludolf, ein Schwestersohn des Onkels Entreß, Auskunft.

Dieser Knabe war erschreckend klug, und der Onkel Entreß nannte ihn nur den „Doctor Allwissend". Von jedem Berg konnte er augenblicklich die Höhe und von jeder Stadt die genaue Einwohnerzahl angeben. Sobald ein Stichwort fiel, zog er ein Schubfach seines Gehirnes auf und brachte einige auf den Gegenstand bezügliche Daten oder Zahlen hervor.

Als ich ihm meine Zweifel wegen des Grabes anvertraute, sagte er:

„Der Werther war ein Selbstmörder, und Selbstmörder begräbt man nicht in geweihtem Grund."

„Was ist das, ein Selbstmörder?" fragte ich schaudernd.

„Ein Selbstmörder ist Einer, der sich selbst das Leben nimmt. So Einer wie der Vetter Jasmund."

Alsbald stand die unheimliche Gestalt eines Verwandten der Entreß'schen Familie vor mir, bei dessen Ankunft ich mich jedesmal versteckte, denn er trug ein schwarzes Lederläppchen auf der Stirn, und unter diesem Läppchen, hieß es, sei die Stelle, wo er sich selbst eine Kugel hineingeschossen habe.

Als Ludolf den tiefen Eindruck seiner Mittheilung sah, erzählte er mir Alles, was er von Werther wußte. Unter Anderem sagte er, Werther habe einen blauen Frack mit gelber Weste angehabt, als er sich erschoß. Warum dieses Detail mein Entsetzen noch vermehrte, weiß ich nicht, aber es war so. Der unglückliche Werther wurde fortan der Alp meiner Kinderträume: immer sah ich ihn im blauen Frack mit gelber Weste durch einen langen Gang auf mich herankommen, er hatte das bleiche, todestraurige Gesicht des Herrn von Jasmund, und über der durchschossenen Stirn trug er ein schwarzes Lederläppchen. Aber der Reiz war stärker als das Grauen, und es zog mich jetzt noch mehr als sonst nach der geheimnißvollen Stelle.

Gerne hätte ich von Ludolf erfahren, weshalb der Werther die That gethan, aber mit dieser Frage kam ich an den Unrechten, denn Ludolf's Hirn befaßte sich nur mit Thatsachen; für die inneren Vorgänge interessirte er sich nicht.

„Ich glaube, aus Liebe," sagte er schließlich wegwerfend, als ich mit Fragen nicht nachließ.

Dagegen beschrieb er mir eingehend das Grab mit seiner Umgebung, das er einmal genau besichtigt hatte, als er sich zufällig ganz allein im Plessen'schen Garten befand. Nach seiner Schilderung war es ein viereckiges Rasenstück, von den mächtigen alten Trauerweiden ganz überdeckt und mit den schönsten Blumen bepflanzt. Darauf erhob sich über niedrigem Sockel ein gebrochener Säulenschaft, mit marmornem Lorbeerkranz umwunden. Derselbe trug keinen Namen, nur eine lange Inschrift, die mir Ludolf auswendig hersagen konnte. Denn er hatte ein phänomenales Gedächtniß, das alles einmal Gehörte oder Gelesene wörtlich festhielt, und wenn er am Leben geblieben wäre, so hätte er ein statistisches Genie werden müssen. Er starb aber noch bevor er die Universität bezog, die Aerzte sagten, an Anämie; ich habe mich jedoch nie der Vermuthung entschlagen können, daß er an einer Ueberfüllung des Gehirns mit Thatsachen gestorben sei. — Der Spruch, den er mir mit geschlossenen Augen mechanisch herleierte, hieß: „Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schöne; ringsum wird sein Auge mich suchen und wird mich nicht finden."

Auf der anderen Seite stand ein griechisches Wort, das nach Ludolf's Erklärung so viel bedeutete wie: „Lebe wohl!" oder „Sei gegrüßt!"

Da meine Neugier bei Ludolf keine weitere Nahrung fand, forschte ich Thekla nach dem Geheimniß der Plessenburg aus.

Aber sie konnte mir wenig Auskunft geben, denn der Trieb, die Dinge zu ergründen, lag nicht in ihrer Natur. Sie wußte nur, daß das Grab schon zur Zeit ihrer Schwiegermutter dagewesen war, daß aber nie von demselben geredet wurde. Jedenfalls sei es das Grab einer dem Fräulein nahestehenden Person, sagte sie, denn diese sowohl wie die „Schwester Franz" — so wurde die Verstorbene auch von den Freunden genannt, in Anerkennung, daß Luise die Hauptperson war — hätten es stets mit eigenen Händen gepflegt und viele Stunden des Tags in stiller Sammlung dort zugebracht. Auch würde niemals eine fremde Person dorthin geführt, und man habe mit Absicht Bäume und Gebüsche auf dieser Seite des Gartens verwildern lassen, um das Grab den Blicken der Besucher zu entziehen. — Thekla selber hatte es nie gesehen. Sie nahm an, daß eine besonders schmerzhafte Erinnerung damit verknüpft sei, irgend ein tragisches Familiengeheimniß, das vielleicht außer ihrer verstorbenen Schwiegermutter keinen fremden Mitwisser gehabt habe. Denn diese sei oft in früheren Jahren mit den beiden Freundinnen an dem stillen Ruheplatz gesessen und habe zuweilen auch Kränze dorthin getragen, ohne je den Namen des Todten zu nennen, dessen Andenken sie damit ehrte.

„Warum fragst Du nicht das Fräulein selber?" sagte ich.

Aber Thekla antwortete, daß dies sehr unpassend wäre, und daß sie auch gar nicht neugierig sei. Einmal, noch zu Lebzeiten der Schwester Franz, habe ein vorlauter Besucher, nachdem er heimlich bis zu dem Grabmal vorgedrungen sei, diese Frage gestellt, aber das Fräulein habe den Unbescheidenen mit einem Blicke angesehen, daß ihm das Weiterfragen vergangen sei. Und die Schwester Franz sei gleichfalls über die Unschicklichkeit sichtlich bestürzt gewesen. Seit der Zeit würde sich Niemand mehr eine solche Freiheit herausnehmen.

Jetzt konnte ich mein Licht nicht länger unter den Scheffel stellen. Ich rückte ganz nahe zu ihr heran und flüsterte in ihr Ohr:

„Weißt Du denn nicht? In dem Grab liegt ein Selbstmörder, wie der Vetter Jasmund."

Tante Thekla fragte, wie ich zu dem Einfall komme, und nun erzählte ich ihr, was ich von Ludolf wußte: daß der Verstorbene Werther geheißen, einen blauen Frack mit gelber Weste getragen und sich aus Liebe erschossen habe. Aber Thekla lächelte und schenkte diesen Mittheilungen keine Beachtung.

Ich konnte nicht wie Thekla von mir rühmen, daß ich nicht neugierig sei, vielmehr brannte ich vor Verlangen, das Grab zu sehen. Ich gab mir alle Mühe, Ludolf zu einer gemeinsamen Expedition in den Nachbarsgarten zu bewegen. Aber Ludolf wollte sich nicht dazu verstehen, denn nachdem er einmal die Localität besichtigt und alle auf das Grab bezüglichen Thatsachen in seinem Gehirn verzeichnet hatte, war für ihn die Sache abgethan. Und um nichts auf der Welt hätte ich mich auf eigene Hand an die Stelle gewagt, die mich dämonisch anzog. Wir kamen endlich überein, daß ich allein die Mauer übersteigen und den Gang nach Werther's Grab antreten sollte, während Ludolf oben sitzend als Schildwache zurückbleiben und mir durch seine Nähe eine moralische Unterstützung gewähren wollte. Aber kaum hatte mein zagender Fuß die Mittelallee betreten, die nach der oberen Parkmauer führte, als der Verräther Ludolf mit dem Schrei: „Hu, der Werther kommt!" hinuntertauchte und verschwand.

Ich machte rechtsum und rannte, so schnell ich konnte, dem Wohnhaus zu, während in meinem Rücken ein lautes Gekläff erscholl, und etwas Scharfes mir plötzlich hinterrücks in die Kniekehle fuhr. Ich meinte, der Werther habe mich gefaßt, und fiel laut schreiend in zwei Arme, die sich mir entgegenstreckten.

Es war meine Freundin Julie, die Nähterin des Dorfs, die, mit einem Zeuglappen in der Hand und die Brust mit Nadeln bespickt, mir die Treppe herunter zu Hülfe flog. Ich schluchzte meine Angst in ihren getreuen Armen aus. Schon hatte sich das ganze Haus um mich versammelt, das Fräulein kam in eigener majestätischer Person heran, die Dienerin brachte ein Becken mit Wasser, und der Missethäter Piccolo duckte sich scheu daneben ins Gesträuch. Das gebissene Knie wurde untersucht, und das Fräulein ließ es sich nicht nehmen, die Wunde selber auszuwaschen und mit schneeweißem Leinenzeug zu verbinden, wobei ich die Berührung ihrer linden, weißen, noch völlig glatten Hände äußerst wohlthuend empfand. Dann wurde ich mit ausgestrecktem Bein auf der grünen Bank unter den Maulbeerbäumen gebettet.

und als Thekla auf die Nachricht von dem Unfall herüberflog, hatte ich Schmerz und Schreck, sowie den Zweck meiner Unternehmung, nach dem mich zum Glück Niemand fragte, in Juliens Gesellschaft vergessen.

Julie war die Tochter des Sägemüllers, dessen Anwesen drüben am rechten Lindachufer unter der schönen Erlengruppe stand. Ein Herzleiden machte sie gebrechlich, weshalb ich sie für ziemlich betagt hielt, obgleich sie nicht viel über zwanzig zählte. Sie trug sich auch so dunkel und unscheinbar wie eine Alte, und ihre schweren braunen Zöpfe, die ihre einzige Schönheit waren, versteckte sie in einem schwarzen filetgestrickten Seidennetz, unter dem ihre Stirne unförmlich hoch erschien. Aber in ihrer verkümmerten Gestalt barg sich ein Feuergeist. Ihre großen Augen hatten oft einen brennenden Glanz, der mehr als von der Krankheit von dem hohen Schwung ihrer Seele herrührte, denn sie schwebte immer in Erdferne und machte dabei rührend schlechte Kleider, alle nach dem gleichen Schnitt für Jung und Alt. Wie auch die Mode wechselte, es war unmöglich, sie zu einer Aenderung in ihrem Schnittmuster zu bewegen. Wenn man ihr ein neueres Modell vorlegte, um es zu copiren, so betrachtete sie es gelassen von allen Seiten und gab es dann zurück, indem sie mit freundlicher Entschiedenheit sagte: „Das hat keinen höheren Werth."

Julie war die Vertraute aller Seelenschmerzen im ganzen Ort, denen sie reichlichen Thränenzoll weihte, und wenn irgendwo ein Sterbefall eingetreten war, so erschien sie auch ungerufen im Hause, nähte und weinte. Dabei war sie ebenso tapfer wie gefühlvoll, und jedes Unrecht hatte an ihr eine offene, unversöhnliche Widersacherin.

Für mich gab es keine größere Freude, als wenn ich Julie auf der Sägemühle besuchen durfte. Ich saß dann bei ihr in dem kleinen Stübchen über dem Fluß, wo der Boden schütterte und die alten Erlen zum Fenster hereinsahen, und sie erzählte mir, während sie nähte, schaurige Sagen. Wenn sie aber feierlich gestimmt war, dann ließ sie die Arbeit liegen und declamirte mit schrecklich falschem Pathos, das jedoch von mir höchlich bewundert wurde, „Hektor's Abschied". Sie hatte immer irgend einen Band Poesie, der dem Fräulein gehörte, auf ihrem Nähtisch liegen und schwärmte für die Griechen, mit deren großen Namen und Thaten sie gerne das Gespräch würzte; und wenn dabei auch kleine Verwechselungen mit unterliefen, so schadete das nichts, denn ich war noch nicht im Stand, sie zu controliren. Sie liebte alles Heroische, und es war ein öffentliches Geheimniß, daß Onkel Entreß, in dem sie das Urbild heldenhafter Männlichkeit sah, der Gegenstand ihrer verschwiegenen Neigung war. Wir Kinder neckten sie auch bisweilen, indem wir ihr Liebesbriefe schrieben, als ob sie vom Onkel kämen. Sie war natürlich über deren Herkunft keinen Augenblick im Zweifel, denn schon die Krakelfüße verriethen ihre Urheber; dennoch machten ihr die Briefe das größte Vergnügen, weil sie ihrer Einbildungskraft schmeichelten. Ja, es wurde mir sogar später erzählt, daß sie sich in ihrer letzten Krankheit unsere Briefe habe unter das Kopfkissen legen lassen, um sich durch das unschuldige Spiel über ihr kurzes, freudeloses Leben zu trösten, und daß sie, mit dem Haupt auf diesen Blättern ruhend, entschlummert sei.

Julie lebte in innigster Freundschaft sowohl mit dem Fräulein wie mit Tante Thekla, denn Standesvorurtheile gab es in Ilgenau nicht, und auch der Abstand der Jahre spielte keine Rolle. Nur daß das Fräulein die jüngeren Freundinnen duzte, was von diesen nicht erwidert wurde. Der reinste Idealismus verband diese drei Naturen, an die sich alle zartbesaiteten oder hochstrebenden Seelen im Ort anschlossen. Luise von Plessen hatte schon seit einer Reihe von Generationen der Weiblichkeit von Ilgenau ihren Stempel aufgedrückt.

An gewissen Nachmittagen kamen diese Frauen mit dem Strickbeutel zusammen, redeten von den letzten Unglücks- und Sterbefällen in ihrer Bekanntschaft und weinten dazu, indem eine Jede an ihre eigenen Schmerzen, geträumte oder wirkliche, dachte. Das geschah so recht mit Lust, und wenn sie sich ausgeweint hatten, schenkten sie Kaffee ein, aßen Kuchen und waren wieder guter Dinge. Dieses Thränenconventikel war zwar den Männern ein Greuel, und Onkel Entreß nannte es ungalant das „Heulkränzchen", aber für die Frauen hatte es großen Werth, denn sie reinigten und entluden sich dabei auf Wochen hinaus von aller Trübsal und Bitterniß, daß sie die Zwischenzeit in heiterer Rüstigkeit zubringen konnten.

Eine höhere Weihe schwebte über diesen Zusammenkünften, wenn sie auf der Plessenburg stattfanden. Ein solcher Nachmittag, dem auch ich beiwohnen durfte, steht mir noch ganz lebendig vor der Seele. Es war dazu, außer den anderen Gästen, auch die Oberin eines adligen Frauenstiftes aus der Nachbarschaft herübergekommen, und diese neue Gestalt erregte mein tiefstes Interesse; denn sie war, obwohl nicht mehr jung, von ungewöhnlicher, vornehmer Schönheit und trug einen der stolzesten Namen des Landes. Ich konnte die edlen Züge im Rahmen der schwarzen Haare und die zarte Weiße der Haut nicht genug anstaunen, und obwohl ich sie nur dieses eine Mal gesehen habe, ist ihre Erscheinung mir unvergeßlich geblieben. Julie machte mir später Andeutungen, als ob jener bleiche Herr von Jasmund in ihrem Leben eine Rolle gespielt habe; doch das lasse ich dahingestellt, denn Juliens Phantasie sah überall Liebesromane.

Das Fräulein behandelte den edlen Gast mit einer Auszeichnung, die nicht dem hohen Stand und der Stellung gelten konnte. Sie drückte ihr wiederholt über den Tisch die Hand und sagte dabei ein Wort, das mir unbekannt war und mich durch seinen fremdartigen Klang und die Betonung, womit es gesprochen wurde, noch lange verfolgte.

Dieses Wort, an dessen Bedeutung auch der Doctor Allwissend zu Schanden wurde, hieß „Missolunghi".

Das Fräulein hatte ein von ihrer Hand geschriebenes Buch auf dem Tische liegen, das auf der gepreßten Lederdecke mit fingerlangen Goldbuchstaben die Aufschrift „Poesie" trug. Aus diesem las sie mit leuchtenden Augen ein Gedicht, worin unter vielen großartig fremden Namen ein einziger meinen Ohren geläufiger, der Familienname des anwesenden Stiftsfräuleins, vorkam. Von dem Gedicht, das mich sehr entzückte, habe ich nur die eine Strophe behalten:

„O Missolunghi, Deine Gräber glänzen —"

Im Uebrigen blieb mir der Sinn der Verse ziemlich dunkel, denn er schwebte und schwankte in den unbestimmten Linien einer heroischen Schwärmerei. Um so stärker wirkte die feierliche Sprache, und es war, als müßte jetzt gleich etwas ganz Außerordentliches geschehen. Julie saß mit weit offenen, glänzenden Augen, als starrte sie einer glorreichen Vision entgegen, und Thekla legte beide Arme um das Fräulein, wie aus Furcht, daß sie ihr durch die Lüfte davon getragen werden könnte.

Sie hatte wohl Grund, die hülflose kleine Frau, sich so eng an ihre Beschützerin zu klammern, denn das Fräulein war ihr einziger Halt. Sie allein durfte es wagen, den Onkel Entreß bisweilen abzukanzeln und das verschüchterte Frauchen gegen seine Brutalitäten in Schutz zu nehmen. Sie hatte ihn schon als kleinen Jungen gekannt, und das eingewurzelte Respectsverhältniß machte ihn gegen das alte Fräulein zahm. Außerdem war Luise von Plessen die Großtante jener kühnen Amazone, der Onkel Entreß sein Herz nachgeworfen hatte. Im Empfangszimmer der Plessenburg hing ein hübsches Pastellbild der Baroneß Clémence, nach dem er lange Zeit das heftigste Verlangen trug. Doch das Fräulein verweigerte ihm das Geschenk, weil sie sich über des Mannes hartnäckige und absichtliche Selbstverblendung ärgerte, und sie sagte oft, daß es nur der Reiz des unerlangten Wunsches sei; denn wenn Herr von Entreß ihre Nichte bekommen hätte, so würde er sie um nichts besser behandeln als die arme Thekla. Aber diese selber setzte es durch, daß sie das Bild durch einen zeitweilig im Ort anwesenden Maler copiren lassen durfte, zur Ueberraschung für ihren Gatten; eine Güte, die ihr freilich schlecht bekommen sollte, denn der eigensinnige Mann verbohrte sich über dem täglichen Anblick noch mehr in seinen Wahn. Nie konnte er das Bild betrachten, ohne seine Frau durch einen verletzenden Vergleich zu kränken. „Das war eine Andere als Du," pflegte er jeden Augenblick zu sagen oder: „Glücklich der Mann, dem ein solches Weib zu Theil wird." Das Alles ertrug sie mit freundlicher Miene, indem sie sogar selber an dem Cultus für die Amazone Theil nahm; und die Copie, die über ihres Mannes Schreibtisch hing, stäubte sie jeden Tag mit eigenen Händen ab.

Sie war auch die Einzige, die ihm geduldig zuhörte, wenn er von der Baroneß Clémence zu reden anhub, und sie wußte nachgerade jedes Wort auswendig, das die Beiden mit einander gesprochen hatten. Nichtsdestoweniger ließ sie sich die Geschichte ihrer Bekanntschaft immer aufs Neue erzählen, denn dies war das einzige Mittel, ihn ab und zu in ihrer Nähe festzuhalten. Seine Schwärmerei für die Baroneß Clémence verhinderte ihn aber nicht, ein sehr scharfes Auge für die aufblühenden Dorfschönheiten zu haben, und Thekla wußte wohl, daß er ihr nicht treu war; aber sie trug auch das mit Engelsgeduld, ohne ihr goldenes Gemüth durch Eifersucht vergiften zu lassen. Wer hingegen über des Onkels Liebschaften fuchsteufelswild wurde, das war die Idiotin, die stets auf dem Laufenden war, und wenn ein solches Mädchen sich nur von Weitem dem Entreß'schen Hause näherte, so erhob sie von ihrem Posten hinter dem Zaun ein wüthendes Geschrei.

Von all' diesen Dingen waren wir Kinder aufs Genaueste unterrichtet, ohne daß ich sagen könnte, wer sie uns erzählte. Sie lagen in Ilgenau gleichsam in der Luft, denn Niemand hatte dort vor seinen Nachbarn Geheimnisse, und außerdem wurde zwischen Kindern und Erwachsenen wenig Unterschied gemacht: wie die Großen sich willig zu Spielkameraden der Kleinen hergaben, so nahmen sie auch keinen Anstand, uns durch die Gespräche, die sie vor unseren Ohren führten, in ihre Welt hereinblicken zu lassen. Nur dem Geheimniß, das Werther's Grab umschwebte, war ich noch um keinen Schritt näher gekommen, ja ich hatte das Grab, das meine Einbildungskraft so stark beschäftigte, noch immer nicht mit Augen gesehen.

Da berief mich eines Abends Julie, die gerade im Entreß'schen Haus nähte, geheimnißvoll in den Garten und bat mich, ihr beim Schneiden von Laub und beim Winden von Kränzen behülflich zu sein; es müsse heimlich geschehen, und Niemand als wir beide dürfe darum wissen. Natürlich war ich gleich mit ganzer Seele bei der Sache. Wir füllten einen großen Waschkorb mit Eichenlaub, Immergrün, Stechpalmen und anderem Grünzeug, dann setzten wir uns im hintersten Winkel des Gartens und flochten die Kränze, wobei ich ihr die Zweige reichte, und sie dieselben kunstvoll um den Reif aus Weidengerten befestigte. Zuletzt wanden wir noch einen kleineren Kranz aus lauter dunkelrothen Rosen, der wunderbar duftete. Aber wie sehr ich in sie drang, Julie wollte mir nicht sagen, für wen die Kränze bestimmt seien. Sie verhieß nur, daß ich ihr in aller Frühe behülflich sein dürfe, sie an Ort und Stelle zu bringen, und daß sie mich zu diesem Zweck zeitig wecken werde. Julie pflegte nämlich, wenn es viel Näharbeit gab, im Entreß'schen Hause zu schlafen, und dies waren, glaube ich, ihre glücklichsten Stunden, weil Onkel Entreß Abends vor Schlafengehen noch auf der Schwelle der Nähstube erschien und freundlich mit dem Kopf nickte. Auf dieses Kopfnicken freute sie sich den ganzen Tag.

Des anderen Morgens erschien sie auch richtig ganz früh an meinem Bett und hieß mich leise aufstehen. Ich fuhr schnell in die Kleider und folgte ihr in den Garten, wo wir die Kränze im Brunnentrog aufbewahrt hatten. Es war schon ganz hell, obgleich die Sonne noch hinter den Bergen stand. Wir liefen schnell mit unseren Kränzen durch die feuchten Gartenwege nach dem Grenzmäuerchen, und ich stellte keine Fragen mehr, denn jetzt wußte ich, wohin der Weg ging. Leise und vorsichtig stiegen wir hinüber, um Piccolo, der drüben im Hause schlief, nicht zu wecken. Dann schlichen wir durch den Taxusgang nach der oberen Parkmauer, bis dichtes Gestrüpp uns den Weg versperrte. Julie fand ohne Mühe den Durchgang. Wir traten auf lichtgrünen Rasen, und in der Mauerecke schimmerte uns etwas Weißes durch die Zweige der Trauerweiden entgegen. Es war der Stein von „Werther's Grab".

Zwei Weiden standen rechts und links und ließen wie weinende Dryaden ihr langes grünes Gelock bis zur Erde niederhängen, daß es, weit ausgebreitet, einen rund umschlossenen grünen Tempel bildete. Die dritte war hinter den Grabstein gepflanzt und stieg hoch und strack hinauf, indem sie nur ganz oben eine breite Krone trieb, deren grüne Fahnen wie Fransen eines Baldachins

hoch in der blauen Luft über den geneigten Wipfeln ihrer Nachbarinnen hingen.

Wir schoben die Zweige wie einen Thürvorhang zurück und fanden uns in einer grünen Dämmerung, die von der aufsteigenden Sonne durchleuchtet war. Ich umging das Grab von allen Seiten, entzifferte die Inschrift, die ich schon kannte, und sah mir lange die unverständlichen griechischen Buchstaben auf der Rückseite an. Der Hügel war mit Epheu und Vergißmeinnicht umrandet und sorglich gepflegt, wie es sonst nur frische Gräber sind. Daneben stand eine steinerne Bank, auf der das Fräulein und auch die Schwester Franz, als sie noch lebte, lesend oder stickend ihre Stunden zu verbringen pflegten.

Schnell war das ganze Grab mit unseren Kränzen bedeckt, und Julie kauerte daneben, um sie zurecht zu rücken. Den blutrothen, den ich am Fußende niedergelegt hatte, nahm sie weg und befestigte ihn an dem marmornen Säulenschaft.

Ihre Augen glänzten wie zwei Feuerflammen, als sie mir geheimnißvoll sagte:

„Heute ist der Tag der Schlacht von Salamis."

Darauf stand sie lange schweigend wie in stummem Gebet. Aber an der Art, wie sie die Lippen bewegte, merkte ich, daß sie Verse vor sich hin murmelte, und ich meinte auch das Wort „Missolunghi" wieder zu hören.

Plötzlich kniete sie vor dem Hügel nieder, lehnte den Kopf an die steinerne Umrandung und ergoß ihre verhaltenen Gefühle in einen Thränenstrom.

Als sie sich satt geweint hatte, stand sie auf, faßte mich schweigend bei der Hand und zog mich fort, indem sie den Finger auf den Mund legte. Eilig huschten wir längs der Mauer und Hecke hin, bis wir die bequemste Stelle zum Ueberklettern fanden und machten erst drüben auf Entreß'schem Boden Halt. Julie war außer Athem und hielt mit beiden Händen ihr stark klopfendes Herz.

„Julie," sagte ich und war froh, endlich wieder reden zu dürfen, „wenn aber das Fräulein sieht, daß wir Werther's Grab bekränzt haben —?"

„Es ist nicht Werther's Grab," antwortete sie. „Wie kommst Du auf die Dummheit?"

„Der Ludolf hat es gesagt."

„Ach, der will Alles wissen und weiß gar nichts."

Sie wollte weiter gehen, aber ich ließ sie nicht von der Stelle. Ich legte beide Arme um ihren Leib, was ihr bei ihrem großen Liebesbedürfniß sehr wohl that, bat und drängte und schmeichelte, bis sie endlich sagte:

„Ich weiß, Du bist ein verschwiegenes Kind" — das war ein Lob, das ich in der That verdiente — „ich will es Dir sagen. Aber schwöre mir" — und sie hob drei Finger auf — „daß Du ewig schweigen willst."

Ich that, was sie verlangte.

Darauf theilte sie mir in gedämpftem Tone mit, daß in dem Grab der Jugendverlobte des Fräuleins liege, der für die Freiheit der Griechen in den Tod gegangen sei.

„Ich weiß es nicht von ihr selber," setzte sie hinzu, „denn sie spricht nie von dem Grabe. Die Schwester Franz hat es mir anvertraut. So lange sie lebte, haben wir immer gemeinsam an diesem Morgen das Grab mit Kränzen geschmückt. Seitdem sie todt ist, besorge ich's allein. Das Fräulein darf nicht wissen, von wem die Kränze kommen, und sie fragt auch nie danach."

Sie erzählte mir ferner, daß das Fräulein sie einmal in vertrauter Stunde das Bildniß des Verstorbenen habe sehen lassen, das sie in einem Saffianfutteral in ihrem Geheimschubfach aufbewahre. Es stelle einen Jüngling von idealer Schönheit vor. Auch etwas Geschriebenes von seiner Hand habe sie ihr gezeigt, einen Stammbuchvers über den Schmerz, der sei unsäglich schön, und wer ihn gelesen habe, möchte gern sein Leben lang Schmerzen leiden. Außerdem wollte sie noch wissen, daß der Verstorbene Hyperion geheißen habe; das aber glaubte ich ihr nicht, denn es klang mir gar zu befremdlich.

Ihre Griechenbegeisterung übersprang an jenem Tage alle Grenzen und schlug ihr in Blitzen aus den Augen. Sie sagte, wenn sie die Wahl hätte, so würde sie das Loos des Fräuleins dem höchsten Erdenglück vorziehen, so groß sei die Ehre, den geliebten Gegenstand für die Freiheit eines edlen Volkes hin zu geben.

Und auf dem Rande des Brunnens sitzend hielt sie mir einen kleinen geschichtlichen Vortrag über die Freiheitskämpfe der Griechen, wodurch sie jedoch in meinem Kopf eine böse Verwirrung anrichtete. Denn sie warf die griechischen Unabhängigkeitskämpfe aus den zwanziger Jahren mit den Befreiungskriegen der alten Hellenen zusammen, verwechselte die Türken mit den Persern, und die Namen Lord Byron, Themistokles und Marco Botzaris fielen beständig durch einander. Doch was ihr an Kenntniß der Thatsachen abging, das ersetzte sie durch glühende Ueberzeugung. Sie sah aus, als ob sie jeden Augenblick bereit wäre, eine griechenfeindliche Flotte in die Luft zu sprengen. Ihre erhabene Ausdrucksweise stand dabei zu dem breiten Dialekt, den zu mildern ihr nicht recht gelingen wollte, im sonderbarsten Gegensatz, und besonders das Wort „Philhellenen", das sie oft gebrauchte, wurde in ihrem Munde so gedehnt, daß es meinem Ohr wie „Vielhellenen" klang und von mir als die Bezeichnung für eine sehr große Griechenschar, vielmehr für das ideale Gesammthellas aufgefaßt wurde. — Ihr Feuer gab diesen längst verklungenen Ereignissen eine solche Lebendigkeit, daß es mir schien, als ob sie von gestern wären. Und wie nahe rückten sie erst, als Julie mir erzählte, daß es der Vater jener schönen, von mir so sehr bewunderten Stiftsdame gewesen sei, der das Corps der „Vielhellenen" befehligt habe, und daß der Tapfere in dem von ihm vertheidigten Missolunghi an der Seite des englischen Dichters Lord Byron begraben liege. Dadurch erhielt jene ferne Vergangenheit eine persönliche Beziehung, und auf die Gestalten, die damit zusammen hingen, fiel wiederum ein verstärkter Glanz zurück, der heute noch ihr Andenken verklärt. Aber niemals beschäftigte ich mich mit der Frage, wer die Gebeine jenes jugendlichen Freiheitskämpfers, der fern auf dem Boden von Hellas gefallen war, nach Ilgenau gebracht haben könne, und der guten Julie erging es offenbar ebenso.

So harmlos und unkritisch, so anspruchslos nach außen und so reich nach innen lebten zu jener Zeit die Bewohner von Ilgenau.

Aber alles irdische Wesen hat den Keim der Verwandlung in sich, und so waren auch damals schon im Stillen Mächte am Werk, die der ganzen Idylle ein gründliches Ende machen sollten.

Seit mehreren Jahren war ein von auswärts gekommener Industrieller im Orte ansässig, der ein großes Grundstück nahe am Flüßchen gekauft und eine Ziegelei nebst Kalkbrennerei darauf errichtet hatte. Seine rauchenden Schlöte waren den beschaulichen Seelen von Ilgenau Anfangs ein Aergerniß gewesen; da sie aber den Bedürftigen Brot gaben, söhnte man sich mit dem unschönen Anblick aus. Auch daß allmählich immer mehr von dem schönen Wiesengrund aufgerissen und in schmutzige Lehmgruben verwandelt wurde, mußte man gut heißen, weil der ökonomische Vortheil den ästhetischen Schaden aufwog. Die Ziegelei schien gut zu rentiren, denn der Betrieb wurde erweitert, und Arbeitskräfte aus den benachbarten Ortschaften wurden herangezogen. Das brachte vermehrte Bewegung nach Ilgenau, ein neues Wirthshaus entstand, und die Kramläden kamen in Flor. Dagegen nahm die Sicherheit und ländliche Stille ab; es gab Raufhändel zwischen den Bauern und Arbeitern, und ich erinnere mich, daß in einer Nacht dem Onkel Entreß sämmtliche Apfelbäume geleert wurden — ein Fall, der seit Menschengedenken nicht erhört worden war und der zur Folge hatte, daß von nun an der schreckliche Harraß im Obstgarten schlafen mußte, wodurch es dort sogar für die Hausgenossen nicht mehr recht geheuer war.

Der Ziegeleibesitzer — er hieß Klary — wurde allmählich im Ort eine wichtige Persönlichkeit, die sich in alle öffentlichen Angelegenheiten mischte. — Er war ein sogenannter „schöner Mann" mit schwarzem Bart und apfelrothen Wangen, der Anfangs seines Aeußeren wegen besonders beim weiblichen Theil der Bevölkerung einen günstigen Eindruck hervorbrachte; es wurde sogar eine Zeitlang gestritten, wer schöner sei, er oder der Onkel Entreß. Doch trug des Onkels martialische Erscheinung wie billig den Sieg davon.

Frau Klary trat mit großen Ansprüchen auf, sie machte häufig Besuche bei Thekla und Fräulein von Plessen, wo sie immer sehr freundlich empfangen wurde; nur in dem idealen Kränzchen, dem sie gerne beigetreten wäre, fand sie keine Aufnahme.

Sie hatte noch mehr Kleider als Tante Thekla, stand aber schwerlich zu ihnen in einem so mysteriösen Verhältniß wie diese. Dafür waren ihre Kleider die Bewunderung der ganzen Gegend, so bestimmt auch Julie versicherte, daß sie jedes ethischen Werthes ermangelten.

Julie hatte gegen das ganze Klary'sche Haus eine instinctive Abneigung; es war, als ob sie von dort her das Eindringen einer fremden, der ihrigen feindseligen Weltanschauung witterte. Dazu kam, daß Herr Klary ihr einmal, als sie im Hause nähte, persönlich zu nahe getreten war. Julie hatte sich nämlich beim Nähen unter den Daumennagel gestochen und war schleunigst gelaufen, die Nadel in Butter zu stecken, damit der gestochene Daumen sich nicht entzünde. Das war so Brauch bei den Nähterinnen, und Julie hatte

nie über die Zweckmäßigkeit desselben nachgedacht. Da kam Herr Klary hinzu und machte sich über ihren Aberglauben lustig. Diesen Spott vergab sie ihm nie, denn sie war sich bewußt, ein gebildetes Mädchen zu sein, und verlangte, daß man sie auch dafür anerkenne.

Als Herr Klary den Boden von Ilgenau hinlänglich erforscht hatte — sowohl im wörtlichen als auch im figürlichen Sinne — erwarb er das Staatsbürgerrecht, und es hieß, daß er sich in den Landtag wählen lassen wolle. Aber damit hatte es gute Wege. Seine Popularität stand auf sehr schwachen Füßen, obgleich er sich als Wohlthäter des Landes aufspielte und es in einem gewissen Sinne auch war. Er hielt seine Arbeiter gut, steuerte viel für öffentliche Zwecke bei und half gerne den Armen, besonders wo es mit einiger Ostentation geschehen konnte. Jedoch diesen Verdiensten stand eine den Gebildeten wie dem Landvolk gleich unerträgliche persönliche Manier gegenüber. Herr Klary war ein unterrichteter Mann, aber seine Kenntnisse saßen ihm so lose, daß er sie überall anbringen mußte, wo sie erwünscht und wo sie unerwünscht waren. Dadurch stieß er von vornherein bei seinen neuen Mitbürgern an, die von Natur zur Schweigsamkeit und Zurückhaltung neigten, und die häufig von den Dingen, die er ihnen erklärte, genauere Kenntniß hatten als er. Auch sprach er einen fremd klingenden Accent, denn er stammte aus einer weit entlegenen Gegend des großen, damals noch ungeeinigten Vaterlandes. Vor Allem aber konnte Niemand in seiner Gegenwart den Mund aufthun, ohne daß Herr Klary dazwischen fuhr, um zu berichtigen, einzuschränken, zu widerlegen. Alles Dämmernde, Unerklärbare war ihm in der Seele zuwider, daher verfolgte er den Aberglauben mit dem größten Eifer, indem er populär-wissenschaftliche Schriften unter seinen Arbeitern verbreitete, den Bauern im Wirthshaus Vorträge hielt und jedes Winkelchen, in dem sich noch ein Rest der alten Sagenpoesie verkroch, mit seinem Verstandesbesen rein zu fegen suchte. Onkel Entreß und seine Freunde nannten ihn deshalb nur den „Herrn Aufklärer", und um dieser und anderer Eigenschaften willen hielten sie sich die neue Bekanntschaft, so weit es möglich war, vom Leibe.

Unbeirrt durch die schweigende Gegnerschaft der Eingesessenen ging Herr Klary seines Weges weiter. Er kaufte nach und nach all' den verschuldeten Kleinbauern ihre Wiesengründe ab und beschäftigte die Männer in der Fabrik. Es hieß, er habe bedeutende Lehmlager aufgefunden, die einen großartigen Betrieb auf Jahrzehnte hinaus sichern würden, aber der Absatz sei zu gering, weil die Transportmittel fehlten. Bisher waren die Ziegelladungen auf dem Wasserwege versendet worden. Aber die an der Lindach gelegenen Ortschaften boten kein genügendes Absatzgebiet, und überdies verursachte in wasserarmen Jahren die Beförderung große Schwierigkeiten. Der Transport auf Ochsenwagen war versucht, aber als zu kostspielig wieder aufgegeben worden. Gleichwohl fuhr Herr Klary fort, sein Capital in Lehmgründe zu stecken, die ihm vorerst nichts eintrugen, weil er sie unbenützt liegen lassen mußte. Das Landvolk schüttelte den Kopf zu diesem Beginnen; nur einige Tieferblickende waren der Ansicht, er wisse wohl, was er thue, denn Herr Klary habe die „Witterung".

Daß er sie wirklich hatte, zeigte sich bald. Schon seit Jahren ging die Rede, daß das Lindachgebiet durch eine Seitenbahn mit den großen Schienenwegen des Landes verknüpft und dadurch der wirthschaftlichen und culturellen Stagnation, in der es sich befand, entrissen werden sollte. Aber das Project war, wie man zu sagen pflegt, „auf die lange Bank geschoben", weil Regierung und Ständekammern Anderes zu thun hatten. Durch das Drängen mehrerer Abgeordneten kam es neuerdings wieder in Fluß, man las von den Verhandlungen, die darüber im Landtage gepflogen wurden, und eines Morgens, als die Ilgenauer ihr Amtsblatt entfalteten, war zu ihrer Ueberraschung die Lindachbahn beschlossene Sache.

In Ilgenau stand man vor der Frage, ob die Bahnlinie den Ort berühren werde oder nicht. Die Allgemeinheit neigte zu der Annahme, daß man den Schienenweg oben am Rande des großen Forstes hinführen werde, wobei man nur der Straße zu folgen brauchte, die sich am Fuß der Berge zwischen Wald und Wiesengelände hielt. Onkel Entreß fluchte und wetterte im Voraus, daß ihm die Eisenbahn das Wild verscheuchen und die Jagd verderben werde. Nur eine kleine Minderzahl, die vom Hause Klary beeinflußt war, vertrat die Meinung, daß man klüger thäte, sich dem Flußbett, somit auch der Dorfstraße, zu nähern, um für die Zukunft den Anschluß des industriellen Lauterthales zu ermöglichen.

Bevor die Ilgenauer mit dem Für und Wider fertig waren, entstand eines Tages eine Bewegung, die das ganze Dorf auf die Beine brachte. Eine Anzahl von Männern in hohen Schaftstiefeln war unter der Führung eines Ingenieurs mit Instrumenten und Meßstangen erschienen und hatte mitten durch die Felder von Ilgenau, ohne Rücksicht auf Zänne und Gräben, eine Linie abgesteckt, die durch eingeschlagene Pflöcke bezeichnet wurde. Bäume waren mit Tafeln versehen und nummerirt, und an einzelnen Stellen hatte man farbige Fähnchen neben den Pflöcken aufgepflanzt.

Die abgesteckte Linie führte in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter unserer oberen Parkmauer vorüber. Als die Leute mit ihren Arbeiten so weit gekommen waren, stürzte Ludolf herein, den Vorgang zu melden, und Alles lief nach dem Gitterthor, um zuzusehen. Ludolf eilte gleich wieder davon um dem Geometer und seinen Leuten zwischen den Beinen herum zu stolpern; denn es gab eine Fülle neuer Thatsachen für ihn einzuheimsen, und man hörte ihn von da an Wochen lang nur noch von Theodolithen und Nivellirinstrumenten, von Curven, Gefällen und dergleichen reden.

Onkel Entreß war gleichfalls erschienen, um den tobenden Harraß im Zaum zu halten, der sich am liebsten über die Mauer hinab auf die fremden Männer gestürzt hätte. Nebenan bellte sein Nachbar Piccolo mit ihm um die Wette. Auch die schwachsinnige Sophie war herzugelaufen und drohte lallend mit einem langen Stecken über die Mauer.

Endlich zog der Lärm auch das Fräulein herbei. Sie kam langsam in ihrem weißen Schäferkleid, ein Buch in den Händen, bis an das niedrige Mäuerchen, das die beiden Anwesen trennte, und erkundigte sich, was vorgehe.

Onkel Entreß trat näher, den Harraß am Halsband haltend, und antwortete, daß man draußen die Vermessungen für die Bahnlinie vornehme; denn die Ingenieure seien am Fuß des Lerchenbergs auf schlechten Boden gestoßen und hätten sich deshalb entschlossen, die Eisenbahn über Ilgenau zu führen.

Die Nachricht, daß hinter ihrem Hause ein Schienenweg gelegt wurde, machte dem Fräulein offenbar gar keinen Eindruck. Ihre Welt war innerhalb der Mauern ihres Gartens, was draußen vorging, bekümmerte sie schon seit lange nicht mehr. Onkel Entreß aber ärgerte sich sehr, daß sein Widersacher Klary Recht behalten hatte, obgleich jetzt der Jagdgrund gerettet war. Klary hatte ihm wiederholt am Herrentisch im „Goldenen Kalb" auseinander gesetzt, daß oben am Fuß des Lerchenbergs, wo er seine Kalksteine brach, der ganze Grund von Letten durchsetzt sei und die Last der Eisenbahn nicht tragen könne, daß dieser daher nichts übrig bleiben werde, als den Umweg über Ilgenau zu nehmen. Onkel Entreß hatte ihm keinen Glauben geschenkt, denn da er ihn als einen Zungendrescher kannte, hielt er Alles, was aus seinem Munde kam, für leeres Stroh.

Aber Herr Klary war diesmal seiner Sache sicher, alle seine Berechnungen beruhten auf diesem schon vor Jahren entdeckten Umstand. Wenn die Eisenbahn den Transport seiner Ziegel besorgte, so konnte er die großen Lehmlager ausnützen und einen umfassenden Betrieb eröffnen. Dabei machte nicht nur er selbst große Geschäfte, sondern die ganze Gegend nahm einen bedeutenden wirthschaftlichen Aufschwung, und für den Urheber dieses Fortschritts konnte der Friedrichsorden und der „Commerzienrath" nicht mehr ferne sein. Freilich bedurfte er hiezu einer in dem Bahnproject bisher nicht vorgesehenen Haltestelle zur Güterverladung in der Nähe seiner Ziegelei. Erlangte er diese nicht, so war seine Speculation eine verfehlte und er selbst ein ruinirter Mann.

Sobald daher die Linie tracirt war, verdoppelte Herr Klary seine Rührigkeit. Obwohl von auswärts gebürtig, besaß er gute Verbindungen im Lande und hatte längst nach allen Seiten seine Fühlhörner ausgestreckt. Auch bei der Regierung hatte er sich einen Stein im Brett erworben, indem er während der Wahlen seine Arbeiter zu Gunsten des Regierungscandidaten aufbot, und als dieser durchfiel, hatte er vermöge der außerordentlichen Anpassungsfähigkeit seiner Natur auch mit den Vertretern der Opposition gute Beziehungen angeknüpft, kurz, der Boden war aufs Gründlichste bereitet. Jetzt belagerte er das Ministerium mit Petitionen, wurde bei der Generaldirection der Staatseisenbahnen vorstellig und fuhr fleißig nach der Residenz, um an maßgebenden Stellen Audienzen nachzusuchen. Daneben setzte er auch noch die umfangreiche Verwandtschaft seiner Frau, die ein Landeskind war, in Bewegung, um auf den guten Willen der in Frage kommenden Persönlichkeiten einzuwirken.

In den Köpfen der Ilgenauer dämmerte allmählich die Erkenntniß auf, daß sie in ihrem neuen Mitbürger einen Mann vor sich hatten, der trotz seiner überflüssigen Wortfülle sehr genau wußte, was er wollte. Man sprach

schon nicht mehr von einer bloßen Haltestelle, sondern von einem richtigen Bahnhof mit allem Drum und Dran, wie es dem zu erhoffenden Aufschwung des Ortes entsprach, und der Kirchthurmspatriotismus regte sich gewaltig bei dem Gedanken, daß man im Besitz eines Bahnhofs auf die Nachbardörfer tief herunter sehen konnte. Der Pfarrer und der Schulze waren für den Bahnhof Feuer und Flamme. Auch Onkel Entreß begann sich zu bekehren, indem er den Vortheil erwog, mit der Fortbewegung nicht mehr vom Wetter und den Wegen abhängig zu sein. Er gab dies zwar nicht mit Worten zu, aber daß er aufgehört hatte zu schimpfen, war ein hinlänglicher Beweis seiner veränderten Gesinnung.

Herr Klary leuchtete von Wichtigkeit und hatte beständig die Volkswohlfahrt und Aufklärung, die für ihn mit dem Bahnhof gleichbedeutend waren, im Munde. Er schien seines Erfolges so sicher zu sein, daß er noch immer neue Arbeiter anstellte und fortfuhr, große Mengen von Ziegelsteinen zu produciren, für die ihm die Abnehmer fehlten.

Diese scheinbare Unbesonnenheit war ein ebenso kühner wie wohl berechneter Schachzug. Denn als die Entscheidung über sein Gesuch hinausgeschoben wurde, entließ er mit einem Schlag ein Drittel der Angestellten. Alle diese Leute, die über Nacht brotlos geworden waren, trieben sich nun bettelnd und Arbeit suchend im Lande herum und wurden durch ihre bloße Menge eine Gefahr für die Gegend. Die Behörden begaben sich zu Herrn Klary, um mit ihm wegen der Wiederaufnahme der Arbeiter zu unterhandeln; aber er führte die Herren in seinen Schuppen umher, zeigte ihnen die Menge der unverkauften Ziegel und kündigte ihnen bedauernd an, daß er sich wahrscheinlich demnächst genöthigt sehen werde, auch den Rest seiner Leute zu entlassen und die Fabrik zu schließen. Diese Drohung verbreitete eine allgemeine Beunruhigung, man redete nur noch von Diebstählen und Einbrüchen, an allen Hausthüren wurden Schlösser und Riegel erneuert, und das Landvolk, so weit es etwas zu verlieren hatte, rüstete sich, um etwaige Friedensstörer mit der Waffe in der Hand zu empfangen. Bei den Behörden liefen von Seiten der geängstigten Einwohner Klagen ein, und diese erstatteten wiederum Bericht nach oben. Auch die Presse bemächtigte sich der Angelegenheit, indem sie die Forderung des Fabrikherrn unterstützte und auf schleunige Bewilligung des Bahnhofs drang. So kam unter allseitigem Druck die Sache ins Rollen, und als die Nachricht von der Genehmigung seines Gesuches eintraf, ließ Herr Klary am Lindachufer ein Feuerwerk abbrennen, das, von der Sägemühle aus gesehen, uns Kindern einen unvergeßlichen Anblick gewährte.

Natürlich habe ich die Manöver, die diese Entscheidung herbeiführten, erst viele Jahre später kennen gelernt, denn in meinem damaligen Gesichtskreis hatten sie noch keinen Raum. Aber sehr genau verstand ich die persönlichen Folgen, die sich daran knüpften, und was ich nicht miterlebte, das wurde mir später durch die Erzählungen reiferer Augenzeugen ergänzt.

Noch kann ich den Onkel Entreß vor mir sehen, wie er eines Vormittags ins Zimmer trat und ganz aufgeräumt zu seiner Frau sagte:

„Kind, halte Dich fertig, wir werden expropriirt."

„Exprop — was heißt das?“ fragte diese.

„Das heißt, daß man unsere alte Baracke abträgt und einen Bahnhof dafür hinstellt, natürlich gegen gute Entschädigung.“

Der armen Thekla verging der Athem.

„Wir müssen das Haus verlassen?“ fragte sie fassungslos; denn der Onkel, der Alles allein abmachte, hatte völlig versäumt, sie vorzubereiten.

„Ich hab' es gesagt,“ antwortete er ungeduldig.

Sie sah aus, als ob der Himmel vor ihr eingestürzt wäre.

„Es hat aber doch wenigstens keine Eile?“ fragte sie.

„Willst Du warten, bis man Dir das Dach über dem Kopf abbricht?“ polterte er dagegen.

„Wo sollen wir aber hin?“ rief sie, noch immer ganz verwirrt.

„Das wird sich zeigen. Vorerst finden wir im Jägerhaus Unterkunft. Und die Kinder“ — er meinte Ludolf und mich — „bleiben so lange bei uns, damit Du Dich leichter angewöhnst, das hab' ich mir schon von den respectiven Eltern ausbedungen.“

Ein Dankesblick lohnte ihm diese Aufmerksamkeit. Dann lehnte Thekla ihren Kopf gegen den meinigen, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Geh, Kind, werde mir nicht sentimental,“ sagte ihr Gatte in freundlicherem Ton. — „Wir bekommen mehr als das ganze Ding werth ist und können zufrieden sein.“

„Aber, Ulrich, das Haus, wo wir unsere Flitterwochen verlebt haben?“

„Nun, wir bauen ein neues an einem anderen Fleck, und dann gibt's neue Flitterwochen.“

Diese Aussicht schien der armen Thekla nicht viel Wahrscheinlichkeit zu haben, denn sie ließ den Kopf hängen.

Plötzlich fuhr sie wie erschrocken auf: „Ulrich — müssen die Plessens auch heraus?“

„Selbstverständlich. Soeben werden drüben die Vermessungen vorgenommen. Wenn die Leute fertig sind, kommen sie zu uns.“

„Aber das ist ja gar nicht möglich.“

Der Onkel begriff nicht gleich.

„So denke doch nur: das Häuschen, das sie seit zwanzig Jahren nicht verlassen hat — der Garten — das Grab. Wie kann man sie davon trennen! Das ist ja himmelschreiend, das überlebt sie nicht.“

„Ja, Donnerwetter! das hab' ich nicht bedacht.“

„Sie kann ja nirgends anders leben als auf diesem Fleck Erde. Was soll sie anfangen ohne ihre Taxusallee und ihre Buchsbaumrabatten?“

„Das ist wohl wahr.“

„Kann man es denn mit Gewalt nehmen?“

„Freilich kann man.“

„Und die Leute sind schon drüben? Ulrich, Ulrich, Du wirst sehen, sie überlebt es nicht.“

Er zuckte die Achseln. „Was willst Du! Höhere Gewalt. — Die öffentliche Nützlichkeit! Dagegen kann der Einzelne nicht aufkommen.“

Aber man sah ihm wohl an, daß auch er betroffen war; denn die „Sentimentalität“, die er seiner Frau zum Vorwurf machte, fand er bei dem alten Fräulein, an das er von Jugend auf gewöhnt war, ganz in der Ordnung.

Während sie noch redeten, kam das Dienstmädchen aus der „Plessenburg“ herüber gestürzt und schrie durch das ganze Haus, der gnädige Herr möchte schnell hinüber kommen, ihr Fräulein wolle sterben. „Da haben wir's!“ sagte Onkel Entreß und eilte sporenklirrend hinaus.

Der ganzen Scene hatte ein Freund des Hauses angewohnt, ein gewisser Doctor Hellmuth, der öfters aus der Stadt herüber kam und mir wegen seiner immer nagelneuen gelben Glacéhandschuhe merkwürdig war. Er hatte sein kluges Juristengesicht mit stechendem sarkastischen Lächeln, trug eine goldene Brille, und jeden Satz, den er sprach, schränkte er sofort wieder ein, als ob er immer einen Gegner vor sich hätte, der ihn auf einem Irrthum zu ertappen suchte.

Dieser Herr Hellmuth war dem Gespräch mit Interesse gefolgt, doch ohne sich einzumischen; nur als von der Rechtsfrage die Rede war, hatte er mit dem Kopfe genickt.

Als der Onkel gegangen war, erkundigte er sich genau nach dem Zusammenhang.

Thekla erzählte ihm von der alten Dame, welche Stellung sie in Ilgenau einnehme, wie sie mit ihrem Häuschen und Garten verwachsen sei.

„Wer das Fräulein kennt,“ sagte sie, „wird Ihnen sagen, daß diese Gestalt sich nirgends bewegen kann als in diesem Garten. So, wie sie heute hier umher geht, im weißen Kleid und gelben Strohhut, so ging sie schon vor einem halben Jahrhundert. Die Zeit ist für sie nicht weiter gegangen; ihre Jugend, ihre Liebe sind noch um sie her. Diese Rabatten und Buchsbaumhecken wissen Alles von ihr, jeden Traum, jede Thräne. Nehmen Sie ihr das, so ist es aus mit ihr. Sie stirbt wie ein alter Baum, den man nicht mehr verpflanzen kann.“

Ich hörte voller Verwunderung zu, denn auf diese Weise hatte Tante Thekla noch nie geredet. Sie war für gewöhnlich schüchtern wie ein Kind, besonders in des Onkels Gegenwart, und die Leute hielten sie für einfältig; sie wußten nicht, daß es auch eine Weisheit des Herzens gibt.

Der Besucher zog während dessen nachdenklich seinen Schnurrbart über die Oberlippe herunter.

„Ich begreife, gnädige Frau,“ sagte er, „daß hier ein allerhöchstes pretium affectionis vorliegt. Davor kann jedoch das öffentliche Interesse keinen Halt machen. Träume und Erinnerungen erkennt das Gesetz nicht als Expropriationshindernisse an. Aber ich hörte Sie vorhin sagen, daß sich ein Grab auf dem Grundstück befinde? — Ein Grab, das von der Besitzerin pietätvoll gehütet wird?“

„Allerdings,“ antwortete Thekla.

„Das Grab verschließt die irdischen Reste eines nahen Angehörigen des Fräuleins von Plessen?“

„Ich glaube," war die zögernde Entgegnung.

„Sie können mir nicht bestimmt sagen, ob es ein Vater oder Bruder oder wer sonst ist?"

„Das kann ich nicht," antwortete Thekla. „Ich weiß nur, daß das Grab die hauptsächlichste Ursache war, daß die beiden Fräulein von Plessen beim Verkauf diesen Theil des Gutes für sich zurückbehielten, und daß sie ihn für keinen Preis der Erde jemals freiwillig hergegeben hätten. Die Verstorbene dachte auf diesem Punkte genau wie ihre Schwester."

„Woraus geschlossen werden dürfte," ergänzte der Jurist bedächtig, „daß die Plessen'schen Familienempfindungen stark an der Erhaltung des Grabes interessirt sind."

Ich schwieg während dieses Verhörs mäuschenstille, eingedenk des Schwures, den ich Julie gethan hatte.

„Nun, sehen Sie, gnädige Frau," fuhr der Besucher langsam und jedes Wort wägend fort, „wenn Fräulein von Plessen ernstlich gegen die Expropriation Einspruch erheben will, so könnte meines Erachtens das Vorhandensein des Grabes als Weigerungsgrund geltend gemacht werden. Ein Grab ist geweihter Boden, es ist ein Cultobject, das ohne die allerzwingendsten Gründe der öffentlichen Wohlfahrt und Nützlichkeit nicht angetastet werden darf. Ich bin nicht technisch unterrichtet genug, um zu entscheiden, ob für Erstellung eines Bahnhofs in Ilgenau gerade nur dieser eine Fleck Erde geeignet ist; aber als alter Jurist kann ich Ihnen sagen, daß das Grab genügenden Anlaß geben dürfte, um eine Aenderung der Anlage wenigstens in Betracht zu ziehen."

Und um diese Meinung zu illustriren, erzählte er eine langwierige Proceßgeschichte von einem nicht mehr im Gebrauch befindlichen Dorfkirchhof, durch welchen eine Straße gezogen werden sollte, was durch den Protest der Familien, die dort ihre Gräber hatten, vereitelt worden war.

„In unserem Falle," schloß er, „handelt es sich zwar nur um ein Privatbegräbniß, aber auch ein solches steht unter öffentlichem Schutze."

Thekla hatte der Erzählung mit abwesendem Gesichte zugehört, jetzt sagte sie in einem Tone schüchterner Hoffnung:

„Dann könnten vielleicht auch wir bleiben?"

„Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, aber versprechen kann ich nichts."

„Doctor Hellmuth!" rief sie, „wollen Sie sich der Sache annehmen? Mein Mann befaßt sich nicht gern mit den Behörden, und Fräulein von Plessen hat keinen anderen Berather. Wollen Sie? O, wie wäre ich Ihnen dankbar!"

„Aber bitte, gnädige Frau, mit dem größten Vergnügen."

„Dann führe ich Sie gleich hinüber, damit Sie das Fräulein selber sprechen," sagte Thekla, und mit den raschen, zierlichen Bewegungen eines hüpfenden Vogels, die ihr eigen waren, lief sie ins Nebenzimmer, um ihre Mantille zu holen. Es fiel mir auf, daß der Besucher ihr einen langen Blick nachsandte. Dann nahm sie ihren „Schatten", wie Onkel Entreß mich zu nennen pflegte, bei der Hand, und wir wanderten alle Drei hinüber nach der Plessenburg.

Drüben in dem verdunkelten Schlafzimmer, dessen grüne Rouleaux herabgelassen waren, lag das Fräulein weiß gekleidet wie immer auf ihrem Bette ausgestreckt, mit nassen Umschlägen über Stirn und Augen. Im ganzen Hause roch es nach aromatischem Essig.

Ich stand zögernd auf der Schwelle, während Thekla sich der Kranken mit zärtlicher Ehrerbietung näherte und Doctor Hellmuth im Vorzimmer zurückblieb. Da erhob sich aus dem Dunkeln eine kauernde Gestalt, in der ich die gute Julie erkannte. Diese zog mich mit sich in den Garten hinunter und zeigte mir die niedergetretenen Rabatten und die Pflöcke, die rücksichtslos mitten in den blühenden Beeten und den sauberen Kieswegen eingeschlagen waren. Dabei erzählte sie mit fliegendem Athem die eben erlebte Schreckensscene.

Das Fräulein war, wie es scheint, schon geraume Zeit von der bevorstehenden Enteignung benachrichtigt, hatte aber in ihrer nachtwandlerischen Weise der amtlichen Mittheilung gar keine Beachtung geschenkt.

„Mein Haus und meinen Garten kann man mir nicht nehmen," hatte sie ruhig geantwortet, wenn Andere sie auf die drohende Gefahr aufmerksam machten, und auch als die Einschätzungscommission erschien, um das Grundstück zu beangenscheinigen, hatte sie einfach abgelehnt, die Herren zu sehen, ohne sich von der Bedeutung dieses Vorgangs Rechenschaft zu geben.

Da war sie plötzlich vor einer Stunde durch die Ankunft des Ingenieurs überrascht worden, der unangemeldet mit seinen Leuten in den Garten eindrang und ohne Umstände mit den Vermessungen begann. Das Fräulein, das gerade unpäßlich war, erhob sich vom Lager und traute ihren Augen nicht, als sie diese Anstalten sah. Sie war außer sich und verlangte den Ingenieur zu sprechen. Dieser aber ließ ihr kurz angebunden durch Julie zurücksagen, er thue hier, was seines Amtes sei, und bitte ihn nicht in der Arbeit zu stören.

Während unten bei dem Wuthgeheul Piccolo's und der Schwester Sophie die Blumenbeete zerstampft und die Taxuswände mit der Meßstange eingerissen wurden, rannten oben die Dienstboten schreiend durch einander, denn das Fräulein lag, nach Luft ringend, in Juliens Armen. Sie hatte den Versuch gemacht, hinabzusteigen und in Person ihr Eigenthum zu schützen, war aber nur bis zum ersten Treppenabsatz gekommen, als sie von einem Herzkrampf befallen wurde, daß man sie auf ihr Bett zurücktragen mußte. Julie fürchtete einen Augenblick, sie sterbe ihr unter den Händen. Doch zum Glück erschien Onkel Entreß und machte der Aufregung ein Ende, indem er den Ingenieur bewog, für heute abzuziehen und lieber mit den Vermessungen im Nebenhause zu beginnen. Auf Onkel Entreß stand jetzt Juliens ganze Zuversicht, und sie hatte von seiner Macht eine sehr verworrene Vorstellung, denn sie hoffte, er werde wie ein Feuerbrand in den Klary'schen Anhang fahren und ihn in alle Winde zerstreuen.

Wir bemühten uns, die Spuren der Zerstörung zu vertilgen, indem wir die zertretenen Pflanzen aufrichteten und die zerfetzte Taxuswand wieder zusammenschoben. Julie weinte nicht bei dieser Beschäftigung — das that sie

nur Angesichts des Unwiderruflichen; solange sie noch kämpfen konnte, flammte und glühte sie. Mit bebenden Händen rüttelte sie an den eingerammten Pflöcken, die jedoch unsern vereinten Kräften einen felsenfesten Widerstand entgegensetzten. Dagegen rissen wir keine zehn Schritte von „Werther's Grab" ein rothes Fähnchen aus dem Boden, wobei Julie begeistert declamirte:

„O Missolunghi, Deine Gräber glänzen —"

Und wir schwenkten es im Triumph gegen Thekla, als sie mit Doctor Hellmuth das Haus verließ.

Ich hörte, wie dieser im Hinausgehen sagte:

„Wenn alle Stränge brechen, so bleibt dem Fräulein noch immer übrig, die Vermittlung des Monarchen anzurufen. Sie steht ja, wie ich höre, in Beziehung zum Hofe."

Worauf Thekla ihm mit innigem Blick die Hand reichte und zur Antwort gab:

„Thun Sie, was Sie für das Beste halten; Sie erwerben sich den größten Anspruch auf unsre Dankbarkeit."

Da bückte er sich und küßte ihre Hand, eine Huldigung, die sonst nicht üblich war und die mich einigermaßen in Verwunderung versetzte.

Der Besuch hatte übrigens nur ein paar Minuten gedauert, denn das Fräulein durfte nicht mit Reden belästigt werden. Sie lag mit Kopfschmerzen und starkem Herzklopfen darnieder, und es stellten sich von Zeit zu Zeit Delirien ein, während deren sie dringend nach ihrer Schwester Franz verlangte. Dieser Zustand dauerte Wochen lang. Der Doctor wußte nicht, was aus den Symptomen machen, und mehrmals mußte Onkel Entreß im Jagdwägelchen nach der Stadt fahren, um den Oberamtsarzt zu holen, der die beängstigte Umgebung jedes Mal versicherte, bei großer Ruhe und guter Pflege würde der Anfall vorübergehen.

Mittlerweile that der von Thekla geworbene Rechtsbeistand auf eigene Hand die Schritte, die ihm im Interesse seiner Clientin geboten schienen. Er zeigte zunächst der Bausection den Einspruch der Besitzerin gegen das Enteignungsverfahren an und begründete ihn damit, daß in dem niederzureißenden Garten ein Glied der Familie von Plessen begraben sei. Die Herren von der Bausection waren nicht gewillt, in einer so delicaten Angelegenheit gewaltsam vorzugehen, und berichteten an die Generaldirection. Herr Klary, der gern den Großmüthigen spielte, erbot sich unterdessen, besagte von Plessen'sche Gebeine auf eigene Kosten zu sammeln und mit wie viel Pracht man nur immer wünschen könne auf dem Friedhof von Ilgenau beisetzen zu lassen, aber Doctor Hellmuth wies den Vorschlag ab und beharrte auf der Weigerung.

Man hatte schon einige Zeit verhandelt, bevor von der Klary'schen Partei die Frage aufgeworfen wurde, welches Glied Derer von Plessen denn eigentlich auf dem Grundstück begraben liege. Zu seinem Verdruß konnte Doctor Hellmuth diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. Da er jedoch aus gewissen Andeutungen geschlossen hatte, daß es sich um einen männlichen Angehörigen der Familie handle, machte er die Angabe, es müsse aller Wahrscheinlichkeit nach der Vater oder der Bruder sein. Doch es wurde ihm mit

Leichtigkeit nachgewiesen, daß der Vater des Fräuleins an der Seite seiner Gattin auf dem Ilgenauer Friedhof schlummerte; desgleichen war es allgemein bekannt, daß Luise von Plessen nur einen einzigen Bruder besessen hatte, jenen Thunichtgut, der sein Erbe verplempert hatte und dann in Amerika zu Grunde gegangen war. Auch konnte nirgends eine Urkunde oder irgend eine Notiz über ein auf dem Plessen'schen Gute stattgefundenes Privatbegräbniß aufgetrieben werden. Der Pfarrer war erst seit wenigen Jahren am Ort und wußte gar nichts von der Sache, in den Registern seiner Vorgänger fand sich keine Spur. Die Sache war augenscheinlich schon gar zu lange her; die ältesten Leute wollten sich nur erinnern, daß das Grab von jeher dagewesen und daß man es früher „Werther's Grab" genannt habe, eine Bezeichnung, von der man nicht mehr wußte, wie sie entstanden war.

An das Fräulein konnte man keine Frage stellen. Sie lag noch immer die meiste Zeit geistesabwesend, in Gesprächen und Jugenderinnerungen mit der Schwester Franz. Das Schwert, das über ihrem Haupte hing, hatte sie ganz vergessen und durfte auch in der Reconvalescenz nicht daran erinnert werden. Doctor Hellmuth begab sich trotz Piccolo's Einwendungen zweimal an „Werther's Grab", aber der Stein beharrte in seinem alten Schweigen.

Das Grab, von dessen Dasein bisher nur wenige Eingeweihte gewußt hatten, wurde jetzt an jedem Biertisch besprochen und gab zu unendlichen, mehr oder minder romanhaften Conjecturen Veranlassung.

Wir beide, Julie und ich, verriethen uns mit keiner Silbe. Gleich nachdem die Nachforschungen ruchbar geworden waren, kam sie ins Haus gestürzt und nahm mir den erneuerten Schwur ab, daß ich von dem Geheimniß, das ihr fast wider Willen gegen mich entschlüpft sei, schweigen wolle, bis das Fräulein selbst es offenbare. Diese wiederholten Einschärfungen hatten zur Folge, daß ich, sobald nur von dem Grab die Rede war, mich verfärbte und innerlich zu beben anfing, als ob ein von meiner Hand Ermordeter darin verborgen läge.

Die Generaldirection sandte nun einen Oberbaurath aus der Residenz nach Ilgenau, um zu untersuchen, ob sich kein anderer Platz für den Bahnhof finden lasse als das Entreß-Plessen'sche Grundstück. Doch konnte dieser der Wahl des Ingenieurs nur beipflichten. Auch ein Blinder mußte sehen, daß der Bahnhof, wenn er dem Zweck, zu dem er erbaut wurde, richtig entsprechen sollte, an der geplanten Stelle am besten stand. Von hier war nur ein kurzer Weg zur Klary'schen Ziegelei, und die Verbindung konnte mit den geringsten Kosten hergestellt werden. Außerdem lag der Ort am Ende der Dorfstraße und nur einige hundert Schritte von der Brücke entfernt, die den Verkehr mit der nächsten größeren Ortschaft vermittelte. Der Bahnhof war also an diesem Fleck — was für einen Bahnhof ein Hauptpunkt ist — von allen Seiten am leichtesten zu erreichen.

Gleichwohl, so lautete das Gutachten, ließe sich für die Ilgenauer Bahnstation noch eine zweite Stelle in Betracht ziehen, nämlich der „Brühlhof", der eine kleine Strecke außerhalb des Dorfes lag und theilweise von der abgesteckten Bahnlinie durchschnitten wurde. Doch wäre damit für Fräulein

von Pleſſen nichts gewonnen. Ihr Anweſen, ebenſo das Entreß'ſche, müßte dennoch fallen, weil Herr Klary ſein Zufahrtsgeleiſe nach dem Bahnhof keinen anderen Weg führen könnte als durch eben dieſe Grundſtücke; nur daß das Geleiſe um etliche hundert Fuß länger und dementſprechend koſtſpieliger werden müßte. Und wenn dabei auch die betreffenden Wohnhäuſer geſchont werden könnten, ſo würden doch die Gärten ſo verſchändet, daß von einem Genuß derſelben keine Rede mehr wäre.

Er rieth deshalb Herrn Klary, eine gütliche Verſtändigung mit dem Fräulein anzubahnen, und ſchied von Ilgenau, ohne die Frage zum Austrag zu bringen.

In dieſem Gutachten ſah Doctor Hellmuth, der immer mehr ins Geſchirr ging, eine vielverſprechende Wendung. War die Verlegung des Bahnhofs einmal für techniſch möglich erklärt, ſo hoffte er ſie auch durchſetzen zu können, und mit dem Zufahrtsgeleiſe glaubte er gleichfalls fertig zu werden. Wieſo, ſetzte er im Entreß'ſchen Hauſe einleuchtend auseinander.

„Das Terrain für den Bahnhof," ſagte er, „wird vom Staat gefordert und ſoll einem öffentlichen Intereſſe dienen, müßte alſo dem Staat überlaſſen werden, ſobald er ernſtlich vorginge. Das Zufahrtsgeleiſe aber iſt ein Privatunternehmen und dient einer privaten Nützlichkeit. Wir halten uns an den Buchſtaben. Privatunternehmungen unterſtehen einem anderen Rechtsparagraphen als die öffentlichen. Wird nur erſt die Station am Brühlhof gebaut, ſo will ich dem Zufahrtsgeleiſe ſo viele Hinderniſſe in den Weg legen, daß Herr Klary an mich denken ſoll. Und wenn wir auch ſchließlich nicht den Sieg behalten, ſo will ich die Sache doch ſo lange hinziehen, daß das Fräulein unterdeſſen Zeit hat, auf ihrem Beſitzthum ruhig an Altersſchwäche zu ſterben."

Onkel Entreß ging mit Vergnügen auf dieſe Spitzfindigkeiten ein. Denn wenn ihm auch an der Erhaltung ſeines Gutes wenig gelegen war, ſo freute es ihn doch, das Fräulein aus der Bedrängniß gerettet zu ſehen, und vielleicht noch mehr, ſeinem alten Widerſacher ein Bein zu ſtellen. Thekla aber betrübte ſich, daß die gute Sache ſolche Winkelzüge nöthig habe, und der Juriſt lächelte nachſichtig über dieſe weibliche Schwäche.

Der Doctor kam fleißig ins Haus, um Thekla von allen ſeinen Bemühungen in Kenntniß zu ſetzen. Allmählich aber ſchien es, als ob ſeine Beſuche dem Onkel Entreß zu viel würden. Sobald er ihn kommen ſah, verließ er das Haus unter den Zeichen einer großen Mißſtimmung. Dies that er zwar auch ſonſt, wenn ſeine Frau Beſuch empfing, nur pflegte er dann ſeinen Hunden zu pfeifen und in den Forſt oder ins Wirthshaus zu gehen. Wenn aber Doctor Hellmuth um den Weg war, ſo ſtampfte er in Hof und Garten umher, ſah häufig nach, ob der Beſucher noch nicht gehe, ſchalt die Mägde und war ſogar gegen uns Kinder unwirſch, was ſonſt niemals vorkam. Dafür wurde auch ſein Betragen von unſeren Kinderaugen ſcharf beobachtet.

Das Fräulein war unterdeſſen vom Krankenlager erſtanden und ging wie ſonſt im Strohhut und den Filethandſchuhen gärtelnd und mit ſich ſelber redend unter ihren wiederhergeſtellten Rabatten auf und ab. Man hatte ſie

vorsichtig vom Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt, aber sie war im Kopf noch schwach und brachte Alles durch einander. Sie lächelte beständig wie im Traum, und auch in Gegenwart Dritter sprach sie laut mit den Unsichtbaren. Ueber die jüngsten Ereignisse schien sich ihr ein Schleier gelegt zu haben, dagegen setzte sie Julie oft durch die Stärke ihres Gedächtnisses in Erstaunen, wenn sie gegen die junge Freundin anfing: „Weißt Du noch — Anno Dazumal —" und dann irgend eine Geschichte aus dem Anfang des Jahrhunderts hervorbrachte, als ob Julie sie mit erlebt hätte. Meist wurden solche Erinnerungen durch dieses oder jenes Plätzchen im Garten, an das sie sich knüpften, geweckt, und noch nie hatten die Freunde ihre unauflösliche Zusammengehörigkeit mit ihrem Grund und Boden so deutlich empfunden, wie in diesen Wochen.

Eines Nachmittags kam Doctor Hellmuth wieder einmal mit seinen gelben Glacéhandschuhen zu Tante Thekla. Der Onkel stand im Hof und peitschte aus Wuth seine Hunde, weshalb es mir drunten nicht gemüthlich war und ich vorzog, mich im Nebenzimmer herumzudrücken. Es war mir zwar keineswegs verboten, bei diesen Besuchen im Zimmer zu sein, im Gegentheil Thekla rief mich, wenn es nur immer anging, herein, aber des Mannes Gesicht war mir in der letzten Zeit so unangenehm geworden, daß ich ihm aus dem Wege ging.

Ich hörte ihn vom Nebenzimmer aus wie gewöhnlich reden, doch allmählich wurde seine Stimme leiser und sank bis zum Flüstern. Und plötzlich vernahm ich etwas wie ein Rücken von Stühlen, dann einen Schrei und ein Klatschen, wie wenn ein nasses Tuch gegen einen Stein geschlagen wird.

Im Schreck, daß der Tante ein Leid widerfahren sein könnte, stürzte ich ohne Weiteres zur Thüre hinein. Da sah ich Thekla mit flammenden Augen im Zimmer stehen und vor ihr zornig und verstört Herrn Hellmuth, dessen eine Wange todesbleich, die andere feuerroth war. Thekla flog mir entgegen und riß mich an sich, während Doctor Hellmuth, ein paar unverständliche Worte stammelnd, das Weite suchte. Die Tante brach in Thränen aus und schluchzte: „Welch eine Schlechtigkeit! So kann eine arglose Frau mißverstanden werden!" wodurch mir die seltsame Scene noch seltsamer erschien. Endlich ließ sie mich gar noch versprechen, von dem Vorgang Niemanden ein Wort zu sagen, und ich verschloß, nicht ohne eine gewisse Genugthuung, ein zweites Geheimniß in meiner Brust.

Doch blieb ich nicht die einzige Seele, die es theilte; denn am selben Abend hatten Onkel und Tante eine lange Unterredung mit einander, wobei wir junges Volk hinausgeschickt wurden. Als ich später zufällig wieder an der offen gebliebenen Thür vorüber mußte, hörte ich den Onkel sagen:

„Es war recht einfältig von Dir, daß Du den Mann nicht von Anfang an durchschaut hast."

Er sprach aber nicht in dem brummigen Ton, den er sonst gegen sie anschlug, sondern um Vieles freundlicher. Und gleich darauf setzte er hinzu:

„Bist ein braves Weibchen — komm, da hast Du einen Kuß."

Das Alles verursachte mir unendliches Kopfzerbrechen und ließ mich ahnen, daß die Welt der Großen doch viel complicirter sei, als ich bisher gedacht hatte.

So viel wurde mir in den nächsten Tagen klar, daß der wichtige Doctor Hellmuth mehr versprochen hatte, als er halten konnte, und diesem Umstand schrieb ich schließlich die gegen ihn eingetretene Erkaltung zu.

Dem Fräulein wurde nämlich vom Enteignungsgericht aus angezeigt, daß ihr Einspruch als unhaltbar verworfen, dagegen aber die Entschädigungssumme freiwillig erhöht worden sei; sie werde ersucht, sich schleunigst nach einem anderen Wohnsitz umzusehen, widrigenfalls die Enteignung zwangsweise vorgenommen werden müßte.

Jetzt stand man mit einem Schlage vor dem Aeußersten; denn daß mit Geld dem Fräulein nichts vergütet werden konnte, lag auf der Hand. Julie raste wie eine Feuerflamme von Haus zu Haus, hielt Reden an das Landvolk und rief die männliche Jugend, ihre Brüder voran, zum Schutz des Fräuleins auf. Sie sollten sich unter den Befehl des Herrn von Entreß stellen und des Fräuleins Thür gegen die Expropriationscommission vertheidigen.

Ihre Beredsamkeit blieb nicht ohne Wirkung, denn Julie war selber ein Kind des Volks und verstand die Saiten zu treffen, welche klangen.

Sie erinnerte an das so lange Zeit von der Familie Plessen ausgeübte Patronat, sowie an die Wohlthaten, die das Fräulein unermüdlich auch nach ihrer Verarmung noch gespendet hatte, und sprach von Herrn Klary als einem „hergelaufenen Menschen", der dem ganzen Ort zum Schaden sei. Dieser hatte sich schlechterdings, trotz seiner Bemühungen um Volkswohl und Aufklärung, bei den Landleuten keinen Dank verdient. Man nahm es ihm übel, daß er die Aecker, die unterdessen Feldfrüchte tragen konnten, brach liegen ließ und dadurch viele ländliche Tagelöhner beschäftigungslos machte. Auch hatte der Schulmeister die Ueberzeugung geäußert, die Eisenbahn werde durch ihren Kohlendampf künftig die Ernte verschlechtern, und die ganze Bauernschaft, mit Ausnahme des Schulzen, schwor auf die Worte ihres Schulmeisters, weil er ihnen von klein auf den Respect vor seiner Weisheit mit dem Stock eingebläut hatte.

Sobald das Fräulein sich am Zaun oder auf der Altane blicken ließ, riefen ihr die Vorübergehenden zu: „Nur dableiben! Wir lassen Ihnen kein Unrecht geschehen!" Und wie man sich schon bei den Arbeiterunruhen mit dem Gedanken an Selbsthülfe vertraut gemacht hatte, so nahm man auch jetzt die Sache nicht schwer, sondern rückte, ein Dutzend Mann stark, mit Sensen und Dreschflegeln vor der Plessenburg auf, zum unendlichen Vergnügen der Idiotin, die an ihrem Zaune stand und dieser kriegerischen Jugend die freundlichsten Grimassen schnitt. — Herr von Entreß hatte übrigens den Oberbefehl abgelehnt.

Um Unannehmlichkeiten zu verhindern, wollte sich der Pfarrer nebst anderen Honoratioren ins Mittel legen, damit das Fräulein ihre Garde entlasse und sich der Entscheidung des Gerichts unterwerfe. Aber das Fräulein ließ Niemanden mehr vor sich, weder Freund noch Feind. Sie lebte jetzt in einem völlig apathischen, visionären Zustand, in dem sie die Außenwelt nur unvollkommen wahrnahm. An ihrer Stelle schaltete Julie, auf deren Veranlassung unter den Augen der Deputation die Schutzmannschaft mit Most und Brot gestärkt wurde.

Von amtlicher Seite erhielt jetzt Herr von Entreß die Aufforderung, das Fräulein zum gütlichen Nachgeben zu bewegen, weil man sich sonst auf unliebsame Ereignisse gefaßt zu machen hätte.

Während diese Vorgänge sich abspielten, sandte Doctor Hellmuth an Tante Thekla einen von kalter Bosheit geschwollenen Brief, der eine zerschmetternde Wirkung hervorbrachte. Dieses Schreiben, das noch jetzt unter den Reliquien jener Zeit erhalten ist, lautete folgendermaßen:

„Gnädige Frau!

„Obgleich Sie mich in so brüsker Weise aus Ihrem Hause entfernten, halte ich es dennoch für meine Pflicht, Ihnen über die Ausführung des mir gewordenen Auftrags Bericht zu erstatten.

„Ich habe mich vor allen Dingen bei Ihnen zu bedanken, daß sowohl ich selbst wie andere ins Spiel gezogene Personen die Opfer einer lächerlichen Mystification geworden sind.

„Das angebliche Grab, über dessen Inhaber Niemand Auskunft geben konnte, ist überhaupt kein Grab, sondern nur eine gefühlvolle Gartendecoration.

„Nach Mittheilungen, die ich bei noch lebenden Gliedern der Familie von Plessen einzuziehen in der Lage war, verhält sich die Sache wie folgt:

„Eine von Plessen'sche Urelternmutter, die eine schöne Seele war, hatte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den sinnreichen Einfall, über einem leeren Rasenstück ein Grabmonument zu errichten und dasselbe mit einem Ossian'schen Vers, der in ‚Werther's Leiden' citirt ist, zu schmücken. Dieser Vers gab Veranlassung, daß man die Stelle ‚Werther's Grab' nannte.

„Die Enkelin, welche in den Fußstapfen der Ahnfrau wandelt, behielt, wie bekannt, nach dem Verkauf des Gutes denjenigen Theil zurück, in dem das sogenannte ‚Grab' sich befindet.

„Nach dem Tode ihres Verlobten, der ungefähr vierzig Jahre nach dem Bau des Grabes stattfand, bepflanzte sie den Hügel mit Blumen und ließ das griechische Wort χαῖρε dort einmeißeln als Abschiedsgruß an den Verblichenen. Derselbe war ein gewisser Carl Edler von Perglas, Student der klassischen Philologie, welcher die damals herrschende Mode des Philhellenismus mitmachte, mit anderen Schwärmern nach Griechenland ging und am 16. Juli 1822 in der Schlacht von Peta das Leben verlor.

„Nachdem Fräulein Luise von Plessen sich von der Welt zurückgezogen hatte, nahm sie die Gewohnheit an, jährlich an seinem Todestag das sogenannte Grab mit Kränzen zu schmücken, wobei zunächst, wie es scheint, nur seine Seele als dort wohnhaft gedacht wurde.

„Erst in späteren Jahren, als die geistigen Fähigkeiten des Fräuleins abzunehmen begannen, hegte und nährte sie den Wahn, daß fraglicher Rasenfleck wirklich die irdischen Reste ihres Geliebten umschließe.

„Durch ihre Schwester Franziska, die gleichfalls an visionären Zuständen litt, wurde sie in diesen Phantasien bestärkt, und beide Damen trieben mit dem Grabe einen Cult, der allerdings geeignet war, in der Umgebung den Glauben zu erwecken, daß ein sehr nahestehendes Glied der Familie dort bestattet sei.

„Nachdem dieser Irrthum beseitigt war, hatte ich keine andere Aufgabe mehr, als den erhobenen Einspruch zurückzuziehen und an zuständiger Stelle die Mystification, welche zu dem bedauerlichen Schritte Anlaß gab, aufzuklären.

„Von dem Bittgesuch an Seine Majestät mußte unter diesen Umständen natürlich gleichfalls abgesehen werden.

„Ich lege also das mir anvertraute Mandat mit dem Ausdruck des größten Bedauerns in Ihre Hände zurück und zeichne" ꝛc.

Es war dem Briefe anzufühlen, wie sehr der Schreiber das Staunen, den Verdruß, die Beschämung, die Thekla beim Lesen empfinden mußte, im Voraus genossen hatte. Das war die kleinliche Rache, die er sich gönnte. Denn an der Richtigkeit der festgestellten Thatsachen, so überraschend sie klangen, konnte Niemand zweifeln, weil sich so allein das bisher Unerklärliche erklären ließ. Damit war natürlich die Sache des Fräuleins endgültig verloren.

Der Eindruck des Briefes war ein solcher, daß er bei dem Onkel Entreß einen seiner nicht seltenen jähen Gesinnungsumschläge hervorbrachte,

„Jetzt muß der Unfug aber auch gleich ein Ende haben," rief er zornig. „Du, Thekla, gehst augenblicklich hinüber, zeigst ihr den Wisch und machst ihr klar, daß sie die Bauern wegzuschicken und sich in das Unvermeidliche zu fügen hat. Es sei genug, sagst Du ihr, daß wir Alle uns um ihretwillen lächerlich gemacht haben, wir wollen nicht auch noch blutige Köpfe für die Narretei."

Thekla sah ihn in sprachloser Bestürzung an.

„Das soll ich ihr sagen?" hauchte sie ohne Stimme.

„Nun, dann sage ihr, was Du willst, aber zeige ihr den Brief und mache der Dummheit ein Ende."

Thekla protestirte aufs Neue. In dem Brief seien die heiligsten Erinnerungen boshaft und grausam entweiht und ein harmlos frommer Wahn, der ein edles Herz getröstet habe, ins Lächerliche gezogen.

„Ist es nicht hart genug," rief sie fast weinend, „daß unbarmherzige Menschen sie in so hohen Jahren aus den altgewohnten Räumen forttreiben! Sollen auch noch die Freunde kommen und rücksichtslos in das Heiligthum ihres Herzens greifen, ihr den pietätvollen Glauben zerstören, der ein Theil ihrer selbst geworden ist! Glaube mir, Ulrich, wir würden eine fürchterliche Verantwortung auf uns laden."

Onkel Entreß machte noch ein paar brummige Einwendungen, dann ließ er sich überzeugen.

Beide kamen überein, daß man über die Hellmuth'schen Entdeckungen dem Fräulein gegenüber völlig zu schweigen und die Fiction von einem wirklichen Grabmal aufrecht zu erhalten habe; daß man aber die Unterwerfung unter den Spruch der Behörde als ein freiwilliges Opfer des Patriotismus und der Nächstenliebe von ihr fordern und ihr einen ehrenvollen Abzug bereiten müsse.

Es entstand noch ein kleiner Streit zwischen beiden, wem das saure Amt zufalle; doch wußte Thekla ihrem Gatten klar zu machen, daß es ihrer Persönlichkeit durchaus am nöthigen Gewicht zum Eingreifen fehle, und seufzend begab er sich endlich selber auf den Weg.

Aber seine Diplomatie war schon durch den Gang der Ereignisse überholt. Julie hatte früher als er von den Ausgrabungen des Doctors Hellmuth erfahren, und, empört über die Insinuation, daß die verehrte Grabstätte nur ein Decorationsstück wie die künstliche Ruine und der chinesische Tempel sei, war sie zu ihrer Gönnerin gestürzt, hatte sich als Mitwisserin des Geheimnisses enthüllt und um die Erlaubniß gebeten, mit der Eröffnung der Wahrheit heraustreten zu dürfen. Denn so weit, sagte sie, würde ja die Roheit niemals gehen, daß man es wagte, die Stätte zu schänden, wo ein edler Freiheitsheld den letzten Schlummer schlafe.

Das Fräulein nahm ihre Nachricht ganz ruhig auf; es zeigte sich, daß auch Julie nicht die Erste war, die sie ihr brachte. Ob die Unsichtbaren sie ihr im Windhauch zugetragen, ob sie sie auf prosaischerem Weg erfahren hatte, weiß ich nicht; genug, sie war unterrichtet.

„Schweige," sagte sie und legte ihrer Getreuen die Hand auf den Mund. „Ich weiß Alles. Mögen sie kommen und den Hügel zerstören. Was darunter liegt, können sie nicht antasten, es wird mir folgen, wohin ich gehe."

Der bedeutungsvolle Ton, den sie in diese Worte legte, ließ Julie ahnen, daß es sich um tiefere Geheimnisse handelte und jagte ihr einen Schauer über den Leib. Sie erzählte später, das Fräulein habe bei dieser Unterredung verklärt wie eine Heilige und strahlend wie eine Braut vor ihr gestanden.

Sie hieß die weinende Julie standhaft sein, weil jeder Trennung ein Wiederfinden folge. Für sie sei jetzt die Stunde des höchsten Glückes nahe, bald werde sie sich mit ihren vorangegangenen Theuren vereinigen, denn ihr irdisches Sein sei an diesen Ort geknüpft und sie werde nun nicht lange mehr leben. Aber wenn die Zeit erfüllt sei, so werde sie auch ihre jüngeren Freundinnen zu sich rufen.

Aus den Andeutungen, die sie Julien machte, ging hervor, daß sie seit den letzten Wochen in einem gesteigerten mystischen Verkehr mit dem längst verstorbenen Freunde zu stehen glaubte und daß ihr der Entschluß zu gehen schon von ihm selber eingegeben war, bevor die jüngste amtliche Aufforderung sie erreicht hatte.

Ihre erregte Phantasie, in der moderner und antiker Occultismus sich wundersam mischten, gab ihr den festen Glauben ein, daß sie sich nur vor seinen Hügel zu stellen und ihn laut beim Namen abzurufen habe, damit sein Schatten ihr an den neuen Wohnort folge.

Was aus den Gebeinen werden sollte, sagte sie nicht. Doch da dieselben nach ihrer Ueberzeugung durch einen bloßen Willensact des Verstorbenen an diese Stelle versetzt worden waren, so mußte sie ihm auch die Fähigkeit zutrauen, sie von da wieder wegzunehmen und wo es ihm beliebte unterzubringen.

Onkel Entreß kam ganz verdutzt von seinem Besuch bei dem Fräulein zurück. Sie hatte ihn gar nicht zu Worte kommen lassen.

„Es ist wahr," unterbrach sie ihn, so bald er zu reden anhob, „ich hatte gehofft, auf dieser Scholle, die mir vom Erbe meiner Väter allein noch übrig

geblieben ist, zu sterben. Aber wenn das Wohl meiner Mitbürger dieses Opfer von mir fordert, so bin ich bereit zu gehen."

Er wollte ihr noch einen Trost gewähren, indem er die Verpflichtung übernahm, daß, wenn man je auf menschliche Ueberreste stoßen sollte — was aber bei der Länge der Zeit sehr unwahrscheinlich sei —, dieselben mit aller Schonung und Pietät behandelt werden sollten, und daß er selber für schickliche Verpflanzung des Grabsteins Sorge tragen werde.

„Man wird gar nichts finden," antwortete das Fräulein mit ruhiger Ueberlegenheit, „und Sie brauchen sich nicht zu bemühen, lieber Freund, ich danke Ihnen."

Sie schien noch über ihre frühere Größe hinaus gewachsen und wie ein höheres Wesen.

Darauf ging sie und entließ mit der Hoheit einer Königin, die sich zur Abdankung entschließt, ihre Schutzmannschaft.

* * *

Heller Sonnenschein glänzte auf den weißen Wänden und den blanken Scheiben des Schweizerhäuschens, und außen auf der staubigen Landstraße stand ein hochbepackter Möbelwagen. Etwas abseits im Pappelschatten hielt eine zweispännige Equipage, und in dieser saß das Fräulein im schwarzen Kleid, das sie nur einmal zuvor, bei der Beerdigung ihrer Schwester Franzisca, getragen hatte. Ich erkannte sie kaum, nicht nur weil ihr der Schäferhut und die weißen Gewänder fehlten, sondern weil ihr rosiges, faltenloses Gesicht sich über Nacht mit Runzeln bedeckt hatte und greisenhaft geworden war. Aber die Bewegungen, mit denen sie sich von Jung und Alt verabschiedete, waren so königlich wie je.

Als sie abfahren wollte, ereignete sich noch ein peinlicher Zwischenfall. Die Blödsinnige hatte sich mit sichtlichem Vergnügen ein neues Kleid anziehen und eine frische Haube aufsetzen lassen, doch als sie merkte, um was es sich handelte, sperrte sie sich und wollte die gewohnten Räume nicht verlassen. Da kein Zureden half, auch des Fräuleins Rufen und Winken vergeblich war, versuchte man Gewalt anzuwenden; aber sie klammerte sich mit Geschrei an den Thürpfosten und stieß die greulichsten Schimpfreden aus, bis in Eile Onkel Entreß herankam und ihr galant den Arm reichte, um sie wie eine Dame an den Wagen zu führen. Da lachte sie mit dem ganzen Gesicht unter ihrer weißen Schlafhaube und folgte ihm ohne Widerstand. Das Fräulein bot dem alten Freunde noch einmal dankend die Hand, dann wirbelte der Staub über dem rollenden Wagen auf, und Ilgenau sah sie niemals wieder.

— — Nach ihrer Abreise wurde Julie ein ewig rinnender Thränenstrom. Ihr Idealismus hatte seine Heimstätte verloren, besonders da auch Thekla auf dem weit entfernten Jägerhaus ihr nur noch schwer erreichbar war. Die anderen Frauen hatten nur in erborgtem Lichte geglänzt und konnten Julie nichts weiter bieten; sie wandten sich auch, Eine um die Andere, dem hellaufgehenden Gestirn der neugebackenen Commerzienräthin Klary zu.

Julie sollte die Eröffnung der Eisenbahn nicht erleben; ihre ganze Natur zehrte sich in Heimweh auf. Doch traf sie noch der Schmerz, den Tod ihrer

vergötterten Freundin erfahren zu müssen. Das Fräulein hinterließ Julien ihre heiligsten Besitzthümer: das Bildniß des schönen Jünglings im Saffianfutteral und jenes Stammbuchblatt, wovon Julie mir einmal vorgeschwärmt hatte. Was aus dem Bilde geworden ist, weiß ich nicht; das Blättchen aber schenkte mir der Müller zum Andenken, als ich nach vielen Jahren wieder einmal auf die Sägemühle kam.

Es steht darauf von Männerhand geschrieben:

„Werth ist der Schmerz, am Herzen des Menschen zu liegen und Dein Vertrauter zu sein, o Natur. Denn er nur führt von einer Wonne zur andren, und es ist kein andrer Gefährte denn er." — Darunter: „Hyperion", aus welcher Unterschrift Julie geschlossen hatte, daß dies der Name des Schreibers gewesen sein müsse.

Die schönen Worte hatte Julie sich zur Grabschrift gewünscht, und ihre Angehörigen waren auch bereit, ihr Verlangen zu erfüllen; aber der Pfarrer widersetzte sich, weil er nicht wußte, ob der Spruch von einem heiligen oder einem unheiligen Autor komme. So erhielt sie nur den üblichen Scheidegruß: „Ruhe sanft!"

Jetzt war von dem idealen Ilgenauer Frauenkreise Thekla allein übrig. Von diesem Opfer der Liebe sei noch berichtet, daß ihr Herzenswunsch nach Jahren in Erfüllung ging, indem ihre Ehe durch ein Kind gesegnet wurde. Aber das späte Mutterglück kostete ihr das Leben. Denn durch den Eigensinn ihres Mannes, der sich mit dem Arzt verfeindet hatte, kam sie in ungeschickte Hebammenhände und litt entsetzlich. Doch war sie stolz und glücklich, ihr Ziel erreicht zu haben, und starb wie eine Heldin. Das Kleine überlebte sie aber nur um wenige Stunden und wurde mit ihr in *einen* Sarg gelegt.

Nach Thekla's Tod kamen wir Kinder nicht mehr nach Ilgenau. Wohl aber besuchte Onkel Entreß uns häufig in der Stadt; doch sah man, daß er nicht mehr der Alte war: Thekla's Verlust ging ihm näher als irgend Jemand geahnt hatte. Durch einen seltsamen Bann dachte er immer fort an die Verstorbene.

Später gerieth er unter die Fuchtel einer geldgierigen Haushälterin, die mit dem schwächer werdenden Manne anfangen konnte, was sie wollte. Nur das Eine erreichte sie nie, so sehr sie sich darum bemühte: Thekla's Nachfolgerin zu werden.

Das Wunderliche aber war, daß er die Kleider der Verstorbenen, so weit man sie ihr nicht ins Grab mitgegeben hatte, nun fast ebenso zärtlich pflegte, wie sie selbst zu ihren Lebzeiten gethan hatte. Sie wurden immer sorgfältig geklopft, vor Staub und Mottenfraß behütet, und die Haushälterin durfte sich niemals eines davon aneignen. Die leeren Hüllen genossen jetzt alle die Ehren und Treuen, nach denen die arme Frau ihr Leben lang vergebens geseufzt hatte. Und nach des Onkels Tode mußten sie laut testamentarischer Verfügung alle auf einem Haufen verbrannt werden.

Mit Herrn von Entreß verschwand der letzte Veteran der alten Garde von Ilgenau.

Ich weiß, sie würden in der heutigen Welt keine glänzende Rolle spielen, meine Freunde von ehedem. Aber als ich das letzte Mal die zur großen Verkehrsstraße gewordene Lindachbahn befuhr und in unzähligen Fabrikschlöten sowie einem Arbeiterspital die Zeichen des industriellen Fortschritts vor Augen hatte, mußte ich dennoch zu mir selber sagen: die Eisenbahn, der jene weltvergessenen Erdenwinkel so großen Segen verdanken, wie viel Schönes hat sie zugleich mit dem Moder unwiederbringlich hinweggefegt! Ein Geschlecht, das auf dem engsten Raume die ganze Welt umschloß.

Der Zug stand still, der Schaffner riß die Coupéthür auf und schrie mit barscher Commandostimme: „Station Ilgenau! Fünf Minuten Aufenthalt!"

Da war es mir einen Augenblick, als sehe ich auf der Drehscheibe zwischen Geleise und Güterschuppen eine hohe, weiße Gestalt im Florentiner Strohhut stehen und händeringend in die Erde versinken.

Genau dort war die Stelle, wo „Werther's Grab" sich befunden hatte.

Die englische Afrika-Politik.

Von

Felix Salomon.

[Nachdruck untersagt.]

Es wird einmal eine reizvolle Aufgabe werden, zu verfolgen, in welchem Grade und unter welchen Einflüssen mit der inneren Einigung unseres Vaterlandes das Interesse unseres Volkes an den Vorgängen im Auslande und an den Schicksalen anderer Völker gewachsen ist. In dieser Verbindung wird die volle Bedeutung hervortreten, welche den durch den jetzigen Krieg zwischen England und den Boeren-Republiken hervorgerufenen Aeußerungen einer ebenso tiefen als allgemeinen Theilnahme für die Boeren als Aeußerungen unseres Volksgeistes beizumessen ist, und es wird der Wunsch sich herausstellen, dieselben auf ihren inneren Gehalt zu analysiren. So lange unsere Gefühle wirksam sind, vertragen sie keine Zergliederung; es genügt, die Einmüthigkeit festzustellen und sich an ihr zu erfreuen. Das schließt die Erkenntniß nicht aus, daß dieser Krieg, von der ethischen Seite abgesehen, eine solche hat, welche sich an den Verstand wendet; einmal an den unserer Staatsmänner im Hinblick auf die praktischen Erfordernisse, welche unserer Diplomatie die Richtung vorschreiben — das ist der politische Kern der Frage, den ich nicht berühre; dann aber auch an den der weitesten Kreise, insofern diese eine Auskunft darüber verlangen, wie alles das, was wir heute miterleben und mitempfinden, in historischer Entwicklung entstanden ist. Darauf soll im Folgenden in raschem Ueberblick eine Antwort gegeben werden auf Grund der Mittel, welche wissenschaftliches Forschen bisher zur Verfügung stellt. Mit dankbarer Verwendung des von Anderen zusammengestellten Materials[1]) verbindet sich

[1]) Literatur: C. P. Lucas, A Historical Geography of the British Colonies. Vol. IV. South and East Africa. Part I. Historical. Oxford 1897. — W. P. Greswell, The Growth and Administration of the British Colonies 1837—1897. London 1898. (The Victorian Era Series.) — Johnston, The Colonization of Africa. Cambridge 1899. (Cambridge Historical Series.) — Alfred Zimmermann, Die Colonialpolitik Großbritanniens. Zweiter Theil. Berlin 1899. (Die europäischen Colonien. Dritter Band.) Dazu folgende Aufsätze: A. Wirth, Der Aufschwung Südafrika's (Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXII, S. 448—466; Bd. LXXXIII, S. 83—105). — Derselbe, Die Lage in Südafrika (Preußische Jahrbücher, Bd. 95, S. 497—515). — K. Kaerger, Boeren, Engländer und Deutsche in Südafrika (Preußische Jahrbücher, Bd. 77, S. 401—424). — M. von Brandt, Zwanzig Jahre britischer Südafrika-Politik (Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXV, S. 220—240).

meinerseits der selbständige Zweck: schärfer als es bisher geschehen ist, den Gang, die Tendenzen und die Aufgaben der englischen Politik herauszuheben.

Wer denn also eine Frage des Tagesinteresses in ihren historischen Zusammenhang bringen will, dem ist es Bedürfniß, bis zu einem Ausgangspunkte zurückzugehen, von welchem aus es sich ermöglicht, einen Maßstab sich zu bilden, mit welchem das folgende Geschehen sachlich beurtheilt werden kann. Das ist für Denjenigen nicht zu erreichen, welcher von vornherein die englische Afrika-Politik isolirt betrachtet; für ihn geht die Richtung verloren, und er sieht an Stelle des Zusammenhanges nur verwirrende Einzelheiten. Darum ist es nothwendig, damit zu beginnen, sich in aller Kürze über die Grundrichtungen der englischen Colonialpolitik Klarheit zu verschaffen, wobei es sich zuerst um gewisse Grundzüge handelt, welche nicht auf England allein Anwendung finden. Es ist daran zu erinnern, daß die Colonialpolitik der modernen Staaten ins Leben getreten ist als ein Zweig staatlicher Wirthschaftspolitik und zwar jener Wirthschaftspolitik, die wir als Mercantilismus bezeichnen. Der Mercantilismus bedeutete, so wie wir ihn im allgemeinsten Sinne zu verstehen gelehrt worden sind, das Streben nach staatlichem Zusammenschluß auf Grundlage der materiellen Selbständigkeit. Jeder einzelne Staat übernahm die Aufgabe, solche Selbständigkeit zu schaffen und zu sichern; er nahm darum an Allem Antheil, was zu diesen Zwecken beitrug; und bestand der Reichthum nach der Auffassung der Zeit vornehmlich im Gelde, so wurden im Besonderen Mittel und Wege gesucht, möglichst große Mengen edlen Metalles an sich zu ziehen. Aus dem Wunsche, diese Mengen unmittelbar den Schätzen ferner Länder zu entnehmen oder mittelbar durch Ausdehnung des Außenhandels zu gewinnen, sind die colonialen Gründungen hervorgegangen. Daraus erklärt sich der leitende Zug des älteren Colonialsystems: es ging in erster Reihe immer von den Bedürfnissen des Mutterlandes aus; die Colonien wurden ein Mittel unter anderen, den Reichthum dieses zu vermehren. Die entsprechenden Maßnahmen waren Monopole, Privilegien, Schutzzoll- und Schiffahrtsgesetze, künstliche Aufmunterung hier, künstliche Abschließung dort, Ausbeutung der Colonien überall.

Die grundsätzliche Abweichung der modernen Colonialpolitik von der älteren ist dann davon ausgegangen, daß entsprechend sich verändernden Bedürfnissen die Ansichten über das Verhältniß von Staat und Wirthschaft gänzlich andere geworden sind. Jetzt hieß es: keine staatliche Einmischung mehr in das Wirthschaftsleben, Sprengung aller Fesseln, Gehenlassen, freier Handel, freie Wirthschaft. Welches war die logische Folgerung, die sich hiernach für den Werth des Colonialbesitzes ergab? Waren die Colonien ausschließlich vom Standpunkte materiellen Nutzens betrachtet worden, und wurde man sich darüber klar, daß mit der als nothwendig erkannten allmählichen Aufhebung der bisherigen Beschränkungen auch in den Colonien solcher Nutzen fortfallen würde, was sollte dann noch mit den Colonien angefangen werden? Diese Zweifel haben sich zuerst in England erhoben nach dem Abfalle der Vereinigten Staaten, welcher das alte Colonialsystem zu Grabe getragen hat. Sie sind nicht sogleich und nicht einstimmig gelöst worden;

aus den wechselnden Ueberlegungen, nach welchen die Antworten gegeben worden sind, ist die Leitung der Colonialpolitik für die Folgezeit zu erklären.

Hierzu ist zweierlei zu berücksichtigen: Die Verschiedenheit der Antworten im Verlaufe unseres Jahrhunderts ist mit den weiteren Wandlungen in den allgemeinen Verhältnissen Englands in Zusammenhang zu bringen; sodann sind auch innerhalb ein und derselben Zeit die Forderungen an die coloniale Leitung von den einzelnen Bevölkerungsclassen je nach ihren besonderen Bedürfnissen verschieden beurtheilt worden. Diese Urtheile fanden ihren Niederschlag in den Programmen der politischen Parteien. Die Liberalen übernahmen die Vertretung aller Derer, welche in wirthschaftlicher Hinsicht in möglichst consequenter Durchführung des Freihandels ihren Vortheil sahen; dementsprechend war ihr colonialpolitisches Programm: die entbehrlichen Colonien aufzugeben, die übrigen nicht mehr durch Zwang mit dem Mutterlande zu verbinden, sondern durch Interesse und Liebe. Das ins Auge zu fassende Ziel sollte sein, die Colonien zu sich selbst regierenden, nach ihren Bedürfnissen handelnden Staatswesen heran zu bilden. Die Conservativen waren schon als Interessenten an den Kornzöllen Gegner des consequenten Freihandels; überdies erkannten sie in der Zersplitterung, welche der Freihandel herbeiführte, Gefahren für die ihnen am Herzen liegende Einheit und Macht des Reiches; sie waren für eine Politik der Sammlung und der Festigung des Zusammenhanges der Reichstheile. So wollten sie auch zunächst von der Gewährung von Freiheiten an die Colonien, welche die oberste Gewalt lockerten, nichts wissen und ließen sich nur durch die Sorge bekehren, daß anderenfalls andere Colonien dem Beispiele der Vereinigten Staaten folgen würden.

Das ist es, was über die Grundrichtungen gesagt werden mußte. Nun kann es verständlich gemacht werden, was es zu bedeuten gehabt hat, daß im Besonderen die englische Südafrika-Politik von einem liberalen Ministerium in einer Epoche des Freihandels eingeleitet worden ist, und wie es hat kommen können, daß ein solches den Knoten für den ganzen Verlauf des Jahrhunderts geschürzt hat. Doch zuvor noch gilt es, anzugeben, wann und wie die Engländer ihren Einzug in Afrika gehalten haben.

Das erste Ziel aller auf coloniale Unternehmungen ausgehenden Nationen war Indien gewesen. Die Ersten, welche nach dem Seewege geforscht hatten, waren die Portugiesen; an der afrikanischen Küste sich entlang tastend hatten dort sie die ersten Niederlassungen angelegt. Daß sie und die Spanier colonisirend vorangegangen waren, hat die Richtung der ersten colonialen Versuche Englands bestimmt; die Engländer scheuten sich, mit Spaniern und Portugiesen, denen sie sich nicht gewachsen fühlten, in Berührung zu kommen. Erst als der Höhepunkt der Macht des spanisch-portugiesischen Reiches überschritten war, und die colonialen Ansprüche desselben mißachtet werden durften, haben Engländer und Holländer in Afrika Fuß gefaßt. Im Jahre 1585 ist die erste englische Afrika-Compagnie gegründet worden, in den Formen, welche zur Vermittlung des auswärtigen Verkehrs damals allgemein üblich gewesen sind. Der erste Fleck, wo die Engländer sich eingerichtet haben, ist die Goldküste gewesen. Ueber die Ausdehnung des westafrikanischen Besitzes und den

Gang der westafrikanischen Politik ist hier nur Weniges zu vermerken. Bis gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts kamen nur einige Stationen am Gambia als dauerndes Eigenthum hinzu; was die Engländer bezweckten, war weder Landbesitz noch Herrschaft über die Eingeborenen, sondern Handel und als einträglichsten Handelszweig den Sklavenhandel. So ist es geschehen, daß die westafrikanischen Colonien auf das Engste mit den Schicksalen Westindiens verknüpft worden sind; von dort wurden die Sklaven exportirt, welche für die westindischen Pflanzer unentbehrlich waren. Den höchsten Stand des durch die Regierung geförderten Sklavenhandels bezeichnen die Abmachungen des Utrechter Friedens (1713), die Gewährung des „Assiento" seitens Spaniens, worin das Recht enthalten war, auch spanische Colonien mit Sklaven zu versorgen. Diese Politik ist auf das Schärfste durch den Bruch mit dem alten Colonialsystem berührt worden, und das insofern, als die neue Bewegung zugleich mit einem heftigen Feldzug gegen den Sklavenhandel eingesetzt hat. Im letzten Grunde strebte ja allerdings die Freihandelsbewegung dahin, Jeden sich selbst zu überlassen; aber mildernd griff eine philanthropische Strömung ein, das Neuerwachen des moralischen Gefühls gegenüber dem Nützlichkeitsstandpunkte der Mercantilisten, welches auf die Sorge für die Schwachen und Unterdrückten hinwies. Im Hinblick auf die Colonien hieß es: „Bisher habt Ihr nur das Wohl des Mutterlandes beachtet: Krieg, Handel und Sklaverei haben das Wesen eurer Colonisation ausgemacht; wo aber steht das Gesetz, nach welchem die Weißen immer ihren Profit bei den Schwarzen machen müßten? Gedenkt nunmehr des Wohles der Colonien und ihrer Bevölkerungen!" Ein größerer Umschwung konnte nicht eintreten als der: vornehmlich dem Sklavenhandel hatten die Stationen an der Goldküste und am Gambia gedient; ihn zu bekämpfen, wurde 1787 die Niederlassung im Sierra Leone-Gebiet von Privatmännern angeregt, welche das Beispiel einer Colonisation durch freigelassene Sklaven bieten wollten. Man muß sich wundern, daß unter diesen Umständen der übrige Besitz beibehalten worden ist, und das ist auch nur geschehen, um diesen gleichfalls den neuen Zwecken dienstbar zu machen; der Handel sollte nur noch als Mittel verwandt werden, um das Innere Afrika's zu öffnen und dadurch den Sklavenhändlern das Handwerk legen zu können. Je näher man diesem Ziele gekommen zu sein glaubte, desto lauter haben die liberalen Stimmen das Aufgeben des westafrikanischen Gebietes angerathen, besonders dringend in den sechziger Jahren, wo dann eine parlamentarische Untersuchungscommission eingesetzt worden ist. Der Verzicht wurde nicht durchgesetzt, vielmehr wies der lehrreiche Bericht des Regierungscommissars, Obersten George Ord, den Weg der Reformen. Bald hiernach setzte in der Colonialpolitik überhaupt die Gegenströmung ein, welche die Afrika-Politik im Ganzen beeinflußt hat; immerhin erklären diese Auffassungen, daß, wenngleich die Engländer zu den Pionieren in der Erforschung des inneren Afrika's gezählt haben, ihre alten Colonien in Folge der Mißachtung dieser Gebiete nur noch durch Lagos vermehrt worden sind.

In anderen Theilen Afrika's hatten die Engländer vor Beginn unseres Jahrhunderts nicht Fuß gefaßt; das südafrikanische Besitzthum ist erst in

folgendem Zusammenhange erworben worden: In Südafrika waren die Portugiesen von den Holländern verdrängt worden, welche das Kap der guten Hoffnung als Ruheplatz für die Schiffe ihrer Ostindischen Compagnie ausersehen hatten. Darum hatte diese Stelle colonisirt werden sollen, und so begreift es sich, daß hier der einzige Platz entstand, wo die Holländisch-ostindische Compagnie eine Ackerbaucolonisation eingeleitet hat. Das Kap ist dann durch anderthalb Jahrhunderte (seit 1652) in holländischen Händen geblieben. Die Engländer erkannten die Bedeutung, die das Kap für sie habe, mit dem Wachsthum ihrer Interessen in Indien; sie ersahen, daß nichts Geringeres als die Sicherheit der Verbindung mit Indien davon abhängig war, in wessen Gewalt sich das Kap befand; Lord North, einer der Minister aus der ersten Hälfte der Regierungszeit Georg's III., bezeichnete es schon als die physische Garantie der indischen Besitzungen. In Hollands Händen war es aber auch für England gut aufgehoben, weil die englische Regierung sich so leicht an dem holländischen Mutterlande rächen konnte, daß dieses nichts Feindliches in den Colonien versuchen durfte; auch das hatten die Holländer zu erfahren gehabt, daß, wenn sie irgendwo sonst und im Bündnisse mit anderen Mächten England Verlegenheiten verursachten, diese sofort in englischen Anschlägen auf ihre Colonien ihre Erwiderung fanden. Im Hinblick auf die Initiative Englands war nur das von lange her ein feststehender Grundsatz: das Kap dürfe nicht in die Einflußsphäre einer anderen Seemacht übergehen. Als also der Verlauf der Revolutionskriege die Gefahr einer Besetzung durch die Franzosen herauf beschwor, war der Entschluß der Engländer schnell gefaßt: mit dem Bemerken, daß die Holländer nicht stark genug sein würden, ihr Eigenthum selbst zu schützen, wurde — im Einverständniß mit dem nach London geflüchteten Prinzen von Oranien — eine englische Flotte abgesandt, um es bis zum Ausgang des Krieges, wie der Ausdruck lautete, „für Holland zu verwahren". Nach den Beschlüssen des Friedens von Amiens mußte das Kap geräumt werden; die allgemeine Lage nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten hat es dann rathsam erscheinen lassen, sich dauernd einzurichten. Von 1806 an datirt die ununterbrochene Besetzung des Kaps durch die Engländer, welche von den Holländern nicht mehr hat bestritten werden können. Die Erfordernisse der Einrichtungen am Kap sind es nun gewesen, welche die englische Südafrika-Politik eröffnet haben. Um das Wesentliche hervortreten zu lassen, sei gleich zu dem Zeitpunkt übergegangen, wo das eigentliche südafrikanische Problem sich gestellt hat.

Die ersten Maßnahmen in der Kapcolonie hatten dieses Problem zu umgehen vermocht, weil es sich zunächst mehr um die äußere Organisation der Colonie handelte — die Ablösung der holländischen Herrschaftsformen durch die englischen — als um den inneren Bestand. Daß die holländischen Colonisten Widerstand erhoben, hatte erwartet werden müssen; die englische Regierung trat Aufständen mit Gewalt entgegen, aber zeigte sich sonst zu Zugeständnissen bereit, welche z. B. in der Sprachenordnung gemacht wurden, und hatte es nicht allzu schwer, Entgegenkommen zu finden, da die Jahrzehnte nach dem Friedensschluß einen wirthschaftlichen Aufschwung brachten,

welcher nach der Epoche des holländischen Compagnie-Monopols ein neues Zeitalter heraufzuführen schien. Die eigentlichen Schwierigkeiten haben erst begonnen, als die englische Regierung berufen worden ist, die Ordnung der inneren Angelegenheiten planmäßig vorzunehmen, und sie dieses übernommen hat, im Zusammenhange mit der liberalen Richtung in der Colonialpolitik, in der Art, daß die neu erdachten Segnungen in voller Consequenz auch auf Afrika ausgedehnt werden sollten. Es lagen die Verhältnisse so — das ist der Ausgangspunkt von allen Verwicklungen geworden —, daß gleichzeitig dreierlei in Betracht gezogen werden mußte.

Einmal die Interessen der Kapcolonisten, deren Wohl an das Aufblühen der Colonie geknüpft war, unabhängig von ihrer Nationalität. Uebrigens hatte sich die Zahl der englischen Colonisten in Folge von Einwanderungen aus England schon im ersten Vierteljahrhundert soweit vermehrt, daß nicht mehr von englischer Oberhoheit über Holländer, sondern wahrhaft von einer englischen Colonie gesprochen werden konnte.

Zweitens war das Verhalten zu den Eingeborenen zu regeln — hier von besonderer Wichtigkeit, weil an eine allmähliche Ausrottung gar nicht zu denken war. Drittens war mit dem Vorhandensein eines ganz eigenartigen Colonistenelementes zu rechnen: hier treten uns die Boeren entgegen. Ortskundige Forscher[1]) haben über sie berichtet; aus ihren Beobachtungen ist das herauszunehmen, was zum Verständniß der hier verfolgten Entwicklung dienlich ist.

Sie waren die Nachkommen der frühesten Einwanderer, hatten aber einen eigenen Volkscharakter erhalten, theils durch die Vermischung mit französischem Blute in Folge starken Einströmens von Hugenotten nach Aufhebung des Edicts von Nantes, theils durch ihre Anpassung an die besonderen afrikanischen Erfordernisse. Was sie als Colonisten geleistet haben, ist wegen der geringen äußeren Erfolge der Holländischen Compagnie in den Hintergrund gerückt worden; sie hatten sich nicht an das Schicksal derselben knüpfen lassen, sondern hatten — anders als die Burghers in den Städten — von Anfang an selbständig ringend und kämpfend ihr Leben gestaltet. Als eine der bewunderungswürdigsten Colonisationsthaten ist es gepriesen worden, wie sie es verstanden haben, die sprödeste Natur unter den Wirthschaftswillen des Menschen zu unterwerfen. In solchem Ringen um ihre Existenz verloren sie die Eigenschaften des Mutterstammes wohl nicht, aber durch dieses haben sich gewisse neue Züge ausgeprägt: ein wirthschaftlicher Conservatismus, welcher sich jeder Aenderung bisheriger Wirthschaftsweisen hemmend entgegenstellte, und ihnen eigenthümliche Aeußerungen ihrer Religiosität. Sie hatten in allen Nöthen die stärkste Stütze in ihrer tiefen und wahren Frömmigkeit gefunden; nun, wo es ihnen gelungen war, sahen sie in ihrem Volke die Auserwählten Gottes. Aus dieser Anschauung leiteten sie ihr Verhältniß zu den Eingeborenen ab: sie hielten sich für berechtigt, mit unbegrenzter Machtfülle über dieselben zu herrschen; die christliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen machte für sie auch unter der Bedingung der Christianisirung der Heiden vor dem Rassenunterschiede in Afrika Halt. Kämpfend gingen sie schonungslos vor,

[1]) Kaerger, Wirth.

Gefangene machten sie zu Sklaven und verstärkten deren Zahl noch durch Sklavenimporte von der Guineaküste. Die Art der Sklaverei, die sie ausübten, war allerdings eine mildere Form der Abhängigkeit als anderswo.

Dazu ist schließlich als Grundzug des boerischen Wesens ihr Widerwille gekommen gegen jegliches Eingreifen einer staatlichen Autorität in die Lebensführung des Einzelnen, großgezogen durch die von den holländischen Gouverneuren ausgeübten Tyranneien, denen zu entgehen die ersten Treks vollzogen worden waren. Das sind die boerischen Eigenthümlichkeiten, die hervorzuheben sind, weil gegen sie die englische Politik in schroffen Gegensatz getreten ist.

Man wird es den Engländern zugestehen: die Aufgabe war unendlich schwer, vergleichbar in gewisser Hinsicht mit der, welche ihnen in Canada auferlegt worden war, nur mit dem vor Anderem tiefgreifenden Unterschiede, daß die canadischen Colonisten europäischer Herkunft, die Franzosen — verschieden von den Boeren — an ein starr bureaukratisches Regiment gewöhnt worden waren, dem gegenüber die englischen Gesetze Erleichterungen zu bringen vermocht hatten. Ob sich nicht aber hier wie dort eine Lösung hätte finden lassen? Doch sehen wir nun zu, was geschehen ist.

Es waren, wie gesagt, drei verschiedentliche Interessen mit einander zu versöhnen. Ein Anliegen aber hatten die Kapcolonisten mit den Boeren gemeinsam — das war der Wunsch nach möglichster Sicherstellung gegenüber den Eingeborenen. Die Boeren begehrten nichts als weiteres uneingeschränktes Recht der Selbstvertheidigung; das Begehr der Kapcolonisten war durch den Umstand bestimmt, daß die Neuangesiedelten vornehmlich in den östlichen Districten, fern von Kapstadt, vereinigt worden waren, wodurch man sie in unmittelbare Berührung mit den Eingeborenen gebracht hatte. Was sie verlangten, war eine Regulirung der Grenzen, welche eine Ausdehnung des Gebietes der Kapcolonie auf Kosten der Eingeborenen bedeutete, wozu ein glücklich verlaufener Kaffernkrieg gerade die beste Gelegenheit bot; ein vortheilhaftes Territorium war eben von den Siegern besetzt worden. Auch das schuf keinerlei Widerstreit zwischen den Boeren und der Kapregierung, daß diese eine Expansion des jungen Colonialgebietes auch sonst befürwortete. Die Initiative ging von englischen Kaufleuten aus; selbständig hatten diese eine Niederlassung an der Küste Natals angelegt und petitionirt, mit dem Hinterlande als Colonie adoptirt zu werden; dem Hafenplatze gaben sie den Namen des ihre Bestrebungen begünstigenden Kapgouverneurs Sir Benjamin d'Urban. Welches waren da die Beschlüsse der englischen Regierung?

Im Jahre 1835 war das liberale Ministerium Lord Melbourne's ans Ruder gekommen. Staatssecretär der Colonien war Charles Grant, Lord Glenelg, ein Philanthrop mehr als ein Staatsmann, als Persönlichkeit von den politischen Größen weit ab zu stellen, aber als Organ seiner Partei und der Stimmung, welche diese emporgebracht hatte, historisch bedeutend. Er trug ebenso dem weichen Herzen der Liberalen Rechnung wie ihrer Abneigung gegen colonialen Zuwachs und legte seinem Vorgehen folgende Principien zu Grunde: Keine weiteren Landerwerbungen in Südafrika; keine weitere Beschränkung der Eingeborenen, vielmehr Gleichstellung derselben mit den Weißen, auch keine

Annexion ihres Gebietes, vielmehr Zurückgabe dessen, was in einem ungerechten Kriege gewonnen worden sei. Dazu: consequente Durchführung der Gebote der Menschlichkeit im Hinblick auf die radicale Aufhebung des Sklavenhandels wie der Sklaverei und auf Förderung der Thätigkeit der christlichen Missionen.

Das sind die Beschlüsse gewesen, welche den Knoten der englischen Südafrika-Politik geschürzt haben: nicht die englische Habsucht hat ihn geschürzt, sondern colonialer Kleinmuth und eine gut gemeinte, aber falsch verstandene Humanität. Denn das Ergebniß ist das geworden: Es ist nicht die Versöhnung der Interessen der verschiedentlichen Gruppen eingeleitet worden, sondern ein Auseinandergehen, welches sich je länger je mehr als unheilbar erwiesen hat. Und das ist so zu erklären: Durch diese Maßnahmen wurde einmal der Kapcolonie die Ausdehnung versagt, an welcher ihr so viel gelegen gewesen war, wodurch die Kapcolonisten um so eifersüchtiger gegen die Erwerbungen Anderer geworden sind. Die Boeren wurden der für ihre Wirthschaftsweise unentbehrlichen Arbeitskräfte beraubt; die ihnen im Innersten widerwärtige Doctrin der Gleichberechtigung wurde ihnen aufgezwungen; gegenüber den Eingeborenen, welche ihre natürlichen Feinde blieben, wurden sie in der Freiheit ihrer Bewegungen gefesselt. Die wirthschaftlichen Schäden, welche die Sklavenemancipation mit sich brachte, sollten allerdings durch eine Entschädigungssumme gemildert werden, bei deren Auszahlung sich aber schlimme Unregelmäßigkeiten herausstellten, welche die Gemüther nur noch mehr erbitterten. Gewiß lag das ganz und gar nicht im Sinne der Regierung; trotzdem war es so, als hätte man jene persönliche Antipathie herausgefühlt, in welcher vordem Lord Goderich so weit gegangen war, daß er das Prädicat „ehrbarer Ansiedler" den Hottentotten unterschiedlich von den Boeren zugestanden hatte. Endlich sind die Eingeborenen, derentwegen eigentlich Alles geschehen war, von den Weißen isolirt worden; eine Oedgrenze wurde zwischen die beiderseitigen Gebiete gelegt. Das hinderte durchaus nicht, daß die früheren Feindseligkeiten an den Grenzen sich fortsetzten, und gar, daß die Schwarzen wähnten, derartige Verfügungen könnten nur von der Furcht eingegeben sein.

Die unheilvollen Folgen dieser Politik sind sofort hervorgetreten: Was Südafrika gebrauchte und nach dem Willen der Regierung ja auch hatte erhalten sollen, waren Ruhe und Sammlung. Anstatt dessen wurde zum treibenden Factor der weiteren Politik ein Element der Unruhe und Bewegung: Die Boeren nahmen ihre Wanderungen wieder auf, welche der englischen Regierung ihre weiteren Entscheidungen aufdrängten und sie vor Verlegenheiten stellten, für welche eine Analogie nirgends zu finden war.

Es ist hier nicht den Wegen der Boeren zu folgen, ihren neuen Leiden, Entbehrungen, Kämpfen. Ihre große Wanderperiode erstreckte sich von 1834 bis 1854; als Erbschaft der früheren schweren Zeiten kam ihnen die dem holländischen Mutterstamme so fremde territoriale Leichtbeweglichkeit zu Statten. In zwei Hauptrichtungen bewegten sich die Auswanderercolonnen: die eine in das Gebiet Natals, die andere in das des heutigen Transvaal, sowie in Theile des späteren Oranje-Freistaates und des südlichen Betschuanalandes. Die Namen der Ortschaften erzählen, was die Boeren thaten, was

sie litten und wer sie geführt hat. Ein gewaltiges civilisatorisches Werk leisteten sie auch hier wieder: sie gingen nicht planlos vor und unbewußt der Gefahren, die ihrer harrten; aber als Farmer waren sie gezwungen, solche Gebiete aufzusuchen, welche sich ihrer Wirthschaftsweise anpaßten. Darum zog es sie im Besonderen nach Natal, wohin der Landweg durch die Kaffern und Matabeles versperrt war, so daß es den Weg durchzukämpfen gegolten hat. Die Zurückdrängung der Eingeborenen war ihre civilisatorische That; sie begründete zugleich ihr Recht auf das neubesetzte Gebiet. 1840 ist in Natal eine Boeren-Republik in einfachster Form errichtet worden; die Anerkennung der Unabhängigkeit wurde mit der Versicherung freundschaftlichster Gesinnung in Kapstadt nachgesucht. Was hat aber nun die englische Regierung gegenüber dieser unerwarteten und unerwünschten Wirkung ihrer grundlegenden Beschlüsse gethan?

Lord Glenelg war von dem Kapgouverneur gewarnt worden, daß der Bestand der Ansiedelungen gefährdet werde; ihr der Boerenwanderung vorangehender Briefwechsel hatte mit den bezeichnenden Worten des Gouverneurs geschlossen: „Eure Lordschaft in England und ich an Ort und Stelle haben alle diese afrikanischen Angelegenheiten unter verschiedenen Gesichtspunkten gesehen, und es würde jetzt nutzlos sein, den Gegenstand weiter zu verfolgen." 1839 trat Lord Glenelg von seinem Amte zurück; das nächste Ministerium, welches sich mit den Boeren zu beschäftigen hatte, war das, unter welchem Lord John Russell Staatssecretär der Colonien gewesen ist. Mit seinem Namen sind die ersten Maßregeln verbunden, welche wieder den Boeren ihr Leben verdarben und in weiterer Folge den Anlaß zu ihrer zweiten Auswanderung gegeben haben. Wieder war es ein liberales Ministerium, welches die Verantwortung zu übernehmen hatte; war nicht aber das jetzt von einem solchen zu erwarten, daß es Niemandes Freiheiten einschränken würde? Schon hieß es in liberalen Kreisen immer wieder: das Uebel der Kapcolonie wäre, daß sie zu groß sei; also scheute man sich vor der Uebernahme neuer Verbindlichkeiten und hatte darum — wie gesagt — die angeregte Annexion Natals bisher abgelehnt. Konnte es demnach stören, daß die Boeren dorthin gegangen waren? Lord Russell war ein Mann von milder Denkart. In seinen „Erinnerungen und Rathschlägen" hat er sein colonialpolitisches Glaubensbekenntniß niedergelegt, welches insofern eine andere Schattirung des Liberalismus bezeichnete, als Russell es als Pflicht betonte, seinen Besitz an Colonien aufrecht zu erhalten. Deren Wohl meinte er trotz der Befürchtung fördern zu müssen, daß sie sich eines Tages unabhängig erklären würden; er behalte dann stets den Trost, für das Glück der Welt gearbeitet zu haben. Konnte solch' ein Mann daran denken, ausgewanderte Colonisten gegen ihren Willen an England zu binden, und konnte es seine Partei? Bis dahin hatte sich die Regierung auf Erlasse beschränkt, welche das Verbot der Gründung neuer Niederlassungen oder gar Freistaaten durch Kapländer enthielten und betonten, daß die Boeren von ihrer britischen Staatsangehörigkeit nicht entbunden werden könnten. Ein britischer Unterthan bleibe ein solcher — lautete der vom Parlamente nachher anerkannte Grundsatz —, wenn er in Länder auswandere, die außerhalb des Bereiches der Civilisation lägen; derartige Länder

würden durch die Auswanderung von selbst zu britischen Besitzungen. An eine zur Durchführung dieser Ansicht einzuleitende politische oder militärische Action war aber so wenig gedacht worden, daß 1839 eine auf Wunsch englischer Ansiedler nach Durban gesandte Garnison zurückgezogen worden war. Auch Lord Russell wünschte nicht weiter zu gehen, als daß die unentbehrlichen Sicherheitsmaßregeln zum Schutze der Kapcolonie getroffen werden sollten; nur im Falle eines Angriffes auf die Kaptruppen oder befreundete Eingeborenenstämme wollte er eingreifen. Von welcher Seite also hat den Boeren ihr neues Verhängniß gedroht?

Es ist jetzt gewesen, daß sich eine weitere Folge der Thatsache herausstellte, daß die verschiedentlichen Interessen in Südafrika nicht zur Versöhnung gebracht worden waren: die englischen Elemente in der Kapcolonie, welche deren Expansion längst ersehnt hatten, verfolgten die Schritte der Boeren mit dem vollen Neide eines jung aufstrebenden Staatswesens. Säumte da die heimische Regierung und suchte sie Aufschub zu erhalten, so wurde in Kapstadt die Politik dictirt, der sie sich schließlich nicht zu entziehen vermocht hat. Die Besorgnisse der Kapkaufleute, daß Handelswege eröffnet werden könnten, über welche die Engländer keine Controle hätten, erreichten den Höhepunkt, als Anzeichen einer Einmischung auswärtiger Staaten sich meldeten: das Eintreffen eines amerikanischen Handelschiffes an der Küste von Natal, vornehmlich aber eines holländischen. Wußte man doch, daß die Boeren an die Unterstützung des Mutterlandes appellirt hatten. Unter diesem Drucke ist die englische Regierung zum Handeln getrieben worden, seit Ende 1841 mit um so größerer Energie, als die Conservativen unter Sir Robert Peel die Führung übernommen hatten mit einem Programme, in welchem die Weiterbildung der conservativen Colonialpolitik *nach* Aufhebung der Kornzölle zu verfolgen ist[1]). Das endliche Resultat war: Auswärtige Verwicklungen, welche den Boeren hätten nutzen können, blieben aus; der König von Holland zumal hatte das Verhalten der Boeren (in einem Schreiben, datirt 12. Mai 1843) als illoyal zurückgewiesen. Die Kapkaufleute wurden dadurch befriedigt, daß Natal als britische Colonie proclamirt worden ist; das Opfer von alledem wurden die Boeren.

Die von den Boeren geführten Unterhandlungen, um das Geschehene rückgängig zu machen, dürfen übergangen werden; auch die Rechtsfrage ist nicht zu erörtern, weil es doch zweifellos ist, daß die Engländer rechtswidrig verfahren sind, was nicht ausschließt, daß die Genesis des oben angeführten Rechtsgrundsatzes eine Prüfung verdient. Daran ist jedenfalls festzuhalten: Die englische Regierung war selbst nicht mehr Herrin ihrer Entschlüsse geblieben, sondern hatte sich in das Schlepptau der Kapcolonie nehmen lassen müssen. Wie weit war sie denn aber gewillt, in dieser Richtung vorwärts zu gehen? Die Zugeständnisse, welche den Boeren gemacht werden sollten, änderten nichts an den Beschwerden, derentwegen sie schon einmal das Land

[1]) Man vergleiche hierüber die werthvollen Angaben bei „Roscher, Colonien und Colonialpolitik", S. 244 u. 300. Die letzterschienenen Monographien über Peel tragen seiner Colonialpolitik gar keine Rechnung.

verlassen hatten; die Sklavenfrage, die Eingeborenenfrage stellten sich in gleicher Weise wieder, der Rassenhaß gegen die Engländer war gewachsen. Der neue Kapgouverneur, Sir Harry Smith, ließ sich nicht erweichen, sondern erklärte im Voraus, daß, wenn die Boeren wieder auswandern würden, auch dieses Territorium als britisches proclamirt werden würde. Die Boeren haben es gleichwohl gewagt, so schwer es ihnen fiel, den Boden preiszugeben, an welchen sie sich durch die von den Ihrigen gebrachten Opfer gebunden fühlten, entschlossen, ihre Unabhängigkeit anderswo neu zu gründen und diese, wenn es sein mußte, mit den Waffen zu vertheidigen. Und jetzt war der Abschluß der: es gelang ihnen, wenn auch nicht unmittelbar, ihr Ziel zu erreichen. Zunächst machte der Kapgouverneur seine Drohung wahr und nahm das Gebiet zwischen Oranje- und Vaal-Fluß als britisches Eigenthum in Anspruch, unter dem Namen Oranje-River-Sovereignty; nur die nördlich des Vaal ansässigen Boeren sollten außerhalb der englischen Machtsphäre bleiben. Widerwillig ist die inzwischen wieder zur Herrschaft gelangte liberale Regierung diesem Vorgehen gefolgt und war auch, nachdem die Waffen zu Gunsten Englands entschieden hatten, nur unter der Bedingung einverstanden, den immer abgelehnten colonialen Zuwachs zu genehmigen, daß keine Schwierigkeiten aus dem neuen Erwerbe erstehen würden. Als solche sich in der Folgezeit in mannigfachster Art einstellten: neue Kaffernkriege; beständiger Zwist zwischen den Oranje-Boeren und den Eingeborenen, welchen die Minister schlichten sollten; Erkenntniß der Unmöglichkeit, das Mutterland durch Einrichtung eines nicht kostspieligen Systems der Selbstregierung zu entlasten; dazu die europäischen Verwicklungen, welche zum Krimkriege führten, — da war es mit der Geduld der Liberalen zu Ende. Sie nahmen damit ihre Initiative wieder auf, daß durch Alles das, was geschehen war, ein Strich gemacht worden ist.

In den Jahren 1852 und 1854 sind die beiden Verträge geschlossen worden, welche als Gründungsurkunden der südafrikanischen Republiken bezeichnet werden dürfen: der Sandfluß-Vertrag mit Transvaal und der Vertrag von Bloemfontein mit dem Oranje-Freistaat. Die Clausel, welche den Boeren auferlegt wurde, enthielt den letzten Anklang an die ursprüngliche Politik: das Verbot des Sklavenhaltens. Die Engländer ihrerseits verpflichteten sich, keinen Landerwerb nördlich des Vaal anzustreben.

Damit ist die Darstellung der ersten Phase der englischen Südafrika-Politik zu Ende geführt; was sie enthält, muß gewußt sein, um die Geschehnisse der Folgezeit richtig abschätzen zu können. Aus dem Inhalte der zweiten Phase sind die Thatsachen meist bekannt und zum Theile noch in frischer Erinnerung; im Anschluß an die Vergangenheit darf nun hier versucht werden, auch ihren inneren Zusammenhang zu skizziren.

Es ist bisher ersichtlich geworden, in welcher Weise die Fragen, welche sich anfänglich der englischen Südafrika-Politik gestellt hatten, beantwortet worden sind. Es hatte einmal gegolten, die Interessen der Kapcolonie zu fördern und zu befriedigen: wie jetzt die Dinge lagen, war diese über das Mutterland entrüstet, weil dieses gegen ihren Willen den Oranjestaat preisgegeben und sich in ihrem Sinne unrühmlich zurückgezogen hatte. Das Ver-

hältniß wurde noch erbitterter durch einen Mißgriff — die Absicht, Sträflinge nach dem Kaplande zu senden, um einem Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen —, und diese Spannung äußerte sich in einem immer lauter werdenden Rufe nach einer freien Verfassung, um ihre Angelegenheiten selbst in die Hände nehmen zu können. Es hatte zweitens gegolten, die Boeren an die englische Autorität zu gewöhnen: diese hatten sich selbständige Staatswesen gegründet. Es war drittens eine Eingeborenenpolitik eingeleitet worden, welcher alles Andere zum Opfer gebracht worden war: jetzt erkannte man, daß es besser wäre, von dieser Politik abzugehen, daß die Isolirungsmethode sich nicht bewährt hatte, daß es sich vielmehr empfahl, die leeren Flächen mit Europäern zu besiedeln und die weiße Bevölkerung mitten in das Gebiet der Eingeborenen hinein zu führen, um diese durch ihr Beispiel zu erziehen, aber auch, wenn nöthig, dieselben mit den Waffen zu zwingen.

Wem ist da die Schuld zuzuschreiben? Den Staatssecretären und der liberalen Partei? In gewissem Grade ohne Zweifel, aber es ist nicht zu vergessen, daß die freihändlerische Richtung in der Colonialpolitik sich aus den Zeitbedürfnissen ergab und in den meisten Colonialgebieten Segensreiches gestiftet hat. Es war, so wird vielleicht gesagt werden dürfen, das Unglück Englands, daß gerade die Eröffnung der Südafrika-Politik in eine Epoche des Freihandels gefallen ist, so daß humane Doctrinen die Richtschnur abgaben, wo es schöpferischer und organisatorischer Kraft bedurft hätte. Doch was hätte das den Engländern geschadet, wenn man Alles so weiter hätte gehen lassen können? Das südafrikanische Problem stellte sich nur darum wieder in aller Schärfe dar, weil diese zweite Phase sich auf gänzlich verändertem Hintergrunde abgespi elt hat.

Die Freihandelsepoche und die Herrschaft der Liberalen gingen zu Ende. Das Gute, das sie hatten bringen können, war erreicht, die liberalen Ideale waren unerfüllt geblieben. Was Carlyle „das Calico-Millenium" genannt hatte, war nicht erschienen; das Reich des Friedens war nicht gekommen; der Freihandel war nicht von allen Völkern angenommen worden, vielmehr hatten sie beinahe sämmtlich, mit Einschluß englischer Colonien, Tarifmauern gegen den englischen Handel aufgeführt; der Glauben an den Segen des Gehenlassens war allerseits erschüttert. Das allgemeine Sehnen ging nach neuer Concentration und Sammlung, nach frischem Gebrauch der Kräfte; ähnlich wie einst der Mercantilismus es erstrebt hatte, nur mit Berücksichtigung neuer Factoren und unter Mitwirkung Aller. So ist auf allen Gebieten eine Reaction eingetreten, und mit ihr sind auch die herrschenden Ansichten über die Colonialpolitik andere geworden. Die öffentliche Meinung wurde aus ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt, mit colonialen Politikern ging die Wissenschaft zusammen, Sir John Seeley brachte in seinen Vorlesungen über Englands Expansion die ermuthigende Belehrung, daß das Beispiel des Abfalls der amerikanischen Colonien nicht für die übrigen verwendbar sein könnte. Nun hatte wohl der Wunsch, den Zusammenhang der Colonien mit dem Mutterlande gefestigt zu sehen, nach der Auffassung, daß diese mit jenem ein einheitliches Imperium bildeten, schon immer zum Programm der Conservativen gehört. Jetzt aber drang der imperialistische Gedanke erst durch, weil er von

Allen verstanden wurde und zumal von unten herauf Unterstützung erhielt; wieder wurde der Nutzen der Colonien offenkundig, indem eingesehen wurde, daß bei der immer zunehmenden Bevölkerung Englands, dem unzulänglichen Ertrag des heimischen Bodens und der Nothwendigkeit, für die Erzeugnisse des immer gesteigerten Industriesystems Abnehmer und Abfluß zu finden, das Vorhandensein sicherer und weit ausgedehnter Territorien, die den Engländern offen ständen, eine Lebensfrage, nicht mehr für einzelne Privilegirte, sondern für die Nation, nicht zum Mindesten für ihre arbeitenden Classen, sein mußte. Doch nicht lediglich einer Interessenberechnung war dieser Wandel der Ansichten zu verdanken; ein freier Blick auf das von vorangegangenen Generationen mit Heldenmuth Errungene fachte den Patriotismus an, und zu der Berechnung des Nutzens gesellte sich der Stolz über die Macht, mit der Bereitschaft, diese zu erhalten und zu steigern. Die Träger dieser Bestrebungen sind die modernen Conservativen geworden, die Schöpfer einer groß angelegten Reichspolitik mit dem letzten Ziele wirthschaftlichen Zusammenschlusses mit den Colonien in einem Reichszollverein und politischen durch Umbildung der Colonialverfassungen zu einer Bundesstaatsverfassung. — Was hat solch ein Umschwung für die afrikanische Politik bedeutet?

Es hat sich das ereignet: Ganz ebenso unvermittelt wie vordem die Freihandelsdoctrinen so wurden die imperialistischen Bestrebungen auch auf Afrika ausgedehnt; daran mußte sich der Drang knüpfen, Alles, was bisher versäumt worden war, um so energischer nachzuholen. Und was wollte das heißen? Zusammenschluß! lautete die Parole auch für Afrika; Unterordnung aller anderen Rücksichten unter diese erste war die Forderung; daraus entsprangen die charakteristischen Züge der neuen Politik: Bestreben, die Kapcolonie in einen colonialen Bund hineinzuziehen, Abschluß des südafrikanischen Besitzthums durch Abrundung und Erweiterung desselben, Fallenlassen jeglicher Bedenken hinsichtlich der Annexion neuer Gebiete auch gegenüber den Eingeborenen, Abwehr ausländischer Concurrenz. — Welche Aufnahme hat dieses System in Afrika gefunden? Es ist bezeichnend, daß die Kapcolonie sich gegen die englischen Föderationspläne ablehnend verhielt und der von Lord Carnarvon 1876 ausgehenden Aufforderung, zu einer Conferenz behufs Berathung der allgemeinen Interessen Bevollmächtigte nach London zu senden, nicht entsprochen hat. Eine junge Generation war emporgekommen, welche mit dem Boden verwachsen war und die volle Selbstregierung als ihr gutes Recht betrachtete; aus ihr ging etwas später die Africander-Partei hervor mit dem Ideal eines südafrikanischen Bundes ohne Englands Zuthun. Wie deutlich zeigte es sich da, daß die Zeiten vorüber waren, wo die Kapcolonisten zum Handeln getrieben hatten, und daß der selbständige Wille nun zur Opposition überzuleiten drohte! Was die Boerenrepubliken betraf, welche ebenfalls eingeladen worden waren, so hatte sich der Oranje-Freistaat alsbald nach errungener Unabhängigkeit lebhaft um Anschluß an England beworben, in Form einer Föderation oder sonstwie, weil er sich unfähig gefühlt hatte, seinen Bedarf allein zu befriedigen. Damals hatte die Antwort aus London gelautet: die Aufgabe der Boerenstaaten sei nach reiflicher Ueberlegung geschehen, und diese Politik müsse weiter befolgt werden. Jetzt hatte auch der Oranjestaat

die schlimmsten Zeiten durchgemacht, und eine Föderation hatte nichts Verlockendes für ihn mehr. — Transvaal hatte an eine solche niemals gedacht und lehnte rundweg ab. Die Prophezeiung Sir George Grey's, welcher im Sinne des Oranje-Freistaats die heimische Regierung zu beeinflussen gesucht hatte, ging hier in Erfüllung: „Ich fürchte," hatte er geschrieben, „daß die Gelegenheit, solch 'eine Föderation herzustellen, wie ich sie vorgeschlagen habe, für immer verloren worden ist."

Also Widerstreben überall, nirgends die Möglichkeit, angesponnene Fäden weiter zu spinnen, sondern allenthalben die Last des Neubeginnens; doch nicht das war das Schlimmste, sondern die Erkenntniß, daß die Erreichung des Ganzen vom Verhalten der Theile abhängig war, und daß, wenn sich nicht Alles regelrecht einreihte — ohne Verzicht auf das Ganze —, nur noch ein Weg geblieben war: Biegen oder Brechen. Das wurde der Standpunkt gegenüber den Boerenrepubliken: nicht weil ihre Unabhängigkeit an sich zu fürchten war, sondern weil aus dieser eine andere Gefahr drohte, welche den Nerv des Imperialismus in seinem Streben nach Machtstellung berührte; wurden die Boeren nicht rechtzeitig zum Einlenken gebracht, so konnten diese Verbindungen mit jenen anderen Mächten einleiten, welche ebenfalls einem Expansionstriebe zu folgen begannen, und wurde das zugelassen, so war für alle Zeit ein Pfahl in das Fleisch Englands geschlagen. Dem vorzubeugen, ehe es zu spät war — und die belgischen Pläne zeigten, daß die Zeit drängte — wurde fortan zur leitenden Aufgabe der englischen Südafrika-Politik, wenngleich es sich dabei nur um ein Mittel zum Zweck gehandelt hat. Jeder Zwist mit den Boeren wurde nichts als ein Vorwand, einem für die Engländer nach ihrer Meinung unhaltbar gewordenen Zustande ein Ende zu machen; hier war nichts unerwartet, sondern man saß wohl auf der Lauer, um nicht den günstigen Augenblick zu verpassen.

Das Vordringen des Imperialismus ist in zwei Vorstößen erfolgt: der eine von 1869—1880, der andere von 1884 bis zur Gegenwart. Der Staatsmann, welcher als Erster das imperialistische Banner entfaltete, war Disraeli, Earl of Beaconsfield. Im Publicum hatte sich der Stimmungswechsel schon vorher vollzogen, hinsichtlich Südafrika's in ominöser Weise durch die Auffindung der ersten Goldminen 1867 angeregt. Beaconsfield warf den Liberalen vor, daß sie alle Klugheit und Energie auf die Zerstückelung des Reiches verwendet hätten; seine Mahnung lautete: Wiederaufbau des Colonialreiches, soweit es noch möglich sei. Unter sein Ministerium ist der Angriff auf die Unabhängigkeit Transvaals gefallen, von Beaconsfield so, wie es geschah, nach Angabe seines Biographen und Vertrauten[1]) nicht gebilligt. 1877 fand unter nichtigen Gründen die Einverleibung Transvaals statt, von den Boeren Anfangs maßvoll aufgenommen, von der englischen Bevölkerung bald mit getheilten Gefühlen beurtheilt, weil sie durch die zahlreichen übrigen Unternehmungen an imperialistischem Glanze übersättigt wurde. Ueber dem Zuviel ist Beaconsfield gefallen; die Wahlen von 1880 brachten den Liberalen eine erdrückende Majorität. Auf Gladstone's Leitung, welcher vordem die

[1]) J. A. Froude, The Earl of Beaconsfield. S. 251.

Regierungspolitik verdammte, hatten die Transvaaler ihre Hoffnungen gesetzt, aber dessen Haltung war, soweit es sich beobachten läßt, inconsequent, wie so oft in auswärtigen Fragen. Das Ersuchen der Boeren, ihre Unabhängigkeit zurück zu erhalten, lehnte auch er ab, und es durfte der Ausspruch fallen (aus Lord Wolseley's Munde), die britische Souveränetät über Transvaal werde so lange aufrecht erhalten werden, als die Sonne scheine und die Flüsse ins Meer strömten. Darauf griffen die Boeren zu den Waffen, und nun ließ es Gladstone nicht zu einer vollen Kraftprobe kommen — daher die geringen Erfahrungen der britischen Heeresleitung —, sondern fiel den Kämpfenden in die Arme und machte der Ausdehnung des Krieges ein Ende. Es sind 1881 und 1884 die Abmachungen gefolgt, auf welche bei den letzten Streitfragen immer zurückgegriffen worden ist. Gegen die anfänglichen Bestimmungen des Vertrages von Pretoria, welche für Transvaal ungünstig ausfielen, insofern dem englischen „Souverän" die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nicht nur, sondern auch das Recht der Einmischung in die inneren zugestanden worden war, hatte der Volksraad von Transvaal nach vorläufiger Ratification Einspruch erhoben; schließlich reservirte sich die englische Regierung nur das Recht, innerhalb einer festgesetzten Frist und unter bestimmten Voraussetzungen ihre Zustimmung zu Verträgen vorzubehalten, welche Transvaal mit fremden Mächten einzugehen wünschen würde. Officiell wurde der Titel „Südafrikanische Republik" gewährt.

Nach 1884 hat dann der Imperialismus von Neuem eingesetzt, mit verstärkter Kraft und unter neuen Begleiterscheinungen. Der wahrhaft nationale Charakter desselben kam darin zum Ausdruck, daß die Liberalen unter dem Earl of Rosebery in die gleiche Richtung einschwenkten und die colonialen Fragen aus dem Rahmen des Parteistreits herausgehoben worden sind. Beaconsfield's Erbe wurde Chamberlain. Ein neuer Zug war das starke Sichgeltend-machen des großen Capitals, welches dem Imperialismus dienstbar war, bald aber auch auf dessen Gang einwirkte und eine Spannkraft sondergleichen entfaltete. Die Veränderungen, welche in Afrika vor sich gegangen waren, die sich mehrenden Entdeckungen reichster mineraler Schätze in dem lange mißachteten Boden hatten das Capital angelockt, welches den Unternehmungsgeist um so fieberhafter anspornte, als die glänzendsten Träume durch die Wirklichkeit übertroffen wurden. Es war, als käme es auf eine Schätzung der Dimensionen gar nicht mehr an, sowohl in den Plänen der Großen, an deren Horizont sich die Ergebnisse für Englands künftige Machtstellung abspiegelten, als in denen der Kleinen, welche sich an wilden Speculationen für ihre eigenen Taschen nicht genug thun konnten. Der rechte Typus des Politik und Geschäft in größtem Maßstabe verbindenden Mannes ist Cecil Rhodes geworden. Sehen wir zu, wohin es dieses Drängen gebracht hat. Fast jedes Jahr brachte eine neue Annexion, fast jede neue Minenentdeckung eine neue private Unternehmung; die Reichsregierung konnte gar nicht schnell genug zufassen, und so tauchten die verschollenen Formen der privilegirten Compagnien wieder auf, deren Inhabern durch Freibriefe Hoheitsrechte über märchenhaft große Gebiete ertheilt worden sind. Es erhielten z. B. sieben Herren von der Britisch-Südafrikanischen Chartergesellschaft die Verfügung über ein Gebiet von

750 000 englischen Quadratmeilen. Mit dem Endresultat durfte England im Besonderen für Südafrika zufrieden sein: es war ganz Südafrika englisch geworden, mit Ausnahme eines portugiesischen Küstenstreifens, unserer deutschen Colonie und der Boerenstaaten; letztere aber waren planvoll isolirt, so daß eine unmittelbare Gefahr von Seiten europäischer Concurrenz nicht mehr für die Engländer zu besorgen war. Inwiefern konnte da das Wenige, was ihnen fehlte, ein Hinderniß bedeuten, und wie konnte sie noch wieder die Existenz der Boerenrepubliken reizen, nachdem die ursprünglichen Bedenken betreffs des Anschlusses derselben an auswärtige Mächte so gut wie ganz beseitigt worden waren?

Es hat den Anschein, als wenn in diesem letzten Stadium die englische Politik ganz von der privaten Initiative überholt worden wäre, und als wenn die Capitalisten und ihr Anhang den Schlußstein ihres Glücks und vielleicht eine patriotische That darin erblickt hätten, die Boeren nicht nur politisch unschädlich zu machen, sondern auch in handelspolitischer, verkehrspolitischer, finanzieller Hinsicht in die englischen Netze einzuspannen, zu diesem Zwecke also auch einen Eingang in das innere Getriebe der jungen Staatswesen vorzubereiten. Darum wurde, um Anlaß zum Einschreiten zu finden, ein Beschwerdegrund nach dem anderen hervorgesucht, darum war Rhodes beflissen, die Spannung zwischen England und Transvaal aufrecht zu erhalten und zu schüren, wenngleich er sonst mit Erfolg den Vermittler spielte und sich um die Einigung Südafrika's das Verdienst erworben hat, die Kapcolonie und viele Africander für den Imperialismus zu gewinnen. — Nun aber machten die Engländer die Rechnung ohne den Wirth, ohne Verständniß, mit wem sie es zu thun hatten, und ohne Würdigung des Umstandes, daß die nationale Prägung des Imperialismus im Aufschwunge des holländischen Nationalbewußtseins einen Widerhall fand, wie auch daß die wirthschaftliche Blüthe nicht nur ihnen nützte, sondern auch den Boeren die Möglichkeit schuf, bessere Waffen zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu schmieden. Je schärfer dann die Engländer ihre Schrauben anspannten, desto schärfer wurde der Widerstand. — Aus dieser Atmosphäre ist der letzte Krieg hervorgegangen.

Ein kurzes Schlußurtheil sei erlaubt: Ein politisches System ist nicht nur nach seinen Zielen abzuschätzen, sondern auch nach seinen Mitteln. Eine Politik, welche also, um sich durchzusetzen, solcher Mittel bedarf, wie England sie zuletzt in Südafrika als verwendbar erachtet hat, untergräbt sich selbst den Boden und wird unhaltbar. So wird man sagen dürfen, daß eine Ueberspannung und eine Verzerrung des Imperialismus eingetreten sind, welche eine Rückwendung zur Folge haben müssen; daß dabei das englische Colonialreich und die englische Weltstellung auf dem Spiele ständen, ist doch wohl nichts als eine Uebertreibung. Möchte es darum den englischen Staatsmännern um so leichter werden, die erlösenden Worte zu wiederholen, welche Gladstone, den ersten Transvaal-Krieg zu beenden, nach Kapstadt telegraphirt hat: „Wir haben den Boeren Unrecht gethan, — laßt uns Frieden schließen!"

Leipzig, im Januar 1900.

Gestalten des Dichters.

Von

Friedrich Spielhagen.

[Nachdruck untersagt.]

Es ist billig und löblich, daß der nachdenklichere Theil der Leser, wie für das Dichtwerk selbst, sich für dessen Zustandekommen interessirt. So denn wird an den Dichter keine Frage öfter gerichtet als die: „Woher nehmen Sie Ihre Gestalten?“ Besonders Tiefgründige fragen auch wohl: „Wie kommen Sie zu der Idee?“ Diesen antworte ich wohl ein andermal. Heute möchte ich nur Jenen Rede zu stehen versuchen, denen in erster Linie an den Personen gelegen ist. Auch ihr Wissensdrang ist so gar leicht nicht zu befriedigen.

Gemeiniglich nimmt der Leser an, daß der Dichter in Allem, was seine Gestalten angeht, aus dem Leben, genauer: aus der Erfahrung seines Lebens schöpft. Und zwar unmittelbar. So daß er (der Leser) es gleichsam mit photographischen Reproductionen zu thun hat. Er wird um so leichter zu dieser Annahme gelangen und um so zäher an ihr festhalten, je schärfer umrissen, charakteristischer, prägnanter, mit einem Worte lebensvoller die Gestalten sind oder ihm zu sein scheinen. Ich habe an einem anderen Orte[1]) ausführlich erzählt, wie mir die zweideutige Ehre ganz absonderlicher Copistentreue von meinen lieben Adoptivlandsleuten, den Neuvorpommern und Rüganern, beim Erscheinen meiner „Problematischen Naturen“ mit rührender Uebereinstimmung zugesprochen wurde, während ich doch die Personen, welche ich mit so tadelnswerther Indiscretion abconterfeit haben sollte, daß sie „mit Händen zu greifen“ seien, im Leben nicht gesehen hatte. Diese Quidproquo-Komödie hat sich, wenn auch minder drastisch, noch öfter für mich wiederholt, und ich bin überzeugt, da ist kein Romancier, der nicht mit ähnlichen Belegbeispielen aus seiner Praxis aufwarten könnte.

Eine zweite, allerdings weniger zahlreiche Kategorie von Lesern huldigt der gegentheiligen Ansicht, indem sie dafür hält, daß der Dichter sich so zu sagen seine Gestalten aus der Luft greift wie der Prestidigitateur die Thaler. Oder vielmehr, während die Geldstücke des gewandten Mannes doch irgendwo

[1]) Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. I, S. 394 ff.

vorhanden gewesen sein müssen und er sie nur mit wundersamer Geschicklichkeit aus ihrem geheimen Versteck producirt, der Dichter seine Gestalten einfach aus dem Nichts schafft. Verhielte es sich anders, woher kämen dann die Nixen und Cobolde, die Riesen und Zwerge der Märchen; die Nickelmann, Waldschratt und Rautendelein des Dramas? Für die alle in der Wirklichkeit der Dinge Vorbilder nicht existirten. So wenig wie für die exemplarischen Helden und idealen Heldinnen.

Was ist das Wahre an der Sache? Haben sie recht, denen das Wundern nicht der Menschheit bester Theil ist, und die sich vor jedem Staunen durch den Satz geschützt wissen, daß „überall auf der Welt mit Wasser gekocht wird?" Oder Jene, für welche es bei Allem, was ihr Verständniß übersteigt, „nicht mit rechten Dingen zugeht?"

Wir werden uns überzeugen, daß hier, wie in so vielen Fällen, die Wahrheit in der Mitte liegt: die Skeptiker, wenn sie Alles aus dem Substrat ableiten wollen, ebenso weit von ihr entfernt sind, wie die Wundergläubigen, welche Alles der Kraft zu Gute rechnen.

In dem dichterischen Proceß aber ist das Substrat, an welchem die Kraft operirt, die Erinnerung; die Kraft, die das Substrat für ihre Zwecke verwendet, die Phantasie.

„Erinnerung" nenne ich die Gesammtheit dessen, was die Seele als Niederschlag ihrer Beobachtungen und der Eindrücke, welche sie von der Außenwelt erfahren, in sich aufgespeichert hat und bewahrt, um aus diesem Vorrath nach Bedürfniß zu schöpfen. Eine Operation, die allerdings nicht immer gelingt, welches Mißlingen wir dadurch zu bezeichnen pflegen, daß wir sagen: das Gedächtniß habe uns im Stich gelassen.

In der „Phantasie" sehe ich die Fähigkeit der Seele, durch Zusammenwirken des in der Einnerung von einander Entfernten, durch Association des einander Aehnlichen, systematisches Ordnen des vom Zufall uns chaotisch gegebenen Erfahrungsstoffes unter einem bestimmten, von praktischen Interessen nicht berührten, nur auf die Wesenheit der Dinge gerichteten Gesichtspunkt etwas zu Stande zu bringen, was — allerdings nur in diesem Sinne — ein Neues, noch nicht Dagewesenes genannt werden mag.

Ist die Kraft nun freilich ohne ihr Substrat machtlos, darf man diesem doch nicht zuschreiben, was aus ihm nur durch Einwirkung der Kraft hervorgeht.

Diese Einwirkung ist der dichterische Proceß; sein Product das Dichtwerk[1]).

Versuchen wir, was wir klar legen möchten, an einem Beispiele zu illustriren:

---

[1]) Hier nun wäre die Stelle, wo ausführlich von der „Idee" gesprochen werden müßte, welche dem Proceß ab ovo die Directive gibt, wie sie die Seele des vollendeten Kunstwerkes ist. Aber die Erörterung des schwierigen, im Text als „bestimmter Gesichtspunkt" nur eben angedeuteten Begriffes würde uns erst auf einem langen Umwege zu unserem Thema, „den Gestalten", zurückführen, bei dem es sich so allerdings nur um einen Ausschnitt aus der Lehre von der Dichtung handelt.

Hamlet.
— — — mich dünkt, ich sehe meinen Vater.
Horatio.
Wo, mein Prinz?
Hamlet.
In meines Geistes Aug', Horatio.

Was in Hamlet's Seele vorgeht, wenn er seinen Vater zu sehen vermeint, fällt noch nicht in das Gebiet der Phantasie, ist noch kein dichterischer Proceß. Es ist einfache Operation des Gedächtnisses; ein Stück Erinnerung, hervorgelockt durch die Sehnsucht nach dem Vater, von der Lebhaftigkeit der Empfindung in ein besonders klares Licht gerückt, so daß es fast die Farbe der Wirklichkeit annimmt. Es bedarf vielleicht nur noch einer geringen Steigerung der Lebhaftigkeit, und es wird mit ihr verwechselt.

Nun ist zweifellos, daß der Dichter bei seiner Arbeit nicht minder deutlich eine Gestalt, die er im Leben gekannt hat, vor „seines Geistes Aug'" sehen kann. Aber sie so, wie sie ihm die Wirklichkeit darbietet, in das Kunstwerk hinüber zu nehmen, wird er sich hüten, falls er kein Handwerker, sondern ein Künstler, und um so sorgsamer, ein je größerer er ist.

Aus dem sehr triftigen Grunde, weil die Praxis ihn gelehrt hat, daß die erfahrungsmäßige Gestalt, ohne weiter von der Phantasie berührt zu werden, sich als so wenig verwendbar für die Dichtung erweist, wie ein auf dem Felde gefundener erratischer Block für ein Bauwerk. Es müßte sich denn um eine cyklopische Mauer handeln, die durch ihre Masse und Solidität imponiren mag, aber nicht für ein Werk der Kunst gelten kann.

Die Natur, der unendliche Zeiten und Raumdimensionen zur Verfügung stehen, braucht, ihrer Sache ein für allemal sicher, auf ihre Gebilde keinen Zwang zu üben; wohl aber muß es der Dichter, wenn er seinen Zweck erreichen will.

Ich weiß, dergleichen ist böser Gallimathias in den Ohren der Realisten und Naturalisten von der strictesten Observanz. Die doch ihre mit so viel Emphase ausgesprochenen Grundsätze nicht im mindesten observiren, sobald sie an die Arbeit gehen; vielmehr hier Störendes der Wirklichkeit weglassen, dort von ihr nur Angedeutetes herausarbeiten; hier eine Farbe abmindern, dort erhöhen; mit einem Worte: höchst eifrig jenem Idealisirungsproceß obliegen, für den sie in der Theorie nur Spott und Hohn haben, und ohne den doch kein Kunstwerk, auch nicht das ihre, zu Stande kommt.

So ist denn in diesem Proceß die Erinnerung weitaus nicht Alles, aber die conditio sine qua non. Der Dichter muß in seinen Erinnerungen gleichsam blättern können wie der Maler in seinen Skizzenmappen. Je reicher, intensiv und extensiv, sie sind, um so besser. Den Schwärmer, den matter-of-fact man; den Epimetheus und Prometheus; den Großmüthigen und Engherzigen; die Mondaine, die schöne Seele — er muß jeden und jede von ihnen, bevor er sie in Action treten lassen will, an einem Menschen der Wirklichkeit genau haben studiren dürfen. Sind ihm, wie es oft genug der Fall sein wird, verschiedene Individuen der betreffenden Species begegnet, wird es ihm so leichter gelingen,

das Bild, welches er in der Phantasie des Lesers hervorrufen will, mit den rechten, den prägnanten Zügen auszustatten und so das Höchste seiner Kunst zu leisten: eine Gestalt zu formen, welche bei aller Individualität als typisch für ihre Gattung gelten wird.

Nun kann aber der Fall eintreten, daß er einer Person von der und der moralischen Complexion, wie er sie nothwendig im Getriebe der Dichtung braucht, im wirklichen Leben nicht begegnet ist. Sie weglassen, was er am liebsten thäte, geht nicht an: ich sagte, daß sie ihm nothwendig sei, weil ohne sie das Bild der Gesellschaft, dessen Herausstellung er sich zur Aufgabe gemacht hat, nicht vollständig wäre; oder ein interessanter Zug im Charakter des Helden (oder einer anderen Gestalt) nicht zum Ausdruck käme, da der Anlaß und Anreiz fehlte, welcher eben nur von der betreffenden Person ausgehen kann. Und was denn sonst dergleichen gebieterische Forderungen sind, welche die „Idee" an den Dichter stellt, und deren Erfüllung er sich durchaus nicht entziehen darf.

Aber wir wissen, aus nichts wird ein für allemal nichts. Die Construction des Kameels aus der Tiefe des Gemüths ist nur ein Heine'scher Witz. Einen Knochen, ein Knöchelchen des Skeletts muß auch ein Cuvier haben, wenn er das Thier, von dem sonst nichts mehr vorhanden ist, wieder aufbauen soll. Und dem Dichter wird es in solchem Nothfalle an einem schwachen Anhalt nicht fehlen. Wenn noch so flüchtig, einmal ist doch wohl die fragliche Gestalt über seinen Weg gehuscht. War aber selbst das nicht der Fall, so gilt es, aus Prämissen des Charakters, die für ihn feststehen, Schlüsse auf dessen Handlungsweise zu ziehen; Analogien zu Hülfe zu nehmen und aus ihm irgend wie Bekannten etwas herzustellen, womit er die Lücke seiner Erfahrung stopft. Unzählige dichterische Gebilde verdanken dieser generatio aequivoca ihre Entstehung. Bei großer Uebung gelingt das Experiment oft über alles Erwarten gut: selbst gewiegte Kenner gehen über die brüchige Stelle weg, ohne Anstoß zu nehmen. Aber die Gefahr des Mißlingens ist groß. Die lückenbüßerische Gestalt wird in nur zu vielen Fällen der scharfen Umrisse, der satten Farben ermangeln, etwas Verblasenes, Unbestimmtes haben. Oder auch unwahrscheinlich wirken aus Mangel an richtigen Proportionen, durch ihre auffällige Zusammensetzung aus einander widersprechenden Elementen; und wodurch denn noch jene fragwürdigen Erscheinungen sich unliebsam bemerkbar machen, die Horaz mit seinem berühmten „ut turpiter atrum desinat in piscem mulier formosa superne" ein für allemal gezeichnet hat.

Wenn ich hier nur immer von Personen spreche, so liegt doch auf der Hand, daß das von ihnen Gesagte auch für das Zuständliche, Landschaftliche, das Milieu — um ein jetzt gang und gäbes Wort zu gebrauchen — mit demselben Nachdruck gilt: der Dichter, um einen vornehmen Salon, eine Spelunke, eine volkbelebte Straße, eine einsame Dorfgasse, einen glorreichen Morgenhimmel, einen melancholischen Sonnenuntergang mit überzeugender Treue zu schildern, diese Manifestationen und Erscheinungen der Cultur und Natur beobachtet und oft beobachtet, studirt und genau studirt haben muß.

Eine andere Bemerkung wird dem aufmerksamen Leser ebenso wenig entgangen sein: daß ich bei Allem, was ich hier gesagt, ganz wesentlich den Roman- und Novellendichter im Auge gehabt habe.

Es empfahl sich aber das um deshalb, weil sich zur Analyse des dichterischen Processes, so weit es die Genesis und Ausbildung der Personen betrifft, das Exemplificiren auf die epische Dichtung besonders eignet, als welche in ihrem wallenden Strom lyrische und dramatische Elemente unweigerlich in mehr oder weniger großen Mengen mit sich führt.

Die lyrische Poesie bot für unseren Zweck die wenigsten Handhaben. Für sie gilt eigentlich nur jenes Allgemeine, daß auch in ihr der Dichter aus der Erfahrung (die hier wesentlich eine Herzenserfahrung sein wird) schöpfen muß; die Erfahrung nicht reich genug, die Erinnerung des Erfahrenen nicht deutlich genug sein kann; der Dichter, sobald er das Gebiet seiner Erfahrung verläßt, uns mit Gefühlen bedienen will, die er selber nicht oder in nur schwachem Grade gehabt hat, ziemlich sicher sein darf, ins Spielerische oder Bombastische zu verfallen, oder in das Herunterleiern landläufiger Phrasen, was denn von allem Unleidlichen das Unleidlichste ist. Die Gestalt in dem von uns betrachteten Sinne spielt in der Lyrik eine ganz untergeordnete Rolle. Selbst wenn sie in der Ballade, in die sich bereits epische Elemente mischen, deutlicher hervortritt, stellt sie an den Dichter nicht annähernd die strengen Ansprüche, denen sich sein epischer College bei der Formirung seiner Gestalten nicht entziehen kann. Ein „feuchtes Weib", einen „Fischer", einen menschenfreundlichen „Gott Mahadöh", eine willige „Bajadere" gibt die Phantasie mit Zuhülfenahme von vagen, in der Erinnerung schwebenden Bildern her, ohne sie sich durch einen energischen Appell an die intime Erfahrung abnöthigen zu lassen. Was der Dichter erfahren haben muß, sind Empfindungen, für deren Auslösung die Balladengestalt nur ein Vehikel ist: die Wollust der Naturschwelgerei, die Süßigkeit des Erbarmens mit dem Sünder, die Wonne der Huldigung des ewig Weiblichen und was denn sonst, „von Anderen nicht gewußt oder nicht bedacht", seinen Busen bewegt. Entbehren doch selbst die Helden der weit weniger tief in das lyrische Element eingetauchten Schiller'schen Balladen (die man richtiger versificirte Erzählungen nennen sollte): ein „Fridolin", „Möros", „Ritter Toggenburg" u. s. w. jeder schärferen, für die eigentlich epischen Gestalten durchaus obligatorischen individuellen Prägung.

Aber der Dramatiker! Sollten seine Gestalten ohne vorausgegangene Beobachtung der Wirklichkeit zu Stande kommen? Hat er ihr Milieu nicht noch gründlicher studiren müssen als der Epiker das der seinen?

Nach Aussage unserer modernen Realisten und Naturalisten ganz gewiß. Oder welche Bedeutung hätten sonst die langathmigen Commentare, die sie dem Verzeichnisse ihrer Personen mitgeben, deren jeder auf das Genaueste vorgeschrieben ist, wie alt sie sein, und daß sie diese oder jene Körperbeschaffenheit, Miene, Stimme, besondere Kennzeichen aufweisen muß? Welchen Sinn die Ausführlichkeit, mit der die Scene bis in das unbedeutendste Detail festgestellt wird: die Möbel in dem Zimmer (Tannenholz, bei Leibe kein Eichen-

holz!), die Bilder an der Wand (Photographien, ja keine Stahl- oder Kupferstiche!) u. s. w.

Nun geben sich die Theaterleitungen wohl die größte Mühe, diesen Vorschriften pünktlich nachzukommen. Aber es geht beim besten Willen nicht immer: die zur Verfügung stehenden Schauspieler müssen verwandt werden, ob sie nun in ihrer Erscheinung dem Bilde, das dem Dichter vorgeschwebt hat, entsprechen oder nicht. Den geforderten Requisitenkram vermögen sich nur wohlsituirte Bühnen zu leisten; ärmere werden sich mit dem begnügen, was gerade zur Hand ist.

Wobei nun das Merkwürdige, daß die Wirkung, die sich der Dichter von einer Rolle versprochen hat, unfehlbar eintritt, wenn der Darsteller aus ihrem Geist heraus spielt, mag seine Erscheinung den Intentionen des Dichters auch keineswegs entsprechen, und im umgekehrten Falle ebenso unfehlbar ausbleibt. Weiter: das Publicum die Dürftigkeit, das Unpassende sogar der scenischen Ausstattung völlig übersieht und vergißt, wenn eine wirklich interessante Handlung ihm von wirklichen Künstlern vorgeführt wird.

Liegt die Sache aber so, wäre vielleicht der Schluß erlaubt, daß der dramatische Dichter zwar die Seele der Gestalt, welche er uns zeigen will, bis in die innersten Tiefen durchschaut haben muß, ihre äußere Erscheinung dagegen für ihn in zweiter Linie kommt. Weiß er doch, daß hinter seinem Phantasiegebilde die reale Gestalt irgend eines mimischen Künstlers wartend steht, der „die Rolle creiren", d. h. in Fleisch und Blut übersetzen wird, ihr so erst in den Augen der Fachleute zum wirklichen dramatischen Leben verhelfend. Und wenn er, wie es ja oft vorkommt und in geordneten theatralischen Verhältnissen fast als Regel gelten kann, für die betreffende Rolle bereits einen Künstler, eine Künstlerin in bestimmte Aussicht genommen hat, ist er nach dieser Seite vollends aller Mühe überhoben. Er hat nichts zu thun als — bei möglichster Wahrung der ihm vorschwebenden Idee — die Rolle der Individualität der von ihm ins Auge gefaßten Person, so weit es irgend thunlich, „auf den Leib zu schreiben".

Aber sollte das Verhältniß des epischen Dichters zu seinen Gestalten wirklich ein wesentlich anderes sein als das des Dramatikers zu den seinen, wenn wir die Beobachtung machen, daß die nachschaffende Phantasie des Lesers mit den ihr in einem Roman oder einer Novelle vorgeführten Personen gerade so willkürlich verfährt wie etwa ein Theaterregisseur mit denen des „Buches"? Er sich die Heldin blond und blauäugig vorstellt, trotz der Versicherung des Dichters, sie sei eine Brünette mit braunen Augen? Den Helden beständig in der Figur und mit den Mienen und Gesten eines Bekannten sieht, trotzdem zwischen diesem und dem Bilde, das dem Dichter vorschwebte, nicht die entfernteste Aehnlichkeit besteht? Und wie oft hat der Letztere Ursache zu erschrecken, wenn ihm die „Illustrationen" zu seinem Werke — vielleicht von der Hand eines bedeutenden Künstlers — vorgelegt werden und er sich in einer Welt von ihm völlig fremden Gestalten findet!

Nur daß dieser Einwurf nichts gegen die straffere Bindung der epischen Phantasie an ihre Gestalten beweisen würde. Kommt es hier doch nicht auf

das traurige Geschick an, welches ihnen nur zu oft die Flüchtigkeit oder die schlaffe Phantasie des Lesers bereiten, sondern darauf, wie sie selbst operirt und operiren muß, der kein genialer Mime, kein findiger Garderobe- oder Coulissenmeister nachhilft, die in der Schärfe, Klarheit und Consequenz ihres Schauens die einzige Gewähr des Erfolges ihrer Arbeit hat, die einzige Garantie der Dauer ihrer Gestalten!

Wohl aber möchte hier die Mahnung am rechten Orte sein, daß der Dichter, dem an dieser Dauer gelegen ist, sich vor nichts mehr zu hüten hat als vor einer Ueberlastung seiner Gestalten mit sorgfältig ausgearbeiteten, raffinirt ausgeklügelten Details, die zu nichts dienen, als die Phantasie des Lesers zu verwirren und zu lähmen [1]).

So denn möchte sich das Resultat dieser Confrontation der epischen und dramatischen Phantasie dahin zusammen fassen lassen, daß der Dramatiker bei Schaffung seiner Gestalten nicht ganz so straff wie der Epiker an seine Erfahrung gebunden ist; vielmehr, wo diese Erfahrung ihn in Stich läßt, leichteren Sinnes der „Erfindung" — in unserem obigen Sinne — vertrauen mag.

Wie beschränkt trotz alledem dieser Sinn ist, zeigt uns die Betrachtung des historischen Dramas und Romans. Scheinen sie doch Alles, was wir über die Rolle, welche für den gestaltenden Dichter die Erinnerung spielt, die Gefahr, die er läuft, wenn ihm bei dieser Arbeit die Garantie ausgiebiger Beobachtung und solider Erfahrung fehlt, völlig über den Haufen zu werfen. Einem Wallenstein, einer Maria Stuart; einem Götz, einem Egmont sind doch ihre Dichter im Leben nicht begegnet; ein Ingo und Ingraban; ein Richard Löwenherz und Ivanhoe haben doch nie zu ihrem Bekanntenkreise gehört. Erweist sich hier nicht deutlich, daß die Einschränkung, mit welcher wir „die Erfindung" gelten lassen, fallen und die Souveränetät und Macht der Phantasie, aus dem Nichts zu schaffen, die ihr der Laie so oft bereitwillig zuspricht, auch von uns anerkannt werden muß?

Hören wir, was ein eminenter Dichter des historischen Romans, Charles Kingsley, in dem Epilog zu seiner „Hypathia", gewiß in der Absicht, die volle Wahrheit nach bester Ueberzeugung zu geben, von seinem Metier aussagt:

„Ich habe Euch neue Feinde unter einem alten Gesicht gezeigt — Euer eigen Bild in Toga und Tunika anstatt im Herrenrock und Damenkleid. Derselbe Teufel, der jene alten Aegypter versuchte, versucht Euch. Ihre Sünden sind die Euren, ihre Irrthümer die Euren, ihre Verwerfung die Eure, ihre Erlösung die Eure. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Was gewesen ist, wird sein. Möge, wer ohne Sünde unter Euch ist, den ersten Stein werfen auf Hypathia oder Pelagia, Miriam oder Raphael, Cyril oder Philamon."

[1]) Was hier von der durchaus obligatorischen Decenz in der Schilderung der Gestalten gesagt ist, gilt nicht minder für das Landschaftliche, Zuständliche, das Milieu überhaupt. Es wäre überflüssig, etwas scheinbar so Selbstverständliches anzumerken, könnte man nicht täglich die leidige Beobachtung machen, wie weit selbst namhafte und im Uebrigen vielfach löbliche Romandichter unserer Tage in diesem Punkte von der Goethe'schen Technik abirren, die — man denke an „Werther's Leiden", „Hermann und Dorothea" — mit den bescheidensten Mitteln die größten und nachhaltigsten Wirkungen erzielt.

Was heißt das?

Doch nichts anderes, als: auch Der, welcher sein Drama, seine Geschichte in der Vergangenheit spielen läßt, formt seine historischen Gestalten nach den Bildern der Personen, die er im Leben zu beobachten Gelegenheit hatte. Daß ihm dabei Menschliches begegnen kann; er dem Vorwurf, weniger ein Dichter als der Marschall einer Maskerade zu sein, nicht immer entgehen wird; Ebers zu hören bekommt: sein „Pentaur" gleiche aufs Haar einem bekannten Leipziger Privatdocenten; Schiller: sein Wallenstein spreche wie ein Weimar'scher Hofrath, der die fixe Idee habe, Herzog von Friedland zu sein — nun, unser Wissen ist Stückwerk, unser Weissagen ist Stückwerk, unser Dichten ist es nicht minder.

Hier nun möchte eine Bemerkung am schicklichsten ihre Stelle haben, die ich aus der eigenen Erfahrung heraus mache, sicher, daß sie in der Erfahrung Anderer eine Bestätigung findet: wie eifrig auch der Dichter die Jagd nach Modellen betreibt, er wird nicht eben viele antreffen, die ihm einen großen Gewinn abwerfen; will sagen: ihm das Vorbild interessanter, für sein Werk ersprießlicher und schmuckhafter Gestalten sind. Die Erklärung der ihm schmerzlichen Thatsache ist nicht eben schwierig. Hat doch die Gesellschaft keinen Ueberfluß an Individuen, die, sei es in geistiger Beziehung oder durch Eigenschaften des Charakters, das Mittelmaß überragen. So denn muß es der Dichter für ein seltenes Glück erachten, wenn ihm der Zufall, der hier die ausschlaggebende Rolle spielt, mit dem einen oder dem anderen exceptionellen Menschen in Berührung bringt. Und diese Berührung darf keine flüchtige sein. Dem Maler mag ein alter Bettler mit einem ehrwürdigen Bart, den er sich von der Straße nimmt, als Modell zu einem Oedipus oder Belisar dienen, die dann vielleicht als hochbedeutende Werke gepriesen werden. Um eine Lotte oder Ottilie für alle Zeit zu schaffen, genügt nicht eine und die andere Begegnung in der Gesellschaft. Das Malermodell ist mit seinem Stundenlohn abgefunden; der Dichter muß den Vorzug, sein Modell gründlich haben studiren zu dürfen, nicht selten mit seinem Herzblut bezahlen. Und wie oft geschieht es, daß er aus Gründen der Pietät, der Discretion gerade die Menschen, welche er am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für seine Zwecke nicht verwenden darf! Oder thut er es doch — siehe „Werther's Leiden!" — einen Sturm des Unwillens erregt!

Fragt man aber den Dichter, zu welcher Zeit des Lebens er seine besten, ausgiebigsten Modelle gefunden hat, wird die Antwort meistens lauten: in der Jugend, als meine Seele allen Eindrücken offen stand, ich das lebhafte Bedürfniß hatte, mich anzuschließen, und gute Gesellen und Gesellinnen, denen es ebenso ums Herz war. Mit den zugeknöpften Menschen, denen ich im späteren Leben begegnete, war mir für meine Absichten wenig gedient.

Bei solcher Lage der Dinge darf man sich nicht wundern, wenn auch ein fruchtbarer Dichter, dem vieler Menschen Städte und Treiben kennen zu lernen vergönnt war, mit seinen Modellen sorgsam haushält; ich meine: ein und dasselbe wieder und wieder in Action setzt: einen genialen Jugendfreund heute als nihilistischen Baron auftreten läßt, morgen als faustischen Arzt; ein weib-

liches Wesen, das ihm einmal sehr nahe stand, in diesem Roman als Gräfin, in einem anderen als Försterstochter oder Gouvernes. Wenn uns die Dichter mit den intimen Details der Provenienz und Verwendung ihrer Modelle aufwarten wollten oder dürften, wir würden seltsame Dinge zu hören bekommen.

Eine Erscheinung, welche in dies Kapitel gehört, ist so evident, daß man über sie mit aller Gelassenheit sprechen darf: wie oft der Romandichter — nicht der Dramatiker und auch nicht der Novellist, die beide dabei nicht auf ihre Rechnung kommen würden[1]) — sich selbst Modell für seinen Helden steht. Die in ihrer Fassung recht schiefe Definition, welche Zola vom Roman — denn nur diesen hat er dabei im Sinn gehabt — gibt: „Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament," und die, richtig gestellt, lauten sollte: Ein Ausschnitt der Gesellschaft, gesehen durch die Phantasie (welcher das Temperament des Dichters immer eine individuelle Färbung geben wird), deutet in die Richtung, in welcher wir die Erklärung der Thatsache zu suchen haben.

Wie nämlich der epische Dichter die Welt sieht, will er, muß er wollen, daß sie der Leser in dem Spiegel seines Werkes sehe. Da nun gibt es kein einfacheres, wirksameres Mittel, als daß er sie uns durch das Auge eines Menschen sehen läßt, der ihm möglichst gleicht. Dieser Mensch aber, sein Doppelgänger, welcher in seiner Erscheinung, in Allem, was die Lebenslage betrifft, möglicher Weise nicht einmal an ihn erinnert, dafür aber als der verständnißvolle, vertrauenswürdige Interpret seiner intimsten Gedanken über Gott und die Menschen, seines Wähnens und Wollens, seiner Hoffnungen und Wünsche gelten darf, ist der Held. Wer ein prägnantes Beispiel für die Stellung des Helden als alter ego des Autors haben will, kann es in Zola's neuestem Roman „Fécondité" finden. Als ästhetisches Product ist der Betreffende nicht besonders gerathen; er verletzt fortwährend jene „Bescheidenheit der Natur", die Shakespeare mit Recht von jeder Kunstleistung fordert. Er ist gegen alle Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit überall Zeuge der Geschehnisse, die er unausgesetzt mit seinen Commentaren begleitet, uns einladend, seine Rührung, sein Entsetzen zu theilen; uns zwingend, Alles und Jedes genau so zu betrachten und zu beurtheilen, wie er es betrachtet, beurtheilt wissen will. Und auch nicht einen Moment sind wir uns darüber im Unklaren, daß wir es nur scheinbar mit Mathieu Froment, in Wirklichkeit mit Emil Zola zu thun haben.

Nun sind glücklicher Weise nicht alle Romanhelden so aufdringlich beweiskräftig für unsere Behauptung; aber wer wollte bei einem allerersten Meister, wie Goethe, die Aehnlichkeit verkennen, welche die Helden seiner Romane mit ihrem Autor haben? Von Werther gar nicht zu reden, wo sie, sozusagen, mit Händen zu greifen ist; wir Lotte und die Kinder, Albert, Alle und Alles ausschließlich durch die glanzvollen Augen des Götterjünglings Wolfgang sehen. Der sich freilich als Wilhelm Meister ein wenig suchen läßt, bis wir ihn denn doch in der bescheideneren, der „Idee" angepaßten Hülle wiederfinden; und in den „Wahlverwandtschaften" dem Leser die Aufgabe stellt, sich sein Bild

[1]) Das Warum? würde ein besonderes Kapitel erfordern.

aus dem feurigen Eduard und dem bedächtigen Hauptmann zu combiniren. Ich habe keinen Anhalt dafür, daß Walter Scott sich in Waverley, Ivanhoe, Quentin Durvard selbst geschildert hat oder hat schildern wollen. Aber alle diese tapferen, ehrliebenden, einwandfrei moralisch reinlichen jungen Gentlemen gleichen sich wie Brüder und weisen auf ein und dasselbe Modell hin, das dem Dichter jederzeit zur Hand gewesen sein muß, und dann wohl ohne Zweifel er selbst gewesen ist.

Ich muß das „ohne Zweifel" sofort zurücknehmen. So zweifellos liegt weder in diesem Falle noch in anderen die Sache. Ihr Dunkel würde sich vielleicht aufhellen, wenn, wie ich bereits oben andeutete, eine Reihe namhafter Dichter sich entschlösse, das Verhältniß, in welchem sie zu ihren Helden stehen, nach allen Gesichtspunkten klar zu legen. Dazu aber ist wenig Aussicht. Einmal erforderten solche Bekenntnisse eine Aufrichtigkeit, zu der Niemand verpflichtet ist, und zu der sich aus mancherlei Gründen die Allerwenigsten entschließen würden. Sodann — was besonders schwer ins Gewicht fällt —: das Ergebniß einer derartigen Enquête würde besten Falles nur einen problematischen Werth haben. Denn kaum je wird der Dichter an sein Werk mit der bestimmten Absicht gegangen sein, in dem Helden sich selbst zu porträtiren. Er thut es eben unbewußt — wer von uns kennt sich selbst? wer weiß, welche Erscheinung er im Gehen bietet? wie er lachend ausschaut? wie seine Stimme im Zorn klingt?

So möge denn über diesem Punkt, wie über den anderen, die ich hier erörtert habe, ein Non liquet schweben.

Die Aesthetik ist keine mathematisch-exacte Wissenschaft. Wer in ihr forscht, muß zufrieden sein, wenn die Resultate, zu denen er gelangt, nicht allzuweit von der Wahrheit fallen.

Der Confucianismus und das Chinesenthum.

Von

Wilhelm Grube.

[Nachdruck untersagt.]

Die Provinz Schantung, an deren Küste das Deutsche Reich neuerdings festen Fuß gefaßt hat, ist für den Chinesen geweihter Boden. Hier erhebt sich in einsamer Höhe der Tai-schan, der vornehmste der fünf heiligen Berge China's, auf dem, wie die Legende erzählt, zweiundzwanzig Jahrhunderte v. Chr. der Kaiser Schun dem Himmel opferte. Hier wurde um das Jahr 550 v. Chr. in Tschui-li, in der Nähe von Yen-tschou-fu, Confucius geboren, und in dem wenige Meilen westwärts davon gelegenen Kü-fou befindet sich sein Grabmal, sowie auch ein Tempel, der unter den zahllosen ihm geweihten Tempeln die erste Stelle einnimmt. Noch heute leben zahlreiche Nachkommen des Weisen, deren Oberhaupt, der älteste Nachkomme in gerader Linie, seinen ständigen Wohnsitz in Kü-fou hat und seit dem Jahre 1055 den erblichen Titel Schengkung, „heiliger Fürst", führt. Auch der nach chinesischer Auffassung zweitgrößte Philosoph Meng-tsze, bei uns besser unter dem latinisirten Namen Mencius bekannt, ein Zeitgenosse Plato's, war aus Schantung gebürtig. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, neben dem Kohlenreichthum dieser Provinz auch einmal ihre culturgeschichtliche Bedeutung einer kurzen Betrachtung zu würdigen.

Chinesenthum und Confucianismus sind nahezu identische Begriffe, und so Manches, was den Fremden in China räthselhaft und unverständlich anmuthet, oft vielleicht auch abstößt, dabei jedoch immer wieder das Interesse des denkenden Beobachters fesselt, findet in ihm seine Erklärung. Für uns Deutsche aber hat der Confucianismus heutzutage nicht nur ein rein theoretisches Interesse, vielmehr gewinnen, seit wir durch unsere Stellung in China in unmittelbare Beziehungen zu dem Chinesenthum getreten sind, die Kenntniß seiner Lebensanschauung und das Verständniß für seine geistige Eigenart eine eminent praktische Bedeutung.

Es ist oft von der „Lehre des Confucius" oder von „confucianischer Philosophie" die Rede. Beide Ausdrücke können leicht irreleitend werden, da sie an ein System denken lassen. Ein solches aber hat Confucius nie geschaffen;

richtiger und der Sache besser entsprechend könnte man von seinen „Lehren", im Plural. reden. Es gibt nur ein einziges Werk, das unzweifelhaft von der Hand des Meisters herrührt, das ist die unter dem Namen Tsch'un-ts'iu, „Frühling und Herbst", bekannte Chronik seines Heimathsstaates Lu, unstreitig eins der trockensten und langweiligsten Producte der chinesischen Literatur. Sofern dieses Werk eine chronologisch geordnete Aufzeichnung von Ereignissen, die sich in jenem kleinen Feudalstaate abspielten, darbietet, darf es als Geschichtsquelle einen nicht zu unterschätzenden Werth beanspruchen; was jedoch seinen Gedankengehalt anlangt, so ist derselbe gleich Null, und auch die Darstellung weist außer ihrer lakonischen Kürze kaum ein charakteristisches Merkmal auf. Wer sich mit den Lehren des Confucius bekannt machen will, ist auf eine Sammlung seiner Aussprüche als die einzige authentische Quelle angewiesen. Dieselbe ist von seinen Schülern niedergeschrieben und bildet unter dem Titel Lun-yü, d. h. „Unterredungen", das erste der „vier classischen Bücher", Szë-schu. Wie schon der Namen andeutet, enthält das Buch nicht etwa ein systematisch geordnetes Compendium der confucianischen Lehren, sondern zwanglose Unterredungen zwischen dem Meister und seinen Jüngern, seine Antworten auf Fragen, die diese an ihn richteten, wie es der Zufall gerade fügte.

Es genüge, hier nur gewisse einzelne Punkte hervorzuheben, die besonders geeignet sind, die Anschauungs- und Denkweise des Confucius zu illustriren.

Im Mittelpunkte der confucianischen Ethik steht die kindliche Pietät, hiao, als Ausdruck des sittlichen Verhaltens der Kinder zu ihren Eltern. Bis auf den heutigen Tag ist die kindliche Liebe, die zugleich Ehrerbietung und unbedingten Gehorsam in sich schließt, in China die Wurzel des sittlichen Bewußtseins, man könnte fast sagen: die einzige sittliche Grundlage des chinesischen Lebens. In der Familie wurzelnd, erweitert sich der ethische Begriff der Kindesliebe und Kindespflicht zum Staatsprincip, indem der Kaiser seinen Unterthanen gegenüber als der pater familias aufgefaßt wird. Um so auffallender ist es, daß Confucius sich gerade über diese Cardinaltugend verhältnißmäßig selten äußert. Vermuthlich erklärt sich das daraus, daß dieselbe schon damals als etwas Selbstverständliches und der Nation in Fleisch und Blut Uebergegangenes empfunden wurde, worüber kein Wort mehr zu verlieren war. Ihren prägnantesten Ausdruck findet die Ansicht des Confucius über diesen Punkt vielleicht in dem Ausspruche: „Solange der Vater lebt, blicke auf seinen Willen; wenn er todt ist, blicke auf seinen Wandel. Wer drei Jahre lang nicht von seines Vaters Wegen abweicht, kann schließlich pietätvoll genannt werden."

Der Liebe zu den Eltern schließt sich die Bruderliebe an, die sich, über den engen Rahmen der Familie hinausgehend, zur Nächstenliebe, zur Menschlichkeit erweitert. „Menschlichkeit ist Menschenliebe." Wie hoch dem Confucius die Menschenliebe stand, zugleich aber auch, wie selten sie schon zu seiner Zeit angetroffen wurde, beweist der folgende Ausspruch: „Noch habe ich Keinen gesehen, der die Menschlichkeit liebte und das, was nicht human ist, verabscheute. Für den, der die Menschlichkeit liebt, gibt es nichts Höheres als sie, und wer, was nicht human ist, verabscheut, wird seine Menschlichkeit darin bethätigen,

daß er nichts, was nicht human ist, an sich heranläßt. An dem, der im Stande ist, einen Tag lang seine Kraft im Dienste der Menschlichkeit zu üben, habe ich noch nicht erlebt, daß seine Kraft versagte. Es mag ja auch solche Fälle geben: gesehen habe ich noch keinen." — Aber freilich wird ihm die Menschenliebe noch nicht zur Feindesliebe, denn die Gerechtigkeit darf in keinem Falle in der Menschenliebe auf- oder untergehen. Als ihn Jemand fragte, ob man Unrecht mit Güte vergelten solle, entgegnete er: „Womit wolltest Du dann Güte vergelten? Mit Gerechtigkeit vergelte man Unrecht, mit Güte Güte." — Daß menschliche Gesinnung sogar den Haß keineswegs ausschließt, denselben vielmehr gewissermaßen legitimirt, ergibt sich aus den Worten: „Nur der Humane ist fähig, Andere zu lieben und Andere zu hassen." Ueberhaupt wird von Keinem erwartet, daß er aus Menschenliebe sein Leben blindlings aufs Spiel setze. Als Jemand die Ueberzeugung ausspricht, daß ein human gesinnter Mensch, wenn er hört, daß Einer in einen Brunnen gestürzt sei, sich ihm nachstürzen werde, meint der nüchterne und praktische Weise: „Warum nicht gar! Der Edle wird sich wohl bewegen lassen, hinzugehen, aber nicht, sich zu ertränken; er mag sich wohl betrügen lassen, aber er läßt sich nicht zum Narren halten." Im Grunde handelt es sich also doch wohl mehr um eine Nächstenliebe, bei der ein Jeder sich selbst der Nächste ist. Vielleicht finden wir in der folgenden Aeußerung den richtigen Schlüssel zu der Bedeutung, die Confucius seinem Begriffe der Menschlichkeit beigelegt wissen wollte. Als sein Jünger Tsze-kung ihn fragte, ob es ein Wort gebe, nach dem man sich sein Leben lang richten könne, sagte der Meister: „Vielleicht ‚Gegenseitigkeit'. Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg auch keinem Andern zu."

Als das Ideal sittlicher Vollkommenheit gilt dem Confucius „der Edle", kiün-tszĕ. Wörtlich übersetzt bedeutet kiün-tszĕ „Fürstensohn", ein Ausdruck, dem eine ähnlich aristokratische Anschauungsweise zu Grunde liegt wie dem spanischen „hidalgo", das seiner Etymologie nach bekanntlich „Jemandes Sohn" bedeutet, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Sterblichen, bei dem Niemand danach fragt, weß Sohn er ist. Wie sich schon aus dieser Bezeichnung ergibt, ist damit nicht nur das gemeint, was wir unter sittlicher Persönlichkeit verstehen, sondern ein Mensch, in dem der Adel der Gesinnung mit dem der äußeren Formen gepaart ist. „Der Edle sucht beim Essen nicht seinen Bauch zu füllen; daheim strebt er nicht nach Ruhe; er ist gewissenhaft in seinem Thun und vorsichtig in seiner Rede. Indem er sich den Rechtschaffenen nähert, richtet er sich an ihnen auf." — „Der Edle erhebt weder die Menschen um ihrer Worte willen noch verwirft er die Worte um der Menschen willen." — Und an einer anderen Stelle heißt es: „Der Edle ist auf neunerlei bedacht: beim Sehen auf Klarheit, beim Hören auf Deutlichkeit, bei seiner Miene auf Milde, bei seinem Auftreten auf Höflichkeit, bei seinen Worten auf Aufrichtigkeit, bei seinen Geschäften auf ehrerbietige Hingebung, bei zweifelhaften Fällen auf Erkundigung; im Aerger denkt er an die Schwierigkeiten, die aus demselben entstehen können, und wenn er sieht, daß er einen Vortheil erlangen kann, ist er auf Rechtlichkeit bedacht." — Dem Edlen wird wiederholt und in

verschiedenen Beziehungen der Alltagsmensch gegenübergestellt. „Der Edle ist umfassend und nicht parteiisch; der Alltagsmensch ist parteiisch und nicht umfassend.“ „Der Edle denkt an die Tugend, der Alltagsmensch an den Besitz; der Edle denkt an das Gesetz, der Alltagsmensch an Gunst.“ „Der Edle ist hochgesinnt, aber nicht hochmüthig; der Alltagsmensch ist hochmüthig, aber nicht hochgesinnt.“ „Der Edle hat, was er sucht, in sich selbst; der Alltagsmensch sucht es in Anderen“ u. ä. m.

Mit charakteristischer Vorliebe behandelt Confucius Fragen, die sich auf das staatliche Leben beziehen: auf das Wesen einer guten Regierung, auf das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten, auf die sittliche Hebung des Volkes. Die Grundbedingung einer gedeihlichen staatlichen Entwicklung liegt nach ihm darin, daß ein Jeder den Pflichten seiner Stellung gerecht zu werden suche, mit seinen eigenen Worten ausgedrückt: „Der Fürst sei Fürst, der Unterthan sei Unterthan, der Vater sei Vater, der Sohn sei Sohn.“ Daher ist das Haupterforderniß einer guten Regierung, daß sich der Fürst vor Allem der schweren Verantwortung seines hohen Berufes klar bewußt sei. In diesem Sinne antwortet Confucius auf die Frage des Fürsten Ting, ob es ein Wort gebe, durch das ein Staat zur Blüthe gebracht werden könne: „Ein einzelnes Wort vermag so Großes nicht zu bewirken; doch gibt es einen Spruch, der lautet: ‚Fürst sein ist schwer, Minister zu sein ist nicht leicht.‘ Ist erst die Erkenntniß vorhanden, daß es schwer ist, Fürst zu sein, möchte dann nicht dieses eine Wort einen Staat zur Blüthe bringen?“ Jener fragte weiter: „Gibt es ein Wort, durch das ein Staat zu Grunde gerichtet werden kann?“ Confucius erwiderte: „Ein einzelnes Wort vermag so Großes nicht zu bewirken; doch gibt es einen Spruch, der lautet: ‚Ich habe keine Freude daran, Fürst zu sein, es sei denn, daß Niemand sich meinem Worte widersetze.‘ Ist sein Wort gut, und Niemand widersetzt sich ihm, so ist das freilich auch gut; wenn es aber nicht gut ist und sich ihm dennoch Niemand widersetzt, möchte dann nicht dieses eine Wort einen Staat zu Grunde richten?“ Es muß daher, wer seinem Fürsten in der rechten Weise dienen will, Hingebung mit Freimuth zu verbinden wissen, und auf die Frage seines Schülers Tsze-lu, wie man dem Fürsten dienen solle, antwortet der Meister: „Hintergehe ihn nie, aber widersprich ihm.“ Von den Regierenden aber verlangt er Besonnenheit und einen auf das Große und Wesentliche gerichteten Blick: „Man verlange keine Ueberhastung und sehe nicht auf geringfügigen Vortheil. Wer Ueberhastung verlangt, dringt nicht durch, und wer auf geringfügigen Vortheil sieht, vermag keine großen Thaten zu vollbringen.“ Auch ertheilt er den weisen Rath, „kleine Uebertretungen zu verzeihen, die Weisen und Befähigten zu befördern“. Auf die sittliche Hebung des Volkes aber wirkt nach des Weisen Dafürhalten nichts besser als das eigene Beispiel des Fürsten. Als Ki-Kang, das Oberhaupt eines der drei Dynastengeschlechter, die zur Zeit des Confucius die Herrschaft über dessen Heimathsstaat Lu an sich gebracht hatten, an den Meister die Frage richtet, ob er recht handle, indem er um der Gesitteten willen die Ungesitteten hinrichten lasse, gibt ihm dieser daher den Bescheid: „Wenn Du in Wahrheit regierst, wozu bedarf es dann des Tödtens? Wolle nur selbst

das Gute, so wird auch das Volk gut werden. Der Edle gleicht in seinem Wesen dem Winde, der Alltagsmensch dem Grase: wenn der Wind über das Gras dahinfährt, muß es sich beugen." Und als ebenderselbe Ki-Kang ihn um Rath fragt, wie er dem Räuberwesen in seinem Staate steuern solle, erwidert er ihm: „Herr, wenn Du selbst nicht habgierig bist, werden auch Deine Unterthanen nicht stehlen, selbst wenn Du sie dafür belohnen wolltest." — Bei einer anderen Gelegenheit fragt Tsze-kung den Meister, durch welche Mittel ein Staatswesen zu lenken sei. Dieser antwortet: „Durch hinreichende Ernährung, hinreichende Wehrkraft und das Vertrauen des Volkes." Tsze-kung macht nun den Einwand: „Wenn man aber nicht umhin kann, auf eines davon zu verzichten, welches von den dreien wäre dann zuerst preiszugeben?" — „Die Wehrkraft," lautet die Antwort. Tsze-kung fährt fort: „Und wenn man nicht umhin kann, auch auf eines von den beiden übrigen zu verzichten, was wäre dann zuerst preiszugeben?" Der Meister sagt: „Die Ernährung. Von Alters her ist der Tod Allen gemeinsam, aber ohne Vertrauen kann ein Volk nicht bestehen."

Auf Menschenkenntniß und Vorsicht in der Beurtheilung Anderer legt Confucius besonderen Nachdruck: „Wissen ist Menschenkenntniß." — „Ich grämе mich nicht, wenn die Menschen mich nicht kennen, wohl aber, wenn ich die Menschen nicht kenne." Als Tsze-kung ihn fragt: „Was ist von einem Menschen zu halten, der bei seinen Dorfgenossen allgemein beliebt ist?" antwortet er: „Das will noch nichts sagen." — „Aber von einem solchen, der bei seinen Dorfgenossen allgemein verhaßt ist?" — „Auch das will noch nichts sagen. Es ist mehr werth, wenn die Guten im Dorfe ihn lieben und die Schlechten ihn hassen."

Hier noch einige aphoristische Aussprüche verschiedenen Inhalts, die für das Wesen und die Denkungsart des Confucius bezeichnend sind:

„Das Rechte sehen und es nicht thun ist Mangel an Muth."

„Fehlen, ohne sich zu bessern, das eben nennt man Fehlen."

„Siehst Du einen Weisen, so trachte danach, ihm gleich zu kommen; siehst Du einen Nichtweisen, so gehe in Dich und prüfe Dich selbst."

„Ein Heer kann seines Führers, aber der Einzelne nicht seines Willens beraubt werden."

„Wer nicht immer wieder sagt: ‚Wie verhält sich's damit?', mit dem wüßte ich schließlich nichts anzufangen."

„Lernen, ohne zu denken, ist eitel, — denken, ohne zu lernen, gefährlich."

„In einem geordneten Staatswesen sind Armuth und geringe Stellung eine Schande; in einem ungeordneten Staatswesen sind Reichthum und angesehene Stellung eine Schande."

„Solange ich groben Reis als Nahrung, Wasser als Getränk und meinen gebogenen Arm als Stütze habe, kann ich auch dabei fröhlich sein. Reichthum und Ansehen, wenn nicht auf rechtem Wege erworben, gleichen mir fliehenden Wolken."

Schlicht, wie diese Gedanken sind, ist auch ihr Ausdruck. Zwar bergen sie in ihrem prunklosen Gewande einen reichen Schatz an Lebensweisheit und

edler Gesinnung, doch gehen die ethischen Forderungen des Confucius kaum über das Maß des Erreichbaren hinaus, wie es denn überhaupt ein charakteristischer Zug dieses Weisen ist, daß er nie den Boden des Thatsächlichen und Möglichen verläßt. Seine Moral ist rein menschlich und beansprucht weder die Autorität göttlicher Gebote noch die Weihe göttlicher Eingebung, und wenn er sich auch als ein Werkzeug des Himmels betrachtet, so ist das doch nur in dem Sinne zu verstehen, daß es der Himmel ist, der die Geschicke der Menschheit wie des Einzelnen lenkt. Daher dürfte die Bedeutung des Confucius, der beherrschende Einfluß, den er bis auf den heutigen Tag auf seine Landsleute ausübt, wohl zum geringsten Theile auf seine Lehren zurückzuführen sein. Wie das so oft der Fall ist in der Geschichte der Menschheit, wirkte hier weniger die Persönlichkeit durch die Idee als vielmehr die Idee durch die Persönlichkeit, von der sie getragen wurde. Worin aber lag denn die Macht gerade dieser Persönlichkeit? Fehlte ihr nicht im Gegentheil so ziemlich Alles, was den Einzelnen befähigt, die Massen mit sich fortzureißen? In der That war Confucius nichts weniger als eine impulsive Natur, — weit eher macht er hie und da den Eindruck eines etwas philiströsen Pedanten, der in ängstlicher Mikrologie bisweilen die Form über das Wesen stellt, scheinbar wenigstens. Man lese nur das zehnte Buch des Lun-yü, das eine Schilderung seiner Persönlichkeit und seines äußeren Gebahrens enthält: die minutiöse Correctheit seines Auftretens berührt geradezu peinlich. Als Denker hat er kaum eine wirklich originelle Idee hervorgebracht, geschweige denn ein philosophisches System geschaffen, Metaphysik und Erkenntnißtheorie verdanken ihm schlechterdings nichts, Phantasie und poetischer Schwung, dialektische Gewandtheit und die Kunst der Ueberredung fehlen ihm ebenso sehr wie Kühnheit des Denkens. Er war kein Genie, höchstens ein Talent, das aber nie über das juste milieu hinausging, und es ließe sich so mancher Name anführen, der in der Geschichte des chinesischen Geisteslebens nicht nur neben, sondern vor Confucius genannt zu werden verdiente. Wie ihm z. B. die oft mystische Gedankentiefe seines älteren Zeitgenossen Lao-tsze, den man gleich Heraklit „den Dunklen" nennen könnte, versagt blieb, so ist ihm Meng-tsze durch die größere Beweglichkeit seines Geistes und durch die lebendige Anschaulichkeit seiner Darstellungsweise überlegen; Tschuang-tsze, vielleicht der originellste Denker, den China hervorgebracht hat, überragt ihn sowohl durch Gedankenreichthum als auch durch Eleganz des Ausdrucks, und als Systematiker haben Tschou-tsze und Tschu Hi, obwohl beide in Confucius ihren Meister verehren, die metaphysische Speculation in neue Bahnen gelenkt, auf die ihnen Jener kaum hätte folgen können. Und dennoch nimmt Confucius unter den führenden Geistern seiner Nation die erste Stelle ein; dennoch hat er einen Einfluß auf die Geschicke und die geistige Entwicklung eines großen Culturvolkes ausgeübt, wie er vielleicht in der Geschichte einzig dasteht. Mich dünkt, man kann mit größerem Rechte von einer confucianischen Cultur reden als von einer christlichen oder buddhistischen, ohne freilich die beiden letzteren, die christliche zumal, dadurch herabzusetzen, — im Gegentheil. Das Christenthum ließ der freien Entfaltung nationaler Eigenart den weitesten Spielraum: daher können wir innerhalb der christlichen Welt

sehr wohl eine englische, französische, deutsche, byzantinisch-slavische Cultur unterscheiden. Und was gar den Buddhismus anlangt, so kann man diesen geradezu als eine Religion der Compromisse bezeichnen. Seine Anpassungsfähigkeit grenzt ans Unglaubliche. Gleichsam durch eine Art von Mimicry nimmt er sofort die Farbe des Bodens an, auf den er verpflanzt wird: man vergleiche nur die grundverschiedenen Erscheinungsformen dieser ursprünglich einheitlichen Lehre, wie sie uns auf Ceylon, in Siam und Birma, in China und Japan, in Tibet und der Mongolei entgegentreten. Von einem Zugeständniß zum anderen fortschreitend hat der Buddhismus es endlich fertig gebracht, in sein eigenes Gegentheil umzuschlagen: Buddha, der Atheist, wird selber als Gottheit angebetet. In der volksthümlichen Ausdrucksweise wird in China jeder Gott als „fo-ye". d. h. „Buddha", bezeichnet. Nur durch seine Assimilationsfähigkeit ist die ungeheure Expansionskraft des Buddhismus zu erklären. Der Confucianismus hingegen ist auf China beschränkt und wird für alle Zeiten auf China beschränkt bleiben[1]). Christenthum und Buddhismus sind beide international, während der Confucianismus durch und durch national ist: darin liegt seine Kraft und seine Schwäche, aus diesem Grunde hat er innerhalb des chinesischen Culturkreises gesiegt, und aus demselben Grunde muß er im Wettkampfe der Culturkräfte unterliegen.

Was nun den Confucius, um wieder auf seine Persönlichkeit zurückzukommen, recht eigentlich dazu befähigte, der Erzieher seines Volkes zu werden und ihm die Bahn seiner geistigen Entwicklung zu weisen, war einerseits der tiefe sittliche Ernst seines Charakters und seiner Lehren, andererseits die scharf ausgeprägte nationale Eigenart seines Wesens. Das letztgenannte Moment erklärt aber nicht nur seinen Erfolg, sondern auch seinen vielfach hemmenden und schädigenden Einfluß auf die Geschicke China's. Confucius war jeder Zoll ein Chinese, und zwar war er das in einem wesentlich anderen Sinne, als etwa Luther, Albrecht Dürer, Goethe den Typus deutscher Eigenart darstellen. Denn während diese deutsch waren, so zu sagen in der specifischen Energie ihres Wesens, ging er im Chinesenthume auf, wie dieses in ihm, so ganz und so ausschließlich, daß man von ihm sagen kann: er war nicht sowohl ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, als vielmehr ein Chinese, dem alles Nichtchinesische fremd ist. Indem er nie über die Peripherie des specifisch chinesischen Gesichtskreises hinausging, blieb er Jedermann verständlich; indem er seine ethischen Ideale ausschließlich der historischen Vergangenheit seines Volkes entlehnte, erschienen dieselben erreichbar, realisirbar. Durch seinen oft kleinlichen Ritualismus wurde eine gewisse ethische Disciplin wesentlich erleichtert, während die schwunglose Nüchternheit seines Wesens und die hausbackene Trivialität so mancher seiner Aussprüche der trägen Menge ein bequemes Vorbild boten. Lauter charakteristisch chinesische Züge, die ihren Träger weit mehr als Typus denn als Charakter erscheinen lassen. Immerhin würde

[1]) In Japan, dessen Cultur ja ursprünglich eine Copie der chinesischen war, beginnt die Bedeutung des Confucianismus allmählich den Einflüssen der westlichen Cultur zu weichen. Auch standen ihm dort Shintoismus und Buddhismus seit jeher als ebenbürtige Rivalen gegenüber.

es ungerecht sein, wollten wir Confucius für alle Mängel und Schwächen, die dem Confucianismus in seiner historisch gewordenen Gestalt anhaften, verantwortlich machen. Ideen führen ein von ihrem Urheber abgesondertes, selbständiges Dasein als Imponderabilien der Culturentwicklung: sie können im Kampfe mit entgegengesetzten Ideen siegen oder unterliegen, sie können neue Verbindungen eingehen und sich in größter Mannigfaltigkeit umgestalten. Unzweifelhaft waren die sittlichen Anschauungen und Lehren, die Confucius verkündete, wohl geeignet, als Bausteine für eine Cultur auf ethischer Grundlage zu dienen, und wenn das Gebäude schließlich den gehegten Erwartungen dennoch so wenig entspricht, so fällt die Verantwortung dafür weniger auf den Baumeister als auf Diejenigen, die nach ihm den Bau vollendeten, und nicht minder auf dessen Bewohner, die sich ihr Haus nach Anforderungen der Bequemlichkeit und Wohnlichkeit umgestalteten. Confucius darf ebenso wenig mit dem Confucianismus identificirt werden wie Buddha mit dem Buddhismus.

Bekanntlich wird mit der Bezeichnung „Confucianismus" bei uns auch heute noch vielfach die Vorstellung einer religiösen Lehre und Gemeinschaft verbunden: eine durchaus irrige Auffassung, die wohl lediglich auf ein sprachliches Mißverständniß, nämlich auf eine falsche Wiedergabe des Wortes kiao, zurückzuführen ist. Die chinesische Sprache besitzt überhaupt kein Aequivalent für das Wort „Religion", und wenn, wie dies thatsächlich der Fall ist, der Ausdruck kiao auch in dieser Bedeutung gebraucht wird, so dient er eben nur, faute de mieux, als Lückenbüßer. Kiao heißt nichts Anderes als „Lehre", und in diesem Sinne bezeichnet der Chinese Confucianismus, Taoismus und Buddhismus als san-kiao, d. h. die drei Lehren. Nicht ein Religionssystem haben wir uns daher unter dem Confucianismus vorzustellen, sondern den Inbegriff aller Satzungen, Lehren und Anschauungen, die in den zum Theil von Confucius selbst, zum Theil von seinen Nachfolgern gesammelten und redigirten, für kanonisch und classisch geltenden Schriften niedergelegt sind; zugleich umfaßt er aber auch die ganze, kaum übersehbare archäologische, philologische und philosophische Literatur, die sich jenen ältesten Urkunden anschließt. Und indem diese sich mit den verschiedensten Fragen politischen, ethischen, philosophischen, rituellen und religiösen Inhalts befassen, bietet der Confucianismus ein allseitiges und getreues Bild der gesammten chinesischen Geistesrichtung. Wer von confucianischer Religion redet, mag dabei an die von Confucius stillschweigend acceptirte altchinesische Religion denken, die auch heute noch als Staatsreligion mit dem Kaiser als Pontifex maximus an der Spitze zu Recht besteht. Nur halte man den Confucius nicht für den Begründer dieser Religion. Wie sollten wir uns auch einen Mann als Religionsstifter darstellen, der auf die Frage, wie man den Geistern dienen solle, die charakteristische Antwort gibt: „Du weißt noch nicht, wie Du den Menschen dienen sollst: wie wolltest Du wissen können, wie man den Geistern zu dienen habe?" Oder der seinen Schüler, der ihn über den Tod befragt, mit der zwar verständigen, aber nicht gerade ein religiöses Gemüth befriedigenden Antwort abfertigt: „Du kennst das Leben noch nicht einmal: wie wolltest Du den Tod kennen?" Noch treffender vielleicht als durch diese beiden Aussprüche wird

sein Verhältniß zum Uebersinnlichen durch die folgende Anekdote gekennzeichnet: Als der Meister krank darniederlag, bat sein Schüler Tsze-lu, für ihn beten zu dürfen. „Hätte das einen Sinn?“ fragte Confucius. Tsze-lu erwiderte: „Freilich. In den Gebeten für Todte heißt es: ‚Durch das Gebet wendet man sich an die himmlischen und irdischen Geister.‘“ Der Meister sagte: „Daß ich gebetet habe, mag lange her sein.“

Nein, ein Religionsstifter war Confucius nicht; vielmehr liegt gerade darin der Hauptmangel seiner Lehren, daß sie das Glaubensbedürfniß des religiösen Gemüthes unbefriedigt lassen. Auf die Fragen nach Ursache und Zweck des Daseins, nach der Bedeutung von Leben und Tod, nach dem Verhältniß denkenden Subjectes zur umgebenden Außenwelt, des Wirklichen zum Wahren, und was der Fragen mehr sind, die über die greifbare Wirklichkeit, über Raum und Zeit hinausgehen, die aber nicht verstummen werden, solange es einen denkenden und dichtenden Menschengeist gibt, — auf alle diese Fragen bleibt er die Antwort schuldig: er geht ihnen einfach aus dem Wege oder beschränkt sich im besten Falle auf ein „Ignoramus“. Er mochte sich damit begnügen, aber die große Masse der geistig Hungernden begnügt sich nicht mit einem Steine, wenn sie nach Brot verlangt. Selbst eine falsche Antwort kann besser sein als keine, und Irrthümer sind als unvermeidliche Etappen auf dem Wege der fortschreitenden Erkenntniß immer noch einem selbstzufriedenen non liquet vorzuziehen.

Wie gestaltete sich nun die geistige Entwicklung des Volkes, das seit mehr denn zwei Jahrtausenden unter dem bestimmenden Einflusse solcher Lehren steht? In welcher Gestalt tritt uns der Confucianismus im heutigen China entgegen?

Die religiösen Anschauungen und Glaubensformen pflegen der unmittelbarste Ausdruck der Volksseele zu sein. Betrachten wir daher zunächst diese.

Einen religiösen Kanon, der etwa der Bibel, dem Koran oder den heiligen Schriften des Brahmanismus und Buddhismus entspräche, besitzen die Chinesen nicht. Wer sich mit der Religion des alten China bekannt machen will, muß daher die ältesten Denkmäler des chinesischen Schriftthums zu Rathe ziehen, unter denen in erster Linie das Schu-king und das Schi-king in Betracht kommen, deren Sammlung, Sichtung und Ueberlieferung ein Hauptverdienst des Confucius ist. Jenes ist eine Sammlung historischer Urkunden aus einem Zeitraume von anderthalb Jahrtausenden, die Confucius zu einer Art Fürstenspiegel zusammengestellt hat, und dieses enthält eine Sammlung von einigen dreihundert Liedern, theils profanen, theils religiösen Inhalts, die aus verschiedenen Theilen des Reiches stammten. Als eine reiche Fundgrube für die Kenntniß des religiösen Cultus, sowie der öffentlichen und privaten Sitten und Bräuche der alten Chinesen schließt sich jenen beiden ältesten Urkunden der bereits erwähnte, unter dem Namen Li-ki bekannte kanonische Ritualcodex an, der jedoch in der uns vorliegenden Gestalt eine Compilation aus nachconfucianischer Zeit ist. Die Divination in ihrer ältesten Form bildet den Inhalt des Yih-king, des „Buches der Wandlungen“, das ebenfalls zu den „fünf kanonischen Büchern“ gehört. Die Religion, wie wir sie aus diesen

ältesten Quellen kennen lernen, war auch die Religion des Confucius, die er als von Alters her bestehend vorfand. Indem er nun aber jenen altehrwürdigen Urkunden eine Art kanonischer Geltung verschafft hat, die in der Folgezeit zur unantastbaren Autorität wurde, hat er zugleich auch den in ihnen enthaltenen religiösen Anschauungen und mit diesen verbundenen rituellen Satzungen eine dauernde Herrschaft gesichert. Besonders den letzteren; denn — und darin ist er wiederum ganz und gar Chinese — er legt stets den Hauptnachdruck nicht sowohl auf den Glaubensinhalt als vielmehr auf den Cultus, auf das, was der Chinese unter „li" versteht. Li aber bedeutet je nach dem Textzusammenhange: Ritus, religiöses und höfisches Ceremoniell, Etikette der Umgangsformen, schickliches Verhalten und die diesem entsprechende innere Gesinnung; mit anderen Worten: schickliches Benehmen gegenüber den Mitmenschen, den verstorbenen Vorfahren und den Göttern.

Eine Schilderung der altchinesischen Religion in ihren Einzelheiten würde zu weit führen; nur so viel sei zum besseren Verständniß des Bisherigen wie des Nachfolgenden erwähnt, daß sich dieselbe aus zwei gesonderten Elementen zusammensetzt: der Ahnenverehrung einerseits und einer Art von Naturreligion andererseits, die sich das ganze Universum als von Geistern bewohnt und beherrscht dachte. Wenn ich den Ahnencult an erster Stelle anführe, so soll damit noch keineswegs behauptet werden, daß er im Gegensatz zur Naturverehrung der ältere Bestandtheil der chinesischen Religion sei. Denn obwohl eine solche Annahme naheliegt, da der Ahnencult scheinbar nur Geschlechts- oder Stammesgenossenschaft, aber noch keine Staatsgemeinschaft zur Voraussetzung hat, so ist damit doch noch nicht ausgeschlossen — wenigstens dürfte das Gegentheil schwer zu beweisen sein —, daß derselbe auch aus der Verehrung hervorgehen könne, die ursprünglich nur den Manen verstorbener Herrscher erwiesen wurde. In der That stellt sich der Chinese seine Geisterwelt als ein wohlgegliedertes hierarchisches System vor, das ein getreues Spiegelbild seines irdischen Staatswesens ist. Und dieser Auffassung entspricht auch der Cultus. Bis auf den heutigen Tag ist nur der Kaiser allein befugt, dem Himmel, dessen Vertreter er als „Himmelssohn" ist, zu opfern, und im alten China, zur Zeit der Feudalmonarchie, durften nur die Lehensfürsten den Schutzgöttern des Erdbodens und der Saaten, nur die Großwürdenträger den fünf häuslichen Laren opfern. An der Ahnenverehrung hingegen nimmt Jedermann Theil, sie greift unmittelbar in das Leben des Volkes wie jedes Einzelnen ein, heutzutage gerade so wie im Alterthum, während die große Masse jenem Naturdienst als einer Religion der oberen Zehntausend fremd und gleichgültig gegenübersteht. Und was bietet er ihr auch? Der Himmel übt Vergeltung, er belohnt die Guten und straft die Bösen, aber er ist dem Einzelnen noch ferner, noch unerreichbarer als der Kaiser, der nur für seine Beamten sichtbar ist. In jener regierenden und vergeltenden Thätigkeit des Himmels spricht sich zwar klar genug die Idee einer sittlichen Weltordnung aus: was ihr jedoch fehlt, ist die Anschaulichkeit; ein Mangel, an dem auch die zahllosen Naturgeister laboriren, die dadurch als gestalt- und leblose Schemen erscheinen. Es fehlte dieser Religion der Anthropomorphismus, ohne

den religiöse Ideen für das naive Bewußtsein niemals vorstellbar werden können. Erst durch den Buddhismus wurde die Einbildungskraft angeregt, den abstracten Ideen Fleisch und Blut zu verleihen, sie zu individualisiren, als handelnde und leidende Persönlichkeiten vorzustellen, wie ja auch erst der Buddhismus den künstlerischen Gestaltungstrieb geweckt hat.

Daß der Ahnencult so viel volksthümlicher wurde als die Naturreligion, erklärt sich wohl nicht zum wenigsten daraus, daß man sich die Todten nach Analogie der Lebenden vorstellte, als mit menschlichen Trieben begabte, menschlich empfindende und menschlich handelnde Wesen, die sich durch ihre noch lebenden Nachkommen im Guten wie im Bösen beeinflussen lassen und ihrerseits auf die Geschicke dieser einwirken. Aber auch hier ist noch so Vieles in Dunkel gehüllt, bleiben noch so viele Räthsel ungelöst, und Confucius selbst hat nichts gethan, um Licht in diese Finsterniß zu bringen. Er sagt einmal: „Von dem, was man weiß, zugeben, daß man es wisse; von dem, was man nicht weiß, zugeben, daß man es nicht wisse: das ist Wissen." Gewiß recht verständig, aber nicht gerade sonderlich tief. Mit anderen Worten heißt das doch nur: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß," — und was Confucius nicht wußte, ließ er eben aus dem Spiel. Daß der Glaube an ein individuelles Fortleben nach dem Tode bestand, wird freilich durch die Ahnenverehrung klar genug bewiesen; aber in welcher Art man sich dasselbe zu denken hat, wo sich die abgeschiedenen Seelen aufhalten, von wie langer Dauer ihre jenseitige Existenz ist, ob sie als Unsterblichkeit aufzufassen ist oder nur als ein zeitweiliges Fortleben, dem abermals ein Ende beschieden ist: darüber finden wir keinerlei Auskunft. Diese Lücke auszufüllen, war dem Buddhismus und Taoismus vorbehalten; doch ist der letztere, besonders in seinen eschatologischen Theorien, wenig mehr als eine schwache Copie des ersteren. Durch seine Lehre von den Wiedergeburten und durch seinen Glauben an Himmel und Höllen war der Buddhismus in der Lage, über den Verbleib der abgeschiedenen Seelen den bis dahin vermißten Aufschluß zu geben, und es ist daher erklärlich, wenn besonders die Todtenbräuche eine durchgreifende Beeinflussung durch den Buddhismus über sich ergehen lassen mußten. Es gehört in China zwar zum guten Tone, für einen Confucianer zu gelten und über die buddhistischen und taoistischen Irrlehren als eine Art Köhlerglauben zu spötteln, aber nichtsdestoweniger ist bei Trauerceremonien die Betheiligung von buddhistischen und wo möglich auch taoistischen Priestern eine conditio sine qua non, der sich kein Confucianer zu entziehen wagt. Durch seine Anpassungsfähigkeit ist es dem Buddhismus gelungen, trotz wiederholter Kämpfe und Verfolgungen nicht nur Boden zu gewinnen, sondern auch seinen Ideen allmählich ein national-chinesisches Gepräge zu verleihen. Nur so ist es zu erklären, daß er sich eine allgemeine Geltung verschaffen konnte, die anderen aus dem Auslande importirten Ideen bei diesem allem Fremden abholden Volke versagt blieb.

Während der Buddhismus seinerseits eine Umwandlung der religiösen Ideen hervorbrachte, verflachte die alte Naturreligion je länger je mehr zu einem geist- und urtheilslosen Schamanismus und Fetischismus. Sehr begreif-

lich; denn je ärmer eine Religion an vorstellbarem Inhalte ist, um so üppiger schießt der Aberglaube ins Kraut, zumal solange die ursächliche Bedingtheit alles Geschehens und das Walten ewiger Naturgesetze noch nicht erkannt ist. Man wähnte sich jederzeit und überall von unsichtbaren Mächten umgeben, deren Einfluß man auf Schritt und Tritt zu empfinden glaubte. Diese Einflüsse waren bald günstiger, bald ungünstiger Art: es galt daher in dem einen Falle, Vortheil aus ihnen zu ziehen, in dem anderen Falle, ihnen entgegenzuwirken, und so ging man darauf aus, die guten Geister an sich heranzuziehen, die bösen hingegen zu bannen, sie günstig zu stimmen oder unschädlich zu machen. Jene Zwangsvorstellungen von dem beständigen Zugegensein und Einwirken guter und böser Geister haben allmählich einen geradezu hypnotisirenden Einfluß auf die ganze Nation ausgeübt, und vielleicht läßt sich nirgends die Pathologie der Volksseele besser studiren als in China, wo das ganze öffentliche und private Leben von Wahnvorstellungen beherrscht ist. Wahrsagekunst nach den mannigfachsten Methoden, Physiognomik, Nekromantie, Geomantie, Astrologie und Alchymie, kurz alle jene Geheimwissenschaften und schwarzen Künste, die wir unter dem Namen „Occultismus" zusammenfassen, stehen hier in üppigster Blüthe. Kein Chinese, und wäre er der aufgeklärteste Jünger des Confucius, wird ein Haus bauen oder miethen, ohne vorher einen Geomanten zu Rathe zu ziehen, der genau auskunden muß, welcher Art die Geister sind, die dessen Lage beeinflussen. Desgleichen kann kein Todter eher begraben werden, als bis ein Platz gefunden worden, der nicht dem verderbenbringenden Wirken böser Geister ausgesetzt ist. Und da es aus leicht begreiflichen Gründen im Interesse der Geomanten liegt, ihre Aufgabe mit der peinlichsten Genauigkeit auszuführen, bilden unbegrabene Särge, die auf den Aeckern frei umherstehen, die gewohnte Staffage der chinesischen Landschaft. Es ist bekanntlich nichts Seltenes, daß die endgültige Beisetzung sich Monate, ja sogar Jahre lang hinzieht. Was vom Orte gilt, gilt auch von der Zeit. Jeder Tag, jede Stunde wird von einem besonderen Gestirn beherrscht, dessen Einwirkung entweder als förderlich oder als unheilbringend gilt, und es ist der Hauptzweck des Kalenders, der alljährlich von der staatlichen Kalenderbehörde herausgegeben und in zahllosen Exemplaren über das ganze Land verbreitet wird, über diese wichtigen Lebensfragen Aufschluß zu geben. Aus seinem Staatskalender erfährt der wißbegierige Leser, an welchem Tage er sich rasiren lassen, ein Bad nehmen (das darf beileibe nicht alle Tage geschehen!), Kleider zuschneiden, den Grundstein zu einem Hause legen, heirathen kann u. s. w. Ja, kraft dieser seiner Autorität in Fragen der Wechselbeziehungen zwischen Geister- und Menschenwelt, zugleich aber auch, weil er mit dem Staatssiegel versehen ist, gilt der Kalender selbst als ein Talisman, der die Fähigkeit besitzt, böse Einflüsse zu bannen. Dies ist auch der Grund, weshalb man nie versäumt, einen solchen in die Brautsänfte zu legen, bevor die Braut in ihr Platz nimmt.

Es liegt auf der Hand, daß eine Anschauungsweise, nach der das Wirken der Geister oder Götter durch menschliche Mittel gefördert, gehemmt, ja sogar paralysirt werden kann, den Gottesbegriff seines Inhaltes berauben und das

religiöse Bewußtsein tödten muß. Den Göttern einen Schabernack zu spielen, ihnen ein X für ein U zu machen, gilt denn auch durchaus nicht für unerlaubt oder gar sündhaft. Wie unfromm der „fromme Betrug" unter solchen Umständen oft sein kann, wird z. B. recht handgreiflich durch die Sitte bewiesen, dem Gotte des häuslichen Herdes, wenn er sich um die Zeit der Jahreswende zum Himmelsherrn begibt, um diesem über die guten und bösen Thaten der seiner Obhut anvertrauten Familie Bericht zu erstatten, Honig auf die Lippen zu schmieren, damit er den Mund nicht öffnen und nichts Ungünstiges über seine Schutzbefohlenen aussagen kann. Man könnte fast sagen, daß, wenn nach Schleiermacher die Religion auf dem absoluten Abhängigkeitsgefühl beruht, die chinesische Volksreligion heutigen Tages umgekehrt durch ein Abhängigkeitsverhältniß der Götter von den Menschen charakterisirt wird. Wenn man auch den Confucianismus als solchen für eine derartige Verwilderung und Verrohung der religiösen Anschauungen nicht direct verantwortlich zu machen braucht, so wird man doch zugeben müssen, daß er nichts gethan hat, um sie zu verhindern.

Da das ethische Gebiet aufs engste mit dem religiösen verbunden ist, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch hier das Resultat kein gerade erfreuliches ist. Das moralische Bewußtsein wird durch eine streng geregelte Disciplin, die schließlich in einen starren, verknöcherten Ritualismus ausgeartet ist, in seiner Entwicklung gehemmt. Obwohl Confucius selbst bereits das rituelle Moment bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund rückt, so galt ihm dennoch eine peinliche Beobachtung der Riten, wenn sie nicht durch eine entsprechende innere Gesinnung geadelt war, für null und nichtig. Sagt er doch selbst einmal: „Bei festlichen Riten ist Sparsamkeit der Verschwendung vorzuziehen, und bei Trauerriten kommt es mehr auf das Gefühl der Trauer als auf äußerliches Beiwerk an." Nicht so der Confucianismus. Dieser sieht einzig und allein auf die strikte Befolgung der durch ihr Alter geheiligten rituellen Vorschriften; alles Andere ist ihm gleichgültig. Man betrachte nur z. B. die chinesischen Todtenbräuche mit ihrem minutiösen Ceremoniell, das dem Trauernden weder die Zeit noch die Möglichkeit gewährt, sich seinem Schmerze hinzugeben; man beobachte nur die leidtragenden Söhne, die, der Bahre ihres Vaters folgend, die vorschriftsmäßigen Klagerufe ausstoßen und gleichzeitig die ihnen begegnenden Passanten mit neugierigen Blicken mustern. Wenn gerade in Momenten tiefsten Leids und höchster Freude ein freies Sichgehenlassen untersagt bleibt, ist es nur natürlich, daß dem religiösen Indifferentismus ein analoger Indifferentismus im Gefühlsleben entspricht. Selbst der Ahnencult, der doch in seiner ethischen Bedeutung im Sinne des Confucius der höchste Ausdruck der kindlichen Pietät sein sollte und wohl auch war, mußte den gemeinsamen Einwirkungen des Ritualismus und des Aberglaubens unterliegen. Sind doch auch die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen nichts Anderes als unsichtbare Mächte, die den Lebenden, je nachdem, wie diese sie behandeln, nützen oder schaden können. Daher läßt man sich's angelegen sein, durch die Wahl einer geeigneten Ruhestätte, durch ein möglichst prunkvolles Leichenbegängniß, durch regelmäßige Opfergaben u. dgl. m.

die Gunst seiner verstorbenen Vorfahren zu gewinnen, damit diese ihren noch lebenden Nachkommen zu langem Leben, Reichthum und Kindersegen verhelfen. Nicht mehr die Pietät ist also hier die Triebfeder der Ahnenverehrung, sondern — wenigstens dürfte das für die überwiegende Mehrzahl der Fälle zutreffen — lediglich die Sorge um das eigene Wohl und Wehe.

In keinem anderen Lande wiegt der geschichtliche Ballast so schwer, sind die Fesseln althergebrachter Satzungen so hemmend wie in China. Statt daß, wie anderswo, die Gegenwart die Vergangenheit verdrängte, wird hier vielmehr jene durch diese erstickt. Und weil jeder Einzelne in Allem, was er thut und redet, wie er sich benimmt und kleidet, ja selbst bis zu einem gewissen Grade, wie er denkt und fühlt, an feste kanonische Vorschriften gebunden ist, geht dem Individuum nur zu oft jede Individualität verloren, während es andererseits wohl kaum eine schärfer ausgeprägte Volksindividualität gibt als gerade die chinesische. Das Eine ist eben nur die Folge des Anderen.

Ist schon der Einfluß des Confucianismus auf religiösem und ethischem Gebiete mehr hemmend als fördernd gewesen, so hat er in intellectueller Beziehung nicht minder verderblich gewirkt. Nach Confucius hat das Studium einen ethischen Zweck zu verfolgen: es soll nicht zur Erkenntniß, sondern zur Tugend führen. Durch diese Auffassung wird der Kreis des Wissenswerthen nothwendiger Weise ein recht beschränkter, und da Confucius sein ethisches Ideal in den leuchtenden Vorbildern des Alterthums verkörpert sieht, nimmt dieses sein Interesse fast ausschließlich in Anspruch. Naturerkenntniß kommt für ihn nicht in Betracht, und die Frage: „Was ist Wahrheit?“ — nicht etwa im Sinne des Pilatus als Ausdruck des an sich selbst verzweifelnden Skepticismus, sondern als die erste und letzte Frage des rastlos forschenden Geistes — ist ihm nie in den Sinn gekommen. Diese Denkweise, die bei Confucius wohl auf eine gewisse Begrenztheit seiner Natur zurückzuführen ist, gelangte mit der stetig wachsenden Autorität des Meisters allmählich zu vorbildlicher Bedeutung. Sie hat dem chinesischen Geistesleben sein charakteristisches Gepräge verliehen. Und heute wie vor tausend Jahren ist jeder gebildete Chinese, d. h. ein Jeder, der für einen wahren Jünger des Confucius gelten will, principiell ein laudator temporis acti. Das einzig Wissenswerthe ist das Alterthum; daher trägt auch die wissenschaftliche Bildung, soweit von einer solchen in China überhaupt die Rede sein kann, einen fast ausschließlich philologisch-literarischen Charakter. Literarische Kenntnisse und ein classisch geschulter Stil ist so ziemlich alles, was auf den Staatsprüfungen verlangt wird. Wer sich durch Belesenheit in der classischen Literatur, gute Prosa und gewandte Verskunst hervorthut, dem steht, vorausgesetzt, daß ihm das Glück auch sonst hold ist, der Zutritt zu allen Staatsämtern offen, denn eine Fachbildung in unserem Sinne kennt der Chinese nicht. Confucius freilich hatte trotz all' seiner Vorliebe für das Alterthum noch Verständniß genug für die Forderungen des praktischen Lebens, um sagen zu können: „Wenn Einer alle dreihundert Lieder des Schi-king recitiren kann, aber, mit der Regierung betraut, nicht durchzudringen oder, mit einer Botschaft nach auswärts beauftragt, nicht selbständig Rede und Antwort zu stehen vermag: was hilft ihm da sein Wissen, so reich

es auch sein mag?" Mehr als anderswo gilt in China der Satz: „Le style c'est l'homme," aber doch wiederum in einem wesentlich anderen Sinne als bei uns. Denn während wir dabei zunächst an einen individuellen Stil denken, verlangt der literarische Feinschmecker in China von einem guten Stilisten, daß er sich die classische Prosa des Alterthums zum Muster nehme. Aus diesem Grunde ist die Sprache des täglichen Lebens in der Literatur, mit Ausnahme des niederen Romans und Dramas, die nicht zur Literatur im eigentlichen Sinne gerechnet werden, verpönt: hier herrscht noch unumschränkt die todte Sprache des classischen Alterthums. Auch sucht aus demselben Grunde der Schriftsteller seinen Ruhm weniger in eigenen Gedanken als in einer möglichst vielseitigen Belesenheit. Je reicher ein Buch an classischen Citaten und historischen Anspielungen ist, um so höher wird es geschätzt; je schwerer verständlich es ist, um so genußreicher die Lectüre. Ein verständlich und klar geschriebenes Buch gilt für seicht. So wird durch ein absichtliches Ueberwiegen der Form über den Inhalt selbst die Literatur zu einem Hemmschuh der geistigen Entwicklung herabgewürdigt.

Es liegt in dem Wesen jeder alten Cultur, daß gewisse, regelmäßig wiederkehrende Bräuche und Sitten, denen ursprünglich im Volksbewußtsein ein lebendiger Sinn innewohnte, allmählich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erstarren, ihren ursprünglichen Vorstellungswerth einbüßen und schließlich zu todten Formen herabsinken. Todt und doch auch wieder nicht todt: denn, mißverstanden oder unverstanden, beeinflussen sie das Geistesleben der Nation, indem sie es entweder in falsche Bahnen leiten oder in seiner Entwicklung beeinträchtigen oder gar vielleicht zum Stillstand bringen. Je älter aber eine Cultur ist, je reicher sie an todten Formen, an „Ueberlebseln" wird, um so näher rückt die Gefahr eines nationalen Marasmus, weil Vorstellungen und Begriffe, die ihres Inhaltes beraubt sind, dem socialen Körper keinen Nährstoff mehr zuführen können. Zu neuem Leben, zu nationaler Wiedergeburt kann ein senile Volk erst dann wieder gelangen, wenn es sich erstens seines Zustandes klar bewußt wird und zweitens die als todt und leer erkannten Formen mit neuem Leben füllt.

So lange China in seiner Isolirtheit zu verharren vermochte, konnte der Confucianismus allenfalls genügen; bei dauerndem Contacte mit dem Auslande muß seine Kraft versagen. Gegenwärtig steht China vor einem Wendepunkte, und eine nicht mehr ferne Zukunft wird zeigen, ob das Chinesenthum noch regenerationsfähig ist oder nicht. Es steht vor der Alternative, entweder der Cultur des Abendlandes gutwillig Zutritt zu gewähren und ihr umgestaltendes Wirken über sich ergehen zu lassen oder zu unterliegen. Kämen nur technische Fragen in Betracht, so dürfte die Opposition verhältnißmäßig leicht zu überwinden sein: hat sich doch eben erst der recht conservative Tschang Tschi-tung mit wahrer Begeisterung zu Gunsten der Eisenbahnen ausgesprochen. Um so erschwerender wirken jedoch die ausländischen Einflüsse auf religiösem und politischem Gebiete.

So lange sich die christliche Mission fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten befand, machte das Christenthum, besonders im nördlichen und

mittleren China, sehr bedeutende Fortschritte, weil die Jesuitenmissionare den festgewurzelten sittlichen und religiösen Anschauungen des Volkes, die sich nicht von heute auf morgen mit Stumpf und Stiel ausrotten lassen, Verständniß entgegenbrachten und ihnen gewisse Zugeständnisse machten. Sie erkannten sehr bald, daß der Ahnencult im Mittelpunkte jenes Ideenkreises stand, und ließen ihn als „bürgerlichen Cult" bestehen, — hat ihm doch ohnehin der Katholicismus in seinen Seelenmessen etwas durchaus Analoges an die Seite zu stellen. Seit jedoch der Ahnencult auf Betreiben der Dominicaner durch ein Decret Clemens' XI. vom Jahre 1704 als heidnischer Cult verdammt worden ist, traten dem Missionswerk der Jesuiten schon erheblich größere Schwierigkeiten entgegen als zuvor. Noch schwieriger gestaltet sich naturgemäß die Wirksamkeit der protestantischen Missionen; denn zu Gunsten des Katholicismus muß in den Augen der Chinesen zweierlei sprechen: erstens die Einheit der Lehre und zweitens die Betonung des rituellen Momentes. Außerdem läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß sich speciell die Jesuitenmissionare in der Regel durch eine ungleich gründlichere und vielseitigere sinologische Vorbildung auszeichnen als die protestantischen Glaubensboten. Vom angehenden Jesuitenmissionar wird verlangt, daß er, so zu sagen, sich selber in einen gebildeten Chinesen umgewandelt habe, bevor er die Thätigkeit auf seinem Arbeitsfelde beginnen darf. Das ist entschieden ein sehr richtiges und nachahmenswerthes Princip; denn je eingehender der Missionar sich mit dem chinesischen Geistesleben vertraut gemacht hat, um so eher wird er das Bleibende vom Vergänglichen im Confucianismus zu scheiden wissen und jenes mit den christlichen Ideen in Einklang zu bringen suchen, statt, wie das wohl bisweilen geschehen mag, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man wende nicht ein, daß es auf dem Gebiete der Religion, des Glaubens keine Concessionen noch Compromisse geben könne, daß es hier heißen müsse: entweder — oder, entweder Christenthum oder Heidenthum. Hat denn das Christenthum keine Concessionen gemacht, als es seinen Siegeszug durch die romanische und germanische Welt antrat? Und haben ihm jene Zugeständnisse etwa geschadet? Nicht von heute auf morgen, so scheint mir, läßt sich das Christenthum einführen, sondern allmählich und etappenweise. Je weniger zunächst verlangt wird, um so leichter wird sich der Ackerboden für die neue Saat vorbereiten lassen, die dann sicherlich, wenn auch langsamer, so doch besser reifen wird. Vor allen Dingen sollte man zuerst das sittliche Bewußtsein von den Fesseln des starren Ritualismus befreien und es zu neuem Leben wecken, jedoch unter möglichster Schonung des Althergebrachten. Je weniger die neue Lehre sich von Anfang an in einen ausgesprochenen Gegensatz zum Confucianismus stellt, je mehr sie an seine Lehren anzuknüpfen sucht, um so leichter wird sie Eingang und Zustimmung finden. Und unter den Aussprüchen des Confucius findet sich doch so manches goldene Wort, dessen sich wahrlich kein Christ, gleichviel, welchem Bekenntniß er angehört, zu schämen brauchte!

Man vergesse doch nicht, daß nicht die Völker Europa's allein, sondern auch die übrigen Culturvölker, so verschieden ihre Anschauungen von den unseren sein mögen, ideale Güter besitzen, die ihnen heilig sind, und die zu

wahren sie für ihr Recht und ihre Pflicht erachten. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn so manches Gebot des Christenthums dem chinesischen Empfinden befremdlich, unverständlich, ja vielleicht von seinem sittlichen Standpunkte aus geradezu verwerflich und anstößig erscheinen mag. Bedeuten doch Forderungen, wie sie in den Worten: „Verlasse Vater und Mutter und folge mir nach" oder: „Laß die Todten ihre Todten begraben" enthalten sind, für den Chinesen nicht mehr und nicht weniger als eine völlige „Umwerthung der Werthe" auf ethischem Gebiete!

Aber freilich, besser als Worte wirkt die That, und eindringlicher als alles Predigen redet das lebendige Beispiel. Der Chinese hat einen auf das Praktische gerichteten Sinn. Die Theorie als solche ist ihm gleichgültig: ihren Werth oder Unwerth erhält sie für ihn erst durch ihre Anwendung in der Praxis. Daher hält er sich auch in seiner Beurtheilung der sogenannten christlichen Cultur an das Wort Jesu: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", und wenn, wie das thatsächlich der Fall ist, sein Urtheil nicht gerade schmeichelhaft lautet, so muß leider zugegeben werden, daß er nicht so ganz Unrecht hat, von seinem Standpunkte die Ausländer für Barbaren zu halten. Jeder vorurtheilsfreie Beobachter, der China aus eigener Anschauung kennt, wird bestätigen, daß das Auftreten der Fremden gegenüber der einheimischen Bevölkerung nur zu oft durch eine Brutalität gekennzeichnet ist, die einem billig denkenden Menschen die Schamröthe ins Gesicht treiben muß. Das ist um so bedauerlicher, als sich bei den Chinesen, nach dem Grundsatze: „Suaviter in modo, fortiter in re" durch höfliche Entschiedenheit sehr viel erreichen läßt. Unsere Ueberlegenheit auf dem Gebiete der Technik und der Erfahrungswissenschaften wird von urtheilsfähigen Chinesen meist ohne Weiteres zugegeben, aber der Werth religiöser Lehren wird mit ethischem Maße gemessen, und der Klügere ist nicht immer zugleich der Bessere.

Von der Politik wird selbstverständlich Niemand erwarten, daß sie das Wort: „Geben ist seliger denn Nehmen" zur Richtschnur wähle, — Machtfragen und Gebote christlicher Nächstenliebe pflegen incommensurabel zu sein. Immerhin wird es begreiflich erscheinen, wenn das Vorgehen der fremden Mächte in China nicht gerade dazu beiträgt, die Ausländer bei den Chinesen beliebt zu machen. Der beste Culturvermittler bleibt immer und überall der Handel: ihm in erster Linie bleibt es daher vorbehalten, China aus seiner Lethargie zu wecken.

Der Frage, wie sich die Zukunft China's gestalten mag, näher zu treten, liegt nicht in unserer Aufgabe. Jedenfalls aber dürfte es verfrüht sein, dem ältesten Culturvolk der Erde, das doch noch über so viel intellectuelle und physische Kraft verfügt, schon jetzt den Untergang seiner staatlichen Existenz zu prophezeien. Auch bricht sich schon die Erkenntniß dessen, was noththut, hie und da Bahn. Während meines Aufenthaltes in Canton habe ich mich selbst von dem jugendfrischen Idealismus überzeugen können, der die Kreise der dortigen Intelligenz beherrscht, wie ja überhaupt die Südchinesen sich durch regeren Geist und lebhafteres Temperament auszeichnen, daher auch dem Neuen und Fremden leichter zugänglich sind als ihre nördlichen Landsleute. Wenn dem Chinesenthum eine Wiedergeburt beschieden ist, wird sie daher vom Süden ausgehen.

Antonio Stoppani.

Von

Franz Xaver Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Mit den nachfolgenden Blättern beginne ich ein Versprechen zu lösen, welches ich vor Jahren den Lesern der „Deutschen Rundschau“ gegeben habe, damals, als ich, inmitten der wundervollen Alpenwelt von Tarasp, Alinda Brunamonti den Zoll meiner Freundschaft abtrug[1]). Seither bin ich den Weg des Lebens weiter geschritten; ist er nicht einsamer geworden, und hat er mich tief genug in das Gewühl der Geisterschlacht hinein geführt, so hat er sich doch immer reicher gezeigt an geliebten Gräbern, und bald kann ich mit Chateaubriand sagen: „meine frühesten Erinnerungen ruhen auf der Asche der Todten und sie fallen ohne Unterbrechung von einem Sarg auf den anderen; wie der indische Pandit recitire ich meine Todtengebete, bis die Knospen meines Rosenkranzes verwelkt sind“[2]).

Es möge sich Niemand beunruhigen: von dem, was ich selbst für meine Person als Beitrag zu den neuesten Martyreracten zu bieten habe, wird erst die Rede sein, wenn ich den guten Kampf ausgekämpft und Andere die Feder aufnehmen, welche meiner erstarrten Hand entfallen sein wird. In dieser Serie von Essays handelt es sich nur darum, einigen Wenigen, die vor uns dahin gegangen, ein Denkmal der Freundschaft zu setzen: den Platz, den sie hier erhalten, haben sie Alle sich nur damit verdient, daß sie von früher Jugend bis zum Ende in ihrem Lebensgange die Maxime dargestellt haben, welche Antonio Rosmini einem Jeden, der guten Willens ist, als Lebensregel vorschreibt: sie Alle sind in einem gewissen Sinne Streiter für Wahrheit und Gerechtigkeit gewesen[3]).

[1]) „Umbrische Lyrik“, Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXI, S. 121 f. Wieder abgedruckt in meinen Essays. Berlin 1896. Bd. I, S. 325 f.

[2]) Chateaubriand, Mémoires d'Outre-Tombe. Nouv. Éd. par E. Biré. Paris 1898. II, 2 ss.

[3]) Rosmini, Antonio, Direttorio inedito del Maestro dei Novizi; vergl. Calendarietto spirituale di A. Rosmini, 3ª ed., Torino 1892, p. 25: „ognuno debbe essere pronto di rendersi vittima della verità e della giustizia.“

Der große lombardische Naturforscher, dessen Persönlichkeit ich hier, zum ersten Male, dem deutschen Publicum vorführen will, war am 15. August 1824 zu Lecco als Sohn des durch seinen Fleiß wohlhabend gewordenen Wachsfabrikanten Giovanni Maria Stoppani und seiner Gattin Lucia Pecoroni geboren[1]). Die Familie der Stoppani stammte aus der Landschaft Zelbio, nördlich vom Comersee, in deren Nähe schon 1467 ein Don Antonio Stoppani als Arciprete von Nesso genannt wird. Die Mutter war eine starke, verständige Frau, die dem Sohne einiges Vermögen, dazu aber eine mächtige Willenskraft und Intelligenz zubrachte. Schon die Amme meinte von dem Knaben: „el Tognin l' era viscos come un pess, intendèver, on ver strion, on talent" (Tognino — das Deminutiv von Antonio, war munter wie ein Fisch, gescheidt, ein wahrer Hexenmeister). Die Familie war zahlreich, aber die Eltern suchten allen Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben: ein schönes Muster jener bürgerlichen Tüchtigkeit und ehrenhaften Gesinnung, der man, abseits von den von den Reisenden heimgesuchten Wegen, in Oberitalien doch auch heute noch so vielfach begegnet. Während die älteren Brüder im Seminar zu Monza studirten, fand Antonio 1836, elf Jahre alt, in dem Knabenseminar zu Castello, oberhalb Leccos, Aufnahme, von wo er 1840 in dasjenige von S. Pietro Martire überging, wo er seine Gymnasialstudien abschloß. Philosophie und Theologie wurden in den Seminarien zu Monza und Mailand (1843—1848) abgemacht. Antonio war dem geistlichen Stande bestimmt, und wenn er die von diesem Beruf geforderten Studien fleißig betrieb, so lagen doch seine wissenschaftlichen Neigungen ganz nach der Seite der Naturwissenschaften. Schon als Kind sammelte er Insecten, in Monza zog ihn die Physik hauptsächlich an, daneben machte ihn sein Lehrer in der Philosophie, Al. Pestalozza, mit den Lehren Antonio Rosmini's bekannt, dessen Abhandlung „Ueber den Ursprung der Ideen" damals ganz Italien beschäftigte und mehr als irgend ein anderes Werk dazu beitrug, eine selbständige Forschung in der Nation zu begründen. Gegen Ausgang seiner humanistischen Lehrzeit schon war indeß der Hang zur Geologie und Paläontologie siegreich durchgedrungen. Es ist erstaunlich, wie der junge Mann, fast ohne Lehrer und Bücher, auf dem Wege der Beobachtung und des Studiums der Alpenwelt selbst die Methode der Forschung fand und sich ein gesichertes Bild der Entstehung jenes Stückes der Erdoberfläche gewann, das für ihn zunächst in Betracht kam, und wohin ihn seine Füße tragen konnten. Daneben war die Musik ihm frühzeitig Genossin und Trösterin. Das Jahr 1848 unterbrach diese stillen Studien, und der Ruf „fuori i barbari d' Italia" führte auch die Insassen des erzbischöflichen Priesterseminars in Mailand auf die Barricaden, und Antonio Stoppani, der gerne mit dem Studentenbataillon sich activ an dem Kampfe betheiligt hätte, ging als Krankenpfleger nach dem Lager, wo er den Schlachten von S. Lucia und Sommacampagna beiwohnte. Bald darauf zum Priester geweiht, erhielt er rasch eine Anstellung als Lehrer der lateinischen Grammatik am Seminar von

[1]) Vergl. die ausführliche Lebensbeschreibung, welche Stoppani's Neffe, Angelo Maria Cornelio, herausgab (Vita di Antonio Stoppani. Torino 1898).

S. Pietro Martire, wurde aber auf Betreiben der inzwischen zurückgekehrten österreichischen Regierung aus dieser Stellung vertrieben; ihm, wie so vielen Anderen, konnte die Reaction den nationalen Enthusiasmus des Jahres 1848 nicht verzeihen. Er erhielt endlich eine Beschäftigung an der Biblioteca Ambrosiana (1857), die ihm erlaubte, seine paläontologischen Studien fortzusetzen und die ersten Früchte derselben (Les Pétrifications d'Ésino, die Geologie des Valsassina und des Territoriums von Lecco) zu veröffentlichen. Schon nach wenigen Jahren konnte er seine ersten „Studî geologici e paleontologici sulla Lombardia" und dann die „Paléontologie lombarde" publiciren, welche die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf sich zogen und seinen Ruhm begründeten. Wiederum wandte er 1859 und 1860 der nationalen Bewegung seine begeisterte Theilnahme zu, von der der Abschiedsgruß an die französische Armee (29. Mai 1860) und die Adresse des Mailänder Clerus an den sicilianischen zeugen. Die politische Neugestaltung der Halbinsel führte zur Herstellung der geologischen Karte Italiens, an deren Bearbeitung Stoppani sich energisch betheiligte, bis der Widerstand gegen seine gesunden Ansichten über die Ausführung dieses Unternehmens ihn zum Rücktritt von demselben bestimmte (1861—1884). In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Quintino Sella, der Antonio Stoppani ein treuer und intimer Freund ward. Schon seit 1861 war Stoppani als außerordentlicher Professor der Geologie an der Universität Pavia thätig, wo er seine Vorlesungen mit der Inaugurationsrede über die Priorität der Italiener auf dem Gebiete der geologischen Forschung einleitete. 1862 kehrte er jedoch nach Mailand zurück, um hier die an dem Istituto technico neu begründete Professur der Geologie zu übernehmen, zugleich mit der Leitung jenes herrlichen Museo Civico, dessen eigentlicher Schöpfer er wurde, und das jetzt einen neuen Gegenstand der Anziehung für Alle, welche Mailand besuchen, darstellt. Die Stadt erinnert sich heute noch dankbar der Conferenzen, welche Stoppani in jenen Jahren, zwischen 1863 und 1877, über geologische und andere naturwissenschaftliche Fragen vor dem gebildeten Mailänder Publicum hielt, und unter denen diejenigen über „Wasser und Luft" (Acqua ed aria) und über die „Reinheit des Meereswassers" (La Purezza del mare fin dai primordî del mondo animato, 1874) besonders bemerkt wurden. Für die Studirenden hatte er schon früher mit seinen „Note ad un corso di geologia" gesorgt, die jetzt (1871—1873) in dem dreibändigen „Corso di geologia" vereinigt wurden und gegenwärtig eine neue Bearbeitung erfahren[1]). Man sieht, daß ihm fortwährend ebenso die Förderung der Wissenschaft als die Popularisirung derselben am Herzen lag, und letzterer Tendenz ist denn vor Allem jenes schöne Werkchen entsprungen, welches Stoppani's Namen in Italien in weiteste Kreise trug und ein in allen Schulen bekanntes und gebrauchtes Lehr- oder Lesebuch geworden ist. Der Titel ist Petrarca's Versen

. . . il bel paese
Ch' Appenin parte, e l' mar circonda e l' Alpi (Son. XCVI, in vita di M. L.)

[1]) A. Stoppani, Corso di geologia. 3ª ed. Per cura di A. Malladra. Milano 1899.

entnommen. Dies „Bel Paese“, zuerst 1875 und seither oft gedruckt, schildert in populärer Form Italien in seiner geologischen und geographisch-physikalischen Configuration und stellt in seiner gemeinfaßlichen und dabei hochpoetischen Darstellung ein Muster dar, dem kaum ein anderes Land in diesem Punkte etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Die Ausstellung von 1867 führte Stoppani mit seinem Bruder Ferdinand und einigen Freunden nach dem Norden: Frankreich, Deutschland, England, Schottland mit ihren Museen wurden besucht, dann kehrte der Meister zu seinen Alpen zurück, betheiligte sich in hervorragender Weise an der Begründung und Leitung des italienischen Alpenclubs und führte eine Reihe Bergbesteigungen aus, deren Erinnerung in der Capanna Stoppani, der Alpenhütte auf dem Resegone, noch fortlebt. Lange hatte Stoppani schon an eine Reise in den Orient gedacht; sie kam August 1874 zu Stande, nahm aber für ihn einen recht unglücklichen Ausgang, indem er bei Balbek in Folge eines Sturzes vom Pferde einen Beinbruch erlitt, über welches Ungemach er am 20. September seinem Bruder Ferdinando einen reizenden, weithin bekannt gewordenen und später in den „Asteroidi“ (1879) wieder abgedruckten Brief schrieb. Ueber anderthalb Monate lag Stoppani in Damascus, in dem gastlichen Hause des italienischen Consuls Colucci, darnieder, und unzähliges Mühsal mußte getragen werden, bis der Kranke seiner alten Mutter nach Lecco zurückgebracht werden konnte. Ueber diese Erlebnisse berichtet er in dem anziehenden Werke „Da Milano a Damasco“ (Milano 1896, 2a ed.). Wie wenig dieser leidensvolle Rückweg im Stande war, die Energie seines Geistes zu brechen, das sieht man aus den beiden prächtigen Dichtungen „Una visita inaspettata“, „Un compagno di viaggio“, aus der großartigen poetischen Schilderung der Eiszeit „Il sasso di Preguda“, die alle an Bord des „Labourdonnais“ entstanden, der Stoppani über das Mittelmeer nach der Heimath zurückführte. Der Anblick des Vaterhauses, das Wiedersehen der Mutter und der ganzen Familie erschütterten ihn aufs Tiefste. Er kam aus einem Lande, in welchem das Leben der Familie fast unbekannt ist, und das Edelste und Beste im Wesen des Weibes kaum geahnt wird. Der Contrast dieser Beobachtungen mit dem, was ihm die Heimath wieder schenkte, hat ihm jene Schilderung der europäischen Frau im Gegensatz zur Orientalin abgerungen, die sich wie ein Hymnus auf die Herrscherin unseres Hauses liest. „Königin des Hauses ist für uns die Mutter; Band der Liebe zwischen Vater und Kindern, erhält sie die Brüderschaft unter den Söhnen, bildet sie den Ring, der die Generationen der Enkel und Urenkel zusammenhält, und den materielle wie moralische Interessen nur zu oft zu zerstören drohen, indem sie die Bande des Blutes zwischen den Verwandten lockern und umbilden. So lange von dieser Frau, die sich Mutter nennt, noch ein lebendiges Haar da ist, zollen wir ihr eine Ehrfurcht und eine Liebe, die von allen Beziehungen dieser Erde dem Gott geweihten Cultus am nächsten kommt. Der bescheidene Stuhl, auf dem sie sitzt, ist ein Thron, ein Altar. Stelle ich dem in meinen Gedanken den Islam entgegen, so frage ich mich: was ist das für eine Religion, welche die Hälfte des Menschengeschlechtes zu einer feilen Sache entwürdigt?[1])“.

[1]) Stoppani, Da Milano a Damasco, p. 17 l. 178.

Das Buch „Da Milano a Damasco“ war nur ein losgerissenes Blatt jenes großen Werkes über den Orient, welches Stoppani geplant hatte, und das bei der dem Autor eigenen und so seltenen Vereinigung naturwissenschaftlicher Kenntnisse mit poetischer Veranlagung in der Literatur unserer Palästinafahrer sicher eine große Stellung zu beanspruchen gehabt haben würde, hätte Stoppani's Roß ihm bei Balbek nicht jenen unerwünschten Streich gespielt. Aber auch das Bruchstück war eine köstliche Gabe. Dem erlauchten und edlen Bischof von Cremona, Monsignore Bonomelli, einem von Stoppani's treuesten Freunden, war es auf seiner Orientreise ein steter Gesellschafter, und es rühmt dieser ausgezeichnete Kenner seiner nationalen Literatur, wie so manche Schilderung in dem Werke Stoppani's der Feder eines Manzoni würdig sei[1]).

Das war nun freilich kein Wunder. Denn kaum war unter den damals Lebenden Einer so tief wie Antonio Stoppani in den Geist des großen Dichters eingedrungen. Lange Jahre hatte er dem Studium seiner Werke und demjenigen seines Lebens gewidmet. Kaum genesen von seiner schweren Verletzung, schenkte er uns in seinen „I primi anni di Alessandro Manzoni“ (1875)[2]) eine Jugendgeschichte des Verfassers der „Promessi Sposi“, welche alles Detail erhob und bewahrte, das sich über Manzoni's Knaben- und Jünglingszeit noch beibringen ließ. Man weiß, daß Lecco und seine Umgebung die Stätte ist, an der Manzoni seine ersten Jahre verbrachte. Stoppani's eigenste und theuerste Erinnerungen waren mit dieser beiden gemeinschaftlichen Heimath verwachsen. In seinen letzten Jahren bewohnte er selbst das ehemalige Capucinerkloster in Pescarenico, wo der Dichter den Fra Cristoforo der „Promessi Sposi“ hausen ließ. Dort war ich manchmal sein Gast, und von da aus durchstreiften wir zusammen die Landschaft, um jene Orte aufzusuchen, die durch Manzoni's Werke berühmt wurden. Es waren köstliche und unvergleichliche Tage, die ich in Gesellschaft dieses einzigen Interpreten des großen Gedichtes zubrachte, und an denen wir die erste Pflegestätte Alessandro Manzoni's, die Costa di Galbiata (jetzt Cascina Manzoni), die Ruinen des Castello dell' Innominato, den Monte Barro, den Paretaio, wo Manzoni seine Lerchen fing, den Caleotto u. s. f. besuchten.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Antonio Stoppani eine Manzoni'sche Anekdote, die nicht uninteressant ist, weil sie die Entstehung und Krystallisation von Legenden aus unserer eigenen modernen Zeit beleuchtet. In den „Promessi Sposi“ sind sämmtliche Figuren der Erzählung freie Erfindung des Dichters. Weder Renzo noch Lucia, weder der brave Pfarrer Don Abbondio noch der Pater Cristoforo haben jemals gelebt, Manzoni hat ihnen Fleisch und Bein aus seiner Phantasie heraus geschaffen. Bekanntlich hat er später Lecco verlassen und abwechselnd seinen Wohnsitz auf seiner Besitzung Brusuglio bei Mailand oder in Mailand selbst und in Lesa genommen. Als er viele Jahre später einmal wieder den Lago di Lecco aufsuchte, zeigte man ihm, den das Volk nicht mehr von Angesicht kannte, allenthalben die Orte, an denen

[1]) Bonomelli, Mgr. Geremia, Un autunno in Oriente. Milano, Tip. Cogliati.
[2]) Zweite Auflage. Milano, Cogliatii. 1894.

die Helden seines Romanes gelebt, und man versicherte ihm, daß alle diese Helden historische Personen waren, an deren Existenz im 17. Jahrhundert nicht erlaubt sei zu zweifeln. Die Geschichte hat Manzoni sehr erheitert, sie ist aber für jeden Literarhistoriker beachtenswerth, und sie ist ganz geeignet, auf so manche Seite unserer hagiographischen Literatur ein helles Licht zu werfen.

Im Jahre 1876 trugen Stoppani's Mitbürger in Lecco ihm die Vertretung im Parlamente an. Einen principiellen Grund, dies Mandat abzulehnen, sah Stoppani nicht. Er stand mit seiner Gesinnung ganz auf dem Boden der nationalen Politik und mißbilligte bis an sein Ende das „Nè eletti nè elettori". Praktisch lag die Sache anders. Für einen Priester, der aus dem geordneten Verhältnisse zum Vatican nicht heraus treten wollte, war der Eintritt in die Abgeordnetenkammer so gut wie unmöglich. Einen Augenblick träumte Stoppani, man werde ihm seitens der kirchlichen Behörde keine Schwierigkeit machen und ihm in Rom gestatten, auch als Abgeordneter seine priesterlichen Functionen ruhig auszuüben; sehr bald muß er sich aber überzeugt haben, daß dies nicht geschehen werde, und so trat er von der ihm angetragenen Candidatur für den Montecitorio zurück. Das Programm, welches er aus Anlaß dieser Candidatur entwickelte, ward in der Aristokratie Mailands vielfach als ein großer politischer Fehler angesehen und scharf beurtheilt. Stoppani's Seele füllte sich mit Mißvergnügen über diese Vorgänge, und so entschloß er sich plötzlich, Mailand aufzugeben und an dem Istituto degli Studii superiori in Florenz den Lehrstuhl für Geologie zu übernehmen (1878). Hier organisirte er das Museum an der Piazza S. Marco, und hier hielt er einige seiner geistvollsten Conferenzen, wie diejenige über die Einheit der Wissenschaft (La unità dello scibile, 1877), über das Studium der Natur als Element der modernen Erziehung (Lo studio della natura come elemento educativo, 1878), über die Reinheit der Sprache (La santità del linguaggio, Inaugurationsrede, gehalten bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die Accademia della Crusca, 25. November 1883). Vor dem aus Bologna hergekommenen geologischen Congreß sprach er am 4. October 1881 über die Fauna des Valdarno; in Rom hielt er 1881 vor den Majestäten den Vortrag über den gegenwärtigen Rückgang der Alpengletscher, der ihm die ungetheilte Bewunderung des Königs und der Königin zuzog. Die Königin Margherita, diese edle, hochgebildete Frau, der nichts entgeht, was in Italien idealen Zielen zustrebt, hat seitdem Stoppani ihre Gunst bis an sein Ende bewahrt. In dem Vorzimmer des Cardinals Hohenlohe bemerkte man eine große und prächtige Photographie Stoppani's, welche die mächtige Intelligenz und die ganze Reinheit und Herrlichkeit seiner großen Seele widerspiegelte; sie war ein Geschenk der Fürstin an unseren deutschen Cardinal, würdig der Geberin und werth des Kirchenfürsten, der so manches Mal wehmuthsvoll vor diesem Bilde mit mir stand und den allzu frühen Heimgang des gefeierten Gelehrten mit mir betrauerte. Heute lebt mir Keiner mehr von den Beiden.

Den politischen Kämpfen war Stoppani in Folge seiner Ablehnung des Mandats für Lecco wieder entrückt, aber den theologischen und kirchlichen Händeln der Zeit konnte er auf die Dauer unmöglich ferne bleiben. Mit

jener Richtung, welche dem geistigen Leben der Gegenwart ängstlich abwehrend gegenübersteht, mußte Antonio Stoppani ebenso wie wir Alle, die wir uns Anhänger eines idealen Katholicismus nennen, zusammenstoßen. Jenen Tendenzen traten in den siebziger und achtziger Jahren in Italien hauptsächlich zwei Zeitschriften entgegen. Die eine hat unser trefflicher Freund Professor Vincenzo Papa unter dem Titel „Sapienza" in Turin herausgegeben, bis er, auf höhere Ordre hin, sich zum Einstellen des Kampfes gezwungen sah; er ist jetzt ein stiller Mann geworden, ein feiner, philosophisch vorzüglich begabter Geist, der nun in Schweigen dahinlebt. Die zweite Zeitschrift lebt noch und wird hoffentlich als Organ der national gesinnten Katholiken Italiens sich noch lange erhalten; sie ist das Eigenthum und die selbstlose Schöpfung meines theuren Freundes, des Marchese Manfredo da Passano, und in der Literatur das Hauptorgan der Conciliationspolitik. Diesen Zeitschriften hat Stoppani seine Mitwirkung in umfangreichem Maße zugewandt, und aus den in ihnen abgedruckten Beiträgen entstanden die beiden Werke „La Cosmogonia Mosaica" [1]) und „Il dogma e le scienze positive" [2]). Was dem Verfasser in beiden Werken vorschwebte, war die Harmonisirung des Dogmas mit der Wissenschaft. Mit dieser Tendenz hing aufs innigste seine Bewunderung und Verehrung Antonio Rosmini's zusammen. Ich habe an diesem Orte [3]) das Leben und das Werk des großen Roveretaner Philosophen dem deutschen Publicum vorgeführt und gezeigt, wie das Wirken dieses großen Mannes ganz in dem Streben aufging, in seiner eigenen Person und in der Thätigkeit und Erscheinung des von ihm gestifteten Istituto della Carità den unzerstörbaren Bund von Religion, Wissenschaft und Patriotismus darzustellen. Rosmini's Name ist in Italien lange Jahrzehnte hindurch das Band geblieben, welches Tausende der besten Geister mit der religiösen Welt zusammenhielt. Stoppani war frühzeitig mit seiner Philosophie bekannt geworden; je mehr seine Einsicht reifte, desto energischer ward seine Parteinahme für den Namen, der damals in Italien Symbol des besten und edelsten Idealismus, aber auch Gegenstand des bitteren Hasses aller Derer geworden war, welche, ehrlicher Wissenschaft abhold, patriotischer Gesinnungen bar, unter dem Deckmantel der Religion nur sehr irdische und weltliche Absichten verbergen. „Ich bin," sagte Stoppani einmal, „alle Zeit und in allen Dingen der Kirche als der Richterin und unfehlbaren Lehrerin der Wahrheit vollkommen unterworfen; aber ich erkläre zu gleicher Zeit, daß ich stets, mit aller Verachtung und aller Entrüstung, deren ich mich fähig halte, jene ciurmadori sacrileghi (sacrilegischen Marktschreier) zurückstoße, welche heute, nur allzu zahlreich und allzu unerträglich, im Namen der Kirche und des Papstes uns befehlen wollen." Es war vor Allem das Thema von der weltlichen Macht des Papstes,

[1]) A. Stoppani, La Cosmogonia Mosaica. Triplice saggio di una esegesi della Storia della Creazione, secondo la ragione e la Fede, Milano 1887.

[2]) A. Stoppani, Il dogma e le scienze positive, ossia la missione apologetica del clero nel moderno conflitto tra la ragione e la fede. Milano 1886. 2ª ed.

[3]) Deutsche Rundschau, 1888, Bd. LIV, S. 331 ff., und Bd. LV, S. 49 ff., 218 ff. und 354 ff. — Der Aufsatz ist wieder abgedruckt in meinen Essays, Bd. I, S. 85 ff. Berlin 1896.

welches fort und fort die Geister beschäftigte und auch Stoppani mehr als einmal in die Arena herabrief. Die berühmte, von dem Exjesuiten Carlo Passaglia 1862 in Umlauf gesetzte Adresse „Pro Causa Italiana" und die Adresse von 1880 gaben ihm Anlaß, die Frage des Temporales und der Versöhnung des Papstes mit Italien zu prüfen und die Forderungen der Intransigenten in einem diesen gewidmeten Bande zurückzuweisen [1]). Selbstverständlich bemühten sich die Gegner sofort, eine Verdammung dieses Werkes in Rom durchzusetzen. Ein Schreiben, welches Stoppani an Leo XIII. richtete, und eine Audienz, welche er bei dem Papste hatte, kamen diesen Machinationen zuvor, und es verzog sich jener Sturm. Die Kämpfe brachen wieder aus, als die Feinde Rosmini's so geschickt waren, den bereits vom Vatican (durch den damaligen Maestro del S. Palazzo, P. Vincenzo Maria Gatti) genehmigten Neudruck des Rosmini'schen Briefwechsels zu verhindern. Diese beiden Bände, welche schon 1857 (Torino. Opere XXXI) unter dem Titel „Epistolario di Antonio Rosmini" herausgegeben waren, bilden eine kleine Auswahl aus der über 15 000 Nummern zählenden Correspondenz des Philosophen und tragen wesentlich den Charakter des freundschaftlichen Austausches und der Belehrung in Dingen des inneren Lebens. Die Fragen der Speculation, welche Anlaß zu den Controversen über Rosmini's System gegeben haben, sind hier nicht verhandelt, und ebenso wenig sind politische Gegenstände berührt, welche die Empfindlichkeit Anderer wecken konnten. Was die Gegner an diesem Briefwechsel haßten und verfolgten, war einfach und ausschließlich die mächtige Wirkung, welche die Lectüre desselben auf jedes christliche Gemüth üben mußte. Sie sahen, daß, wer jene Briefe gelesen, tief durchdrungen sein mußte von der geistigen und sittlichen Größe dieses Mannes, der nie etwas Anderes als die Sache Gottes gesucht hatte. Rosmini war ihnen ein Dorn im Auge, weil er zugleich ein Freund der Wissenschaft und vernünftiger Freiheit war. Der Wiederabdruck der ersten, vergriffenen Ausgabe des „Epistolario" mußte also verhindert werden, und so begab sich der P. Cornoldi, damals Hauptredacteur der „Civilta cattolica" in die Druckerei der Via Tata Giovanni Nr. 2, wo das Buch gedruckt wurde, und verbot, angeblich im Namen des Papstes, die Fortsetzung des Druckes. Zeugen dieses Vorganges waren zwei hervorragende Ordensmänner, von denen der eine der berühmte Astronom P. Denza war, welcher vor einigen Jahren als Director der vaticanischen Sternwarte gestorben ist. Stoppani veröffentlichte ihre Mittheilung in dem Artikel „Proposte di alcuni rettificazioni di fatto al Osservatore Romano" in der „Gazetta d' Italia" [2]). P. Cornoldi schwieg ein Jahr lang über die Sache und erklärte dann in der „Civiltà cattolica", daß er den Fuß niemals in jene Druckerei der Via Tata Giovanni gesetzt habe. Die beiden Ordensgeistlichen, welche ihn dort gesehen,

[1]) A. Stoppani, Gli Intransigenti alla stregua dei fatti vecchi, nuovi e nuovissimi. Note postume ad un Appendice sull' Indirizzo del Clero italiano al Papa nel 1862. Milano 1886.

[2]) Der Aufsatz ist wieder abgedruckt im Anhang zu Stoppani's „Exemeron", Torino 1894. — Vergl. zu diesen Vorgängen: G. B. Bulgarini, Antonio Stoppani e la Civiltà cattolica. Genova 1885.

bestätigten das Factum, und es stellte sich schließlich heraus, das P. Cornoldi zwar nicht in dem Saal der Druckerei, sondern in dem Bureau ihrer Direction vorgesprochen hatte. Ich bemerke dazu, daß P. Cornoldi damals als noch völlig des Gebrauches seines Verstandes mächtig galt und erst später verrückt wurde. Aber Manches hat er sicherlich schon damals ausgeführt, wofür es unrecht und höchst unangemessen wäre, die Gesellschaft Jesu oder gar den Heiligen Stuhl verantwortlich machen zu wollen.

Stoppani hatte keinen Grund, mit seiner Stellung und seinem Aufenthalt in Florenz unzufrieden zu sein. Ein Kreis ausgezeichneter Männer hatte ihn dort sympathisch aufgenommen. Er durfte sich der Freundschaft Bettino Ricasoli's rühmen, den ein zu früher Tod dahinnahm. Die Fürstin Corsini, die Marchesi Torrigiani, deren einer noch heute mit Glanz und Ehren das Syndikat von Florenz bekleidet, der Senator Ubaldino Peruzzi, die Fürsten Rospigliosi, vor Allen unser gemeinsamer Freund, der Marchese da Passano, trugen das Ihrige bei, um ihm die Blumenstadt am Arno zur zweiten Heimath zu machen. Gleichwohl sehnte er sich nach Mailand zurück, und als 1882 durch den Tod seines Freundes Emilio Cornalia die Direction des Museo Civico daselbst erledigt wurde, kehrte er, vorzüglich auf Betreiben des Sindaco Gaetano Negri, und des ausgezeichneten Mathematikers Brioschi, nach der Hauptstadt der Lombardei zurück, um mit der Leitung der naturwissenschaftlichen Sammlungen im Museo Civico zugleich seine alte Professur an dem königlichen Polytechnikum wieder einzunehmen. Wie allgemein, bei allen Guten, die Freude über diese Rückkehr war, bezeugen die schönen Kundgebungen des Cardinals Alimonda, der unserem unvergeßlichen Gastaldi als Erzbischof von Turin gefolgt war, und des Cardinals Rotelli, der zu den liberalen Elementen der ersten Hälfte des gegenwärtigen Pontificates zählte. Alimonda beehrte 1882 Stoppani's greise Mutter in Lecco mit seinem Besuche; bald darauf, am 2. November 1883, starb, 85 Jahre alt, diese würdige Frau, umgeben von den Ihrigen und getröstet durch den Beistand ihrer priesterlichen Söhne. Lecco sah bald darauf die Centenarfeier der Geburt Alessandro Manzoni's, und Stoppani trat durch die Wahl seiner Mitbürger an die Spitze des Comitees, welches das Denkmal für den Dichter der „Promessi Sposi" vorbereiten sollte. Inzwischen war er auf seinem wissenschaftlichen Arbeitsfelde nicht unthätig. Die Abhandlungen über den Bernstein (L' Ambra nella storia e nella geologia) und diejenige über die Natur der Vulcane (Che cosa è un volcano?) fallen ebenso wie die Vorstudien zu dem „Exemeron" ins Jahr 1886. Zu gleicher Zeit lag ihm und seinen Freunden, vor Allen seinem wackern Neffen Angelo Maria Cornelio, die Vertheidigung der Sache Rosmini's am Herzen. Es wurde ein kleines Capital zusammengebracht und unter dem Titel „Rosmini" eine Zeitschrift gegründet, welche die eingegangene „Sapienza" des Professors Papa ersetzen und ein Centralorgan für die Verbreitung der rosminianischen Philosophie, zugleich aber auch für die ganze von Antonio Rosmini und den Seinigen getragene Weltanschauung sein sollte. Die Männer, welche zu diesem Unternehmen zusammentraten, glaubten sich auf die von Pius IX. bestätigten Decrete der Indexcongregation vom 3. Juli 1854 und vom 20. Juni 1876 be-

rufen zu dürfen, in welchen ausdrücklich hinsichtlich der Werke Antonio Rosmini's das „Dimittantur" ausgesprochen und erklärt war, es stehe Niemandem zu, wegen derselben die Orthodoxie und gesunde Lehre desselben anzufechten (non essendo lecito infliggere censure in materia religiosa, e avente relazione alla fede e alla sana morale sulle Opere di Rosmini e sulla di lui persona), und es sei die Erörterung seiner Lehren der rein wissenschaftlichen Discussion anheim gegeben. Die Gegner Rosmini's, gewohnt, päpstliche Erlasse nur zu respectiren, wenn sie ihnen bequem und günstig sind, und über sie zur Tagesordnung überzugehen, falls sie ihnen nicht passen, hatten von 1854 an sich um diese Entscheidung nicht gekümmert und fortgefahren, das Andenken Rosmini's, seine Person und seine Rechtgläubigkeit zu beschimpfen und zu verdächtigen. Kein Wunder, daß die Gründung der neuen Revue „Rosmini" sie außer Rand und Band brachte. Das extremste Organ dieser Richtung, der in Mailand von Don Albertario geleitete „Osservatore Cattolico", brachte zu Weihnachten 1886 unter dem Titel einer „Rivista italiana" eine Fluth der unsinnigsten und frechsten Verleumdungen gegen Stoppani. Die Curie von Mailand gab Letzterem ihre Zustimmung dazu, gegen den „Osservatore Cattolico" eine Verleumdungsklage einzureichen, was Stoppani nun that (1887), unterstützt durch die Sympathien der ganzen Stadt, sicher des Erzbischofs, anscheinend auch durch den gegen Don Albertario Seitens des Heiligen Vaters ausgesprochenen Tadel[1]) autorisirt. Den Bischöfen von Piacenza und Cremona, welche Zeugniß für Stoppani und gegen Albertario abzulegen bereit waren, wurde das Erscheinen vor Gericht zwar untersagt. Trotzdem endigte der Proceß mit einer Verurtheilung Albertario's, die einer völligen Vernichtung desselben in den Augen aller anständigen Menschen gleichkommt. Das Requisitorium des königlichen Staatsanwaltes, Adolfo Bacchialoni, eines übrigens sehr hochgebildeten und eifrigen Katholiken, faßte das ganze Verhalten des angeklagten Journalisten in einer Weise zusammen, welche keinem Ehrenmanne mehr die Möglichkeit läßt, Albertario als seines Gleichen zu betrachten. Er ist und bleibt durch das Urtheil vom 11. Juli 1887 als das Modell eines gewissenlosen Journalisten gebrandmarkt[2]).

Man kann nicht umhin, recht sonderbare Betrachtungen an diese Vorgänge zu knüpfen. Don Albertario hat als Priester und als Journalist eine Vergangenheit, auf deren Details einzugehen mich anekeln würde. Wer darüber Näheres zu erfahren wünscht, mag das Buch des Grafen Grabinski nach-

[1]) In dem Schreiben an die Metropoliten von Oberitalien mahnt Leo XIII. zur Einigkeit und sagt unter Anderem: „gegenwärtig steht zu befürchten, daß diese Eintracht durch den Streit der Parteien gestört wird, wozu ein gewisses Journal der Lombardei und die Doctrin eines in der Geschichte der modernen Philosophie hochberühmten Mannes Anlaß geben." Für gewisse Details dieser Angelegenheit vergl. Cornelio a. a. O., S. 260.

[2]) Ritengo di avervi sin qui dimostrato che concorrono negli articoli querelati gli estremi tutti della diffamazione e dell' ingiuria; che cioè non si sono discusse le opinione dell' abate Stoppani, ma lo si è caricato di ignominie e di vituperi; lo si è deriso e dileggiato persino nel suo modo di vestire, nella zazzera e nei calzoni lunghi, e con dolosa intenzione, si è fatto ricorso alla falsità ed alle calunnie manifeste (Cornelio a. a. O., S. 275).

schlagen[1]). Es genügt, daran zu erinnern, welch' scandalöse Aufführung ihm sein Ordinarius, der Bischof von Cremona, vorzuwerfen hatte; in welch' roher und frecher Weise er und sein Journal bis auf die Gegenwart diesen ausgezeichneten, in ganz Italien verehrten Oberhirten angriffen. Das Beispiel Albertario's ist typisch. Fast Alle, die heute geistig etwas unter uns bedeuten, theilen Stoppani's Schicksal. Stoppani's Natur war zu empfindsam und weich, um diese Dinge ohne tiefe schmerzliche Erschütterung zu ertragen; vielleicht war er auch nicht Historiker genug, um sie als fast selbstverständliches Product eines natürlichen Processes zu erkennen und nach Gebühr zu verachten. Ich verkehrte in jener Zeit viel mit ihm und bemerkte mit Trauer, wie gerade dieser ihm aufgedrungene Proceß gegen Albertario ihm das Leben verbitterte, und wie ihn das Verhalten Derer, welche in erster Linie berufen und verpflichtet waren, seine Ehre zu schützen, aufs Tiefste kränkte. Diese ganze Episode hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, die Keime jenes Herzleidens auszubilden, dem er bald darauf unterliegen sollte.

Der Gerichtshof hatte in allen Instanzen Albertario zur höchsten zulässigen Geldstrafe verurtheilt; es war für Stoppani eine anmuthige Genugthuung, einen Theil dieses im Uebrigen wohlthätigen Zwecken zugewiesenen Betrages dem Comitee für das Denkmal Antonio Rosmini's übergeben zu können, welches seither in Mailand errichtet wurde (1896). Auf unfreiwillige Weise hatte Don Albertario also einen namhaften Beitrag zu dem Monumente des von ihm so leidenschaftlich verfolgten Philosophen geliefert[2]).

Stoppani unternahm, um sich von diesen Aufregungen zu erholen, im August 1887 eine Reise nach Rußland, die ihm neue Kenntnisse und neue Ehren eintrug. Zurückgekehrt veröffentlichte er sein Buch über die Kosmogonie des Moses[3]) und hielt am 18. December seine Conferenz über die italienischen Missionen. Dieser Vortrag stand in engem Zusammenhange mit jenen Bemühungen italienischer Patrioten, welche die Mission unter ihren Landsleuten in Afrika, Asien, Amerika, aber auch die Ausbreitung des Glaubens unter den indigenen Bevölkerungen dieser Erdtheile ins Auge gefaßt haben, — Bestrebungen, welche hervorragende Männer, wie Bonomelli, Passano und der berühmte Aegyptologe Schiaparelli, vertreten, und welche außer dem religiösen Zweck auch die bestimmte Tendenz verfolgen, die italienischen Schulen im Orient dem angemaßten französischen Protectorat gegenüber zu schützen und selbständig zu stellen. Die Absichten dieser Männer berühren sich also sehr eng mit den Zielen unserer Orientpolitik, und ich benutze gerne die Gelegenheit, um ihr Werk der Aufmerksamkeit der deutschen Staatsmänner zu empfehlen.

Die schwersten Prüfungen sollte Stoppani gerade in den letzten Jahren seines Lebens erdulden. Keine unter ihnen mußte ihm schmerzlicher sein als

---

[1]) Gius. Grabinski, Storia documentata del giornale L' Osservatore Cattolico di Milano. Milano 1867. Besonders S. 48 betreffs des Scandals von Vidana.

[2]) Vergl. A. M. Cornelio, Antonio Rosmini e il suo Monumento a Milano. Torino 1896.

[3]) Stoppani, Sulla Cosmogonia Mosaica. Triplice Saggio di una Esegesi della Storia della Creazione secondo la Regione e la fede. Milano 1887.

die Verdammung der vierzig Thesen Rosmini's, welche am 14. December erfolgte und am 7. März 1888 bekannt gegeben wurde. Schon einige Zeit vorher hatte der Stoppani nahe befreundete Cardinal Schiaffino Jenem durch den aus Rom zurückgekehrten Abate Giulio Tara mittheilen lassen, daß „ein für die Kirche und die Sache der Religion schmerzliches und bedauerliches Ereigniß bevorstehe". Trotzdem war Niemand vorbereitet auf eine Censur, welche den Anhängern Rosmini's im Gegensatze zu den Entscheidungen der Indexcongregation von 1854 und 1874 zu stehen schien[1]), und deren Nothwendigkeit sie nicht einsehen wollten.

Ich bin weit entfernt, hier eine Kritik dieser Zusammenstellung der vierzig Thesen geben oder diese Entscheidung irgendwie angreifen zu wollen. Ich wiederhole hier, was ich schon früher erklärt habe: daß ich diesen Fragen der speculativen Philosophie und Theologie persönlich fern stehe und die Erörterung derselben Denen überlasse, welchen sie obliegt. Was aber die Vorgeschichte dieser Censur anlangt, so muß ich sagen, daß sie für das Publicum noch nicht aufgeklärt ist, und daß ich es zur Zeit nicht für angemessen erachte, das, was mir darüber bekannt ist, darzulegen. Ich bin stets für das Ansehen der Person Antonio Rosmini's eingetreten, aber ich habe auch stets den Wunsch gehabt, daß in dieser Debatte das Ansehen des Heiligen Stuhles in keiner Weise gemindert werde.

Stoppani's treue Anhänglichkeit an das kirchliche Lehramt bewährte sich indessen auch bei dieser Heimsuchung, wie sein Schreiben an den Erzbischof Calabiana vom 29. März 1888 beweist (Cornelio S. 353). Daß ihm gleichwohl damit ein Stück vom Herzen zerbrochen war, konnte nicht zweifelhaft sein.

Er war nicht das einzige Opfer dieses Vorgangs. Von Don Francesco Paoli, meinem unvergeßlichen Freunde, dem letzten und intimsten Vertrauten Rosmini's, behalte ich mir vor, die Leser der „Deutschen Rundschau" in einem eigenen Essay zu unterhalten. Als ich denjenigen über Antonio Rosmini schrieb und in diesen Blättern mittheilte, weilte Paoli noch unter den Lebenden. Die schmerzlichen Ereignisse vertrieben ihn aus Rovereto und brachen die Kraft des achtzigjährigen Greises. Von all' dem später. Auf zwei andere Gräber aber möchte ich hier ein Blatt wehmüthiger Erinnerung legen.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß bei den Unruhen in Mailand, im Mai 1898, das Kloster der Capuciner vor Porta Venezia von den Truppen in Sturm genommen und seine Insassen wegen angeblichen heimlichen Einverständnisses mit den aufrührerischen Arbeitern verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt wurden. Die Untersuchung ergab ihre völlige Unschuld: die socialistischen Insurgenten hatten sich in das Kloster geworfen und es, sehr gegen den Willen der unglücklichen Mönche, zu einem Vertheidigungspunkt ge-

[1]) Zur Richtigstellung dieser Vorstellung muß bemerkt werden, daß die verurtheilten vierzig Thesen den posthumen Schriften Rosmini's entnommen waren und also nicht den 1854 und 1874 dimittirten Werken angehören. Es muß ebenso betont werden, daß manche ontologische Sätze Rosmini's, gewiß gegen seine Absicht, einen pantheistischen Anstrich haben konnten und mußten, wie das seiner Zeit bei den großen Mystikern des 14. Jahrhunderts und bei einem Nikolaus Cusanus ebenfalls zu constatiren war.

macht. In diesem Convente lebten Männer, denen ich die höchste Verehrung zollte. Der Sturm auf das Kloster kostete meinem edlen Freunde, dem P. Gaudenzio da Cremona, das Leben. Dieser ehrwürdige Greis war das genaue Abbild eines jener Jünger des heiligen Franciscus, wie sie uns, aus der Umgebung des Heiligen, in dem Speculum oder den Fioretti di S. Francesco entgegentreten. Man konnte ihn dem berühmten P. Juniperus vergleichen. Güte, Verzeihung, Liebe, unsagbare Einfachheit und Armuth und ebenso unsagbare Hingabe an den Dienst der Armen und Kranken traten in seltener Vollkommenheit an diesem Mönche hervor, den man nicht kennen lernte, ohne ihn zu lieben. Viele Jahre hindurch war, wenn ich nach Italien ging oder aus diesem gelobten Lande den Rückweg in unseren Norden nahm, der Besuch des Padre Gaudenzio mir eine Quelle reinsten Trostes und Genusses. Nun ist auch das dahin. Er lag krank in der Infirmerie des Klosters, als dieses gestürmt wurde, und die Aufregung dieser Stunden beschleunigte den Tod des fast Achtzigjährigen.

Padre Gaudenzio zählte zu den seltenen Menschen, welche die Vorsehung wie Engel zu uns herabsendet, um uns mit dem Zauber ihres einfach kindlichen, religiösen Gemüthslebens für so manches Weh zu entschädigen, das uns tausend Andere zufügen. Er war kein Gelehrter, doch beurtheilte er mit gesundem Menschenverstand die geistigen Strömungen der Zeit, und es gab keine Falte seiner Seele, die den Einflüssen der politischen Leidenschaften offen gestanden hätte. Eine total verschiedene Natur war der Padre Agostino de Crema, welcher in demselben Kloster der Capuciner lange Zeit als Lector der Philosophie wirkte. Vielleicht hat außer dem Father Newman nie ein anderer Mensch mir als Vertreter des religiösen Gedankens und des idealen Katholicismus einen tieferen Eindruck hinterlassen als diese wundervolle Mönchsgestalt. Er war, als ihn die Hand des Todes anfaßte, noch ein verhältnißmäßig junger Mann; ziemlich hoch von Wuchs, trug er einen Kopf zwischen den Schultern, dessen edle Bildung von den herrlichsten Geistesanlagen sprach. Das Antlitz war bleich und trug die Spuren eines nicht bloß abgetödteten, sondern abgehärmten und kummervollen Lebens: wer ihn kannte, wußte, daß das, was an diesem Leben zehrte, der Schmerz über den Anblick unserer heutigen Zustände und insbesondere die Trauer über die seinem großen Meister gewordene Behandlung war. Aus den Augen leuchtete ein mächtiges Feuer, das die ascetischen Züge des Antlitzes geheimnißvoll beleuchtete. Der feine Mund war ans Schweigen gewöhnt, aber wenn der Mönch einem Vertrauten gegenüberstand oder ein wissenschaftliches Problem ihn reizte, so ergoß sich aus ihm ein Strom heller und erfrischender Beredsamkeit. Vielleicht gab es in unseren Tagen keinen besseren Kenner der in dem Orden des heiligen Franciscus traditionell gepflegten scotistischen Philosophie. Stundenlang habe ich mich an dem erquickt, was er in ununterbrochener Rede über das Verhältniß des Scotismus zum Thomismus und über das der Philosophie der Vorzeit zu dem System Antonio Rosmini's vorzutragen wußte. Saß ich in der engen, stillen Zelle diesem Manne gegenüber, so hatte ich die Empfindung, einem der auserlesensten und herrlichsten Geister der Gegenwart mich nahe zu

fühlen; aber man empfand auch unwillkürlich, daß dieser Geist kaum mehr dieser Erde angehöre und bereits ganz in einem besseren Jenseits wohne: ein Hauch des Paradieses ging von ihm aus.

Die Vorgänge, welche eben berührt wurden, zerrissen den schwachen Faden, der dies kostbare Leben noch mit dem Diesseits verband. Ich sah ihn zuletzt im Frühjahr 1888; mit unsäglicher Wehmuth trennte ich mich von dem Manne, der mir in kurzer Zeit ein treuer Freund — pars et dimidium animae — geworden war. Nach Hause zurückgekehrt, hoffte ich Nachrichten von ihm auf meinem Tische zu finden; was ich fand, war die Anzeige seines Todes.

Es fehlte Stoppani in diesen Zeiten der Trauer nicht an Ermuthigungen und Tröstung. Der Cardinal Schiaffino, dessen geradem, freiem Geiste, dessen freundlicher Gesinnung für Stoppani wie für mich ich an dieser Stelle gerne den Ausdruck dankbarer Verehrung widme, war nicht der Einzige unter den hohen Würdenträgern der Kirche, welcher sympathisch mit ihm empfand. Auch der milde und versöhnliche Cardinal Alimonda hielt seine Meinung nicht zurück. Stoppani konnte, an ein Wort Bossuets anknüpfend, aus dem letzten Brief des Cardinals an ihn die Worte citiren: „wenn der Mensch sich von seiner Thätigkeit zurückziehen muß oder ohnmächtig wird, dann erscheint die Action Gottes" (quando l' azione dell' uomo si ritira o diventa impotente, allora sottentra et apparisce Dio).

Aber so sicher Stoppani die Sympathien der Freunde waren, so wenig konnte diese Ueberzeugung den Fortschritt des Uebels hindern, das unter dem schweren moralischen Druck eine rasche Ausbildung gewann. Ein erster schwerer Anfall von Angina pectoris setzte Stoppani's Familie, seinen Bruder, den trefflichen Propst von Santa Maria alla Passione, Cornelio und dessen Gattin, in Bestürzung. Ein unheilbares Leiden war zu Tag getreten. Die Verwandten suchten den Kranken zu zerstreuen und bewogen ihn zu einem Aufenthalt in Rom, wo er einer Sitzung der königlichen Accademia dei Lincei als Mitglied beiwohnte und neue Beweise königlicher Huld von dem anwesenden Herrscherpaar empfing. Die Königin insbesondere unterhielt sich mit ihm über die schwebenden Fragen und äußerte, zu Tabarrini und Stoppani gewandt: „das ist eine Verfolgung, die man nicht begreifen kann." Zum letztenmal sah Stoppani in jenen Tagen auch den greisen, blinden Erzbischof von Nisibis, Monsignore Tizzani, der einst in der Congregation gesessen hatte, die Rosmini's Schriften freigab, und der sich und den Freund an den Ausspruch Pius' IX. erinnerte: „Gott sei Dank, daß er von Zeit zu Zeit zum Besten seiner Kirche solche Männer wie Rosmini sendet." Obgleich ein hoher Würdenträger der Kirche — er war zugleich Patriarch von Antiochien, — bedeutete auch schon Tizzani nichts mehr. Ich sah ihn manches Mal in seiner bescheidenen Wohnung 33 via Sforza ai Monti: eine zusammengebrochene Ruine, beschäftigte er sich immer noch im Geiste mit seiner vielbändigen Conciliengeschichte, über deren Abschluß er Vieles zu sagen wußte und, des Lichtes beraubt, nichts mehr zu schreiben vermochte.

Hier begegnete Stoppani auch zum letzten Male seinem Freunde P. Denza, dem berühmten Astronomen, der damals völlig gichtbrüchig seinem Ende ent-

gegenging. Die beiden großen Naturforscher trafen sich auf der Treppe von San Pietro. Denza's letzte Worte an Stoppani mußten Letzteren tief bewegen. „Ich lebe da," sagte der Director der päpstlichen Sternwarte, „da oben in meiner Specola Vaticana; aber ich lebe stets mit Euch, und ohne Unterlaß weilt mein Gedanke nahe bei Euch. Ich muß Ihnen sagen, wie hoch ich stets Ihre Arbeiten und Ihre Kämpfe für die Wahrheit geschätzt habe. Es drängt mich, Ihnen, ehe ich sterbe, zu sagen, daß ich gleich Ihnen von Schmerzen erfüllt bin angesichts des großen Unheiles, so vieler Dinge, welche sich zutragen, und es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich stets auf Ihrer Seite stehen werde."

Genußreich und erfreulich gestaltete sich für Stoppani der Rückweg von Rom in die Heimath. In Perugia empfing ihn der Erzbischof dieser Stadt, Monsignore Foschi, mit offenen Armen; vor Allem aber werthvoll war ihm das Wiedersehen mit Derjenigen, in welcher er die größte Dichterin des heutigen Italiens verehrte. Ich habe seiner Zeit in diesen Blättern die Persönlichkeit Alinda Bonacci-Brunamonti's vorgeführt und ihre Dichtungen zu analysiren versucht[1]); es ist bei dieser Gelegenheit auch von dem naturwissenschaftlichen Gedichte „Stelle nere" die Rede gewesen, welches die Dichterin Antonio Stoppani gewidmet hat. Die Freunde unterhielten sich über die Lage der Geister in Italien, und Donna Alinda beklagte das Einreißen einer total heidnischen Denkart; sie klagte darüber, daß die Masse der Nation zerstreut, gleichgültig, unthätig, unwissend hinsichtlich dessen, was vorgeht, dahin lebe, während in ihrer Mitte die Vampyre der Politik ihr das Blut aus den Adern saugen und ihr nur die Wahl zwischen cadavermäßiger Ergebung und Rebellion lassen.

In Siena traf Stoppani mit anderen Freunden zusammen. Eine Nichte Rosmini's, Maria Rosmini, lebte dort mit ihrem Gatten Angelo Giacomelli und ihrer Tochter Antonietta, welche damals dem berühmten Besuche die ersten Blätter ihrer Schrift „Lungo la via" vorlegen durfte. Seither hat Antonietta Giacomelli sich durch die kleine Zeitschrift „L'ora presente" und andere Schriften bekannt gemacht. Die Familie, welche auch der Schreiber dieser Zeilen zu seinen Freunden zählt, zog später nach Rom und lebt jetzt in Venedig.

Nach Lecco zurückgekehrt, in seinem zum Landsitz umgewandelten Kloster Pescarenico, wandte Stoppani seine unermüdliche Thätigkeit der Errichtung eines Asyls für kranke Greise zu; das war ja das Eigenthümliche an diesem Gelehrten, daß, wo sein Blick sich von der Beobachtung der Natur und den Büchern erhob, um auszuruhen, er sich sofort den Leiden der ihn umgebenden Menschheit zuwandte und auf Mittel sann, Anderen Trost und Linderung zu spenden. Die Bitternisse, welche der Parteizwist ihm bereitete, wuchsen nie zur Bitterkeit aus; so reich geschmückt und so voll von Licht und Wärme

[1]) Vergl. oben S. 79. — Seither sind einige Poesien Brunamonti's ins Deutsche übertragen durch Fräulein Valérie Matthes. (Italienische Dichter der Gegenwart. Berlin 1899. S. 162 ff.)

war die Seele dieses Forschers, daß er auch in den Stunden tiefer Betrübniß noch immer einen Strahl der Sonne auf die Existenz der leidenden Menschheit zu werfen wußte.

Im Sommer 1888 schickte man Stoppani ins Trentino, wohin er, um in den Wassern von Rabbi Heilung zu suchen, kam. Er selbst, aber auch eine geistvolle, in den letzten Jahren viel genannte Frau, die bekannte Schriftstellerin Luisa Anzoletti, haben über diesen Aufenthalt berichtet[1]). Im October unternahm er eine andere kleine Reise, um, der Einladung der Localautoritäten folgend, der Einweihung der neuen Eisenbahn nach Domo d'Ossola anzuwohnen. In Gravellona erwarteten ihn die Patres de Vit und Calza aus dem Institute der Rosminianer: Jener der berühmte Lexikograph und Antiquar. Dieser Verfasser eines viel genannten und von hoher Begabung zeugenden Handbuches der Philosophie, welches die Grundlinien des rosminianischen Systems darstellte. Nach der Festfeier, welche in dem Hofe des Collegio Mellerio-Rosmini in Domo d'Ossola stattfand, reiste Stoppani mit de Vit noch zu Wagen nach Stresa, um dort dem Grabe Antonio Rosmini's einen Besuch abzustatten. Es ist ein reizender, an Naturschönheiten reicher Weg. Vor Gravellona sieht man wie durch eine Spalte in die großartige Gebirgswelt des Monterosa hinein; römische Alterthümer erinnern uns daran, wie die Römer längst den Alpenübergang über den Simplon suchten und kannten. Man kommt an dem Lago d'Orta vorbei und sendet der köstlichen Insel, die aus diesem wundervollen stillen See emporsteigt, seinen Gruß zu. Man sieht rechts die Granitbrüche, den Monte Varallo, die Marmorbrüche, aus denen das Material für den Mailänder Dom gebrochen wurde. Bei Baveno erschließen sich die Herrlichkeiten des Lago Maggiore, die Borromäischen Inseln tauchen vor unseren Blicken auf, Locarno und die schneebedeckten Alpen im Hintergrunde. Man fährt an der Villa Bolongaro vorbei, die jetzt der Herzogin von Genua gehört, und in welcher Antonio Rosmini die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hat und gestorben ist. Stresa ist erreicht, und auf dem weiteren Wege gelangt man zu dem Collegio der Rosminianer, wo die irdische Hülle des großen Philosophen unter dem von Vela geschaffenen Denkmal ruht. Wie manches Mal habe ich all' diese Stationen von Domo d'Ossola bis Stresa zurückgelegt, damals, als die Freunde de Vit, Don Francesco Paoli und Andere noch unter den Lebenden weilten! Wie manches Mal ging ich den Weg ab, den Manzoni und Rosmini zwischen Stresa und Arona zurücklegten, um sich zu sehen und um Gedanken auszutauschen, die einer fernen und vor der rauhen Wirklichkeit völlig versunkenen Romantik angehörten!

Ich schreibe diese Zeilen inmitten einer wundervollen Natur, an einem der ersten Herbsttage des sinkenden Jahres. Mit ihm stirbt das Jahrhundert dahin: aus den Wipfeln der mächtigen Baumriesen, in deren Schatten ich sitze, sinkt wie ein leiser Regen das fallende Laub herab: es weint die Natur

[1]) La Valle di Rabbi. Lettere di A. Stoppani, pubbl. in appendice all' Exemeron dall' Unione editrice Torinese. II. 482—501.

über ihre eigene Vergänglichkeit. Der Blick des Kirchenhistorikers wendet sich unwillkürlich zurück auf das Jahrhundert, welches heute dahinstirbt: was ist Alles mit ihm dahin den Weg alles Irdischen gegangen! Gerade vor hundert Jahren blühte unsere religiöse, poetische, künstlerische Romantik auf: was ist von ihr übrig geblieben, wo hat sie heute noch ihre Heimath? In der Politik ist sie vor dem grausamen Gesetze der Nothwendigkeit endgültig zurückgewichen, in Leben und Kunst ist sie dem Realismus und Verismus unterlegen, in der Religion erstarb sie vor dem Medusenhaupt politischer Selbstsucht. Novalis hat umsonst gesungen, keine Stimme aus dem fernen Osten gibt seinem sehnsüchtigen Rufe heute noch Antwort.

Als Stoppani von diesem Ausfluge zurückkehrte, sah er sich sogleich neuen Trübsalen gegenüber. Man insinuirte ihm die Unterdrückung des „Rosmini", deren er sich weigerte; man bedrohte ihn und seinen Bruder mit einem Proceß wegen der Subscription für das Denkmal Rosmini's. Die Subscription fiel glänzend aus, aber die Zeitschrift ward nun — ein Entgelt für diesen Erfolg — im Juli 1889 auf den Index gesetzt. Jetzt beschloß das Redactionscomitee, den „Rosmini" aufzugeben und an seine Stelle den „Nuovo Rosmini" zu setzen, der mit einem Abdruck der Bulle Clemens' XIV. über die Aufhebung des Jesuitenordens und einem Vergleich des Processes Galilei's mit demjenigen gegen Antonio Rosmini seine Laufbahn begann, sehr bald gleichfalls auf den Index gesetzt wurde, indessen sich doch achtzehn Monate am Leben erhielt und erst mit dem Tode Stoppani's das Zeitliche gesegnet hat.

An dieser Fortsetzung seiner Zeitschrift nahm Stoppani indessen keinen Antheil mehr[1]). Es widerstrebte ihm, anonym zu schreiben: andererseits war er durch seine wissenschaftlichen Arbeiten ganz in Anspruch genommen, namentlich durch die Studien für das „Exemeron", das seine letzte große Arbeit sein sollte, und das ihm außerordentlich am Herzen lag. Zunächst nahm ihn der Umbau bezw. Neubau des Museo Civico, dann die Aufstellung der großen ornithologischen Sammlung Turati's in demselben in Anspruch. Zwischen durch entstanden die Untersuchungen über die Geologie des Valsassina[2]), über den Wasserfall der Troggia (Introbio)[3]) — Arbeiten, welche dem hochbetagten Pfarrer von Cortenova gewidmet waren. Dieser brave Geistliche, Don Luigi Arrigoni, hatte einst Stoppani bei seinen ersten geologischen Ausflügen in dieser Gegend unterstützt —, selbst ein begeisterter Freund der geologischen Studien und ein Muster jener jetzt so gut wie ausgestorbenen Landpfarrer, welche die langen Tage ihrer Einsamkeit nicht mit politischen Wühlereien, sondern mit nützlichen, wissenschaftlichen Beschäftigungen ausfüllten. In Deutschland wie in Italien kannte ich noch manches verehrungswürdige

[1]) Gewiß mit Recht. Auch ich habe die Wiederaufnahme der Zeitschrift mißbilligt, und ich kann auch heute nur bedauern, daß nicht von allen Freunden der Rosmini'schen Sache jene maßvolle Zurückhaltung beobachtet wurde, welche ebenso wohl durch die Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl als durch die Umstände geboten war. Musterhaft war in dieser Hinsicht das Verhalten des Istituto della Carità und seines ausgezeichneten Generalobern, Don Luigi Lanzoni.

[2]) La Valsassina ed il territorio di Lecco. Cenno geologico. Lecco 1889.

[3]) La Cascata della Troggia. Ebenda.

Exemplar dieser heute aus der Mode gekommenen Rasse, und nichts konnte auf den Wanderungen über Berg und Thal erfreulicher sein, als bei solch' würdigen Pfarrherren Rast zu machen, die Fauna und Flora, Gestein und Geschichte ihrer Umgegend vollkommen kannten und Einen in wenigen Stunden mit dem bekannt zu machen wußten, was jener Fleck Landes irgend Anziehendes und Wissenswerthes bieten konnte.

Stoppani's Forschungen über das Territorium von Lecco waren schließlich noch von einem hervorragenden Erfolge gekrönt. Im Jahre 1890 wurden bei dem Eisenbahnbau von Lecco-Colico die sogenannten Marmitte dei giganti bloßgelegt, welche eine unerwartete Bestätigung der Stoppani'schen Hypothese über die Entstehung der Gletscher darstellten.

Das letzte Werk, welches den großen Naturforscher beschäftigte, war, wie gesagt, sein „Exemeron". Die Schöpfungsgeschichte dieser Welt hatte für Stoppani seit langen Jahren den Gegenstand eingehender Studien gebildet, und es drängte ihn vor Allem, das Verhältniß der heutigen geologischen Wissenschaft zu dem biblischen Schöpfungsberichte klarzulegen. Ich komme auf die Ergebnisse dieser Forschungen zurück, welche in dem posthumen Essay über das Sechstagewerk niedergelegt sind[1]).

Ihm selbst war es nicht mehr vergönnt, das Erscheinen dieser seiner Lieblingsarbeit zu erleben. Stoppani's Gesundheitszustand verschlimmerte sich zusehends. Die Königin Margherita, der keine Freude und kein Leid der gelehrten Welt gleichgültig ist, zog bei den Stoppani behandelnden Aerzten Erkundigungen über sein Befinden ein und bot dem Kranken eine Villa an, damit er ungestört seiner Erholung leben könne. Die Aerzte hatten außer der Angina pectoris psychische Störungen constatirt, welche sie als wahrscheinliche Folgen der von Stoppani ausgestandenen Kämpfe, bei ausgesprochen neurotischer Grundlage, bezeichneten. Diese Neurose bedingte eine zunehmende krankhafte Unruhe und Scrupulosität: bald konnte er die Namen der ihm bekanntesten Personen nicht mehr finden, und es bemächtigte sich seiner ein Lebensüberdruß, dem er in seinem Briefe an Don Pedro Cesare Maggioni beredten Ausdruck gibt: „taedet animam meam vita mea" (Cornelio, p. 359). Im September 1890 konnte er in Lecco noch die Königin auf dem Bahnhofe begrüßen, im October begab er sich noch einmal nach Rom, um an den Sitzungen der für die Auswahl der Professoren an den höheren Lehranstalten constituirten Commission Antheil zu nehmen. Aber auch hier traten die Symptome seelischer Erschütterung stärker hervor. Der Kranke analysirte selbst seinen Zustand vollkommen richtig. „Ich fühle," sagte er einmal, „ein doppeltes Wesen in mir: einen Antonio, der seiner vollkommen mächtig ist, und einen anderen, dessen Einbildungswelt in kläglicher Weise verwirrt ist."

In diesem Zustande suchte er durch einen Besuch des Santuario von S. Gerolamo Miani, wenn nicht Heilung, so doch Frieden. Er schrieb eine Art von Testament, in welchem er seinem Neffen Cornelio anbefahl, es offen

---

[1]) Stoppani, L' Exemeron. Nuovo Saggio di una esegesi della Storia della Creazione secondo la ragione e la fede. Torino 1894. 2 voll.

und klar auszusprechen, daß er in der rosminianischen Frage und in der Angelegenheit des Denkmals Rosmini's in Mailand nie die Absicht gehabt habe, einen Act der Rebellion gegen die römischen Congregationen oder gar gegen das Oberhaupt der Kirche zu setzen. Die Anfälle von Asthma häuften sich; der Geist des Kranken wandte sich ganz dem Jenseits zu. Er glaubte, wie in einer mystischen Verzückung, dem Diesseits schon entrückt, das höchste Wesen, umgeben von seinen Engeln und Heiligen, zu sehen; die seligen Gestalten Dante's, Alessandro Manzoni's, Antonio Rosmini's tauchten in der Vision vor ihm auf — man sieht, welche Namen ihm in der Geschichte der Literatur die theuersten und congenialsten gewesen waren. Häufig empfing der Kranke die Tröstungen seiner Religion. Der Neujahrstag von 1891 sollte der letzte seines Lebens sein. Er hatte noch einmal des Morgens das heilige Opfer dargebracht, dann das erste Capitel aus dem vierten Buche seines „Exemeron" dictirt und mit seinen Verwandten ein kleines Festmahl eingenommen, an welchem auch sein vertrautester Hausfreund, Professor Giambattista Bulgarini, Theil genommen hatte. In der Nacht, welche diesem letzten, frohen Tage folgte, machte, um 10½ Uhr, ein neuer Anfall des Brustkrampfes Stoppani's Leben ein Ende. Er starb in Gegenwart seiner Schwester und einer Nichte; die erkaltende Hand nach dem Crucifix ausgestreckt, suchte er noch einmal das Zeichen des Kreuzes zu machen, jenes Zeichen, unter dessen Herrschaft Leben, Trachten und Wirken dieser großen und edlen Seele allzeit gestanden hatte. Eine Stunde später kam der Neffe Cornelio, der uns alle Details des Todes erzählt hat, des Morgens Don Pietro, der Propst, der nun (1899) auch dahingegangen ist, Don Bulgarini, der treue Freund Stoppani's, wie er auch der meinige gewesen war: eine anima candida, die Angesichts dieses Verlustes zusammenbrach und, von Trauer verzehrt, zwei Jahre später (am 23. April 1893), die Namen Rosmini's und Stoppani's auf den Lippen, dahinstarb: ein Mann, der seine Gemüthsbewegungen nicht immer zu bemeistern wußte und in seinen Schriften manches Mal weit über das Ziel hinausschoß, dessen ehrliche Absicht aber Niemand, der ihn kannte, bezweifeln konnte.

Die Beisetzung Stoppani's in Lecco gestaltete sich zu einer imposanten Doppelfeier für die beiden Städte Lecco und Mailand, welche der Dahingeschiedene als seine Heimath vor Allem geliebt und bevorzugt hatte. Unter den Huldigungen, welche bei diesem Anlasse dem Todten dargebracht wurden, sei an die schöne Rede des als Vorstand der großen Mailänder Blindenanstalt weithin bekannten Abate Luigi Vitali, eines der edelsten Menschenfreunde unserer Zeit, erinnert[1]); weiter an Torquato Taramelli's Gedenkrede, welche Stoppani's Stellung in der geologischen Wissenschaft erörtert[2]), und

[1]) Abgedruckt Rassegna Nazionale 1892, 1. Mai.

[2]) Torquato Taramelli, Antonio Stoppani e la Geologia della Lombardia. Conferenza tenuta al Circolo Manzoni. Pavia 1891. Vergl. außerdem Fedrigotti, Conte Bossi, Discorso letto all' Accademia degli Agiati in Rovereto: Antonio Stoppani, sua personalità e sue opere. Rovereto 1891. — (Cornelio) In memoria del sacerdote prof. A. Stoppani. Milano 1891.

an die Trauerfeier in der Akademie der Crusca, bei welcher der Senator Carlo Negroni sprach[1]). Gedenksteine wurden Stoppani im Athenäum zu Pavia und in Rabbi gewidmet; dann aber vereinigten sich die Freunde zur Errichtung eines Denkmals in Lecco, welches von dem bekannten Mailänder Bildhauer F. Confalonieri in Bronce hergestellt und am 9. Juni 1898 enthüllt wurde. Es steht gegenüber dem Museo Civico, welches Stoppani's Thätigkeit sein Emporblühen verdankt. Der Künstler hat es verstanden, den Dahingeschiedenen so, wie wir ihn alle gekannt und geliebt haben, uns und der Nachwelt vor Augen zu führen[2]). Das Odium theologicum hat ihn auch über das Grab hinaus verfolgt[3]), aber die Subscription für das Denkmal, an der sich zu wiederholten Malen auch die Königin betheiligte, zeigte, daß die Besten des Landes auf seiner Seite waren, und wenn der „Osservatore Romano" auch selbst noch die Leiche des Todten beschimpfte, so konnten die Freunde desselben sich mit dem Ausspruche Leo's XIII. trösten, welcher denselben „eine der größten Leuchten der Wissenschaft, eine Glorie des Clerus und der katholischen Kirche" genannt hatte.

II.

Stoppani's Stellung in der geologischen und paläontologischen Forschung zu beurtheilen und im Einzelnen das nachzuweisen, was ihm diese Wissenschaften verdanken, muß ich den Männern vom Fach überlassen. Unter ihnen hat sich Torquato Taramelli über die Verdienste seines Meisters in der oben angeführten Rede vom 22. Februar 1891 vernehmen lassen. „Eine seltene Vereinigung von Geistesanlagen," sagt er, „die Erziehung des Hauses und der Schule, Umgebung und Zeitverhältnisse hatten Stoppani in ganz eigenthümlicher Weise zum Geologen bestimmt und herangezogen. Er war in einer herrlichen Gegend geboren, deren geologische Structur äußerst complicirt war und eine lange Reihe von Umwälzungen erlebt hatte, ehe sie zu ihrer heutigen, so anmuthigen plastischen Ausbildung gelangte. Er war zudem ein Beobachter von außerordentlichem Scharfsinn, nicht bloß hinsichtlich der von der Natur geschaffenen Thatsachen, sondern auch hinsichtlich der Beziehungen, welche diese zu den philosophischen und religiösen Vorstellungen, zu den Ansichten des Volkes und der verschiedenen Classen desselben, zu seinem Charakter und seinen Gewohnheiten haben mögen. Das, was er beobachtet und studirt hatte, war Stoppani im höchsten Grade befähigt zu beschreiben und zu analysiren, ohne jemals den Ueberblick über das Ganze und den Ausblick auf den Ausgang der Untersuchung zu verlieren." Als er sich den geologischen Studien zuwandte, brachte er bereits einen durch die Kritik geläuterten und gereiften Geist zu ihnen mit, und es kam ihm außerordentlich zu statten, daß er eine von ihm selbst zusammengebrachte Sammlung

[1]) Carlo Negroni, I tre amori dell' abate A. Stoppani (Accademia della Crusca, tornata del 27. dic. 1891). Firenze 1892.

[2]) Vergl. die bei der Enthüllung des Monumentes gehaltene Rede Natale Zucchi's: Ricordo per l'inaugurazione del Monumento ad Antonio Stoppani. Milano 1898.

[3]) Vergl. Bulgarini, Antonio Stoppani oltraggiato nella bara etc. Milano 1891.

lombardischer Fossilien besaß, die an Reichthum und wissenschaftlicher Ordnung alles bis dahin in Oberitalien Gesehene hinter sich ließ. Vor ihm hatten Breislack, G. B. Brocchi und Leopold von Buch die Geologie der Gegend von Lugano und der Lombardei erforscht. Es handelte sich für Stoppani darum, Stellung zu ihren Arbeiten zu nehmen, und es gelang ihm, bei aller Achtung vor ihren Leistungen, rasch den richtigen Weg zu finden und die Irrthümer zu berichtigen, welche der berühmte deutsche Geolog und noch entschiedener Elie de Beaumont ihren Systemen zu Grunde gelegt hatten. Hier und da ließ auch Stoppani sich zu allzu kühnen Hypothesen verleiten, aber seine Kritik der Hauer'schen geologischen Karte der Lombardei zeigte ihn doch in seiner ganzen Ueberlegenheit, wie denn alle seine auf die Geologie dieses Landes gerichteten Untersuchungen die großartige Cohärenz und die glückliche Harmonie seines Geistes bewiesen. Was seine ganze Auffassung auszeichnete, war, daß sein Gedanke stets darauf ausging, die geognostische Bildung der Erdoberfläche sofort in Beziehung zu dem auf und über ihr erblühenden Leben zu bringen. So war er mit Desor einer der Ersten, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die prähistorischen Pfahlbauten lenkten (1863) und damit ein seither so viel verhandeltes Thema in den Vordergrund der culturgeschichtlichen Forschung stellten, wie denn gerade das culturgeschichtliche Element alle seine Arbeiten durchdrang und selbst die abgelegensten und anscheinend trockensten Winkel der Wissenschaft in Zusammenhang mit den allgemeinen Interessen der Menschheit und den Problemen der heutigen Cultur zu bringen vermochte.

Dieser Richtung seines Geistes entsprach es, wenn Stoppani, obgleich vollauf erfüllt und in Anspruch genommen durch das, was seinen speciellen Beruf ausmachte, doch fort und fort sich zu den großen Fragen der Philosophie und Theologie hingezogen fühlte. Wir sahen, wie er auf dem Gebiete der Philosophie entschiedener und begeisterter Anhänger Rosmini's war. Im Grunde aber waren es nicht sowohl die erkenntnißtheoretischen, psychologischen Lehren des großen Roveretaners, welche bei ihm hauptsächlich ins Gewicht fielen: Stoppani war zu ausgesprochener Beobachter und Erforscher der Natur, als daß er sich zu den eigentlich speculativen Fragen hingezogen gefühlt hätte, und seine ganze geistige Veranlagung führte ihn nicht nach dieser Seite. Was ihn an Rosmini vor Allem fesselte, war die tiefe Ueberzeugung, daß dieser Name für Italien den Bund der Wissenschaft mit der Religion und dem Patriotismus bedeute.

Ein viel persönlicheres Interesse führte Stoppani zu seinen viele Jahre seines Lebens fortgesetzten Studien über den mosaischen Schöpfungsbericht und die Frage, ob und in wie weit sich derselbe mit den Ergebnissen seiner Lieblingswissenschaften, der Geologie und der Paläontologie, vereinigen lasse. Diese Frage hat bekanntlich in unserem Jahrhundert, seit jene Wissenschaften überhaupt bestehen, eine umfangreiche Literatur hervorgerufen, nachdem bereits in alter und mittlerer Zeit die Kirchenschriftsteller und Apologeten sich längst eifrig mit dem Sechstagewerk beschäftigt hatten. Stoppani nahm den Faden wieder auf, den die Theologen soeben hatten fallen lassen — sicher aus dem

unbestimmten Gefühl heraus, daß es ihnen durchweg doch an der nothwendigen fachmännischen Schulung gebreche, um die zahllosen hier in Betracht kommenden geologischen, geognostischen, paläontologischen und astronomischen Fragen mit einiger Aussicht auf Erfolg besprechen und beurtheilen zu können. Unser Freund durfte sich ohne Ueberhebung die Fähigkeit zuschreiben, auf diesen Gebieten zu Hause zu sein und so ein Urtheil zu fällen. So schrieb er zunächst seine „Cosmogonia", die zuerst 1887, dann wieder 1892 erschien, und die im Grunde nur eine Vorstudie oder Ankündigung des „Exemeron" darstellt, welches leider ein Fragment blieb und als solches 1894 ausgegeben wurde. In diesen Schriften unterzieht der Verfasser zunächst die patristische und scholastische, dann die traditionalistische und concordistische Betrachtung des Sechstagewerkes einer Kritik. Er zeigt dann die Unmöglichkeit, zwischen der von der Naturwissenschaft aufgewiesenen Realität der Dinge und des geognostisch-paläontologischen Verlaufes und dem Buchstaben des mosaischen Schöpfungsberichtes eine Uebereinstimmung herzustellen. Demgemäß entschließt er sich zu einer bildlich-symbolischen Erklärung des letzteren, zu der er sich schon durch den biblischen Anthropomorphismus von vornherein berechtigt sieht. Die wirkliche Geschichte der Schöpfung faßt sich ihm in den Satz zusammen: „im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" — alles Folgende ist ihm nur eine allegorisch-analytische Exposition dieses ersten, großen, Alles beherrschenden Factums.

Manche Ausführungen der „Cosmogonia" und des „Exemeron" werden noch lange ihren Werth behalten; im Ganzen glaube ich nicht anstehen zu dürfen, wenn ich Stoppani's Auffassung zum guten Theil schon für überholt und veraltet erklären muß. Auch der Laie weiß heute schon, daß die Entstehung des alttestamentlichen Canons und namentlich diejenige des Pentateuchs augenblicklich die brennendste Tagesfrage der gesammten Theologie geworden ist. Der Fortschritt der vergleichenden Sprach- und Religionswissenschaft, die Entdeckungen auf dem Gebiete der orientalischen Geschichte und Archäologie, die Arbeiten unserer Aegyptologen, Assyriologen u. s. f. haben all' diese Fragen in ein ganz neues Fahrwasser gebracht und den ganzen mosaischen Schöpfungsbericht, speciell die elf ersten Capitel der Genesis, einer völlig neuen Betrachtung unterworfen. Nicht bloß die protestantische, sondern zum guten Theil auch die katholische Schriftforschung hat eine totale Frontveränderung in dieser Hinsicht vorgenommen, und der bedeutendste Vertreter der letzteren hat nicht angestanden, die ersten Capitel der Genesis nicht für eine Geschichte der Entstehung dieser Welt, sondern für den Niederschlag religionsgeschichtlicher Vorstellungen zu erklären, deren Rahmen zum guten Theil durch die uns jetzt erst bekannt gewordene chaldäisch-mesopotamische Tradition geliefert wurde[1]).

Mögen diese vielleicht etwas voreiligen Aufstellungen haltbar sein oder nicht, jedenfalls zeugen sie dafür, daß die wissenschaftliche Betrachtung in den

[1]) A Loisy, Les Études Bibliques. Amiens 1894. p. 31. Aehnlich der Dominicaner P. Lagrange.

letzten zehn Jahren bereits den Boden verlassen hat, auf welchem sich die Erörterungen Stoppani's noch bewegten und zu jener Zeit mit gutem Rechte bewegen konnten. Freilich, gelöst sind die Fragen noch lange nicht, auf die es hier ankommt, und wer sich einer erschöpfenden Bearbeitung derselben in Zukunft zuwenden wollte, würde immerhin gut thun, von dem Gedankengang und den fachmännischen Ausführungen des lombardischen Naturforschers Kenntniß zu nehmen.

Daß die naturwissenschaftliche Betrachtung der Tod aller Poesie sei, ist eine ziemlich allgemeine Annahme, — l'arido vero esser dei vati tomba. Sie trifft glücklicher Weise nicht immer zu. Es gibt auch, neben der heute so schwunghaft betriebenen Photographie des Häßlichen, neben dem Impressionismus, der keinen Unterschied zwischen Schön und Häßlich zu machen weiß, einen Verismus des Schönen. Manzoni hat sich zu einem solchen bekannt, und er ist damit der Führer einer großen Schule geworden, zu welcher auch Stoppani zählte. Wie wenig Andere besaß Antonio Stoppani das Gefühl für sprachliche Schönheit: wie er dieses in Zusammenhang mit dem ethisch Schönen zu bringen wußte, zeigt sein in der Crusca gehaltener Vortrag „La Santità del Linguaggio". Daß seine eigene Prosa den Bedingungen eines klaren und würdevollen Stiles zu entsprechen und sich oft zu hoher Poesie der Empfindung und des Ausdruckes zu erheben vermochte, beweisen alle seine Schriften, insbesondere „Il Bel Paese" und „Da Milano a Damasco". Die Studie über das Naturgefühl in der „Divina Commedia" gibt Zeugniß davon, daß er auch den theoretischen Fragen der Aesthetik seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dante war überhaupt sein Lieblingsdichter: das Bild des großen Verbannten schwebte vor ihm, wenn er auf seinen Wanderungen durch das „Bel Paese" den Spuren folgte, die vor fast sechshundert Jahren der Dichter ihm vorgezeichnet hatte. Mit der Dante-Literatur ist Stoppani's Name auch durch die kleine Untersuchung über die Dante zugeschriebene Abhandlung „De Aqua et Terra" verknüpft, welche 1882 in Form eines Briefes an den bekannten Danteforscher Giuliani erschien[1]). Die Echtheit dieser Schrift ist bekanntlich sehr controvers: sowohl Scartazzini als ich haben sie abgelehnt, und die neuesten Vertheidiger der Authenticität dürften mit ihren Gründen für sie kaum Glück haben. Stoppani hat die Schrift, ohne auf die Argumente der literarischen Kritik einzugehen, als echt angenommen und sich vor Allem mit deren Inhalt beschäftigt. Und da hat ihn allerdings in hohem Grade die Beobachtung angezogen und überrascht, daß hier, dem Anschein nach, eine Reihe physikalischer und geologischer Wahrheiten erkannt ist, welche im Uebrigen erst drei Jahrhunderte später, im Zeitalter Lionardo da Vinci's und zum Theil durch ihn, wieder Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntniß wurden. Diese Beobachtung ist an sich, wie seither durch Gaiter gezeigt wurde, nicht ganz zuverlässig, indem Manches von dem, was Stoppani in der „Quaestio"

[1]) Abgedruckt in Giuliani, Le Opere latine di Dante, Firenze 1882. II, 451—462. Vergl. dazu Scartazzini, Dante-Handbuch. Zweite Auflage. Leipzig 1892. S. 371. — Krans, Dante. S. 320.

Neues zu finden glaubte, bereits von Dante's Lehrer Brunetto Latini gelehrt wurde. Wäre sie aber durchaus richtig, so spräche sie eben zu Ungunsten der „Quaestio", welche handschriftlich gar nicht gewährleistet ist und erst 1508 durch den Mathematiker Moncetti herausgegeben wurde.

Daß Stoppani auch selbst als Dichter aufgetreten ist, haben wir schon erwähnt, und es sei nach dieser Richtung namentlich nochmals auf seinen „Sasso de Preguda" und das Gedicht auf den Mond verwiesen, wo er sich gegen die erstarrte, zum Skelett gewordene Wissenschaft erhebt, die dem menschlichen Gemüthe nichts mehr zu sagen weiß, dem Leidenden nichts zu bieten hat und den Sterblichen in das Nichts zurückwirft, statt ihm die geheimnißvolle Perspective der Ewigkeit aufzurollen.

Antonio Stoppani war Christ und Priester: kein Act seines Lebens zeigt ihn dieser doppelten Würde unwerth oder ungetreu, und so viele Bitterkeiten ihm gerade seine priesterliche Stellung eintrug, er hat es nie bereut, diese herrliche Last auf sich genommen zu haben, ja er hat, mitten in schwerer Trübsal, erklärt, er würde, als junger Mann nochmals vor die Wahl gestellt, abermals denselben Schritt thun. Dem Parteitreiben, welches den Mantel der specifischen Kirchlichkeit um sich hängt, um recht weltliche Zwecke und recht irdische Absichten und Leidenschaften darunter zu verbergen, hat er stets Unwillen und Verachtung zugewandt, auch hier Manzoni's Motto folgend: „dem Gemeinen jegliches Bündniß versagend, das Heiligthum der Wahrheit nie preisgebend, dem Schlechten nie ein Wort der Anerkennung zollend und der Wahrheit nie spottend"[1]). Aber die Reinheit dieser Empfindung konnte ihn nie dazu verleiten, jenes Parteitreiben mit der Kirche oder der Sache Christi zu verwechseln. Ihr war und blieb er bis an sein Ende völlig ergeben. Als Christ und als Priester zeigte er sich allzeit von einer ebenso ehrlichen als tiefen Frömmigkeit durchdrungen, und nichts von dem hat er vernachlässigt, was Geist und Vorschriften seiner Kirche dem Gläubigen in gesunden und kranken Tagen nahelegen. So haben wir ihn Alle gekannt, und so kannten wir ihn als einen Mann, den weder Haß noch Liebe, weder Anfechtung noch Bewunderung aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten. Er war wie sein Meister Antonio Rosmini „ein Zeichen maßloser Befeindung und tiefster Verehrung, unauslöschlichen Hasses und hinreißender Liebe" geworden[2]): ohne Ueberhebung trug er den Lorbeer wissenschaftlichen Ruhmes, ohne Klage und Bitterkeit erfuhr er des Leides Fülle: nur Licht und Liebe wohnten in der Seele, deren sterbliche Hülle der Unverstand und die Bosheit der Menschen vorzeitig zerstörten.

---

[1]) „Non far tregua coi vili; il santo vero
Mai non tradir; nè proferir mai verbo
Che planda al vizio e la virtù derida."

[2]) „Segno d' immensa individia,
E di pietà profonda,
D' irrestinguibil odio
E d' indomato amore."

Vier Jahre vor seinem Tode besang unsere gemeinschaftliche Freundin Alinda Brunamonti in ihren „Stelle nere“ Antonio Stoppani als den Erforscher jener geheimen Vorgänge, die seit Jahrtausenden unter der Oberfläche dieser Erde sich abgespielt haben, — d'occulte cose scrutator. In dieser prächtigen, farbenreichen Dichtung ist sich die Dichterin klar darüber, daß die Bedeutung des Naturforschers wohl in unserer Gegenwart gewürdigt werde, daß es aber der Zukunft vorbehalten sei, über Stoppani's, wie über seines Meisters Stellung zu den religiösen und politischen Kämpfen der Gegenwart ein über dem Zank der Parteien erhabenes Urtheil zu fällen. Sie konnte ihm zurufen, ruhig dieses Tages gewärtig zu sein:

„Der Cult Rosmini's führte Dich
Zu jenem Geist der Wahrheit, der gelassen
Des Tages Leidenschaften überschaut,
Sich ruhig, unbefleckt
Dem Urtheil künftiger Geschlechter aufbewahrt.“ [1])

[1]) . . . . . ”Or tu dal culto
Dell' inclito Rosmini il senso attingi
Equanime del ver, che superando
Le faziose età, placido e intero
Serba se stesso al libero giudizio
Dell' istorie future.“
Brunamonti, Nuovi Canti. Città di Castello 1887. p. 44.

Die völkerrechtlichen Ergebnisse der Haager Conferenz.

Von

Philipp Zorn.

[Nachdruck untersagt.]

VI. Die Convention zur friedlichen Regelung internationaler Streitigkeiten („pour le règlement pacifique des conflits internationaux").

A. Allgemeines.

I. In dem Murawieff'schen Circular vom 30. December 1898 waren unter Ziffer 8 die friedlichen Mittel zur Beilegung internationaler Streitigkeiten, insbesondere die Schiedsgerichtsfrage, als einer der Gegenstände der Conferenzberathungen bezeichnet. Der Satz des russischen Programmes beruhte auf dem Gedanken facultativer Schiedsgerichte; er lautet: „acceptation, en principe, de l'usage des bons offices, de la médiation et de l'arbitrage facultatif, pour des cas qui s'y prêtent, dans le but de prévenir des conflits armés entre les nations; entente au sujet de leur mode d'application et établissement d'une pratique uniforme dans leur emploi." Ein vorheriger Gedankenaustausch über den in Behandlung dieser schwierigen Frage zu gehenden Weg scheint unter den Regierungen nicht stattgefunden zu haben.

Der äußere Rahmen der diesem Gegenstand gewidmeten Arbeit war folgender: Es wurde für die Berathung die III. Commission gebildet, in welche fast sämmtliche Botschafter und andere Diplomaten sich einzeichneten; dazu kam noch eine Anzahl von Rechtsgelehrten. Die Commission wählte den bekannten französischen Staatsmann Bourgeois zum Präsidenten, den belgischen Professor und Senator Descamps zum Berichterstatter. Alsbald nach Constituirung der Commission wurde in der zweiten Sitzung den Mitgliedern ein gedruckter, von v. Martens verfaßter und bis dahin streng geheim gehaltener Entwurf eines Staatsvertrages vorgelegt, der in verschiedenen Abschnitten die friedlichen Mittel zur Entscheidung völkerrechtlicher Streitigkeiten behandelte: Gute Dienste („bons offices"), Mediation, Untersuchungs-Commissionen („commissions internationales d'enquête"), Schiedsgericht.

Die Protokolle der III. Commission beginnen folgendermaßen:

„M. Léon Bourgeois, Président désigné à la séance plénière de la Conférence, prend place au fauteuil. S. E. M. de Staal, Président de la Conférence, L. L. E. E. le Comte Nigra et Sir Julian Pauncefote, Présidents d'honneur de la III. Commission, sont assis à ses côtés.

M. le Président exprime sa reconnaissance de l'honneur qui lui a été fait. Ce n'est pas sans émotion qu'il prend la direction des travaux de cette commission de l'arbitrage, dont les résultats sont particulièrement attendus par l'opinion du monde civilisé."

Oesterreich-Ungarn und Deutschland waren an dieser Eröffnungsceremonie unbetheiligt. Um so mehr war es ihre Aufgabe, aus dem Schein von Ceremonien und phantastischen Schwärmereien über ein zu errichtendes Welttribunal den Kern der Wahrheit, in dem ein dauernder Werth für das Völker- und Staatenleben liegen konnte, heraus zu schälen.

Quantitativ und qualitativ die Hauptsache bei dem der Commission unterbreiteten russischen Entwurfe waren die Vorschriften über das Schiedsgericht. Der Martens'sche Entwurf ging über das Murawieff'sche Programm insofern hinaus, als letzteres nur von facultativen Schiedsgerichten sprach, während ersterer den Gedanken des obligatorischen Schiedsgerichtes aufnahm und für bestimmt bezeichnete Kategorien internationaler Streitfragen den Staaten zur Annahme vorschlug. Der Martens'sche Entwurf wurde die Grundlage der Berathungen und ist, allerdings mit wesentlichen Abänderungen, zu der nunmehr vorliegenden Haager Convention gestaltet worden.

Aber in der zweiten Commissionssitzung war den Mitgliedern noch eine große Ueberraschung vorbehalten. Nach Mittheilung des Martens'schen Entwurfes verlas der englische Botschafter Sir Julian Pauncefote ein Memorandum des Inhaltes: daß es nunmehr gelte, den großen Schritt der Errichtung eines ständigen schiedsrichterlichen Tribunales für Erledigung völkerrechtlicher Streitigkeiten zu thun (s. den Wortlaut unten S. 112). Sir Julian Pauncefote war bekanntlich der geistige Urheber des Entwurfes eines Vertrages, kraft dessen alle Streitfragen zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf schiedsrichterlichem Wege zur Erledigung gebracht werden sollten; der Entwurf wurde jedoch vom Senat der Vereinigten Staaten abgelehnt. Russischerseits beeilte man sich, den Gedanken Sir Julian Pauncefote's in das eigene Programm aufzunehmen und den Martens'schen Entwurf durch einen Nachtrag über Errichtung eines permanenten Tribunales zu ergänzen. Andererseits wurde demnächst auch ein formulirter englischer Entwurf gleicher Richtung von Sir Julian Pauncefote vorgelegt, zu dem weiterhin noch ein dritter Entwurf der nämlichen Tendenz, vorgelegt seitens der amerikanischen Delegation durch den höchst reg- und betriebsamen Delegirten Frederick W. Holls, hinzu kam. In wie weit zwischen den an dieser Action betheiligten drei Großmächten Verhandlungen oder gegenseitige Mittheilungen stattgefunden hatten, ist nicht bekannt geworden. Es scheint, daß jeder dieser Staaten zunächst auf eigene Hand vorging; für die übrigen Staaten oder wenigstens für deren Mehrzahl war die ganze Action eine Ueberraschung. Zur Grundlage der späteren Berathung wurde der englische Entwurf gemacht.

Die III. Commission war zu groß, als daß die Durcharbeitung der Vorlagen in deren Plenum als zweckmäßig hätte erscheinen können. In Folge dessen wurde ein Arbeitscomité, comité d'examen, gebildet, in welchem sich alsbald die ganze sachliche Arbeit concentrirte, und in dem die großen Gegensätze auszugleichen waren, wenn anders überhaupt in der Frage ein positives Resultat möglich war. Jedenfalls stand man hier schweren und weittragenden Problemen gegenüber, deren Kernpunkt viel weniger juristisch als politisch war: der Gedanke des Schiedsgerichtes gehört seit lange dem Völkerrecht und der internationalen Staatenpraxis an; auch in der Steigerung zum permanenten Tribunal und zur obligatorischen Verpflichtung für gewisse unpolitische Gegenstände kann er doch nicht ohne Weiteres als Utopie und Phantasterei erklärt werden; im Weltpost-Vereinsvertrag hat das Deutsche Reich in Gemeinschaft mit allen übrigen Vertragsmächten das Princip des obligatorischen Schiedsgerichtes bereits angenommen, und ebenso sind in diesem wie in anderen ähnlichen Verträgen die Anfänge permanenter Institutionen für Erledigung internationaler Streitfragen geschaffen worden. Aber freilich, eine klare, sichere, feste, ruhige Politik, die in sorgsamster Erwägung der eigenen Staatsinteressen und der gebotenen allgemeinen und besonderen internationalen Rücksichten voran schreitet, ebenso entfernt von thatloser Apathie wie von verwirrenden Intrigen und Abenteuern, bedarf derartiger besonderer Mittel nicht, sondern weiß sich am besten geborgen in der Arbeit der eigenen Staatsmänner und der eigenen Diplomatie, nur von sich und mit sich erwägend, ob etwa in einem einzelnen Falle das außerordentliche Hülfsmittel eines Schiedsrichters oder Schiedsgerichtes dem gewissenhaft erwogenen Staatsinteresse entspreche. Das Deutsche Reich war nach seiner vom größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts geschaffenen und in dessen Traditionen bis zu dieser Stunde festgehaltenen Politik zunächst Willens, diesen Standpunkt für sich als maßgebend zu betrachten. So lange jene Traditionen fest bleiben, haben wir nach ständigen Schiedsgerichten mit einer irgendwie obligatorisch gefaßten Verpflichtung nicht das mindeste eigene Bedürfniß. Eine andere Frage allerdings ist es, ob nicht in dieser Frage stark hervorgetretenen und mächtig geltend gemachten Anschauungen anderer Staaten ein Zugeständniß gemacht werden konnte.

Das von der III. Commission bestellte Arbeitscomité bestand aus den Vertretern sämmtlicher Großmächte, denen als Vertreter der Mittelstaaten noch Delegirte von Holland, Belgien und der Schweiz zur Seite traten. Rußland vertrat v. Martens, weiterhin mit ihm noch der Präsident der Gesammtconferenz, Botschafter v. Staal, gelegentlich auch Ministerialdirector Basily; Italien der Botschafter Graf Nigra; Oesterreich-Ungarn der Wiener Professor Lammasch; England der Botschafter Sir Julian Pauncefote; Frankreich der Präsident der III. Commission Bourgeois, neben ihm der Diplomat Baron d'Estournelles de Constant; das Deutsche Reich der Schreiber dieser Abhandlung; Belgien der Professor und Senator Descamps; Holland der Staatsrath Asser, dem später noch der frühere Minister des Aeußeren und Vicepräsident der Conferenz, v. Karnebeck, hinzu trat; die Schweiz Odier;

die Vereinigten Staaten von Nordamerika Holls. Den Vorsitz führte Bourgeois; des Schriftführeramtes waltete Baron d'Estournelles, unterstützt von dem jungen französischen Diplomaten Jarousse de Sillac; zum Berichterstatter war Descamps erkoren. Abgestimmt wurde nach Staaten. In achtzehn, gewöhnlich drei- bis vierstündigen Sitzungen erledigte das Comité seine Arbeit, meist in der altberühmten Salle des Trèves; die Gesammtcommission hielt vier Sitzungen ab.

II. Die Fragen der guten Dienste, der Mediation und der Untersuchungs-Commissionen boten zur Erörterung von Principienfragen wenig Anlaß; man konnte hier im Wesentlichen in Artikel formuliren, was Theorie und Praxis des Völkerrechtes erarbeitet hatten, und es war gut, daß man sich in den Berathungen im Comité erst in diesen verhältnißmäßig harmlosen Fragen an einander gewöhnt hatte, ehe die schwierigen Probleme zur Erörterung gelangten. Der gute Wille, den man in diesen Erörterungen erwarb und erwies, war weiterhin ein werthvoller Factor zur Ueberwindung der Schwierigkeiten der Probleme. Immerhin kamen doch auch bei der Berathung der oben bezeichneten Materien schon einige Principienfragen zum Austrage.

1. In dem jetzigen Art. 2 der Convention ist ausgesprochen, daß die Vertragsmächte bei schweren Conflicten, bevor sie die Entscheidung der Waffen anrufen, zuvor die guten Dienste oder die Mediation einer oder mehrerer befreundeter Mächte anrufen werden. Der Artikel hat seinen Ursprung im Pariser Frieden von 1856 und ist im Sinne einer bestimmten Verpflichtung gefaßt („les Puissances — — décident, qu' — — elles auront recours aux bons offices" etc.). Der russische Entwurf hatte im Anschluß an die Formulirung des Pariser Friedens diese formelle Verpflichtung gemildert durch den Zusatz „en tant que les circonstances le permettront". Dieser Zusatz erscheint unbedingt erforderlich, und zwar nicht allein vom großmächtlichen Interesse aus, sondern überhaupt; es können für jeden Staat Verhältnisse eintreten, die ihm die Entscheidung der Waffen ohne vorherige Vermittlung zum Gebot der Nothwendigkeit machen. Hierüber zu entscheiden ist nur der Staat selbst berufen und fähig; eine unbeschränkte Pflicht zur Anrufung der Vermittlung kann somit nicht ausgesprochen werden. Gleichwohl wurden durch eine Coalition der Vertreter der Mittelstaaten, die die Unterstützung des Grafen Nigra und Sir Julian Pauncefote's fanden, jene einschränkenden Worte gestrichen und die Großmächte Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Deutsches Reich und Amerikanische Union — Rußland enthielt sich zuerst der Stimme — majorisirt. Auf deutsche Anregung wurde die Sache alsbald in der nächsten Sitzung wieder aufgenommen und schließlich die Clausel in der ursprünglichen Fassung — auch Lord Salisbury verlangte dies weiterhin mit größter Bestimmtheit — wieder hergestellt.

2. In der Frage der internationalen Untersuchungs-Commissionen hatte das Comité den obligatorischen Charakter der Einrichtung, wie ihn der Martens'sche Entwurf vorschlug, abgelehnt und diesen Commissionen auf Antrag von Lammasch einen rein facultativen Charakter gegeben. Derartige Commissionen kommen in der internationalen Praxis häufig vor zur Fest-

stellung des Thatbestandes rein örtlicher Streitfragen, insbesondere an der Grenze. Und wenn v. Martens darlegte, welche Bedeutung im Interesse des Friedens solche Commissionen haben können, indem sie die durch falsche oder ungenaue Berichte und daran geknüpfte heftige Preßerörterungen gereizte und bald überreizte öffentliche Meinung durch authentische Feststellung des vielleicht ganz harmlosen Thatbestandes beruhigen und in die richtigen Wege leiten, so war dieser Gedankengang an sich zweifellos richtig, und man mußte ihm lediglich folgen.

An sich. Aber die Diplomatie scheint trotz Bismarck immer noch in weitem Umfange die Kunst und Wissenschaft der Hintergedanken zu sein. Daß in und gegenüber geordneten Staaten jene internationalen Untersuchungs-Commissionen eine zweckmäßige und zu keinem Bedenken Anlaß bietende Art für Milderung oder Beilegung gewisser örtlicher internationaler Streitigkeiten darstellen, ist nicht zu bestreiten. Anders aber mag es wohl sein, wo ungeordnete oder zwar geordnete, aber noch nicht vollkommen befestigte Verhältnisse bestehen. Anders mag auch wohl die Sache liegen für große Staaten unter sich als für kleine gegenüber großen; auf die Gefahren nach letzterer Richtung wies besonders der serbische Vertreter Veljkovitsch in sehr ernster und entschiedener Weise hin. Von hier aus erhoben sämmtliche Balkanstaaten Bedenken gegen jene Commissionen als gegen eine Einrichtung, vermittelst deren man im Orient fortwährend gefährliche Intrigen, Zettelungen, Interventionen in Scene setzen könne. Im Comité, in dem die Balkanstaaten nicht vertreten waren, machte sich der österreichische Delegirte Lammasch in der ihm eigenen ruhigen, maßvollen Art zum Vertreter dieser Bedenken und forderte und erreichte, trotz des russischen Widerspruches, die Umwandlung des obligatorischen in rein facultativen Charakter. Bei der späteren Berathung in der Commission selbst (Sitzung vom 19. Juli) wollten die Vertreter der Balkan-Königreiche — die Türkei griff in die Verhandlungen nicht ein, sondern nahm Alles nur ad referendum — zuerst die völlige Streichung des Abschnittes über die Untersuchungs-Commissionen, erklärten sich jedoch schließlich, nachdem die Wortfassung noch weiter im facultativen Sinne gemildert worden war, mit der Beibehaltung einverstanden. Unleugbar trat bei diesen Erörterungen ein intensives Mißtrauen der Balkan-Königreiche gegen fremde Ueberraschungen und Eingriffe in ihr Staatsleben zu Tage. Und zum Zwecke entschiedener Stellungnahme gegen derartige Möglichkeiten hatten sich Rumänien, Serbien und Griechenland völlig geeinigt. Der Führer dieser interessanten Coalition war der energische und gewandte rumänische Delegirte Beldiman, vorzüglich unterstützt durch den geistig und rednerisch bedeutenden serbischen Vertreter, den Belgrader Professor Veljkovitsch, deren Ausführungen der Grieche Delyannis beistimmte. Dem Präsidialtalent Bourgeois' gelang es, die Verhandlung so zu leiten, daß schließlich ein Einverständniß gewonnen werden konnte.

III. Die großen Principienfragen der III. Commission waren das obligatorische Schiedsgericht und das permanente Tribunal.

Das obligatorische Schiedsgericht fand sich nicht im Murawieff'schen Circular, wohl aber im Martens'schen Entwurfe. Hier war Folgendes vorgeschlagen: Die Vertragsmächte sollen das Schiedsgericht als obligatorisch in folgenden Fällen anerkennen: I. bei Streitigkeiten über Geldentschädigungen für einen Staat oder dessen Angehörige („ou ses ressortissants") in Folge von unerlaubten Handlungen eines anderen Staates oder seiner Angehörigen; II. bei Streitigkeiten über Auslegung und Anwendung von Staatsverträgen über folgende Gegenstände: 1. Post- und Telegraphenwesen; Eisenbahnwesen; Schutz der internationalen Telegraphen-Cabel; Schiffszusammenstöße auf offener See; Schiffahrt auf internationalen Flüssen und interoceanischen Canälen; 2. Schutz des literarischen, künstlerischen und industriellen Eigenthumes — in letzterer Richtung mit der genaueren Bestimmung: „brevets d'invention, marques de fabrique ou de commerce et nom commercial" —; Münz- und Meter-Conventionen; Gesundheits- und Veterinärwesen; Phylloxera; 3. Hinterlassenschaften und gegenseitige Rechtshülfe („conventions de succession, de cartel et d'assistance judiciaire mutuelle"); 4. Grenzverträge, insoweit es sich um rein technische und nicht politische Fragen handelt.

Das ganze obligatorische System des Martens'schen Entwurfes war eingeschlossen in den Rahmen des Principes: „*insofern die Streitfragen nicht berühren die Lebensinteressen oder die nationale Ehre der Vertragsmächte — en tant qu'ils ne touchent ni aux intérêts vitaux ni à l'honneur national des États contractants.*"

Bei Prüfung dieser russischen, von v. Martens formulirten Vorschläge ergab sich zuvörderst Folgendes: 1. Der Satz über Geldentschädigungen (Ziff. I) war viel zu allgemein gefaßt, besonders in seiner Beziehung auf die „ressortissants", als daß er angenommen werden konnte, ohne endlosen peinlichen Streitigkeiten der verwickeltsten Art Thür und Thor zu öffnen, ja solche geradezu zur Nothwendigkeit zu machen; 2. der obligatorisch-schiedsrichterlichen Behandlung von Streitfragen über die Schiffahrt auf interoceanischen Canälen widersprach die nordamerikanische Union unbedingt; 3. bezüglich der Münz-Conventionen wurde von verschiedenen Seiten widersprochen; 4. Ziff. II, 3 erschien zu allgemein gefaßt, als daß sie in dieser Fassung hätte gebilligt werden können; 5. in den einzelnen Ziffern waren redactionell mehrfach verschiedenartige Gegenstände zusammengefaßt, die besser zu trennen waren.

Im Uebrigen war bei dem v. Martens'schen Entwurfe ein Doppeltes klar und unbedingter Anerkennung werth: 1. Das ganze System des obligatorischen Schiedsgerichtes sollte streng beschränkt sein auf Geld-, wirthschaftliche und technische Fragen, denen schon ihrer Natur nach kein politischer Charakter beiwohne; wirthschaftliche Streitfragen, die mit der Politik zusammenhängen, waren ausgeschlossen, so insbesondere Streitfragen aus Handelsverträgen; der Anregung des Grafen *Nigra*, auch die Handelsverträge in die Liste des obligatorischen Schiedsgerichtes aufzunehmen, gemäß der von Italien geübten Praxis, wurde von deutscher und russischer Seite bestimmt widersprochen; 2. das ganze obligatorische Schiedsgerichtssystem des russischen Entwurfes war

beherrscht von dem Princip: sobald Fragen der Lebensinteressen oder der nationalen Ehre des Staates in Betracht kommen, sei es von vornherein, sei es im Laufe der Entwicklung des Streites, ist jeder betheiligte Staat in der Lage, auch das „obligatorische" Schiedsgericht abzulehnen, und ob solche Interessen auf dem Spiele stehen, ist jeder Staat allein zu entscheiden immer berechtigt.

Auf dieser Grundlage trat man in die Verhandlung ein.

Zunächst wurde Seitens des holländischen Delegirten Asser der Versuch gemacht, das große Sicherheitsventil des obligatorischen Schiedsgerichtes: „en tant qu'ils ne touchent ni aux intérêts vitaux ni à l'honneur national" anzugreifen. Man war jedoch überwiegend der Ansicht, daß ohne diese Clausel der Gedanke des obligatorischen Schiedsgerichtes durchaus unannehmbar sei.

In der Einzelberathung wurde zunächst der Absatz über die Geldentschädigungen seiner gefährlichen, allgemeinen Fassung entkleidet und dahin eingeschränkt, daß nur, wenn die Parteien über das Princip der Entschädigung einig seien, ein obligatorisches Schiedsgericht über die Höhe der Entschädigung zu befinden habe.

Ferner wurden behufs besserer Fassung des russischen Entwurfes die einzelnen Materien unter gesonderte Ziffern gestellt, mit folgenden Veränderungen: der Telegraphie wurde das Telephon beigefügt; die internationalen Flüsse, interoceanischen Canäle und Münz-Conventionen wurden gestrichen; der Phylloxera wurden „autres fléaux similaires" beigefügt; die Staatsverträge über gegenseitige Unterstützung „des malades indigents" wurden zugefügt; die Staatsverträge über gegenseitige Rechtshülfe wurden genauer dahin bestimmt: Staatsverträge über Civilproceß, Auslieferungsverträge. In dieser Weise wurden schließlich zwölf Kategorien von Staatsverträgen unterschieden. Abgelehnt wurde die Graf Nigra'sche Anregung bezüglich der Handelsverträge; gestrichen wurden weiterhin auf schweizerischen Antrag die Auslieferungsverträge; auf Asser's Antrag zuerst angenommen, dann auf deutschen Antrag wieder gestrichen wurden die Staatsverträge über Pflege von Verwundeten und Kranken im Krieg, worunter besonders die Genfer Convention hätte bezogen werden müssen. Endlich waren an Stelle der Worte „en pleine mer" bezüglich der Schiffszusammenstöße die Worte „en mer" gesetzt, worin also auch das sogenannte Küstenmeer begriffen war.

Das so formulirte System des obligatorischen Schiedsgerichtes bezieht sich nur auf rein wirthschaftlich-technische Dinge; sobald die Streitfragen einen politischen Charakter annehmen, tritt die Clausel in ihr Recht, und ist demgemäß jeder Staat befugt, das Schiedsgericht abzulehnen. Wirthschaftliche Materien, die an sich mit der Politik zusammenhängen, wurden demgemäß von vornherein ausgeschlossen, wie die Handelsverträge; ebenso Rechtsfragen, die leicht politisch werden können, wie Auslieferungsverträge; ebenso die Genfer Convention wegen der darin liegenden Gefahr, daß das Schiedsgericht die Kriegführung vor sein Forum ziehe.

Gegen die Materien des Verzeichnisses wird man kaum Einwendungen erheben können. Das Deutsche Reich hat allerdings nur einen Staatsvertrag,

kraft dessen es sich dem obligatorischen Schiedsgericht unterworfen hat, den Weltpostvereinsvertrag, dessen Art. 23 § 1 folgendermaßen lautet: „Meinungsverschiedenheiten zwischen zwei oder mehreren Mitgliedern des Vereins über die Auslegung des gegenwärtigen Vertrages oder hinsichtlich der Verantwortlichkeit einer Verwaltung im Falle des Verlustes einer Einschreibsendung sollen durch ein Schiedsgericht ausgetragen werden („la question en litige est réglée"), zu welchem jede der betheiligten Verwaltungen ein anderes, bei der Angelegenheit nicht unmittelbar betheiligtes Vereinsmitglied wählt" (Reichsgesetzblatt 1892, 524). Schiedsgerichte, wenn auch nicht obligatorisch, sind ferner vorgesehen in der internationalen Congo-Acte, der Brüsseler Antisklaverei-Acte, endlich in dem Berner Eisenbahnfrachtvertrag. Bei Berathung des letzteren gaben die deutschen Vertreter im Jahre 1878 eine Erklärung ab, die der Errichtung eines ständigen Tribunales für schiedsrichterliche Entscheidung aller aus dem Vertrag entstehenden Streitfragen unter den Contrahenten durchaus günstig war (vgl. Descamps, Essai sur l'organisation de l'arbitrage international S. 36). Eine Reihe von anderen Staaten hat schon in ihrem dermaligen Rechte, wie die von Descamps für die Conferenz gemachte Zusammenstellung ergibt, dem Schiedsgerichtsgedanken einen sehr viel weiteren Umfang eingeräumt (s. unten).

Die deutscherseits zu machenden Erwägungen konnten somit dahin formulirt werden: die Feststellungen des Entwurfes bewegen sich in dem allgemeinen Rahmen, dem auch der Weltpostvereinsvertrag angehört; in der Zustimmung zum obligatorischen Schiedsgericht des letzteren liegt die Zustimmung zum Princip. Andererseits war es eine reine Frage der Politik, ob es zweckmäßig ist, den Schiedsgerichtsgedanken derart zu stärken, daß demselben außer den Post- und Telegraphensachen noch so zahlreiche andere wirthschaftlich-technische Fragen in obligatorischer Weise unterworfen würden.

Schließlich wurde in Erfüllung einer deutschen Forderung das ganze obligatorische Schiedsgericht aus der Convention gestrichen; das Compromiß, welches hierzu führte, wird alsbald zu besprechen sein; die schließlich festgestellte Convention enthält nach dieser Richtung nur den Hinweis auf die bestehenden Verträge mit der obligatorischen Schiedsgerichtsclausel und den Vorbehalt der Mächte, neue Verträge mit dieser Clausel abzuschließen.

IV. Das eben erwähnte Compromiß, dem das obligatorische Schiedsgericht zum Opfer fiel, bezog sich auf das permanente Tribunal.

Der russische Entwurf hatte ein solches nicht vorgesehen. Aber in der ersten Sitzung warf Sir Julian Pauncefote den Gedanken in die Conferenz, und weiterhin wurde der Gedanke in nicht weniger als drei Vorlagen, einer englischen, russischen und amerikanischen, formulirt. „C'est à coup sûr," bemerkt Descamps in seinem Bericht, und man muß ihm darin beistimmen, „un des faits les plus considérables qui aient marqué la réunion de cette Conférence, que le dépôt par trois des plus grands États du monde de trois projets concernant l'institution d'un tribunal permanent d'arbitrage." Sir Julian verlas in der Sitzung vom 26. Mai folgenden Brief:

„Permettez-moi, M. le Président, de vous demander si, avant d'entrer plus loin en matière, il ne serait pas utile et opportun de sonder la Commission au sujet de la question la plus importante selon moi, c'est-à-dire, l'établissement d'un Tribunal permanent d'arbitrage international, sur laquelle vous avez touché dans votre discours.

On a fait beaucoup de codes d'arbitrage et de règlements de procédure, mais la procédure a été reglée jusqu'à présent par les arbitres ou par les traités généraux ou spéciaux.

Or il me semble que de nouveaux codes et règlements d'arbitrage, quelque soit leur mérite, n'avancent pas beaucoup la grande cause qui nous rassemble.

Si l'on veut faire un pas en avant, je suis d'avis qu'il est absolument nécessaire d'organiser un Tribunal international permanent qui puisse se réunir immédiatement à la requête des nations contestantes. Ce principe établi, je crois que nous n'aurons pas beaucoup de difficulté à nous entendre sur les détails. La nécessité d'un pareil tribunal et les avantages qu'il offrirait, ainsi que l'encouragement et même l'élan qu'il donnerait à la cause de l'arbitrage, a été démontré avec autant d'éloquence que de force et de clarté par notre collègue distingué M. Descamps dans son intéressant essai sur l'arbitrage, dont un extrait se trouve parmi les Actes et Documents si gracieusement fournis à la Conférence par le Gouvernement Néerlandais. Il ne me reste donc plus rien sur dire à ce sujet et je vous serai reconnaissant, M. le Président, si, avant de procéder plus loin, vous consentiez à recueillir les idées et les sentiments de la Commission sur la proposition que j'ai l'honneur de vous soumettre touchant l'établissement d'un Tribunal Permanent d'Arbitrage International."

Während uns Deutsche in Folge der Erfahrungen, die wir mit unserer auswärtigen Politik gemacht haben von der Stunde an, da Herr v. Bismarck sie in seine starke Hand nahm, bis auf den heutigen Tag, die Schiedsgerichtsfrage kühl bis ans Herz hinan läßt, ist dies in den angelsächsischen Ländern jenseits der Meere völlig anders. Dort ringen offenbar zwei starke Strömungen mit einander: die eine, die kein Gewissensbedenken hat, die ungerechtesten Kriege zu entfesseln, um der Welt die Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse zum Bewußtsein zu bringen; die andere, die, sei es nun aus Gründen des Handelsvortheils, sei es aus Gründen der Humanität und Civilisation, sei es aus Gründen rein religiöser Natur, den „ewigen Frieden" predigt und will. Das grausame welthistorische Satyrspiel des jetzigen Boerenkrieges einerseits, die Thatsache, daß in Amerika vielfach auf Befehl der kirchlichen Oberen besondere Gebete für die „Friedensconferenz" im Haag abgehalten wurden, andererseits charakterisiren und illustriren diese beiden Strömungen.

Sir Julian Pauncefote machte sich auf der Conferenz zum ersten Wortführer des Friedensgedankens, und die Delegation der nordamerikanischen Union, vor allem Holls, schloß sich mit Enthusiasmus an. Der englische Botschafter in Washington war ja der Vater des interessanten Vertragsentwurfes, auf Grund dessen alle englisch-amerikanischen Streitigkeiten schiedsrichterlich erledigt werden sollten; als erster englischer Delegirter im Haag vertrat er die gleichen Gedanken.

Daß Rußland sich sofort dieser Bewegung gleichfalls anschloß, lag in der nothwendigen Consequenz der Verhältnisse; ebenso that dies der italienische Botschafter Graf Nigra; auch Italien hat ja einen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag, wenn auch nur mit Argentinien, und außerdem nicht weniger als

dreizehn Handelsverträge mit der Schiedsgerichtsclausel. „L'impatience," so erklärte Graf Nigra, „avec laquelle sont attendus dans l'opinion publique les résultats de nos travaux, est devenue si grande qu'il serait dangereux de renoncer à l'acceptation d'un Tribunal d'arbitrage. Si la Conférence opposait à cette impatience un ‚non possumus' ou des satisfactions insuffisantes, la déception serait vive. La Conférence encourrait dans ce cas une grave responsabilité, vis-à-vis de l'histoire vis-à-vis des populations et S. M. l'Empereur de Russie lui-même." Selbstverständlich folgten der gleichen Bahn die Vertreter der kleineren Staaten im Comité: nüchtern-scharfsichtige Berechnung kleinstaatlicher Interessen (Holland), religiöser Enthusiasmus für das „Recht" (Belgien), Begeisterung für Humanität und Civilisation (Schweiz) wirkten hier ein Ganzes feststehender und unerschütterlicher Ueberzeugung.

Im Comité waren zehn Staaten vertreten: sieben Großmächte und drei Mittelstaaten; vier Großmächte und die drei Mittelstaaten waren von vornherein festgelegt für den Gedanken des permanenten Tribunales. Selbstverständlich war dieser Gedanke einer der wichtigsten Gegenstände der ganzen Conferenzthätigkeit: um ihn drehte sich Wochen lang das leichte Gespräch wie die schwere politische Berathung. Es lag in der Natur der Dinge, daß die kleineren Staaten durchweg dem von ihren Vertretern im Comité eingenommenen Standpunkt sich anschlossen; eine selbständige Stellung war vielleicht von Rumänien zu erwarten, schwerlich aber wären in dieser Frage Serbien und Griechenland gefolgt.

Inzwischen machten sich auch starke Einflüsse von außerhalb geltend: führende Organe der englisch-amerikanischen Presse steigerten die Agitation bis zur Heftigkeit; nicht minder that dies die weitverbreitete einflußreiche Brüsseler „Indépendance Belge", von dem engen Horizont deutscher Professoren auf der Conferenz an die großen Ideen und Ideale des deutschen Kaisers — „le Kaiser" der französisch-belgischen, „the Kaiser" der englisch-amerikanischen Presse — appellirend. Nachdem der Abrüstungsfeldzug zu Land und zu Wasser endgültig verloren war, steigerte sich die Heftigkeit der Preßagitation in der Schiedsgerichtsfrage noch um ein Bedeutendes.

Dieser Bewegung gegenüber beobachteten zunächst drei Großmächte eine zurückhaltende Stellung: Oesterreich-Ungarn, Frankreich und das Deutsche Reich. Aber eine positive Stellungnahme dieses Dreibundes ließ sich nicht gestalten.

Der Vertreter Oesterreich-Ungarns, Professor Lammasch, nahm lebhaft an den Verhandlungen Theil, immer betonend, daß er seine Regierung zu nichts verpflichtet, aber von dem ernsten und redlichen Bestreben erfüllt, die Berathungen zu gutem Ende zu führen: persönlich dem Gedanken zustimmend und ihn fördernd, aber mit allem Vorbehalt für seine Regierung, nahm er das permanente Tribunal an; diese Verhaltungslinie war offenbar festgestellt mit den beiden österreichischen Diplomaten der Conferenz, dem Botschafter Graf Welsersheimb und dem den Gang der Dinge scharfen Auges beobachtenden Adlatus des Botschafters, v. Merey. Oesterreich blieb fest in dieser zurückhaltenden, beobachtenden, aber wohlwollenden Stellung und war offenbar entschlossen, sich nicht durch Negation zu exponiren.

Von welchen Gesichtspunkten aus die französischen Vertreter beim Beginn der Conferenz die Schiedsgerichtsfrage und speciell den Gedanken des permanenten Tribunales betrachteten, muß dahingestellt bleiben. Der erste französische Delegirte und Vorsitzende der III. Commission, Bourgeois, war während der Conferenz mehrfach in Paris. Daß der Präsident der Gesammtconferenz, der russische Botschafter v. Staal, mit dem klaren, klugen, scharfblickenden und scharfdenkenden französischen Staatsmanne alle wichtigeren Fragen der Conferenz erörterte, darf ohne Weiteres als selbstverständlich angenommen werden. Ob dadurch sich eine Aenderung der ursprünglichen französischen Auffassung ergab, muß wieder dahingestellt bleiben. Jedenfalls schloß sich Frankreich, sobald es überhaupt sich officiell zu äußern Veranlassung hatte, dem Gedanken des permanenten Tribunales nicht nur rückhaltlos an, sondern gab ihm sogar eine überaus weit ausgedehnte Fassung.

Daß man deutscherseits sich für den Gedanken eines permanenten Tribunales nicht begeistern werde, war aus den oben dargelegten Gesichtspunkten von vornherein klar. Demgemäß erfolgte bei der ersten grundlegenden Berathung des Sir Pauncefote'schen Projectes unter Anerkennung der Bedeutung des Gedankens, den einst auch der Königsberger Weltweise Kant vertreten hatte, und auf den eine spätere Zukunft, wenn die Menschheit dafür reif geworden sei, wohl zurückkommen werde, deutscherseits eine einfache Ablehnung.

Die Wirkung dieser Ablehnung war, daß von allen Seiten, besonders lebhaft von dem italienischen Botschafter Graf Nigra, der Wunsch ausgesprochen wurde, die deutsche Regierung möge genau von dem Stande der Dinge unterrichtet werden; daran knüpfte man die bestimmte Hoffnung, Deutschland werde sich dann dem Concert der sämmtlichen übrigen Mächte nicht entziehen, und aus der ganzen hochinteressanten Verhandlung ergab sich jedenfalls Eines zur Evidenz: man wollte, wenn irgend möglich, das Werk nicht ohne Zustimmung Deutschlands zum Abschluß bringen und war bereit, hierfür weitgehende Zugeständnisse nach anderer Richtung zu machen.

Jedenfalls stand Deutschland mit seinem Widerspruche völlig allein. Unter diesen Umständen ergab sich folgende Alternative — den so übermächtig hervorgetretenen Gedanken des permanenten Tribunales wieder auszuscheiden, war ganz unmöglich —: entweder Deutschland blieb bei seiner Ablehnung und schied damit von der weiteren Mitarbeit an dieser Frage aus, oder Deutschland schloß sich dem Gedanken an und stellte dafür seine Gegenforderungen.

Nach langen, ernsten Erwägungen, die weit über den Rahmen der Conferenz hinausgriffen, wurde der zweite Weg beschritten und damit deutscherseits ein Abschluß der Arbeiten der III. Commission wohl überhaupt ermöglicht. Dankbar wurde allerseits dieses unter Ueberwindung schwerster Bedenken erfolgte Entgegenkommen Deutschlands gewürdigt, und damit war die eine Zeitlang ernstlich drohende Gefahr eines völligen Scheiterns der Conferenz überwunden. Die beiden wichtigsten Gegenforderungen Deutschlands, die weiterhin einstimmig bewilligt wurden, waren: 1. daß das sogenannte „permanente

Tribunal" nicht als ein wirklicher dauernder Gerichtshof eingerichtet werden, sondern im Wesentlichen nur eine dauernde Liste von Schiedsrichtern sein dürfe, aus denen eintretenden Falles das Schiedsgericht gebildet werden könne; 2. daß jeder obligatorische Charakter des Schiedsgerichtes aus der Convention beseitigt werde.

Auf dieser Grundlage erfolgte sodann friedlich und schiedlich in vollstem Einverständniß der Abschluß der ganzen Arbeit in Comité, Commission und Conferenz.

V. Französischerseits war nach Vorlegung der englisch-russisch-amerikanischen Entwürfe über das permanente Tribunal in einem umfassenden Memorandum dem Comité der Gedanke unterbreitet worden: dies Tribunal könne durch sein ständiges Bureau auch zweckmäßiger Weise zur Vorbeugung und Verhütung schwerer internationaler Conflicte thätig werden; es könne zu einer hohen Warte als internationale Präventivinstanz gegenüber drohenden Kriegen gestaltet werden:

„La délégation française estime même qu'il est possible d'attribuer à cette institution permanente un rôle plus efficace; elle pense que ce bureau pourrait être investi d'un mandat international, nettement limité, lui donnant un pouvoir d'initiative, propre à faciliter dans bien des cas le recours des Puissances à l'arbitrage" — — „il s'offrirait à servir d'intermédiaire entre les parties en litige pour mettre en mouvement la procédure d'arbitrage et leur ouvrir l'accès de la juridiction," da dermalen oft falsche Rücksichten die Staaten hiervon zurückhalten, weil jeder „craint de voir son initiative considérée dans son pays même comme un acte de faiblesse et non comme le témoignage de sa confiance dans son bon droit". In diesem Sinn wird für das Bureau vorgeschlagen „un mandat précis d'initiative", und die französische Delegation „estime que l'institution à laquelle serait confié ce mandat international, aurait à jouer dans l'histoire un rôle noblement utile."

Der Gedanke scheint dem Idealismus des französischen Diplomaten d'Estournelles, der jedenfalls eine der anziehendsten Persönlichkeiten der Conferenz war, entsprungen zu sein. Bourgeois brachte ihn Namens der französischen Delegation an das Comité. Die Absicht, jenen Gedanken anzuknüpfen an das im Haag in Aussicht genommene ständige Bureau, das als Secretariat, Gerichtsschreiberei und Archiv für das „permanente Tribunal" fungiren solle, fand von verschiedenen Seiten entschiedenen Widerspruch; insbesondere wurde deutscherseits betont, daß jenes permanente Bureau streng auf die Secretariatsgeschäfte beschränkt werden müsse und keine über die Bedeutung eines Secretariates hinausragende Bedeutung gewinnen, am allerwenigsten sich zu einer Centralstelle für die politischen Intriguen der Welt auswachsen dürfe.

Schließlich wurde die französische Anregung zwar angenommen und in einem Artikel formulirt, aber ohne jede Beziehung zum Haager Bureau des permanenten Tribunales. Art. 27 lautet: „Die Signatarmächte betrachten es als eine Pflicht („considèrent comme un devoir"), im Falle, daß ein schwerer

(„aigu") Conflict zwischen zweien oder mehreren von ihnen auszubrechen droht, diese daran zu erinnern, daß die „Cour permanente" ihnen offen steht („de rappeller à celles-ci que la C. p. leur est ouverte"). Sie erklären in Folge dessen, daß die Thatsache, daß den streitenden Parteien die Bestimmungen dieser Convention in Erinnerung gerufen werden, und der ihnen im höheren Interesse des Friedens gegebene Rath, sich an die „Cour permanente" zu wenden, immer nur als ein Act der guten Dienste aufgefaßt werden darf" („le conseil donné, dans l'intérêt supérieur de la paix, de s'adresser à la Cour permanente ne peuvent être considérés que comme actes de Bons Offices").

Bei der Berathung dieses Artikels in der Commission warf der serbische Vertreter Veljkovitsch die Frage auf: warum man dann nicht das obligatorische Schiedsgericht angenommen habe? Die in Art. 27 ausgesprochene „Pflicht" der Vertragsmächte sei doch auch eine Art obligatorischer Bindung zur Annahme eines Schiedsgerichtes. Auch der rumänische Vertreter Beldiman legte Verwahrung gegen jeden „obligatorischen" Charakter des Art. 27 ein, worauf der französische Delegirte d'Estournelles sofort erwiderte und den Sinn des Artikels in lebhaft bewegten Worten klarstellte. Die Polemik des serbischen Vertreters veranlaßte sodann das deutsche Mitglied des Comités zur Erklärung: „obligatorisches Schiedsgericht" und moralische Pflicht, für Aufrechthaltung des Friedens alles Mögliche zu thun, seien doch zwei wesentlich verschiedene Dinge; das obligatorische Schiedsgericht habe Deutschland abgelehnt, weil es die Menschheit einstweilen noch nicht als reif hierfür erachte; im Uebrigen werde Deutschland sich in seiner aufrichtigen Sorge um Erhaltung des Weltfriedens und seiner Pflege guter internationaler Beziehungen von keiner anderen Macht übertreffen lassen. Die Wirkung dieser deutsch gesprochenen kurzen Rede, die nur Bekanntes, ja gewissermaßen Selbstverständliches wiedergab, war eine sehr merkwürdige. Die lebhafte Zustimmung, die ihr folgte, bewies nicht nur, daß die große Mehrzahl der Conferenzmitglieder Deutsch verstand, sondern auch, welch' ungeheuren Werth man allenthalben in der Welt der sicheren und starken Friedenspolitik unseres Kaisers beilegt. In warmen, theilweise bis zu hohem oratorischen Pathos gesteigerten, aber auch vom Trugbild der blendenden Phrase theilweise nicht freien Reden spannen andere Redner den Friedensgedanken weiter, so besonders Holls (englisch), Odier, Bourgeois — vorher schon hatte Graf Nigra in diesem Sinne sich lebhaft geäußert —, so daß der von dem Serben Veljkovitsch entfesselte Friedenssturm die Sitzung zu einer geradezu dramatisch bewegten, jedenfalls zu einer der interessantesten der ganzen Conferenz machte. Das bei diesem Anlaß von englischen Zeitungen verkündete: „France and Germany hand in hand" war uns übrigens weder etwas Neues noch etwas Besonderes; während der ganzen Dauer der Conferenz waren die persönlichen und sachlichen Beziehungen der französischen und deutschen Delegirten die denkbar besten und angenehmsten, sowohl in gesellschaftlicher Hinsicht wie auf dem Arbeitsboden der Sitzungen.

VI. In formeller Beziehung kann die Schiedsgerichts-Convention durch eine schriftlich an die holländische Regierung zu richtende Mittheilung jeder

Zeit mit Wirkung nach Ablauf eines Jahres seit der an die niederländische Regierung gerichteten Mittheilung, von der alsbald auch den übrigen Signatarmächten Kenntniß zu geben ist, gekündigt werden (Art. 61). Die Kündigung hat nur Wirkung für die kündigende Macht. Die Convention findet nur Anwendung auf die Signatarmächte unter sich. Der Zutritt anderer als der Haager Conferenzmächte ist nicht, wie bei den übrigen Conventionen, einfach freigehalten, sondern die Bedingungen hierfür sollen später festgestellt werden; nur für die Haager Conferenzmächte bleibt der Beitritt durch eine an die niederländische Regierung zu richtende Mittheilung, von welcher den übrigen Signatarmächten Kenntniß zu geben ist, auch für die spätere Zeit offen (Art. 59, 60).

Diese Bestimmungen waren das Endergebniß langer und lebhafter, hauptsächlich hinter den Coulissen geführter Verhandlungen über den Beitritt des Papstes zu den Haager Conferenzbeschlüssen; Sprenggeschosse, Genfer Convention und Kriegsrecht sind für den Papst heute gegenstandslos; sein Eintritt in das im Haag geschaffene internationale Schiedsgerichtssystem würde enorme Bedeutung haben. Italien aber nahm in dieser Beziehung eine fest und unbedingt ablehnende Haltung ein und machte nur das Zugeständniß, daß die Frage als Gegenstand späterer Vereinbarung bezeichnet werden könne („formeront l'objet d'une entente ultérieure entre les Puissances contractantes").

In einer langen, in Descamps' Bericht mitgetheilten Rede verhüllt Asser den einen Punkt, um den in dieser Frage gestritten wurde, mit vielen Worten.

Die Einleitungsworte lauten nach Aufzählung der Staatsoberhäupter: „Beseelt von dem festen Willen, zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens beizutragen; entschlossen, mit allen ihren Kräften die friedliche Regelung internationaler Streitigkeiten zu begünstigen; in Anerkennung der Solidarität, die die Glieder der Gemeinschaft der civilisirten Staaten verbindet; in der Absicht, die Herrschaft des Rechtes auszubreiten und das Gefühl der internationalen Gerechtigkeit zu stärken; überzeugt, daß die dauernde Einrichtung einer Allen zugänglichen Schiedsgerichtsbarkeit im Schoße der unabhängigen Mächte wirksam zu diesem Resultate beizutragen vermag; in Anbetracht der Vortheile einer allgemeinen und regelmäßigen Einrichtung des Schiedsgerichtsverfahrens; in der gemeinsamen Ueberzeugung mit dem erhabenen Urheber der internationalen Friedensconferenz, daß es wichtig ist, in einer internationalen Vereinbarung die Grundsätze der Billigkeit und des Rechtes feierlich auszusprechen, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht" ꝛc.

Diese Eingangssätze rühren nicht vom Comité d'examen, sondern von dem Redactionscomité für die Finalacte her; verfaßt sind sie von Descamps. Man war früher gewohnt, in den „préambules" der Staatsverträge große blendende Phrasen, so besonders die Phrase vom ewigen Frieden, zu finden; auch heute ist diese Sitte oder Unsitte noch nicht überwunden. Die obige Einleitung, insoweit sie nicht selbstverständliche Wahrheiten in tönenden Worten wiedergibt, mag von diesem Standpunkt aus verstanden werden.

Aber es dient immer zur Verwirrung, in internationalen Dingen, die im letzten Ende alle, selbst wenn sie durch Staatsverträge festgelegt sind, politischen Charakter tragen, von „l'empire du droit" zu sprechen und damit die Vorstellung wachzurufen, als könnten jemals internationale Streitfragen in einen dem Civilrecht und Civilproceß analogen Rahmen gebracht werden. Das aber ist nicht nur eine Illusion, sondern eine gefährliche Illusion. Descamps weist in seinem Bericht hin auf den Unterschied der Schiedsgerichtsbarkeit im innerstaatlichen und im internationalen Leben; dort erscheine sie als eine Art Abänderung („dérogation") der regelmäßigen Gerichtsbarkeit; hier sei sie das einzige juristische Mittel der Fürsorge gegenüber dem Fehlen jeder Gerichtsbarkeit. Dem ist zu entgegnen: **Schiedsgerichtsbarkeit ist immer freiwillige Unterwerfung unter eine selbst geschaffene und insofern willkürliche Gerichtsbarkeit,** „arbitrage"; im innerstaatlichen Leben, weil der Staat dies gestattet, im internationalen Leben, **weil es Gericht und Richter über souveränen Staaten im juristischen Sinne nicht gibt und begrifflich nicht geben kann.** Insoweit aber Staaten sich freiwillig solcher gewillkürten Gerichtsbarkeit unterwerfen, begehen sie allerdings keine „abdication", sondern machen „un usage de la souveraineté", den Descamps als „éclairé" bezeichnen kann.

In einfacher und nüchterner Sprache drückt Art. 1 den Grundgedanken der ganzen Convention folgendermaßen aus: „In der Absicht, so viel als möglich kriegerische Verwicklungen unter den Staaten zu verhindern, kommen die Signatarmächte dahin überein, Alles aufzubieten, damit internationale Streitigkeiten friedlich erledigt werden — en vue de prévenir autant que possible le recours à la force dans les rapports entre les États, les Puissances signataires conviennent d'employer tous leurs efforts pour assurer le règlement pacifique des différends internationaux." Daß übrigens in dem Wort „conviennent" hier keine vertragsmäßige Verpflichtung, sondern nur „une promesse générale de bons efforts" liege, wurde bei der Berathung noch ausdrücklich von Beldiman und Descamps constatirt.

VII. Mehrere Staaten haben zu der Schiedsgerichts-Commission formelle Erklärungen abgegeben:

1. Rumänien zu den Artikeln 15, 16, 18 (s. den Inhalt unten S. 125); die Erklärungen wurden bei der Unterschrift der Convention wiederholt.

2. Die Türkei hat die Convention im Haag seiner Zeit nicht gezeichnet. In der Sitzung vom 25. Juli gab der erste Bevollmächtigte, Turkhan Pascha, folgende Erklärung ab:

„La délégation Ottomane, considérant que ce travail de la Conférence a été une œuvre de haute loyauté et d'humanité destinée uniquement à raffermir la paix générale en sauvegardant les intérêts et les droits de chacun, déclare au nom de son gouvernement adhérer à l'ensemble du projet qui vient d'être adopté aux conditions suivantes: 1. il est formellement entendu que le recours aux bons offices, à la médiation, aux commissions d'enquête et à l'arbitrage est purement facultatif et ne saurait en aucun cas revêtir un caractère obligatoire ou dégénérer en intervention; 2. le gouvernement impérial aura à juger lui-même des cas où ses intérêts lui per-

mettraient d'admettre ces moyens, sans que son abstention ou son refus d'y avoir recours puisse être considéré par les États signataires comme un procédé peu amical.

Il va de soi qu'en aucun cas les moyens dont il s'agit ne sauraient s'appliquer à des questions d'ordre intérieur."

Diese Erklärung ist von dem gleichen Geiste getragen wie der oben dargestellte Kampf der Balkan-Königreiche gegen die internationalen Untersuchungs-Commissionen.

3. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in der Plenarsitzung vom 25. Juli folgende Erklärung abgegeben:

„La délégation des États-Unis d'Amérique en signant la Convention pour le règlement pacifique des conflits internationaux, telle qu'elle est proposée par la Conférence internationale de la Paix, fait la déclaration suivante:

Rien de ce qui est contenu dans cette Convention ne peut être interprété de façon à obliger les États-Unis d'Amérique à se départir de leur politique traditionnelle, en vertu de laquelle ils s'abstiennent d'intervenir, de s'ingérer ou de s'immiscer dans les questions politiques ou dans la politique ou dans l'administration intérieure d'aucun État étranger. Il est bien entendu également que rien dans la Convention ne pourra être interprété comme impliquant un abandon par les États-Unis d'Amérique de leur attitude traditionnelle à l'égard des questions purement américaines."

Die Union hat damit in feierlicher Weise ihre Monroe-Doctrin gegenüber den Haager Conferenzbeschlüssen gewahrt.

VII. Die Convention zur friedlichen Regelung internationaler Streitfragen.

B. Specielles.

Die Einzelvorschriften der Convention beziehen sich auf vier Gruppen völkerrechtlicher Mittel zur friedlichen Erledigung von Staatsstreitigkeiten: gute Dienste und Mediation, die in einem Titel zusammengefaßt sind (Art. 2—8), internationale Untersuchungs-Commissionen (Art. 9—14) und Schiedsgerichte, deren Ordnung natürlich den weitaus größten Theil der Convention (Art. 15—57) bildet.

I. Gute Dienste und Mediation.

1. Die Signatarmächte kommen überein, in Fällen schwerer Meinungsverschiedenheit oder eines Streites, bevor sie zu den Waffen greifen, die guten Dienste oder die Mediation einer oder mehrerer befreundeter Mächte anzurufen („conviennent d'avoir recours"), insoweit dies die Umstände gestatten werden („en tant que les circonstances le permettront"). Dieser ganze Artikel 2, aus dem Pariser Friedensvertrag von 1856 entnommen, bietet absolut nichts Neues. Ueber die Erörterungen, die gleich bei Berathung dieses Artikels stattfanden, ist oben berichtet.

2. Unabhängig hiervon halten die Signatarmächte für nützlich („jugent utile"), daß eine oder mehrere Mächte, die am Streit unbetheiligt sind, den streitenden Staaten ihre guten Dienste oder Vermittlung anbieten, inso-

weit sich die Umstände hierfür darbieten („en tant que les circonstances s'y prêtent"). Dies Recht steht den unbetheiligten Staaten selbst während des Laufes der Feindseligkeiten zu. Seine Ausübung kann von den streitenden Theilen nie als ein unfreundlicher Act betrachtet werden („l'exercice de ce droit ne peut jamais être considéré — — comme un acte peu amical") (Art. 3). Die ausdrückliche Betonung des letzteren Gesichtspunktes veranlaßte Graf Nigra.

Das allgemeine Einverständniß der Commission darüber, daß auch die Zurückweisung von guten Diensten und Vermittlung nicht als „un acte peu amical" zu betrachten sei, wurde auf Anregung der Balkan-Königreiche ausdrücklich constatirt.

3. Die Wirkungen solcher Vermittlung sind in folgender Weise bestimmt: Die Aufgabe des Vermittlers besteht darin, die hervorgetretenen Gegensätze auszugleichen und die etwa entstandene Verstimmung zwischen den streitenden Theilen zu beschwichtigen (Art. 4); die Aufgabe des Vermittlers ist beendet, sobald festgestellt ist, sei es durch einen der streitenden Theile, sei es durch den Vermittler selbst, daß die von ihm vorgeschlagenen Mittel der Verständigung nicht angenommen werden (Art. 5); gute Dienste und Vermittlung jeder Art haben immer nur den Charakter eines Rathschlages und niemals irgend welche verbindliche Kraft („ont exclusivement le caractère de conseil et n'ont jamais force obligatoire", Art. 6); die Annahme der Vermittlung kann, anderweitige Vereinbarung vorbehalten, die Mobilisirung und andere Kriegsvorbereitungen weder unterbrechen noch verzögern, noch hemmen; findet sie nach Beginn der Feindseligkeiten statt, so nehmen diese ihren Fortgang, falls nichts Anderes vereinbart ist (Art. 7).

Die Vorschrift des Art. 7 entspricht der internationalen Praxis; auf Antrag des Grafen Nigra wurde sie ausdrücklich in der Convention ausgesprochen.

4. Ueber die Verbindung des Gedankens der guten Dienste mit der „Cour permanente" im Fall drohender schwerer internationaler Conflicte s. oben S. 116.

5. Zu diesen dem internationalen Recht und der Praxis bekannten Mitteln friedlicher Ausgleichung von Staatsstreitigkeiten wurde auf Antrag der Amerikaner noch ein weiteres, als „médiation spéciale" bezeichnetes hinzugefügt; der Gedanke beruht auf der Analogie der Secundantenthätigkeit beim Duell und ist für das Völkerrecht neu; die Signatarmächte empfehlen dies Mittel nur, falls die Umstände hierfür geeignet sind („sont d'accord pour recommander l'application dans les circonstances qui le permettent"); um eine vertragsmäßige Verpflichtung handelt es sich also hier nicht.

Art. 8 bestimmt hierüber Folgendes: Bei schweren Meinungsverschiedenheiten, die den Frieden gefährden, wählen die streitenden Theile je eine Macht, der sie die Sendung anvertrauen, in unmittelbare Verhandlung mit der betreffenden anderen Macht einzutreten zum Zwecke, den Bruch der friedlichen Zustände zu verhindern; während der Dauer dieses Mandates, die Mangels anderweitiger Bestimmung dreißig Tage nicht überschreiten darf, verzichten

die streitenden Theile auf jede unmittelbare Verhandlung über ihre Streitfrage; die Verhandlungen hierüber werden vielmehr ausschließlich durch die Vermittlungsmächte gepflogen, die sich alle Mühe geben sollen, die Streitfrage auszugleichen; kommt es zum wirklichen Abbruch der friedlichen Beziehungen, so bleiben jene Mächte doch mit der gemeinsamen Aufgabe betraut, jede Gelegenheit zu benützen, um den Frieden wieder herzustellen.

6. Zum Schluß der Berathung über diese Materien gab Serbien eine Verwahrung dahin ab, daß diese Mittel nur angewendet werden dürften „avec la réserve extrême qu'exige la nature délicate le ces démarches — — nous ne saurions jamais les accepter dans des formes et des circonstances telles qu'elles pourraient leur imprimer le caractère d'une intervention."

II. Internationale Untersuchungs-Commissionen.

1. Die Signatarmächte halten für nützlich, daß die streitenden Theile in internationalen Streitfragen, die weder die Ehre noch die wesentlichen Interessen des Staates betreffen („n'engageant ni l'honneur ni les intérêts essentiels"; der ursprüngliche Wortlaut war „intérêts vitaux", die Abschwächung in „essentiels" ist rumänischen Ursprunges) und auf einer verschiedenen Würdigung von Thatsachen beruhen („provenant d'une divergence d'appréciation sur des points de fait"), Untersuchungs-Commissionen einsetzen mit dem Auftrag, die streitigen Thatsachen durch eine unparteiische und gewissenhafte Untersuchung aufzuklären und dadurch die Lösung dieser Streitigkeiten zu erleichtern; Voraussetzung der Einsetzung solcher Untersuchungs-Commissionen ist, daß die Streitfragen auf diplomatischem Wege nicht haben erledigt werden können und daß die Umstände diese Einsetzung gestatten (Art. 9).

Die Schwierigkeiten, zu denen der russische Vorschlag dieser Commissionen führte, wurden oben charakterisirt; demgemäß wurde dem Antrag Oesterreichs bezw. der Balkan-Königreiche gemäß — die schließliche Redaction rührt von Rumänien her — dem Vorbehalt der Nationalehre und der wesentlichen Interessen des Staates noch die allgemeine Clausel: insofern es die Umstände gestatten, hinzugefügt, und das strengere „conviennent" in das farblose „jugent utile" verwandelt.

Die dermalige Wortfassung gestattet formell-rechtlich jedenfalls jedem Staate, jede derartige Commission abzulehnen, wenn er sie nicht will; politisch mag die Sache anders liegen. Der Werth solcher Commissionen nach der Fassung des Art. 9 und dem von Martens dargelegten Gedankengang ist unbestreitbar, auch in der Praxis des Völkerrechtes anerkannt; politische Zettelungen sind bei dem dermaligen Wortlaut der Bestimmungen wohl als ausgeschlossen zu betrachten, so weit man eben solche durch vorsichtige Wortfassung überhaupt ausschließen kann.

2. Das Rechtsverhältniß der Commission ist durch besondere Vereinbarung der betheiligten Mächte zu bestimmen, in der besonders die zu untersuchenden Thatsachen und die Befugnisse der Commission, sowie das Verfahren festzusetzen sind; die Untersuchung hat contradictorisch zu erfolgen; die zu beobachtende Form und Fristen werden, insoweit sie nicht durch die Specialconvention festgestellt sind, durch die Commission angeordnet (Art. 10). Diese Sätze sind ziemlich überflüssig, theils selbstverständlich, theils gegenstandslos.

3. Die Commissionen werden Mangels anderweitiger Vereinbarung in derselben Weise gebildet wie das Schiedsgericht: jeder der streitenden Theile ernennt zwei Commissare, diese wählen sich ihren Vorsitzenden (Art. 11 in Verbindung mit Art. 32, siehe hierüber unten S. 129).

4. Die Streittheile verpflichten sich, der Commission im weitesten Umfang, den sie für möglich halten („s'engagent à fournir — — dans la plus large mesure qu'Elles jugeront possibles"), alle nothwendigen Mittel und Erleichterungen zur vollständigen Kenntniß und genauen Feststellung der streitigen Thatsachen zu gewähren (Art. 12). Im russischen Entwurf lautete diese Verpflichtung ganz absolut; auf deutschen Antrag wurde der Staatsnothwendigkeit eventueller nothwendiger Geheimhaltung von Actenstücken durch die jetzige Fassung Rechnung getragen.

5. Die Commission erstattet den streitenden Theilen einen Bericht, den alle Mitglieder derselben zu unterzeichnen haben; der Bericht beschränkt sich auf die Feststellung der Thatsachen, hat demnach in keiner Weise den Charakter eines Schiedsspruches und läßt den streitenden Mächten volle Freiheit für die Ergreifung weiterer Maßregeln („une entière liberté pour la suite à donner à cette constatation").

III. **Internationale Schiedsgerichte** („de l'arbitrage international").

Der die Schiedsgerichte betreffende Titel zerfällt in drei Unterabschnitte; die beiden ersten behandeln — der Inhalt mag zunächst mit der französischen Ueberschrift bezeichnet werden, da die deutsche Uebertragung einer Erklärung bedarf — „la justice arbitrale" und „la Cour permanente d'arbitrage", der dritte umfaßt die Vorschriften über das schiedsrichterliche Verfahren.

A. De la justice arbitrale.

Dieses erste Capitel — von der Schiedsgerichtsbarkeit — versucht in Art. 15 bis 19 die Grundlagen des Systemes der Convention festzustellen.

1. An der Spitze hätte hier der Satz ausgesprochen werden müssen: die Schiedsgerichtsbarkeit ist, insoweit nicht durch anderweitige Specialconventionen ein Anderes bestimmt ist, **facultativ.** Kein Staat ist nach der Haager Convention **verpflichtet,** sich in irgend einer Frage einem Schiedsgericht zu unterwerfen.

Dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß durch Specialverträge, sei es bereits abgeschlossene, sei es künftig abzuschließende, eine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit, sei es allgemein, sei es für bestimmte Kategorien von Fällen, eingerichtet wird, und die Signatarmächte behalten sich ausdrücklich in Art. 19 vor, solche Verträge abzuschließen, insoweit sie die Absicht haben, die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit weiter auszudehnen („en vue d'étendre l'arbitrage obligatoire à tous les cas q'Elles jugeront possible de lui soumettre").

Der dermalige Umfang der Schiedsgerichtsbarkeit ist im Wesentlichen folgender — die Angaben sind der Zusammenstellung entnommen, die Descamps im Auftrage der Conferenz ausarbeitete —:

a. Folgende großen internationalen Verträge bestimmen schiedsrichterliche Entscheidung der aus ihnen sich ergebenden Streitfragen: die Congo-Acte vom 26. Februar 1885, Art. 55; die Brüsseler Antisklaverei-Acte vom 2. Juli 1890, Art. 53; der Berner Eisenbahn-Frachtvertrag vom 14. October 1890, Art. 57; der Weltpost-Vereinsvertrag vom 4. Juli 1891, Art. 23.

Das Deutsche Reich ist Mitcontrahent dieser vier großen Staatsverträge und hat dieselben im „Reichsgesetzblatt" publicirt.

b. Außerdem war für das Deutsche Reich schiedsrichterliche Entscheidung nur noch eventuell vorgesehen für die Streitfrage über die Walfisch-Bai in dem deutsch-englischen Staatsvertrage vom 1. Juli 1890, Art. 3 (abgedruckt Col. Bl. 1890, S. 120 ff.). Der Vorbehalt umfaßte zwei Jahre, ist also dermalen erledigt.

c. Oesterreich-Ungarn hat — außer den zu 1. genannten internationalen Verträgen — die Schiedsgerichtsclausel nur im Handelsvertrag mit Siam.

d. Frankreich hat außer den zu 1. genannten Verträgen keine Schiedsgerichtsclausel.

e. Das Gleiche gilt für Rußland.

f. England hat die Schiedsgerichtsclausel in den Handelsverträgen mit Italien, Uruguay, Griechenland, Mexico, sowie in einem Vertrag mit Portugal über einen modus vivendi in Ostafrika; außerdem in den oben zu a. genannten großen internationalen Verträgen, ausgenommen den Eisenbahn-Frachtvertrag.

g. Allgemeine Schiedsgerichtsverträge für Erledigung aller Streitigkeiten haben: 1. Italien mit Argentinien; 2. Belgien mit Hawaii, Venezuela, Ecuador, Siam und den beiden Boeren-Republiken von Südafrika; 3. Portugal und die Niederlande; 4. Spanien mit Venezuela, Ecuador, Columbien und Honduras.

h. In Handelsverträgen findet sich die Schiedsgerichtsclausel sehr häufig: 1. Italien hat dreizehn solcher Verträge, darunter mit Belgien, England und der Schweiz; 2. Norwegen mit Siam, Mexico, Spanien, Schweiz, Belgien, Chile, Portugal; 3. die Niederlande mit

Rumänien; 4. Belgien mit Italien, Griechenland, Dänemark, Schweden, Norwegen; 5. Griechenland mit Italien, England, Belgien; 6. Rumänien mit der Schweiz und den Niederlanden; 7. Schweden mit Siam, Mexico, Spanien, Belgien, Chile; 8. die Schweiz mit Hawaii, San Salvador, Transvaal, Ecuador, Congostaat, Italien, Rumänien, Norwegen.

1. Ferner findet sich die Schiedsgerichtsclausel noch in Consularverträgen zwischen Italien — Rumänien, Griechenland; endlich in Auslieferungsverträgen zwischen Italien — Montenegro und Uruguay.

2. In jedem Falle bedarf es für Einsetzung eines Schiedsgerichtes noch eines besonderen Schiedsvertrages („compromis").

Ein Schiedsvertrag liegt auch in der Thatsache der gemeinsamen Anrufung der sogenannten Cour permanente (s. unter C.).

3. Immer aber enthält der Schiedsvertrag als nothwendigen Inhalt die Verpflichtung, daß die Parteien sich gutgläubig dem Schiedsspruch unterwerfen („implique l'engagement de se soumettre de bonne foi à la sentence arbitrale") (Art. 18).

Dagegen wurde der Anregung des Grafen Nigra, in die Convention Bestimmungen über den Vollzug der Schiedssprüche aufzunehmen, in Folge unbedingten deutschen Widerspruches keine weitere Folge gegeben.

4. Die Art. 15 und 16 enthalten allgemeine Grundsätze. Ersterer lautet: Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit hat zum Zweck die Erledigung von Streitigkeiten zwischen den Staaten durch Richter ihrer Wahl und auf der Grundlage der Achtung des Rechtes; der letztere: In den Fragen juristischer Art („dans les questions d'ordre juridique") und in erster Linie in der Frage der Interpretation oder Anwendung von Staatsverträgen ist die Schiedsgerichtsbarkeit durch die Signatarmächte als das wirksamste und zugleich billigste („le plus équitable") Mittel anerkannt, Streitigkeiten zu erledigen, die auf diplomatischem Wege nicht haben zur Erledigung gebracht werden können. Descamps in seinem Bericht nannte dies: „la paix juridique entre les États." beruhend auf „la conscience juridique des peuples civilisés."

Gegen diese allgemeinen Sätze wird im Allgemeinen auch nichts einzuwenden sein; für Feststellung des Inhaltes von Staatsverträgen rein wirthschaftlich-technischer Natur werden Schiedsgerichte in der Regel geeignet sein. Aber in den Worten „respect du droit" und „d'ordre juridique" liegt eine Ueberschätzung des formalen Rechtes für Erledigung internationaler Streitigkeiten. Das Rechtsgefühl wird für Entscheidung solcher Streitigkeiten gewiß immer seine hohe Bedeutung haben und in manchen Fällen sicher den Weg weisen. Staatsverträge können eine festere Grundlage bieten; aber die Begriffe „Recht" und „Rechtsordnung" im Sinne des festen Rechtssatzes und Rechtszwanges des innerstaatlichen Rechtes werden im internationalen Staatsleben immer versagen. Von dem, ich will gerne zugeben: Idealismus des Gedankens, als ließen sich die Begriffe „Recht", „Rechtsordnung", „Urtheil" aus dem nationalen Staatsleben einfach auf das internationale Staatsleben übertragen, sind

jene oben mitgetheilten Art. 15 und 16 beherrscht, ist auch der gelehrte Bericht des verehrungswürdigen Belgiers Descamps getragen, wie er ja auch die meisten deutschen und außerdeutschen Lehrbücher des Völkerrechtes kennzeichnet.

Von einer formellen Verpflichtung ist in Art. 15 in keiner Weise die Rede. Rumänien hielt für nöthig, nach dieser Richtung noch eine ausdrückliche Verwahrung zu Protokoll zu geben. Zu Art. 16 erklärte Rumänien gleichfalls zu Protokoll, daß es keinerlei Schiedsgerichtsbarkeit für Streitfragen aus der Zeit vor Abschluß dieser Convention anzunehmen entschlossen sei.

B. Die freie Schiedsgerichtsbarkeit („juridiction spéciale d'arbitrage").

An die allgemeinen Grundsätze über Schiedsgerichtsbarkeit schließt sich in der Convention sofort der Abschnitt: „de la Cour permanente". Bei näherer kritischer Erwägung erscheint dies als ein systematischer Fehler, der in erster Linie veranlaßt war dadurch, daß in den Erörterungen, ja geradezu im Leben der Conferenz jener Gedanke der „Cour permanente" zu einem Mittelpunkt geworden war. Die Vertreter derjenigen Staaten, denen die „Cour permanente" nicht zu diesem beherrschenden Mittelpunkte werden durfte, würden in der That einer schweren Pflichtvergessenheit geziehen werden müssen, wenn jener systematische Fehler zu materiellen Folgen geführt hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall; die Folgen sind lediglich formeller Natur: sie beschränken sich auf eine gewisse Unklarheit und scheinbare Widersprüche; freilich ist auch dies ein Fehler, aber kein solcher, der schwerwiegende Staatsinteressen gefährdet, der somit, wenn man die Gesammtsituation zu würdigen Willens ist, als entschuldbar anerkannt werden dürfte.

1. An die Spitze der Vorschriften über die Bildung von Schiedsgerichten vor die Sätze über die „Cour permanente" hätte der Grundsatz gestellt werden müssen: In allen Fällen, die sie schiedsrichterlich zur Entscheidung gebracht wissen wollen, haben die Staaten nach wie vor die volle Freiheit, entweder ein Schiedsgericht ganz nach ihrem Ermessen zu bilden („pour l'établissement d'une juridiction spéciale") oder sich an die „Cour permanente" zu wenden (Art. 21).

In einer die völkerrechtlichen Schiedsgerichte grundsätzlich behandelnden Convention mußte nothwendiger Weise dieser Gedanke auch eine weitere Entwicklung finden. Diese ist ihm in der Haager Convention auch geworden; aber die einschlägigen Vorschriften sind in systematisch unrichtiger und unzulässiger Form in das Capitel über das schiedsrichterliche Verfahren eingestellt und scheinen somit äußerlich einen Widerspruch zu enthalten gegenüber einigen im vorangestellten Capitel: „de la Cour permanente" enthaltenen Vorschriften.

Der Sinn der Convention aber ist unbedingt der: In erster Linie besteht volle Freiheit der Staaten, Schiedsgerichte zu bilden, wo und wie sie wollen; wenn die Staaten aber von dieser Freiheit keinen Gebrauch machen, so treten als subsidiäre Vorschrift die Regeln über die „Cour permanente" ein. Selbstverständlich bedarf auch die Bildung von besonderen Schiedsgerichten eines vorher abgeschlossenen Schiedsvertrages („compromis") gemäß Art. 31.

Die oben dargelegte Auffassung über den subsidiären Charakter der „Cour permanente" muß trotz der Fassung des Art. 21: „la Cour permanente sera compétente pour tous les cas d'arbitrage, à moins qu'il n'y ait entente entre les Parties pour l'établissement d'une juridiction spéciale" aufrecht erhalten werden; ja, sie wäre selbst dann richtig, wenn der Antrag des Grafen Macedo (Portugal) angenommen worden wäre, die Jurisdiction der „Cour permanente" als Regel zu erklären. Denn auch dann würde immer noch die Freiheit der Staaten, eine andere Art der Schiedsgerichtsbarkeit zu wählen, unbeschränkt sein.

2. Im Verfolg dieses Gedankens bestimmt Art. 32: Die schiedsrichterlichen Functionen können einem einzigen Schiedsrichter übertragen werden oder einem schiedsrichterlichen Collegium; die Mitglieder dieses letzteren können die Parteien ganz nach ihrem Belieben bestimmen („désignés par les Parties à leur gré"), können sie aber auch aus den Mitgliedern der „Cour permanente" entnehmen. Auch im letzteren Falle bleiben die Parteien an sich völlig frei in der Art der Bildung des Schiedsgerichtes und nur für den Fall, daß die Parteien hierüber keine Vereinbarung getroffen haben, tritt für die Bildung des Schiedsgerichtes die eventuelle Regel ein, die die Convention für Bildung von Schiedsgerichten aus der „Cour permanente" gibt (Art. 32 in Verb. mit Art. 24).

3. Die Ordnung des Verfahrens steht den Parteien frei; wenn ein Souverän oder Staatsoberhaupt Schiedsrichter ist, bedarf es immer einer solchen besonderen Regelung des Verfahrens (Art. 33). Andernfalls sind die subsidiären Regeln der Convention maßgebend.

4. Ist ein Schiedsrichtercollegium berufen, so ist, Mangels anderweitiger Vereinbarung, der „surarbitre" Vorsitzender „de droit"; enthält aber das Collegium keinen „surarbitre", so wählt es sich einen Vorsitzenden (Art. 34).

5. Der Sitz des Schiedsgerichtes wird durch die Parteien bestimmt. Mangels solcher Bestimmung tritt die subsidiäre Regel der Convention ein, welche für die aus der „Cour permanente" gebildeten Schiedsgerichte gilt: der Sitz ist im Haag (Art. 36 Abs. 1). Ausdrücklich ist das ständige Bureau durch die Convention angewiesen, den Signatarmächten auch für derartige besondere Schiedsgerichte seine Localitäten und seine Einrichtungen zur Verfügung zu stellen (Art. 26 Abs. 1). Der einmal festgestellte Gerichtssitz kann vom Schiedsgericht nur im Fall höherer Gewalt („force majeure") geändert werden; sonst nur mit Zustimmung der Parteien (Art. 36).

6. Stirbt ein Schiedsrichter oder legt er sein Amt nieder oder ist er aus irgend welchem Grunde verhindert, so wird er ersetzt nach dem gleichen Modus, nach welchem der zu Ersetzende berufen war (Art. 35).

Die Artikel 32, 33, 34, 36 der Convention beziehen sich somit nicht auf das schiedsrichterliche „Verfahren", sondern auf die besondere, außerhalb der „Cour permanente" bestehende Schiedsgerichtsbarkeit; Artikel 35 gehört dieser wie jener an. Diese Artikel hätten somit einen besonderen Abschnitt: „de la juridiction spéciale d'arbitrage" bilden sollen.

C. „De la Cour permanente d'arbitrage".

1. Für die von ihm in Vorschlag gebrachte dauernde Organisation der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit hatte Sir Julian Pauncefote die Bezeichnung gebraucht: „tribunal permanent". Hiergegen wurde deutscherseits Widerspruch erhoben, auch nachdem das Princip einer dauernden derartigen Organisation zugegeben war, weil jene Bezeichnung viel zu sehr die Vorstellung eines dauernden obersten Weltgerichtshofes erwecke — eine Vorstellung, die ebenso falsch wie gefährlich sei. Man einigte sich schließlich auf die Bezeichnung „Cour", der der Gedanke des „Gerichtes" nicht so ausschließlich anhafte und die nach Analogie des englischen „court" gebraucht werden könne für Organisationen, deren Mitglieder nicht dauernd oder vielleicht niemals vereinigt seien. Aber auch gegen die Bezeichnung „Cour" wurde deutscherseits die Verwahrung eingelegt, daß sie zu dem Mißverständniß eines wirklichen dauernden Weltgerichtes führen könne, während es sich doch nur um die Elemente einer Organisation handle, aus denen im einzelnen Fall ein Schiedsgericht gebildet werden könne. Diesem Sinn in der deutschen Uebersetzung der Convention Ausdruck zu geben, wurde ausdrücklich vorbehalten.

Der Gedanke dieser „Cour permanente" wurde in Art. 20 folgendermaßen entwickelt: „In der Absicht, die unmittelbare Anrufung der Schiedsgerichtsbarkeit für internationale Streitfragen, die auf diplomatischem Wege nicht haben erledigt werden können, zu erleichtern, verpflichten sich die Signatarmächte, eine „Cour permanente d'arbitrage" einzurichten, die jeder Zeit zugänglich ist und, vorbehaltlich anderweitiger Vereinbarung, nach den in dieser Convention enthaltenen Proceßregeln verfahren soll."

Diese „Cour permanente" besteht: a) aus einer dauernden Richterliste, aus der im einzelnen Fall das Tribunal gebildet werden kann; b) aus einem ständigen Secretariat im Haag und c) aus einem diplomatischen Aufsichtsrath, gleichfalls im Haag.

2. Die Grundlage der „Cour permanente" bildet die dauernde Schiedsrichterliste. Diese wird in folgender Weise gebildet: Jede Vertragsmacht ernennt binnen 3 Monaten nach Ratification der Convention bis zu vier Personen von anerkannter Kenntniß des internationalen Rechtes, die sich der höchsten moralischen Anerkennung erfreuen und bereit sind, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Die Zahl „bis zu vier" wurde, nicht ohne starken Widerspruch, auf deutschen Antrag angenommen. Die Staatsangehörigkeit des Staates, der sie ernannt hat, brauchen die Schiedsrichter nicht zu be-

sitzen. Diese Liste der „membres de la Cour“ wird durch das Secretariat (s. Ziffer 3) den Signatarmächten zugestellt, ebenso wie diesen jede Veränderung der Liste mitgetheilt werden muß. Zwei oder mehrere Mächte können sich auch auf die Ernennung eines oder mehrerer Schiedsrichter vereinigen, ebenso wie eine Person unabhängig von verschiedenen Mächten ernannt werden kann. Das Mandat dauert 6 Jahre und kann erneuert werden. Im Falle von Tod oder Mandatsniederlegung erfolgt entsprechende Ergänzung der Liste (Art. 23). Der amerikanische Antrag, die Schiedsrichter sollten durch den obersten Gerichtshof des betreffenden Staates ernannt werden, wurde abgelehnt.

3. Als Gerichtsschreiberei dient ein ständiges internationales Bureau, das im Haag niedergesetzt wird; dieses Bureau hat den erforderlichen Schriftwechsel unter den Staaten zu führen; es hat die Verwahrung der Acten und Archivalien und besorgt seine Verwaltungsgeschäfte. Zugleich soll dasselbe eine Art wissenschaftlicher Centralstelle für Information über internationales Schiedsgerichtswesen bilden; zu diesem Zwecke verpflichten sich die Signatarmächte, dem Bureau mitzutheilen alle von ihnen abgeschlossenen Schiedsgerichtsverträge, alle sie betreffenden anderweit gefällten Schiedssprüche, alle Gesetze, Reglements oder Urkunden, die den Vollzug von Schiedssprüchen betreffen (Art. 22). Die Kosten des Bureaus tragen die Mächte nach dem gleichen Verhältniß wie die Kosten des ständigen Bureaus des Weltpostvereins (Art. 29).

4. Die Leitung des und Aufsicht über das permanente Bureau führt ein Verwaltungsrath, gebildet aus den im Haag accreditirten, wenn auch nicht dort residirenden Gesandten der Vertragsmächte unter Vorsitz des holländischen Ministers des Auswärtigen; dieser Verwaltungsrath soll gebildet werden, sobald wenigstens neun Mächte die Convention ratificirt haben. Der Verwaltungsrath besorgt die Errichtung und Einrichtung des Bureaus, theilt auch den Mächten das Inslebentreten der „Cour permanente“ mit („notifiera aux Puissances la constitution de la Cour et pourvoira à l'installation de celle-ci“); er erläßt sein Reglement, sowie die sonstigen erforderlichen Reglements; entscheidet Verwaltungsfragen, die sich etwa in Bezug auf die Thätigkeit der „Cour“ erheben könnten; hat die Befugniß, die Beamten und Angestellten des Bureaus zu ernennen, zu suspendiren, zu entlassen; bestimmt die Gehaltsbezüge („les traitements et salaires“) und beaufsichtigt die ganze Geldwirthschaft („contrôlera la dépense générale“).

Die Anwesenheit von fünf Mitgliedern genügt zur Fassung gültiger Beschlüsse in geschäftsordnungsmäßig berufenen Sitzungen („dans les réunions dûment convoquées suffit pour permettre au Conseil de délibérer valablement“); die Beschlüsse werden mit Stimmenmehrheit gefaßt.

Der Verwaltungsrath theilt den Mächten ohne Verzug die von ihm angenommenen Reglements mit; er erstattet ihnen alljährlich einen Generalbericht über die Arbeiten „de la Cour“, über die gesammte Verwaltung und über die Ausgaben.

Diese Vorschriften des Art. 28 sind das Ergebniß einer längeren interessanten Verhandlung; in ihren Einzelheiten haben sie keine erhebliche Bedeutung. Von englisch-amerikanischer Seite war geltend gemacht: ein Verwaltungs- und Aufsichtsrath sei bei einer derartigen Einrichtung nothwendig. Anregungen von anderer Seite mahnten, der Gefahren nicht zu vergessen, die eine derartige dauernde Organisation der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit in ihrem Schoße bergen könne, so wenn eine feierliche Eröffnungssitzung des Weltgerichtes in Vorschlag gebracht oder wenn beantragt wurde, das ständige Bureau im Haag solle als Centralinstanz der Präventivintervention dienen, wenn auch nur gewissermaßen „automatisch", wie dies die Franzosen zuerst für Ausführung ihres Art. 27 (s. oben) wollten. So kam man dazu, den englisch-amerikanischen Gedanken des Verwaltungsrathes zu verbinden mit dem Gedanken einer diplomatischen Aufsicht, an der sämmtliche durch Gesandte im Haag vertretene Staaten betheiligt seien und die ihnen allen die Garantie der vollständigen Kenntniß der Thätigkeit des permanenten Bureaus vermittele; durch seinen Gesandten vermag dann jeder Staat dahin zu wirken, daß die ganze „Cour permanente" und besonders das ständige Bureau die ihm durch die Convention gezogenen Schranken einhält und aus dem Secretariat nicht eine Centralinstanz für die politischen Intriguen der Welt werde, die, statt den Frieden zu fördern, ihn nur schädigen und gefährden würde.

5. Auf der Grundlage der zu 2 bezeichneten dauernden Schiedsrichterliste wird sodann, falls die Parteien nichts Anderes vereinbart haben, im einzelnen Falle das Schiedsgericht, „tribunal", gebildet, das, wieder falls die Parteien nicht anders bestimmen, im Haag seinen Sitz hat; das Schiedsgericht selbst kann seinen Sitz nur verlegen im Falle zwingender Noth („sauf le cas de force majeure"). Als Regel — immer unter dem Vorbehalt, daß die Parteien jeder Zeit Anderes bestimmen können — ordnet die Convention für die Besetzung des Schiedsgerichts Folgendes an: Jede Partei wählt zwei Schiedsrichter und diese wählen gemeinsam ein fünftes Mitglied, „surarbitre", das den Vorsitz führt; können die Schiedsrichter sich nicht einigen, so bestimmen sie gemeinsam eine dritte Macht, die dann den „surarbitre" ernennt; können sie sich auch darüber nicht einigen, so bestimmt jede Partei eine Macht, und diese wählen dann gemeinsam den „surarbitre" (Art. 24 Abs. 1–5). Versagt auch dieses Mittel, so gibt die Convention keine weitere Vorschrift.

Diese Bildung des Tribunales vollzieht sich lediglich unter den streitenden Parteien. Bis zum Zusammentritt des Schiedsgerichtes sind die Schiedsrichter lediglich Mandatare ihrer Regierungen. Erst wenn das Schiedsgericht gebildet ist („le tribunal étant ainsi composé"), wird dies, zugleich mit den Namen der Schiedsrichter, dem Bureau im Haag mitgetheilt; das Schiedsgericht tritt dann an dem von den Parteien bestimmten Zeitpunkt im Haag bezw. an dem von den Parteien bestimmten Ort zusammen (Art. 24 Abs. 6 und 7).

6. Stirbt ein Schiedsrichter oder legt er sein Amt nieder oder ist er behindert, es auszuüben, so wird an seiner Stelle in der gleichen Weise, wie er selbst bestellt war, ein Anderer ernannt (Art. 35).

Nach dem russischen Entwurf sollte in diesem Falle das Schiedsverfahren zu Ende sein; man einigte sich jedoch nach längerer Verhandlung auf obigen Modus.

7. Die aus der permanenten Liste entnommenen Schiedsrichter genießen, solange sie in Thätigkeit sind und außerhalb ihres Heimathlandes sich befinden, die diplomatischen Privilegien und Immunitäten („les membres de la Cour, dans l'exercice de leurs fonctions et en dehors de leur pays, jouissent des privilèges et immunités diplomatiques"), analog den auswärtigen Gesandten und den einer ständigen Gesandtschaft beigegebenen Beamten (Art. 24 Abs. 8).

8. Schiedsrichter in Function können während dieser Zeit nicht zugleich Agenten oder Advocaten einer Partei vor einem anderen Schiedsgericht sein.

Dies ist zwar nicht in der Convention selbst ausgesprochen, aber auf Anregung der amerikanischen Delegirten Seth-Low und Holls ausdrücklich durch den Berichterstatter zu Protokoll erklärt.

9. Aus der ständigen Liste können in der durch die Reglements vorgeschriebenen Weise Schiedsgerichte gebildet werden („la juridiction de la Cour permanente peut être étendue") auch für Streitigkeiten zwischen Nicht-Signatarmächten, sowie zwischen Signatar- und Nicht-Signatarmächten, wenn die Parteien sich hierüber vertragsmäßig geeinigt haben („si les Parties sont convenues de recourir à cette juridiction") (Art. 26 Abs. 2).

D. Das Verfahren vor dem Schiedsgericht („de la procédure arbitrale").

Uebereinstimmende Regeln des Verfahrens bestanden bis jetzt nicht. Aber man muß Descamps zustimmen: „plus les arbitrages se multiplient, plus se révèle le besoin de semblables dispositions." Verschiedene Entwürfe liegen bereits vor, insonderheit ein solcher des Institut de droit international. Der von Martens verfaßte russische Entwurf, der die Grundlage der jetzigen Convention bildet, regelte auch das Verfahren in dem großen englisch-venezuelanischen Schiedsgericht, welches während der Conferenz unter Vorsitz von Martens in Paris tagte.

1. Auch hier gilt in erster Linie das Princip der vollen Freiheit der Parteien; die Vorschriften der Convention — „en vue de favoriser le développement de l'arbitrage" — sind nur anwendbar, wenn die Parteien sich nicht über andere Regeln des Verfahrens geeinigt haben (Art. 30). Dies gilt auch für Schiedsgerichte, die aus der „Cour permanente" entnommen sind, insbesondere aber ist ein Souverän oder Staatsoberhaupt, der zum Schiedsrichter gewählt ist, völlig frei, das Verfahren nach seinem Ermessen zu regeln (Art. 33); „la volonté des Parties litigantes pourra toujours les dominer, les modifier, s'en affranchir; elles ne régiront les points dont elles s'occupent que pour le cas et dans la mesure où les États n'auront point disposé autrement."

2. Für jedes einzelne Schiedsgerichtsverfahren schließen die Parteien eine Specialvereinbarung („compromis") ab, welche zu enthalten hat a) eine kurze Feststellung („nettement déterminé") des Streitgegenstandes, b) die Feststellung des Umfanges der Vollmachten der Schiedsrichter, c) die Verpflichtung, sich in gutem Glauben dem Schiedsspruch zu unterwerfen (Art. 31). Ueber den Umfang seiner Competenz, die sich aus dem Compromiß ergibt, entscheidet sodann das Schiedsgericht selbst durch Interpretation des Compromisses und aller etwa sonst einschlägigen Staatsverträge in Anwendung der Principien des Völkerrechtes (Art. 48). Ein unlösbarer Conflict kann sich freilich hier dadurch ergeben, daß eine Partei nicht übereinstimmt mit derjenigen Interpretation, die das Schiedsgericht dem Schiedsvertrag gegeben hat. Eine derartige Erklärung einer der Streitparteien macht dem Schiedsverfahren ein unbedingtes und juristisch nicht zu bestreitendes Ende.

3. Die Parteien können Bevollmächtigte oder Specialagenten zur Verhandlung unter einander und mit dem Schiedsgericht ernennen, ebenso Advocaten oder Anwälte zur Vertretung ihrer Rechte und Interessen vor dem Schiedsgericht (Art. 37). Diese können mündlich dem Schiedsgericht Alles vortragen, was sie zur Vertheidigung ihrer Sache für zweckdienlich erachten (Art. 45).

4. Die Sprachen, in denen verhandelt wird, bestimmt das Schiedsgericht (Art. 38).

5. Das Verfahren umfaßt in der Regel zwei Abschnitte: die Beweisaufnahme („l'instruction") und die Verhandlung („les débats"). Die Beweisaufnahme besteht in dem Vortrag vor dem Gericht und der anderen Partei über alle gedruckten oder geschriebenen Actenstücke und über alle Urkunden, die für die Entscheidung bedeutsam sind („de tous documents contenant les moyens invoqués dans la cause"); für die Verhandlung bestimmt das Schiedsgericht Form und Fristen (Art. 39). Jedes vorgebrachte Actenstück („pièce") muß auch der Gegenpartei mitgetheilt werden (Art. 40).

6. Die Verhandlung dient zur mündlichen Entwicklung des Standpunktes der Parteien; sie wird geleitet vom Vorsitzenden und ist öffentlich, wenn ein mit Zustimmung der Parteien gefaßter Gerichtsbeschluß dies anordnet; über die Verhandlung wird ein Protokoll geführt, das allein authentischen Charakter hat; die Secretäre, denen dies obliegt, ernennt der Präsident (Art. 41).

7. Nach Schluß der Beweisaufnahme kann das Schiedsgericht („a le droit") alle neuen Actenstücke und Urkunden von der Verhandlung ausschließen, wenn eine Partei ohne Zustimmung der anderen solche vorlegen will (Art. 42).

Ueber diesen Artikel fand eine lebhafte Verhandlung statt. Von der einen Seite, besonders von Martens, wurde geltend gemacht: das Gericht müsse die Möglichkeit haben, einer Verschleppung der Verhandlung ins Endlose durch immerwährende Production neuer, vielleicht ganz werthloser Actenstücke ein Ende zu machen; von der anderen Seite wurde ausgeführt: das, worauf es ankomme, in einem Staatenstreit in noch viel höherem Maße als in einem Streite des Privatrechts, sei die Feststellung der objectiven Wahrheit; damit vertrage sich aber die Ausschließung neuer Beweismittel nicht. Schließlich

wurde der obige Artikel zugegeben, nachdem durch Aufnahme des Rechtsmittels der Revision (s. unten Ziff. 14) dem anderen Standpunkt in genügender Weise Rechnung getragen worden war.

Im Uebrigen hat das Schiedsgericht volle Freiheit, alle neuen Actenstücke und Urkunden in Betracht zu ziehen, auf welche die Vertreter der Parteien sein Augenmerk lenken; das Schiedsgericht kann auch die Vorlage solcher Actenstücke und Urkunden fordern („a le droit de requérir"), unbeschadet der Verpflichtung, auch der Gegenpartei davon Kenntniß zu geben; auch von sich aus kann das Schiedsgericht von den Vertretern der Parteien die Vorlage aller Urkunden und die Ertheilung aller erforderlichen Auskünfte verlangen (Art. 43 und 44). Dieser processualischen Befugniß des Gerichtes entspricht jedoch keine Verpflichtung der Parteien; vielmehr wird die Verweigerung der Vorlage lediglich zu den Acten constatirt („en cas de refus le tribunal en prend acte").

8. Im ganzen Laufe der Verhandlungen können die Mitglieder des Schiedsgerichtes an die Vertreter der Parteien Fragen stellen und von ihnen die Aufklärung zweifelhafter Punkte verlangen; aber weder die gestellten Fragen noch die gemachten Bemerkungen dürfen irgendwie als Ausdruck der Meinung des Schiedsgerichtes oder seiner Mitglieder aufgefaßt werden (Art. 47).

9. Die Vertreter der Parteien haben das Recht, Zwischenpunkte und Proceßeinreden geltend zu machen („de soulever des exceptions et des incidents"); die Entscheidungen des Schiedsgerichtes über solche Punkte sind endgültig und können keine Veranlassung zu späteren Erörterungen geben (Art. 46).

10. Das Schiedsgericht erläßt die proceßleitenden Verfügungen („a le droit de rendre des ordonnances de procédure pour la direction du procès"), bestimmt Formen und Fristen für die Handlungen der Parteien und gibt überhaupt alle das Beweisverfahren betreffenden Vorschriften. Nachdem die Vertreter der Parteien ihr gesammtes Material dem Schiedsgerichte unterbreitet haben, verfügt der Präsident den Schluß der Verhandlung (Art. 49 u. 50).

11. Die Berathungen des Schiedsgerichtes sind geheim („ont lieu à huis clos"); die Beschlüsse werden mit Stimmenmehrheit gefaßt; weigert sich ein Mitglied, seine Stimme abzugeben, so muß dies zu Protokoll genommen werden (Art. 51).

12. Der mit Mehrheit gefällte Schiedsspruch ist mit Entscheidungsgründen zu versehen („est motivée"). Dagegen kämpfte Martens: es sei dies eine schwere Gefährdung der ganzen Schiedsgerichtsbarkeit; nicht selten werde der Schiedsrichter aus höheren Rücksichten gar nicht in der Lage sein, seine Gründe öffentlich anzugeben. Darauf wurde von mehreren Seiten entgegnet: dieser Gedanke widerspreche dem Begriff der Rechtsprechung, auch der schiedsrichterlichen; in Fällen, wo höhere Rücksichten dies erwünscht machen, könnten ja die Gründe ganz kurz gehalten sein.

Der Schiedsspruch ist schriftlich auszufertigen und von sämmtlichen Mitgliedern des Schiedsgerichtes zu unterzeichnen, wobei die bei der Beschlußfassung in der Minderheit Gebliebenen dies ausdrücklich zu ihrer Unterschrift vermerken können (Art. 52).

Der Schiedsspruch wird in öffentlicher Sitzung in Gegenwart oder nach gehöriger Berufung der Parteivertreter verkündigt (Art. 53).

13. Der Schiedsspruch, der in dieser Weise verkündigt und für die Parteivertreter ausgefertigt ist, entscheidet den Streit endgültig und ohne Berufung („sans appel"). Seine Rechtskraft erstreckt sich an sich nur auf die Parteien, die den Schiedsvertrag abgeschlossen haben; handelt es sich jedoch bei dem Streit um die Auslegung eines Staatsvertrages, an dem mehrere Staaten betheiligt sind, so kann jede der Vertragsmächte, denen der abgeschlossene Schiedsvertrag mitzutheilen ist, als Proceß-Intervenient in das Verfahren eintreten, was zur Rechtsfolge hat, daß die gefällte Entscheidung auch für sie rechtliche Wirkung hat („l'interprétation contenue dans la sentence est également obligatoire à leur égard") (Art. 54 und 56). Die letztere, sehr zweckmäßige Vorschrift beruht auf einer dankenswerthen Anregung von Asser.

14. Berufung gegen einen Schiedsspruch gibt es nicht, wohl aber wurde auf amerikanischen Antrag nach lebhaften Redekämpfen die Revision zugelassen.

Mit größter Entschiedenheit bekämpfte Martens in einer längeren Rede auch den Gedanken der Revision, lebhaft unterstützt von Descamps; weder Berufung noch Revision könne zugelassen werden; beides widerspreche dem Begriff der völkerrechtlichen Schiedsgerichtsbarkeit, es handle sich geradezu um eine Lebensfrage dieser Institution; mit dem Schiedsspruch müsse die Sache ein für allemal zu Ende sein. Martens erklärte geradezu: „Cette idée de révision est le coup le plus funeste, qu'on puisse porter à l'idée de l'arbitrage." Der Redekampf endete mit dem Siege der materiell begründeten amerikanischen Ansicht gegenüber der rein formal-juristischen russischen Anschauung. Für die Revision traten Holls in längerer Ausführung, ferner Asser und Graf Nigra ein.

Art. 55 bestimmt: Die Parteien können sich im Schiedsvertrag vorbehalten, eventuell die Revision des Schiedsspruches zu verlangen; im Schiedsvertrag ist in diesem Falle zugleich die Revisionsfrist („le délai dans lequel la demande de révision doit être formée") zu bestimmen; der amerikanische Antrag hatte eine feste dreimonatliche Frist vorgeschlagen. Der Antrag muß, anderweitige Vereinbarung vorbehalten, an das Schiedsgericht gestellt werden, das den Spruch gefällt hat. Er kann nur begründet werden mit der Entdeckung einer neuen Thatsache, die bei Schluß der Verhandlung dem Schiedsgericht und der Revisionspartei („la Partie qui a demandé la révision") unbekannt war, und die der Art ist, daß sie auf das Urtheil einen entscheidenden Einfluß hätte ausüben müssen („qui eût été de nature à exercer une influence décisive sur la sentence"). Die Entscheidung des Schiedsgerichtes, durch welche das Revisionsverfahren eröffnet wird, muß ausdrücklich feststellen a) die Existenz der neuen Thatsache, b) daß sie den oben bezeichneten Charakter trage, und c) daß demgemäß der Revisionsantrag begründet sei („déclarant à ce titre la demande recevable").

Die Revision ist somit nur unter den allerstrengsten formellen und materiellen Cautelen zugelassen und durch Aufstellung solcher den Martens'schen

Bedenken in weitestem Umfange Rechnung getragen. Das Rechtsmittel ist Revision, nicht Berufung: es bringt die Sache nicht vor die bessere juristische Einsicht einer höheren Instanz, sondern ergänzt lediglich das Material der einzigen entscheidenden richterlichen Instanz durch neue entscheidende Thatsachen. Daß die Revision in diesem Sinne zugelassen wurde, war meines Erachtens durch den Begriff des Rechtes und der Rechtspflege, worauf man sich ja immer berief, geboten; nur durch die Zulassung der Revision wurde auch die Gefahr beseitigt, die in dem formalistischen Art. 42 — Ausschluß neuer Beweismittel nach Abschluß der Beweisaufnahme (s. oben Ziff. 7) — liegt. Die von der anderen Seite betonte Gefahr der Verschleppung der Sache ins Endlose ist an sich weniger bedeutend, kann aber insbesondere dadurch verhütet werden, daß das Schiedsgericht das Revisionsbegehren abweist, weil die neuen Beweismittel nicht von entscheidender Bedeutung sind.

15. Dagegen enthält die Haager Convention keine Vorschrift über etwaige Nichtigkeit des Schiedsspruches. Die bisher für die Lösung dieser Frage gefundenen Formeln — im russischen Entwurf: „en cas de compromis nul ou d'excès de pouvoir ou de corruption prouvée de l'un des arbitres" — wurden für unzureichend erachtet und demgemäß die Frage offen gelassen. Es entscheidet also lediglich das souveräne Ermessen eines Staates, ob er einen Schiedsspruch als mit einem Nichtigkeitsgrund behaftet ansehen zu müssen glaubt.

16. Jede Partei trägt ihre eigenen Kosten und einen gleichen Theil der Gerichtskosten (Art. 57).

Conrad Ferdinand Meyer's Dichterleben beschrieben von Adolf Frey[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Es treffen günstige Umstände zusammen, dies Buch zu einem werthvollen zu machen. Als erster ist zu nennen, daß Conrad Ferdinand Meyer's Leben sich als anziehendes Ganzes uns darbietet, das eine Beschreibung herausfordert. Es ist, als habe die Natur einen Dichter in ihm hervorzubringen beabsichtigt: sein Dasein an sich allein schon bildet ein Kunstwerk. Und es tritt als zweiter günstiger Umstand hinzu, daß die einen Dichter schaffende Natur in ihrem Vorhaben durch nichts gestört wurde. Sie arbeitete aus dem Vollen heraus und hat ihre Absicht bis zum Schlusse durchgeführt. Und dritter günstiger Umstand war, daß sie als Abschluß dieser schaffenden Thätigkeit nicht das Lebensende des Dichters sich gesetzt hat, sondern daß die Herstellung der Biographie Conrad Ferdinand Meyer's durch seinen Freund Adolf Frey als etwas zur Laufbahn des Mannes Gehöriges hinzukommt. Ich kenne ihren Verfasser nicht persönlich, schreibe ihm aber zuweilen und habe nach Empfang dieser seiner letzten Arbeit ihm Folgendes sagen dürfen: „Wenn auf das Grab eines Mannes, dessen Andenken lebendig blieb, Lorbeern und Rosen gepflanzt werden, so wird dieses Dickicht mit der Zeit gleichsam zu einem Theil dessen sich gestalten, der darunter liegt, und wer eine Rose oder einen Zweig zur Erinnerung davon abbricht, ein Geschenk von ihm selber zu empfangen scheinen. In diesem Sinne haben Sie das Grab Ihres Freundes geschmückt."

I.

In einer zwei Jahrhunderte nachweisbaren, gebildeten Familie kommt ein Knabe auf die Welt, dessen sich entwickelndes Wesen etwas problematisches hat. Als Mann gelangt er zu Ansehen und Ruhm und seine Vorfahren werden nun, als seien sie wie durch Prädestination an ihm betheiligt, nachträglich auf das hin in Betracht gezogen, was Conrad Ferdinand ihnen verdanken könnte.

---

[1]) Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Frey. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H. 1900. 384 Seiten. 8°.

Conrad Ferdinand Meyer hat vor seiner in etwas späten Semestern stattfindenden Heirath in seiner Schwester Elisabeth eine Lebensgefährtin gehabt, deren pietätvoll spendenden Händen das Material zu verdanken ist, aus dem Professor Frey die Familiengeschichte des Dichters — wie wir empfinden, und wie sich von selbst versteht, immer im heimlichen Ausblick auf diesen selbst — aufbauen durfte. Ein Flickschneider, der zu Anfang des Jahrhunderts des Dreißigjährigen Krieges in Zürich einwandert, ist der Gründer unseres Geschlechts Meyer in Zürich. Wir sehen es sich in der Stadt ausbreiten. Geistige Kraft wohnt ihm inne. Geistliche und weltliche Aemter werden in der Familie heimisch. Soldatischer Geist, juristische Vortrefflichkeit, bildende Kunst und Schriftstellerei finden ihre Vertreter darin. Dem Charakter nach eigenthümlich veranlagte, energische, sich zu höherer Lebensstellung emporarbeitende Männer treten uns entgegen, alle nachträglich geadelt gleichsam durch den Letzten des Geschlechtes, den eigensinnigen, in seinen jugendlichen Jahren zu nichts recht brauchbaren, unentschlossenen, empfindlichen, in tiefster Seele zartgesinnten Knaben, dessen Schicksal vielleicht auf harte Pfade gelenkt worden wäre, hätte die Vorsehung ihm nicht in Mutter und Schwester zwei schützende Genien zur Seite gegeben. Die Geschichte dieses Emporwachsens der Familie bildet das erste Drittel der Arbeit Adolf Frey's, das den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannt ist. Das Folgende tritt im fertigen Buche nun zum ersten Male ans Licht. Doch wir lesen das bereits Bekannte gern noch einmal.

Die Persönlichkeiten, die auf Grund von Briefen und Notizen hier vor uns gleichsam wieder auferstehen, würden ohne Betsy Meyer, welche auf des Bruders Wunsch Frey die Papiere gab, und ohne dessen eigene Kraft, aus solchen Briefen und Notizen das Lebende darzustellen, wohl für immer begraben liegen. Wie viel wäre uns damit verloren gegangen! Jede dieser Gestalten trägt ihren Antheil am geistigen Dasein ihrer Zeit und am Fortschritte der Menschheit in sich, und zwar bei tüchtigem Kraftaufwand keinen geringen. Wie viel solcher Mitarbeiter am Inhalte der vergangenen Jahrhunderte überhaupt sind auf ewig doch schon verschwunden! Rechne Jeder in seiner eigenen Erinnerung nach! Man erschrickt über diesen dauernden Bankerott menschlicher Eitelkeit. Wer von uns Lebenden möchte sich zu diesen zählen, die wenige Jahre des Nichtmehrseins ins ewige Dunkel der untersten Meeresschichten der Zeit herabsinken ließen? Jeder Tag umschließt unendlich werthvolle Gedanken und Gefühle und menschliche Arbeit, und lange Jahre solchen Ringens sind es gewesen, aus denen zuletzt weithin sichtbare, mächtige, geschente, gefürchtete Männer hervorgingen, und zuallerletzt nos omnes una manet nox. Es hat etwas Rührendes, in der Vorgeschichte des Meyer'schen Dichterlebens eine Schar von Leuten sich dem Tage wieder zudrängen und vom neuesten Lichte beschienen zu sehen, die auf ewig sonst vergessen liegen würden, so viel Anspruch sie auf längeres Angedenken erworben hatten. So hat Goethe in „Wahrheit und Dichtung" seine Voreltern mit seiner eigenen Lebenskraft wieder angehaucht und ihnen innerhalb der deutschen Geschichte ein neues, stilles Dasein wieder geschenkt. Es tritt hier eine Gunst der Historie dazu. Wie Goethe's Vorfahren durch die Freie Stadt Frankfurt, empfangen die Conrad

Ferdinand Meyer's durch das mächtige Zürich, an dessen Leben und Treiben sie betheiligt waren, besondere staatliche Existenz. Ihr Wirken gilt der verehrten Vaterstadt, deren Schicksale in die ihrigen eingreifen. Je näher diese Zeiten unserer heutigen rücken, um so verständlicher und für das öffentliche Wesen um so unentbehrlicher erscheinen diese Herren. Erinnern wir uns, wie diese von der Art der Vorfahren handelnden Voranfänge in den Selbstbiographien, welche wir besitzen, besonderen Reiz haben. Ich verweise auf Jung Stilling's Leben, auf das E. Moritz Arndt's, auf Jacob und Wilhelm Grimm's getrennte eigene Biographien, während sehr viele noch hier zu nennen wären; es ist, als liege in den Eltern eine Vorahnung des kommenden höheren Mitgliedes der Familie, deren Nachkommen dann weniger Antheil in Anspruch zu nehmen haben. Adolf Frey hat geschrieben, als ob ihn, wie zu Conrad Ferdinand Meyer's Familie gehörig, wirkliche Bande des Blutes für den Dichter besonders scharfsichtig machten. Verdanken wir zumal die herrlichen Darstellungen von Müttern, die den neueren Literaturen eigen sind, den Selbstbiographien ihrer Söhne, welche die ihnen zu Gebote stehenden edelsten schriftstellerischen Kräfte hier sich so recht auswalten ließen, so gehört Adolf Frey's Erzählung vom Thun und Denken und Empfinden der Mutter Conrad Ferdinand Meyer's gewiß in die Reihe dieser Bildnisse. Man empfindet, wie er als jugendlicher Freund des Dichters das übernommen und durchgeführt hat, was dieser als geistigen Theil seines Nachlasses auf ihn übergehen ließ. Und — um dies gleich hier mitzuerledigen — auch nach einer anderen Seite hin hat er sozusagen verwandtschaftlich der biographischen Pflicht genügt, indem er Meyer's Freunde, dem ihm innig verbundenen, halb zum Schweizer gewordenen Wille, einem Deutschen, dessen fördernde Kritik auf des Dichters Entwicklung ebenso viel Einfluß gehabt hat, am Denkmal eine eigene Stelle gegeben hat.

II.

Es sind Schemata heute im Gebrauch, nach denen aus Notizen Biographien einwandsfrei aufgebaut werden können, aber es wird sich auch bei den besten Arbeiten dieser Art immer nur um Geschicklichkeit ihrer Autoren handeln. So ist Jacob Grimm's Leben beschrieben worden, indem man ihn als Bücherverfassenden Germanisten zu den gleichzeitigen anderen innerhalb der sogenannten Germanistik arbeitenden Gelehrten in Vergleich stellte. Auf diesem Wege ist eine schöne Arbeit zu Stande gekommen, aber eine, die mehr ihren Verfasser als den Mann selber erkennen läßt. Der „Jacob Grimm der Philologen" ist nicht der „Jacob Grimm des Deutschen Volkes". Damit eine richtige Biographie zu Stande komme, bedarf es in der That neben einem bloßen zielbewußten Arbeiter noch günstigerer Verhältnisse.

Es gibt Männer, die nur verständlich sind, wenn sie inmitten der Mitstrebenden ihrer Zeit dargestellt werden; andere verlangen, daß auf sie allein die Blicke sich richten, wie auf Einsiedler, deren lebende Genossen nur Bäume, Felsen, Vögel, Wind, Wolken und fließendes Wasser sind. Homer's Ilias ist eine Biographie des Achill, dessen mitkämpfende Gefährten fast immer

an erster Stelle stehen, aber nur um die Einsamkeit zu zeigen, die Achill mitten im Gewühl der Helden Bedürfniß war. Sein Element ist schweigende Zurückhaltung. Während sie zusammensitzen, singt er einsam zur Leier von den Thaten seiner Vorfahren. Selbst sein nächster Freund steht entfernt neben ihm. Mit Briseïs scheint er nur schweigend zu verkehren, und selbst seine Mutter muß ihn zu sprechen nöthigen. Hektor dagegen steht inmitten aller Derer, die ihm nahe und lieb sind. Ohne Frau und Kind, Eltern und Geschwister und ohne die Bürger Troja's ist er nicht zu denken. Dicht umgeben sie ihn, wenn er uns vor die Blicke tritt. Antigone und Iphigenie wandeln einsam, Ismene und Elektra bedürfen eines Echos. Schiller verlangt, wenn seine Jugend verstanden werden soll, des lärmenden Umgangs seiner Studiengenossen, der mit Frauen verblaßt daneben. Auch Goethe hat seine Freunde, doch bilden die Frauen für ihn mehr das Lebenselement. Goethe's „Dichtung und Wahrheit" hat drei Centren: Gretchen, Friederike, Lilly. Damit waren dem Werk von Anfang an Wege abgesteckt: ein städtisches Schenkmädchen, eine auf dem Lande aufgewachsene Pfarrerstochter, ein unnaives Fräulein von vornehmer Herkunft. Wie er dann unter Frau von Stein gelitten und mit Christiane sich wohl gefühlt, würde Gegenstand einer Vita nuova für ihn geworden sein, die zu schreiben jedoch ihm unmöglich gewesen wäre. George Sand's Histoire de ma vie enthält zwei Centren: ihren jugendlichen Vater und dessen Frau, ihre Mutter; von sich selbst zu sprechen, hat sie nie beabsichtigt. Rousseau dagegen, wie Augustinus vor ihm, spricht nur von sich, denn auch für Augustinus bleibt die Mutter nur Nebenperson, ebenso wie bei Rousseau die Frauen, in deren Intimität er gerieth, immer nur Hintergrund für ihn selbst sind. Auch Goethe's Mutter wird in „Dichtung und Wahrheit" immer nur nebenher bedacht; wir heute erst, indem wir Vieles zusammenfassen, glauben Leben in das Bild zu bringen, das wir in seiner Gestaltung zumeist doch Bettina Brentano verdanken. Goethe's höhere Biographie der Frau Rath findet sich in „Hermann und Dorothea". Hier ist der Grad des Vertrauens festgestellt, der zwischen Sohn und Vater und Mutter waltete.

Fester und abgeschlossener zeichnet in „Dichtung und Wahrheit" Goethe seine Schwester. In der Vergleichung der beiden Dichterschwestern als literarischer Producte sehen wir recht, wie anders Adolf Frey zu Conrad Ferdinand Meyer's Mutter und Schwester gestellt war als dieser, selbst wenn er mit eigener Feder sein Leben beschrieben hätte. Denn Meyer's Schwester durfte Frey nicht unbefangen charakterisiren. Sie ist noch eine der Lebenden, denen gegenüber jedes Wort abzuwägen ist. Somit sehen wir sie stets eine wichtige Rolle spielen, gewinnen sie lieb und danken ihr aus der Ferne, aber sie steht nicht vor uns wie die Mutter, von der dem Sohne vielleicht nicht gelungen wäre ein so fertiges, sagen wir: Miniaturbild zu liefern, wie es Frey ausgeführt hat. Die Charakterisirung dieser ausgezeichneten Frau ist für das Buch um so wichtiger, als ihr Wesen und ihre geistige Manier den Sohn zum Theil erklären. Ihre Stille, ihre Beharrlichkeit, ihr Optimismus sind als gestaltende Mächte auf den Sohn übergegangen.

Sie gehörte dem neunzehnten Jahrhundert an, — daran müssen wir uns manchmal erinnern, weil sie zuweilen ins achtzehnte gleichsam zurückweicht. Das öffentliche Leben umrauscht sie nur von ferne, und der Umstand gerade, daß ihre, wie ich sagte, miniaturartige Erscheinung öffentlich nicht hervorleuchtete, erhöht ihren Werth. Denn aus dem achtzehnten Jahrhundert sind Schweizerinnen genugsam bekannt, deren feiner Geist, feine Bildung und feine Gabe, menschliche Verhältnisse zu beherrschen und emporzuheben, auch Außenstehenden fühlbar ward; im neunzehnten Jahrhundert aber fangen Frauen dieser Art an zu mangeln, und da zeigt Conrad Ferdinand Meyer's Mutter, daß dies Geschlecht edler weiblicher Naturen sich bis auf heute erhalten hat und im Sinne der guten alten Zeit fortwirkend auch des Echos nicht entbehrte.

Die Zurückführung der Mutter unseres Dichters in das Bewußtsein unserer Zeit also wäre als eins der Verdienste des Biographen zu bezeichnen, träte es nicht zurück neben der Lösung der Aufgabe, Conrad Ferdinand Meyer's Entwicklungsgeschichte überhaupt als eine innere Organisation uns vorzuführen. Seine Mutter hatte eine schwierige, aber doch verständliche Rolle zu spielen: welche aber spielt er selbst denn? Wir verstehen ihn heute, staunen immer aber noch, daß die Dinge einen so glücklichen Verlauf nahmen. Sein Vater starb sehr jung und überließ der ebenso jungen, thatbereiten, aber übermäßig zartbesaiteten Frau die Erziehung der Kinder. Conrad Ferdinand's Charaktereigenschaften lagen in besonders seltsamer Schichtung. Seine Jugend ohne Erfolge dehnt sich sehr lang aus, frische eigene Jünglingszeiten hat er nie durchlebt, sein Alter wurde durch ein seelisches Leiden verdüstert, das er, leider nicht zu lange vor seinem Tode, dann doch aber überwand, so daß sein Fortgang beruhigend uns anmuthet. Er starb als berühmter Mann, aber nicht als im Dasein, das ihn umgab, festgegründete geistige Macht, wie Keller zuletzt erscheint: wenn auch nicht für Deutschland, so doch für Zürich, wo Keller's Seltsamkeiten von vornherein obrigkeitliche Erlaubniß zu Theil ward. Auch traf Keller in seinem Urtheil nie das Unrichtige: er stand Alles in Allem anerkannt da, und selbst wenn er zu stark pokulirt hatte oder übler Laune war, hier und da: er hatte nichts in solchen Fällen wieder gut zu machen, sondern seine Freunde besorgten das; ausgeglichen wurde stets, was er gegen die Stimmung des Momentes gesündigt zu haben schien, und geduldet wurde seine Suprematie bis zuletzt. Ich habe manche solcher Leute erlebt, denen Alles verziehen und vergessen und unter der Rubrik „Charakteräußerungen" zum Guten sogar verkehrt ward. Conrad Ferdinand Meyer fehlte im Gegensatze zu dem manchmal ans Berserkerhafte streifenden Keller alles Talent zur Gewaltsamkeit. Er nahm die Welt stets wie ein in sie eintretendes schönes junges Mädchen die Welt nimmt: fein unterscheidend, vorsichtig, schlau sogar, aber vertrauensvoll. Das Leben eines Mannes dieser Art zu schreiben, lag kein Recept vor. Frey mußte seinen eigenen Pfad suchen. Er gibt in der Vorrede Auskunft, wie er es anfing, dem Stoffe gerecht zu werden. Man lese das an Ort und Stelle nach: es ist dem Biographen, scheint mir, gelungen, die Ueberfülle von Imperceptibilien, welche hier vorlag, in Massen zu bringen und zwanglos eine an die andere zu fügen. Was dies zuweilen vielleicht

verhinderte, ist nicht immer klar ausgesprochen, nirgends aber empfinden wir eine Lücke.

Es handelte sich darum also, den Weg eines Dichters vom Nichts zum Etwas darzustellen. Das Nichts hat auf Conrad Ferdinand Meyer mit besonderem Nachdruck gelastet, des „Nichts durchbohrendes Gefühl", das Schiller Alba erfüllen läßt, gegenüber dem Etwas, auf dem bei all dem Willen und der angeborenen Macht des furchtbaren Mannes der zukünftige König Spaniens eine erhabenere Position einnahm. Wer weiß heute von den Leuten noch, die durch unhöflich-hartes Vordrängen dem jungen Zürcher Bürger, der nichts im Staatsleben bedeutete, nicht einmal das Recht zuerkannten, still seinen eigenen Weg zu gehen, der aber doch ein lebhaftes Gefühl seines geistigen Ranges hegte? Bei uns in Deutschland ist der Schauplatz des öffentlichen Lebens kaum übersehbar, und wer sich in eigener geistiger Arbeit zurückhält und keine übertragenen Aemter aufzuweisen hat, gewinnt nicht den Anschein von Absonderlichkeit; in einem engen Gemeindeleben aber, wie die Schweizer Städte es bieten, waltet eine strenge Controle über die Leistungsfähigkeit des Einzelnen. Den Dichter bedrängte das. Frey hätte das Leiden gewiß schärfer darstellen können, beschränkt sich aber auf den Bericht über einige Momente nur, in denen es sich fühlbar machte. Bedenken wir wohl, daß Conrad Ferdinand Meyer die Schwelle des Alters bereits betreten hatte oder doch wenigstens dicht vor sich sah, ehe ein Schimmer des Ruhmes ihn traf, der später dann seine nachmittäglichen Stunden, nie aber auch sie ganz wolkenlos, erfüllte. Schimmer ist doch zu wenig, wir dürfen Glanz sagen. Mildernd trat ein Aeußerliches hier hinzu, das wieder an die ihm zu Hülfe kommende Vorsorge des Schicksals erinnert: eine Erbschaft setzte ihn in Stand, zu leben wie er wollte, denen auszuweichen, die ihn nicht gelten lassen wollten, und als Gutsbesitzer am Zürcher See die Einsamkeit zu suchen, deren er für seine Arbeit bedurfte. Er gehörte nicht zu den Dichtern, die inmitten des vollen Lebensgeräusches sich gewaltsam Ruhe schaffen für die Stunden innerer Arbeit, sondern wirkliche Geräuschlosigkeit mußte in weitem Umkreise ihn umgeben.

Frey's Buch wendet sich den Anfängen des Dichters zu. Dies ist die Hauptpartie seiner Arbeit. Die späteren Werke des Dichters faßt er als Ganzes zusammen. Diese Periode des anfänglichen stillen Wachsthums wäre uns ohne Frey gewiß verloren gegangen. In der Fassung, wie wir sie nun besitzen, reihen die gegebenen Mittheilungen sich den Bekenntnissen an, welche von vielen Schriftstellern vieler Zeiten und Länder über den Beginn ihrer Laufbahn in eigenen Worten gegeben worden sind, seien es Selbstbiographien oder Briefe, denen der Verlauf der Entwicklung zu entnehmen ist. Wohin ich meine Blicke in dem Kreise dieser selbstbeobachtenden Autoren hohen Ranges richte, tritt so sehr volle Eigenthümlichkeit vereinzelter Naturanlage hervor, daß es pedantische Mühe wäre, hier Gruppen zu bilden. Von Dante ab haben die großen Dichter von sich erzählt, wie sie emporkamen, so sehr Alle, daß die Wenigen, die es unterlassen haben, auffallende Ausnahmen bilden. Bei Shakespeare eine um so stärkere, als ihm die behaglichen letzten Jahre seines Lebens doch wohl die Anmuthung hätten bieten können, nachdem er so viel

Phantasiegestalten Leben und reales Dasein verliehen, vom eigenen Selbst zu erzählen. Vielleicht schwieg er, weil er das wirkliche Leben zu genau kannte, um eigene Erfahrungen doch nur im Gewande der Dichtung ans Licht zu ziehen. Auch von Schiller wissen wir nur, was unvollständige Correspondenzen verrathen.

Sollen aber Gruppen durchaus gebildet werden, so scheiden sich die Dichter in solche, welche, vom Geräusch der Welt unerschreckt, aggressiv vorgehen, um das Gewühl des Kampfes des Ruhmes wegen aufzusuchen, und in solche, welche, wie Frey sagt, „furchtsam" sind und echter Einsamkeit bedürfen. Es kostet Frey einen Entschluß, Meyer so zu classificiren, unser Dichter jedoch hat viel Gefährten gehabt. Ich nenne nur Hölderlin, Mörike und Platen — es ließe sich leicht eine längere Reihe finden — denen grenzenlose Sorgfalt für Reinheit und Wohlklang der Sprache angeboren war. Rein und zart ist das Orchester gestimmt, das sie dirigiren, und nur in völliger Stille kommen ihre Verse zur Geltung. Es gibt eine Musik, welche in rauschender Fülle uns mit sich fortreißt, so daß sie anderes, sie umgebendes Getön überwältigen würde. Massenwirkungen dieser Art liefern jene Dichter nicht, das sanfte Säuseln der Blätter im Walde aber lassen sie als eine der süßesten Stimmen der Natur in unser Herz eindringen. Ich wähle dies Beispiel, um daran zu erinnern, wie sehr Conrad Ferdinand Meyer's Gedichte gleichsam aus der Tiefe seiner heimathlichen Erde herausklingen. Adolf Frey hat bei einigen Werken mit nachspürendem Scharfsinne auf schweizerischem Boden des Dichters Schritte verfolgt. Ich gedenke der Seiten, auf denen er die Entstehung des Romanes „Jürg Jenatsch" aus den Eindrücken der Landschaft, ja des Tages und der Nachtzeiten zu erklären unternimmt, welche der Dichter bei seinen Wanderungen durch das Bündner Land empfing: was ihm da entgegentrat, was er sah, was er empfand. Noch sichtbarer tritt der Antheil persönlicher Stimmung in „Hutten's letzten Tagen" hervor; auch hier hat Frey sich in landschaftliche Eigenheiten vertieft; am zartesten aber zeigt sich der Antheil der vaterländischen Berge in dem hier in neuem Texte mitgetheilten Gedichte von dem jungen Mädchen, das, während die Mutter mit den geputzten Schwestern von der einsamen Höhe ins Dorf zum Tanze hinabgestiegen ist, durch das Loos bestimmt war, bei der hülflosen Großmutter, die nicht allein bleiben durfte, als Wache zurück zu bleiben. Die Gefühle des herangewachsenen Kindes, das die Musik von fern manchmal heraustönen hört, und dem zugleich das immer schöner sich entfaltende Weben und Leben des stillen Gebirges sich aufthut, welches überirdische Gedanken und Visionen hervorruft, bilden den Abschluß einer Dichtung, die, im Anblicke des Engelberges empfangen, aus der Seele nur dieses einzigen Menschen quellen konnte. Das Schöne in Frey's Deutungen des Einflusses der großen Natur des Landes auf den eingeborenen Dichter und seine Werke liegt besonders auch darin, daß der Biograph sich nicht vordrängt, sondern immer nur andeutend neben dem Freunde steht. Sein Buch enthält eine Fülle landschaftlicher Beschreibungen, welche kunstvoll der Gestalt Conrad Ferdinand Meyer's angepaßt sind. Er macht den nach Stätten ungestörter

Arbeit suchenden Dichter so fast zum Helden einer eigenen Dichtung. Ueber die Art, wie er in seinen Werken sich darauf beschränkt, nur das eingehender zu beschreiben, was bei dem anfänglichen Emporstreben des zur Entfaltung sich durchringenden Geistes wichtig ist, gibt er in der Vorrede Auskunft. Sobald sein verehrter Freund voll aufgeblüht ist, bedarf es der erklärend begleitenden Kritik und der Aufzählung der Werke nicht mehr. Hier genügte, im Allgemeinen zu sagen, daß der Dichter in ein fruchtbares, reiches Wirken eingetreten war, seine nähere Kenntniß der Leser sich aus seinen Werken selbst holen muß. Ich stimme Frey bei diesem Verfahren bei.

Die Ruhmesperiode des Dichters also hat der Biograph aus diesem Grunde kurz abgethan. Es ist ihm so möglich geworden, einen besänftigenden Uebergang zu finden zur Beschreibung des Seelenleidens, das dem Schaffen Conrad Ferdinand Meyer's für immer ein Ziel setzte. Denn wenn er sich auch der Krankheit entwand, die schon im höheren Alter ihn für Jahre umdüsterte, so ist sein Wieder-gesund-werden doch nicht wieder so weit vorgeschritten, daß er, wie gehofft werden durfte, in aller Frische die Dinge neu angriff und fortsetzte, die ihm bei seinem Erkranken aus den Händen fielen. Er war als geheilt zu den Seinen endlich zurückgekehrt, lebte, las und schrieb wieder wie vorher, wurde durch einen plötzlichen Tod aber abberufen. Dieses Verklingen und endlich sein Begräbniß werden einfach von dem berichtet, dem die Abfassung dieses Buches als man möchte sagen testamentarisch festgelegtes Vermächtniß zufiel. Das hierauf Bezügliche finden wir abgedruckt. Uns fernstehende Freunde des Dichters geht hier besonders an, daß er selbst die Nothwendigkeit einer Geschichte seiner irdischen Laufbahn empfand und Fürsorge traf.

Es wäre wichtig, festzustellen, wie viel Schriftstellern in dieser nur Auftrag gebenden Weise die Belehrung der nachfolgenden Generationen über ihr Thun und ihre Absichten am Herzen lag. Goethe war daran gelegen, daß Actenstücke über seine Erlebnisse und über seine Beurtheilung der ihn umgebenden Zeitläufte der Nachwelt erhalten blieben. Ob Schiller auch daran dachte, weiß ich nicht. Er starb zu jung, Goethe aber steckte auch seinem Wesen nach tiefer im Interessenbereiche seiner Mitwelt drin als Schiller, welcher, mehr über den Verhältnissen der eigenen Zeit schwebend, sich um das weniger kümmerte, was einst von ihm gesagt werden könne. Schiller genügte, daß die unmittelbar zudrängende Gegenwart ihm zu Diensten sei; Goethe dagegen war wenig daran gelegen, wie momentan um ihn her über ihn und seine Werke gesprochen würde: wie die Zukunft aber urtheilen möchte, daran dachte er mit Respect. Goethe hat unsere heutigen Zeitläufte prophezeit und wünschte, daß gewußt werde, wie er sie beurtheilte. Er zweifelte nicht an dem Umfange, den die Ausgaben seiner Werke um 1900 gewinnen würden. Ihm stand das gesammte Deutsche Volk als sein Leserkreis vor der Seele. Auch um der kommenden Geschlechter willen verwandte er so unabläßige Arbeit auf Verbesserung des von ihm Publicirten. Schiller, wie gesagt, starb zu jung, um dieser Fürsorge in ruhigeren Altersjahren sich zuwenden zu dürfen. Conrad Ferdinand Meyer lebte und webte in der Ausfeilung seiner Dichtungen, und scheint bei der müh-

samen, peinlich unablässigen Ueberarbeitung seiner Worte das gewonnen zu haben, das ihnen Dauer verspricht. Erstaunen erweckt die an ihm nagende Umformung seiner Verse, von der wir Proben empfangen. Seine Sehnsucht nach Kritik schlief niemals. Sie ist ein Zeichen seiner Natur. Ich kenne nur einen Dichter, dessen Streben nach dem Gewinn glaubwürdiger Beurtheilung seiner sich selbst zugewandten kritischen Mühen vielleicht noch stärker war: Vittorio Alfieri, der in der Geschichte seines Lebens vielfältige Auskunft darüber gibt.

III.

Alfieri's Name soll den Abschluß dieser Betrachtungen einleiten. Ich erwähne ihn auch aus der Erfahrung, daß die Werke und die eigene Lebensbeschreibung des Dichters nicht bekannt sind. Es ist mir, als ich danach fragte, kaum Jemand begegnet, der sie gelesen hatte.

Graf Vittorio Alfieri, geboren in Goethe's Geburtsjahre, war ein reicher, von Jugend auf unabhängiger, mit gewaltsamen Naturanlagen ausgestatteter, kraftvoller, schöner Mann. Dabei zartempfindend und unzufrieden mit sich. Ein hoher Adliger, dem Niemand seinen Rang streitig machte. Alfieri, ein Piemontese, stand der Sprache nach halb als Italiener, halb als Franzose da. Er beschreibt die ästhetischen Qualen, die er zu erdulden begann nach der Entdeckung, daß er, zum Dichter bestimmt, keine Sprache besitze, die den Gedanken, die er auszusprechen sich sehnte, reinen Ausdruck zu verleihen fähig sei. Er erzählt, wie er die lingua toscana sich anzueignen suchte und welche Hindernisse er in sich selbst fand. Er begegnete in Florenz dem Abbate Caluso, der sein unermüdlich corrigirender Freund wurde, wie Bulliemin und Wille die Conrad Ferdinand Meyer's gewesen sind. Und Alfieri hat seinen Willen durchgesetzt.

Bei Meyer standen die beiden Vertrauensmänner aber doch nur in zweiter Linie, weil das höchste Vertrauen des Dichters seine Schwester besaß. Frey, der im Einverständnisse mit Betsy Meyer über den Bruder schrieb, hat sich hier nicht so voll aussprechen wollen als Andere nach ihm thun werden. Die Bescheidenheit Betsy's mußte ein Hinderniß sein, dieses einzige Verhältniß noch genauer darzulegen. Betsy setzte fort, was die selige Mutter begonnen hatte. Zu seiner Schwester ging Meyer, damit sie mit ihrer Hand seine Gedichte niederschriebe; sie war mehr aber als ein bloßer Secretär, sie lobte und ermuthigte ihn, sie war ihm in allen inneren Nöthen stets zur Seite, sie verließ ihn erst bei seiner Heirath, obgleich von ihm und allen Betheiligten ihr Verbleiben in seiner Nähe dringend erbeten wurde. Diese verborgene Mitarbeiterschaft hat etwas Großartiges und erscheint ergreifend, wenn wir bedenken, was Betsy vielleicht still aufgeopfert hat, um ihrem Bruder nicht zu fehlen. Der Biograph deutet nichts Derartiges an, und ich würde die Bemerkung nicht machen, lieferte die Lebensgeschichte der Schwester des berühmten Astronomen Herschel nicht den in der Literatur ohne Concurrenz dastehenden Bericht über das, was eine Schwester einem Bruder sein kann, und wie diese heroische wissenschaftliche Dienstbarkeit später dann im Wechsel der Zeiten ein Ende nahm. (Dieses Buch sollte man gelesen haben.)

Conrad Ferdinand Meyer bedurfte seiner Natur nach fortwährenden Zuspruches. Es war wieder ein Glück, daß ihm Freunde nie fehlten. Vielleicht hat Goethe an Frau von Stein einmal das besessen, was auch Goethe nicht entbehren konnte. Ein Gefühl geistiger Unbehülflichkeit beschlich ihn, als er, von Frau von Stein getrennt, mit der seinem Glauben nach fertigen „Iphigenie" in Rom eintreffend, die Entdeckung machte, sein Deutsch bestehe dem Italienischen des Monti gegenüber die Probe nicht, dessen Tragödie, die er in Rom hörte, einen Umschwung in ihm bewirkte. Er beschloß, seinen Versen die Schönheiten zu verleihen, die nun, Anfangs von den eigenen deutschen Freunden nicht verstanden, uns in der letzten „Iphigenie" begegnen. Aus dem vollen Besitze dieser neuen Sprache heraus hat Goethe dann auch den alten prosaischen „Tasso" in Verse gebracht, Verse, welche dann wiederum August Wilhelm Schlegel das Vorbild lieferten, um Shakespeare, als sei es in Goethe's Auftrage, deutsch wiederzugeben. (Wie böse stechen die von Tieck und seinen Helfern später ins Deutsche übertragenen übrigen Lustspiele und Tragödien Shakespeare's gegen die ab, welche Schlegel bearbeitete, der, was Eleganz und geselligen Wohlklang der deutschen Sprache anlangt, Goethe's unerreichter Schüler gewesen ist. Vergleiche man auch Bürger's und Vossens trübe Versgebilde damit.)

Es scheint mir jedoch, daß nicht deutsche classische Vorbilder, sondern daß die elastische Geschmeidigkeit der französischen Sprache, die zu den drei schweizerischen Muttersprachen zählt, Conrad Ferdinand Meyer zuerst das Gefühl für die Ungefügigkeit seines Deutsch schärften. Einen Theil seiner Erziehungsjahre verbrachte er in Lausanne. Seine erste literarische Anerkennung verdankte er den französischen Freunden dort, denen er seine anfänglichen deutschen Versuche anvertraute. Die Franzosen haben, als öffentlich urtheilendes Publicum angesehen, ein Feingefühl für die Form der Sätze und für Composition, das uns in Deutschland fehlt; die Tiefe der Gedanken zu ermessen, mangelt ihnen zuweilen freilich die Kraft. Genf und das Waadtland, die heimathlichen Gefilde Rousseau's und Voltaire's, die auch Frau von Staël's Ursprung gewesen sind, bilden ein Stück geistigen französischen Culturbodens erster Classe. Auf deutschem Boden gleichen Ranges hat Meyer den Klang unserer deutschen Sprache wohl kaum je vernommen, während diese seinem Landsmann Keller in Berlin bei belebtem Umgange (wenn auch nicht mit der zeitig besten Gesellschaft) Jahre lang in das Ohr drang. Keller's Deutsch ist ohne Mühe erworben worden, das Meyer's wurde mühsam errungen. Ich müßte größere Kenntnisse der schweizerischen Literatur besitzen, um im Großen hier einen richtigen Ueberblick der Versuche geben zu können, die, von Dichtern und Schriftstellern unternommen, hier zu verschieden gestalteten Resultaten geführt haben. Besondere Umstände haben in den einzelnen Fällen den Ausschlag gegeben. Es steht mir für das hier zu Sagende Literaturkenntniß nur in so weit zu Gebote, als sie gelegentlich und nicht im Hinblicke speciell auf diese Frage der Sprachentwicklung gewonnen worden ist. Aus Büchern und auch aus persönlicher Erfahrung constatire ich den Umschwung, der hier sich vollzog.

Es hat Schweizer gegeben, welche, wenn sie sich im Druck öffentlich aussprachen, ihren Dialekt überwanden. Der Dichter Salis (Gaudenz von Salis-Seewis), dessen Gedichte in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts fallen, der 1834 aber erst in dem herrlichen Malans gestorben ist, und dessen Denkmal in Chur steht, hat nichts in seiner reinen, sanft fließenden Sprache, das den Schweizer verriethe. „Das Grab ist tief und stille" lebt noch heute im Andenken des Volkes und scheint aus mildesten, echt deutschen Trauben gekeltert[1]). Ebenso klingt Haller's „Von Deinem Tode soll ich singen — O Marianne, welch' ein Lied" — echt deutsch. Salis verlebte die entscheidenden Jahre in Versailles als Schweizer Officier, er gewann seine deutsche Sprache außerhalb Deutschlands; Haller dagegen studirte in Göttingen. Als Prosaist neben den beiden Dichtern möge besonders Hegner gelten, dessen immer noch von Freunden reiner Dichtung geliebte Erzählung „Molkenkur" ohne den leisesten Anklang vaterländischen Dialektes verfaßt ist. Ein seltsamer einzelner Fall ist gewesen, wie Johannes von Müller, der viele Jahrzehnte in Deutschland lebte, durch Nachahmung taciteischer Erzählungsform eine Sprache zu bilden suchte, in der er den deutschen Schriftstellern gegenüber selbständig blieb, ohne in den eigenen Dialekt zu verfallen. Johannes von Müller hat Goethe und Schiller Respect eingeflößt. Er empfand, daß er mit seinen Versuchen, eigenthümliches Deutsch zu schreiben, weiter gelange, als wenn er in die ausgetretenen Geleise des classischen Französischen einlenke. Pestalozzi ist für meine Erinnerung der Erste, der in „Lienhardt und Gertrud" bewußt den Satzbau der schweizerischen Sprache inne hielt, um seiner Erzählung ländliches Colorit zu geben. Wie oft ist bei uns im Hause wiederholt worden: „Gertrud sagt, das ist lustig; sitzt nieder und ißt." Das ist nicht Dialekt, aber dialektische Form der Erzählung. Im Bundesrathe in Bern wird hochdeutsch verhandelt, in den Schulen so gelehrt und in den Zeitungen so geschrieben, am wohlsten ist dem Schweizer aber doch im vollen Gebrauche des Dialektes. Hier ist Usteri für mich der behaglichste Autor.

In der neueren schweizerischen Literatur laufen streng dialektische und streng vom Dialektischen befreite Diction neben einander her. Doch beginnt man mit Concessionen. Jeremias Gotthelf (Bitzius) hat seine für Deutschland berechnete Ausgabe wohl etwas gemildert, um nicht zuweilen unverständlich zu werden, im Ganzen aber will er nicht Deutsch, sondern Bernerisch schreiben, es soll so scheinen. Rein für sich ist das Bernerische uns unverständlich. Als ich 1848 zum ersten Male nach Bern ging, zu Verwandten meiner Mutter, die noch eine Berner Bürgerin war (aus der alten, aristokratisch-gesinnten Familie Wild), konnte ich mit meinem Vetter, einem Arzte, der in Göttingen studirt hatte, mich wohl verständigen, mit dessen Schwester aber, Mademoiselle Julie Wild, die ein schmales, tiefes Haus mit geschnitzten Täfelungen für sich bewohnte, begann ich bald lieber Französisch zu sprechen. Französisch herrschte vor. Auch Italienisch hörte man, weil der

[1]) Salis' Leben ist von Adolf Frey geschrieben worden, doch kenne ich es nicht. Auch nicht das, was er über Keller und über Haller schrieb.

König von Neapel bernerische Regimenter bezahlte, denen zu Liebe er selber bernerisches Deutsch sprechen gelernt hatte, und deren Officiere sich mit Stolz in der Heimath „königliche Officiere" nannten, zumeist aus den vornehmen Berner Geschlechtern. Heute weiß man von diesen nun alten Zeiten vielleicht kaum noch. Heute ist, was die geschriebene Sprache anlangt, eine Neuerung eingetreten, für welche Frey's Buch, von dem ich rede, ein Beispiel bietet: man spricht und schreibt auch in der Schweiz ein reines Hochdeutsch, dem jedoch, wo das eigene Sprachgefühl sich geltend macht, schweizerische Wendungen unbefangen eingemischt werden, als sei man sich nicht bewußt, daß man in den Dialekt verfalle. Man besteht auf dem Rechte, sich nach Belieben der bequem liegenden Wendungen zu bedienen. Auch lese ich diese Sprache nicht ungern und erblicke Bereicherungen der deutschen Sprache darin, welcher inländische Fremdwörter ebenso willkommen sein müssen als solche, die Frankreich oder England und Amerika uns liefern.

Unser Jahrhundert sucht nicht nur an neuen Begriffen, sondern auch an Worten reicher zu werden, die neue Gedanken umschließen. Wer wird sich die Mühe geben, „selfmade" durch deutsche Erklärungen breit zu treten, weil self und made keine deutschen Worte sind? Die Schweizer aber bringen in viel feinerer Weise noch ihre dialektischen Eigenheiten in die große Gesellschaft unserer allgemeinen Sprachmittel mit hinein. Sie brauchen Wendungen, die wir entbehren könnten, die aber unser Wohlgefallen erregen. Sie wissen das deutsche lesende Publicum wohl zu schätzen und suchen ihm wohlgefällig zu sein. Frey's Buch z. B. hat etwas Anheimelndes im Tonfall, etwas familienmäßig Freundliches in der Mittheilung des Geschehenden, etwas Intimes und Fremdes zugleich, etwas unabsichtlich Naives in der Auffassung der Leute, eine Sprache für sich, die uns ungewohnt ist, aber die man nicht entbehren möchte. Und der man sofort anhört, daß sie aus der Schweiz herüber komme.

Manches Wort in Conrad Ferdinand Meyer's Versen mag auf diesen Ursprung zurückzuführen sein und wird nicht als Fremdes, sondern als Zuwachs aus eigenster Persönlichkeit dankbar aufgenommen. Es sind Erweiterungen unserer Fähigkeit des Ausdruckes tiefer Gedanken, die er uns darbietet. Er tritt in die Reihe unserer Sprachschöpfer ein. Manche seiner Wendungen mag dem Dialekte vielleicht entsprungen sein: er verleiht ihnen Bürgerrecht.

Das schönste Gemälde Michelangelo's, vielleicht das schönste aller je von der Menschheit hervorgebrachten, ist die Schöpfung Adam's an der Decke der Sixtinischen Capelle, dasjenige unter allen diesen auf den bloßen Mörtel gemalten Bildern, bei dem die die Wölbung durchbrechenden unglücklichen Risse am glücklichsten ihren Weg nahmen. Im letzten Jahrhundert ist wohl zuerst davon gesprochen worden, wie Michelangelo, dem biblischen Berichte vorgreifend, hier einen eigenen Mythus dargestellt hat, der das Dasein des Ewigweiblichen in unerhörter Weise verkörpert. Wir erblicken Gottvater, wie er, im Weltenraume schwebend, mit ausgestrecktem Finger Adam's sich ihm wie im Traume entgegen erhebende Hand berührt und in den ersten Menschen den ersten Lebensfunken einspringen läßt. Die auf den Aether gelagerte Ge-

stalt des Schöpfers umfliegt wie ein aufgeblähtes Segel sein Mantel, und darin walten Kinderengel um ihn her. Unter diesen aber ist eine Gestalt kein Engel und kein Kind mehr, sondern in zarten Anfängen eine jugendliche Frau. Nicht fliegendes, lockiges Haar umgibt ihren Kopf, sondern sie trägt getheilt gescheiteltes, anliegendes Haar, wie junge Frauen es tragen. Hinter dem Rücken Gottvaters hebt sie sich empor, mit der Hand sich an einem Arme haltend, wie Jemand, der aus dem Wasser empor will, nach dem Aste eines Baumes greift. Auch ihr gleichsam emportauchendes Knie ist sichtbar. Auffallend aber im höchsten Grade ist ihr Auge. Ueber Gottvaters Gestalt hinüber richtet sie die Blicke, sie seitwärts wendend, so scharf dunkel nach Adam hin, als empfinde sie, es ereigne sich in Adam's Belebung etwas, das von verschlingender Wichtigkeit für sie sei. Als ersehe ihr Auge da etwas, das in Ewigkeit sie zumeist angehe. Michelangelo hat Eva's Gefühl und Gedanken, als die einer schon wach gewordenen Seele, ebenso wunderbar dargestellt wie drüben in Adam das allgemeine, aus der Dämmerung sich dem Lichte entgegen entfaltende, noch ziellose Bewußtsein. Dieses Gemälde finden wir in einem Gedichte Conrad Ferdinand Meyer's beschrieben:

Die Jungfrau.

Wo sah ich, Mädchen, Deine Züge,
Die drohnden Augen lieblich wild,
Noch rein von Eitelkeit und Lüge?
Auf Buonarrotis großem Bild.

Der Schöpfer senkt sich sachten Fluges
Zum Menschen, welcher schlummernd liegt,
Im Schoße seines Mantelbuges
Ruht himmlisches Gesind geschmiegt.

Voran ein Wesen, nicht zu nennen,
Von Gottes Mantel keusch umwallt,
Des Weibes Züge, zu erkennen
In einer schlanken Traumgestalt.

Sie lauscht, das Haupt hervor gewendet,
Mit Augen schaut sie, tief erschreckt,
Wie Adam Er den Funken spendet
Und seine Rechte mahnend reckt.

Sie sieht den Schlummrer sich erheben,
Der das bewußte Sein empfängt.
Auch sie sehnt dunkel sich zu leben
An Gottes Schulter still gedrängt —

So harrst Du vor des Lebens Schranke,
Noch ungefesselt vom Geschick,
Ein unentweihter Gottgedanke,
Und öffnest staunend Deinen Blick.

Klingt nicht aus:

Im Schoße seines Mantelbuges
Ruht himmlisches Gesind geschmiegt

schweizerisch Dialektisches uns an? Gottvaters fliegender Mantel ist als weitgebogenes Rund gedacht, von dem die Gestalten um ihn her wie ein feinen

Flug durch den Weltenraum begleitendes Gefolge schützend umfangen werden. Mit „Gesind" werden sie bezeichnet. Ich erinnere mich keines neueren deutschen Dichters, der das Wort in seiner uranfänglichen Bedeutung so passend und glücklich wieder wie hier anwendete. Der Schweizer hat unsere Sprache aus ihrem eignen Schatze bereichert und zur Wiederaufnahme älteren Wortgebrauches uns angeregt. Dies ist nach vielen Seiten hin als ein Zeichen der neuesten Zeit anzuführen, daß sie das als correcte Schriftsprache von Goethe zuletzt festgelegte Deutsch neu in Fluß zu bringen und zwar nicht zu zerstören, sondern aus dialektischem Reichthume aufzufrischen sucht. Vielleicht hat der rednerische Verkehr unseres Reichstages dazu beigetragen. Wie Vieles wird da besprochen, wofür die überkommenen Wortvorräthe nicht ausreichen. Wieviel dringt heute, ohne Fremdwort zu sein, aus fremden Sprachen und Gedanken in die unsere ein. Ich habe Conrad Ferdinand Meyer's wiederholte Reisen nach Italien, auf denen die Schwester ihn begleitete, unerwähnt gelassen. Rom, Venedig und Toscana lernte er kennen und hat im Anblicke wie im Zurückdenken an Land und Städte Verse geschrieben, die uns selber im Herzen gelegen zu haben scheinen. —

Dies Eindringen des schweizerischen Dialektes in deutsche Dichtung bekunden auch Adolf Frey's eigene Dichtungen, die in verschiedenen Bänden erschienen sind[1]). Zur Hälfte im wildgewachsenen Zürcher Dialekt verfaßt, zur Hälfte in jener reineren Sprache, von der wir eben sprachen. In ihnen aber tritt uns schweizerische Eigenthümlichkeit von anderer Seite noch entgegen. Die vorletzte dieser Sammlungen heißt „Totentanz".

Bei Todtentanz gedenken wir Holbein's, der aus Uri, so recht aus dem Herzen der Schweiz, stammte. Man denkt, daß die Todtentänze schweizerisches geistiges Eigenthum seien. Sie waren es freilich nicht von Anfang an, sind es aber fast geworden. Es gibt Darstellungen des Todtentanzes verschiedener Nationen: die Scene, daß ein widerwärtiges Gerippe einen Lebenden davonführt, enthält in sich so viel Dramatisches, daß auch die einfachste Composition bewegten, ergreifenden Inhalt empfängt. Dürer hat ein so gründlich in ihm steckendes episches Naturell, daß selbst bei den Leidensbildern Christi das Dramatische zurücksteht: die wenigen an den Todtentanz anklingenden Compositionen seiner Hand wirken aber dramatisch ergreifend durch den bloßen Gegensatz.

Nehmen wir ein Porträt, auf dem nur, als allgemeine Mahnung an die Vergänglichkeit des Irdischen, Jemand ein Gerippe im Hintergrunde neben sich anbringen läßt: die Gestalt, auch wenn sie, ohne zuzugreifen, nur vorhanden ist, erinnert doch an den Moment des Zugreifens, an das „rasch tritt der Tod den Menschen an". Und nun sehen wir die unerschöpfliche Phantasie Holbein's eine lange Reihe von Todtentanzscenen geben, deren jede etwas wie den plötzlichen Abschluß eines Romanes zeigt. Im höchsten Genusse des Daseins wird Jeder hinweggeführt, sei es der König, der, an öffentlicher Tafel sitzend, seiner Macht und Pracht sich freut und nicht

[1]) Gedichte. Leipzig, H. Haessel 1886. — Duß und underm Rafe. Füfzg Schweizerliedli. 2. Aufl. Frauenfeld, J. Huber 1899. — Totentanz. Aarau, H., H. R. Sauerländer & Co. 1895.

sieht, daß der Tod als Mundschenk ihm den Pokal darreicht; sei es das Kind, das mit am Feuer stehend der Mutter eben noch zusah, die ihm sein Süppchen kocht, und das der Tod, mit der Knochenhand seine zarten Finger umklammernd, zur Thüre hinauszerrt. Es liegt zu viel grausame Wirklichkeit in Holbein's Compositionen. Wie milde märchenhaft wirkt Dürer immer doch in seinen Passionsbildern, wenn wir die in die Seele schneidenden Holbein's damit vergleichen. Wie unbeschreiblich lebensfrisch auch ist Holbein's Porträtmalerei, verglichen mit aller anderen, die Rembrandt's nicht ausgenommen, — nur in einigen Stücken kommt Raphael gegen ihn auf. Nun, diese schneidende Wiedergabe des Anblicks der Dinge ist überhaupt heute noch der schweizerischen Literatur eigen. Böcklin, Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Burnand bilden eine an gemeinsamen Zügen wiederzuerkennende Familie, der auch Holbein einst angehörte, und deren Blut in Adolf Frey's Adern fließt. Sie haben etwas unbarmherzig Wahres, und zwar streben sie darnach. Lieber schweigen als verschleiern. Es ist der auf das Wirkliche gerichtete Lebenstrieb ein gemeinsames Merkmal dieser diese Berge bewohnenden großen Familie. Wie grausam wahrhaftig ist die Angst dem flüchtigen Karl von Burgund von Burnand auf die Stirne geprägt. Böcklin bewegt sich so gern in phantastischer Gestaltenformung, seine Nixen und Meergötter aber, welchen echten Fischmarktsgeruch haben sie! Der zarte, mit leisen Fingern die Dinge nur antippende Conrad Ferdinand Meyer, wie weiß auch er mit dem Athem fürchterlich bedrängender Momente uns zu umgeben! Alles, was sie schildern, erfüllt die klare Höhenluft ihrer Berge und zeigt es in weiter Ferne und in nächster Nähe zugleich wie es ist. Ich wiederhole das Wort „grausam". „Raffinirt" würde viel böser klingen. Auch Schiller wird diese künstlerische Gesinnung zum Vorwurf gemacht von Goethe, wo er erzählt, Schiller habe bei seiner Bühneneinrichtung des „Egmont" den Herzog Alba zuletzt im Hintergrunde erscheinen lassen wollen.

Zwei Umstände machen Frey's Totentanz noch grausamer als den Holbein's. Holbein gibt in seinen Scenen, wie bei denen der Passion, nur letzte, für seine Zeit moderne Scenen althergebrachten Inhaltes und mildert dadurch den Eindruck. Bei Frey aber begegnen wir den Bildern zum ersten Male. In ihrer überraschenden Fassung liegt ein großer Theil ihrer künstlerischen Wirkung. Colorit, Stimmung, scenischer Aufbau: Alles ist neu. Der Eindruck der Holbein'schen Erfindungen empfängt etwas Beruhigendes durch die nebenherlaufende innere Betrachtung: es sei nun einmal nicht anders, daß der Tod dann eintrete, wenn der Mensch es am wenigsten erwarte. Der Tod selber als handelnde Person erscheint als Werkzeug der unaufhaltbaren Naturmacht, die alles Geschaffene dann zerstört, wenn die Pläne der Vorsehung es verlangen, das Gerippe versieht seinen altgewohnten Dienst wie Leichenfuhrmann und Todtengräber. Frey's Gestalt des Todes aber ist individuell. Er ist ein Würger. Er paßt den Menschen auf und fällt sie hinterrücks an. Durch die äußerst lebendige Malerei des Vorganges hinterläßt diese aus vielen Bildern bestehende Dichtung den Eindruck, als umschleiche den Menschen ein unbarmherziger Beamter des Schicksals, das an dem Schrecken, welchen es verbreitet, persönlichen Antheil habe. Adolf Frey's „Ge-

dichte" enthalten auch manche Scenen, die diesen Weg nehmen zu wollen scheinen, ihn niemals aber bis zu Ende gehen. Sie bieten neben harten historischen Bildern so viel Sanftes, Versöhnliches, daß beide Stimmungen in einander fließen. Dasselbe doppelte Wesen waltet in Böcklin's Malerei. Frey's Totentanz würde in ihm einen flüssigen Illustrator finden. Frey hat übrigens einen Vorgänger, der zwischen ihm und Holbein die Mitte hält: Rethel, bei dem das Element der persönlichen Genugthuung des Todes nicht fehlt. Als Repräsentant der Cholera jedoch erfüllt er in Rethel's Darstellungen eine weltgeschichtliche Mission wie der Tod auf dem Schlachtfelde. Da darf nun gesagt werden, worin Dürer Holbein hier überragt. Dürer's „Christlicher Ritter", ein Stich, der bekannter ist unter dem Titel „Ritter, Tod und Teufel", birgt einen höheren Gedanken. Er zeigt den in seinen letzten Hoffnungen unbeirrten Mann, der, ohne auf Tod und Teufel zu achten, ruhig seines Weges reitet. Man empfindet, daß er ihn unbehelligt zurücklegen werde.

Und im Sinne Dürer's beschreibt Adolf Frey Conrad Ferdinand Meyer's letztes Ausklingen. Ein beruhigendes Umsinken. Der Dichter wurde in Zürich geboren den 11. October 1825, seine Schwester Betsy war jünger als er. Er starb den 28. November 1898 auf seinem Landsitze.

Stauffer-Bern hat ein höchst lebendiges Porträt des Dichters aus dessen späteren Jahren radirt. In alle Abdrücke, die ich sah, hatte der Künstler hineingearbeitet, so daß keiner dem anderen ganz gleich ist. Ich besitze ein vorzügliches von mir selbst ausgewähltes Exemplar und freue mich der überzeugenden Persönlichkeit, die mich daraus anblickt.

Februar 1900. Herman Grimm.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Der Staatssecretär im Reichsamte des Innern, Graf von Posadowsky, gab bei der zweiten Berathung der Schlachtvieh- und Fleischbeschau-Vorlage im Reichstage Erklärungen ab, die insbesondere gegen die Commissionsbeschlüsse gerichtet waren, denen zu Folge nach dem 31. December 1903 ausländisches Fleisch in Deutschland nicht mehr eingeführt werden dürfte. Mag immerhin der Vertreter der Reichsregierung darauf hinweisen, daß es sich bei dieser Vorlage lediglich um ein hygienisches Gesetz handle, das seit Jahrzehnten von allen Parteien verlangt worden sei und lediglich den Zweck habe, die Gesundheit der deutschen Bevölkerung zu schützen, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß in den betheiligten fremden Ländern, insbesondere in den Vereinigten Staaten, eine verschiedene Auffassung herrscht, die zu Gegenmaßregeln, ja zu einem Zollkriege führen könnte, falls das Fleischeinfuhrverbot in der That, gemäß den Commissionsbeschlüssen, Gesetz werden sollte. Graf von Posadowsky konnte denn auch selbst nicht umhin, zu betonen, daß gegenüber den schweren Bedenken, die gegen die Commissionsvorlage an den maßgebendsten Stellen vorliegen, es geboten erscheine, den Gesetzentwurf der Regierung wieder herzustellen. Diese kann sich aber nicht verhehlen, daß den handelspolitischen Beziehungen Deutschlands schwere Gefahr droht, sollte das Fleischeinfuhrverbot in der That Gesetz werden. Hiernach darf angenommen werden, daß im Bundesrathe der Entwurf in der Fassung der Commission keine Annahme finden würde, selbst wenn diesem die Mehrheit des Reichstages auch in der dritten Berathung zustimmen sollte. Bei dem großen Umfange des deutschen Ausfuhrhandels darf die Gefahr eines Zollkrieges mit den Vereinigten Staaten und anderen Ländern nicht unterschätzt werden. Auch der Zuckerexport, bei dem gerade die Landwirthschaft wesentlich betheiligt ist, würde, um ein Bild des Fürsten Bismarck zu gebrauchen, „bluten" müssen. Daß Deutschland berechtigt ist, wirksame hygienische Schutzmaßregeln zu treffen, darf andererseits nicht bestritten werden.

Der deutsche Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Bülow, fand bei der Budgetberathung im Reichstage Gelegenheit, in der Erwiderung auf Ausführungen eines Abgeordneten über die internationale Friedensconferenz im Haag die Gesichtspunkte zu erläutern, von denen die deutsche Regierung geleitet worden ist. Wiederum legte der deutsche Staatsmann Zeugniß für das diplomatische Feingefühl und die nie versagende Geschicklichkeit ab, mit denen alle Klippen vermieden wurden. Auch braucht nur auf die Sprache auswärtiger, insbesondere französischer Blätter hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß in dem Kaiser von Rußland, dem hochherzigen Urheber der internationalen Friedensconferenz, die Vorstellung erweckt werden sollte, sein Plan wäre an dem latenten Widerstande

Deutschlands gescheitert. Gerade weil aus Anlaß des blutigen Krieges, den Großbritannien in diesem Augenblicke führt, die Friedensconferenz im Haag als eine Art Komödie bezeichnet worden ist, war die Rede des Grafen Bülow in hohem Grade bedeutsam, zumal dadurch nicht bloß die guten Beziehungen Deutschlands zu Rußland, sondern auch die Thatsache erhärtet wurde, wie segensreiche Ergebnisse auf dem Gebiete des internationalen Rechts erzielt worden sind. Wir verweisen in dieser Hinsicht auch auf die Publication des Professors Zorn in dem vorliegenden Hefte unserer Zeitschrift.

Jenseits der Vogesen muß es allerdings vielfach zu denken geben, daß der deutsche Staatssecretär betonte, wie bei der friedlichen Richtung der deutschen Gesammtpolitik dem Vorschlage des Kaisers von Rußland von deutscher Seite unverzüglich zugestimmt wurde, als feststand, daß der territoriale status quo der betheiligten Mächte durch die Conferenzverhandlungen in keiner Weise berührt werden sollte. Man braucht nicht zwischen den Zeilen zu lesen, um aus diesem Hinweise des Grafen von Bülow deutlich zu ersehen, daß die deutsche Reichsregierung, als sie der Einladung entsprach, sich in St. Petersburg vergewisserte, die elsaß-lothringische Angelegenheit könnte weder unmittelbar noch mittelbar in Betracht gezogen werden. Eine wesentliche Voraussetzung der Verhandlungen im Haag war also, daß Rußland, trotz des Bündnisses mit der französischen Republik, von der internationalen Conferenz Erörterungen ausschloß, die gerade in Frankreich diesen Verhandlungen Interesse und Werth verschafft hätten. Dagegen war die Reichsregierung von Anfang an bereit, alle Anträge zu fördern, die wirklich geeignet erschienen, der Humanität und dem Frieden zu dienen. Daß die Abrüstung der Großmächte zu jenen Blüthenträumen gehört, die niemals reifen werden, verhehlte sich kein ernsthaft denkender Politiker. Wohl aber bewiesen die deutschen Delegirten ihr volles Eingehen auf die friedfertigen Bestrebungen des Zaren, als sie der Ausdehnung der Genfer Convention auf den Seekrieg, sowie der Revision der Brüsseler Erklärung über Gesetze und Gebräuche des Landkrieges zustimmten und bei den auf diese wichtigen Reformen des internationalen Rechtes abzielenden Arbeiten in hervorragender Weise mitwirkten.

Wie wenig Deutschland das volle Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hatte, erhellt aus der Thatsache, daß Graf Hatzfeldt, der erste deutsche Delegirte, den Antrag auf unverzügliche Veröffentlichung der Protokolle sowohl der Plenar- als auch der Commissionssitzungen stellte. Hierdurch wird am deutlichsten der Vorwurf entkräftet, Deutschland habe die wesentlichen Zwecke der internationalen Friedensconferenz vereitelt. Auch in Bezug auf die Schiedsgerichtsfrage hat zwar die deutsche Regierung allzu weit gehenden Vorschlägen, wie dem auf die Schaffung eines obligatorischen Arbitrage, nicht zugestimmt, wohl aber für untergeordnete Fälle die Einrichtung eines ständigen internationalen Schiedsgerichtes unter bestimmten Voraussetzungen angenommen. Vergebens bemühen sich nun auswärtige Blätter, die Erklärung des Grafen von Bülow, in ernsten politischen Fragen werde Deutschland einzig und immer nur die salus publica des deutschen Volkes zur Richtschnur nehmen, als „nationalen Individualismus" darzustellen. Vielmehr kann es nur als durchaus zutreffend bezeichnet werden, daß ein unabhängiger Staat für sich Selbstzweck ist, so daß er auf politischem Gebiete keine höheren Ziele als diejenigen der Wahrung seiner eigenen Interessen und seiner Selbsterhaltung durch Erfüllung seines Daseinszweckes anerkennen darf.

Durch die Abschließung des Bundes mit Oesterreich-Ungarn und mit Italien, sowie durch treues Festhalten an dieser Tripelallianz hat Deutschland zugleich den Beweis erbracht, daß durch „nationalen Individualismus" die internationale Solidarität unter gewissen Voraussetzungen durchaus nicht ausgeschlossen ist. Sehr bezeichnend war denn auch die den deutschen Delegirten ertheilte Instruction, nicht nur mit ihren österreichisch-ungarischen und italienischen Collegen Fühlung zu bewahren, sondern auch den russischen Delegirten, so weit es immer angängig war,

Entgegenkommen zu zeigen. Nach dem Abschlusse der Verhandlungen auf dem internationalen Friedenscongresse war Graf von Bülow daher in der Lage, in einem an die deutschen Missionen im Auslande gerichteten Erlasse ausdrücklich hervorzuheben, daß Deutschland, nachdem es in die Haager Conferenz mit dem aufrichtigen, ehrlichen und entschiedenen Vorsatze eingetreten war, Alles, was an ihm lag, zu thun, damit die Ergebnisse der Größe des gesteckten Zieles und der edlen Absicht des Zaren entsprächen, diesem Vorsatze auch treu geblieben ist.

Wie aber die deutsche Regierung mit Recht daran festhält, daß sie nur das öffentliche Wohl des deutschen Volkes als Richtschnur anerkennen dürfte, achtet sie dieselben Grundsätze auch bei anderen Staaten. Um so mehr mußte es daher verfehlt erscheinen, als immer wieder von Neuem an die deutsche Reichsregierung das Ansinnen gestellt wurde, im südafrikanischen Kriege bei England zu interveniren. England würde durchaus berechtigt gewesen sein, den leisesten Versuch einer solchen Intervention mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Selbst wenn sich das Kriegsglück seit dem Entsatz von Kimberley und Ladysmith nicht zu Gunsten der englischen Waffen gewendet hätte, würde Deutschland sich keinen Eingriff in eine fremde Rechts- und Machtsphäre haben zu Schulden kommen lassen. Wenn die deutsche Regierung Gewicht darauf legt, sowohl Rußland als auch Großbritannien gegenüber freie Hand auf dem Gebiete der allgemeinen Politik zu behalten, so würde sie einen schweren Fehler begehen, wollte sie die berechtigten Empfindlichkeiten des „nationalen Individualismus" Englands verletzen.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen daher die jüngsten Bemühungen für Deutschland wenig wohlwollender „Rathgeber" zurückgewiesen werden, denen weit weniger an der Erhaltung der Unabhängigkeit der beiden südafrikanischen Republiken als an der Verwirklichung ziemlich durchsichtiger Pläne gelegen ist, die durchaus nicht der Sache des Weltfriedens dienen sollen. Deutschland wird also ebenso wenig wie die Vereinigten Staaten von Amerika bei der englischen Regierung interveniren. Die Thatsache, daß Rußland und Frankreich ebenfalls ihre bisher beobachtete Zurückhaltung nicht aufgeben werden, gestattet den Schluß, daß, wenn ein Theil der Presse dieser beiden Länder noch immer nicht darauf verzichten will, Deutschland mit einer „Culturmission" in Südafrika zu „betrauen", der „nationale Egoismus", der uns jenseits der Vogesen zum Vorwurfe gemacht wird, anderwärts sich in einer weit weniger berechtigten Form äußert.

Wiederum ist es der Präsident der französischen Deputirtenkammer, Paul Deschanel, der zu lebhaften Erörterungen Anlaß geboten hat. Aus Anlaß der von dem jüngsten „Unsterblichen" bei seiner Aufnahme in die Académie française gehaltenen Rede konnte bereits auf die Bemühungen Paul Deschanel's hingewiesen werden, ein französisch-englisches Zukunftsbündniß herbeizuführen, dessen Spitze an erster Stelle gegen Deutschland gerichtet wäre. Damals versuchten französische Organe, den chauvinistischen Charakter dieser Ausführungen abzuschwächen; die „Indépendance belge" und ein russisches Organ waren jedoch in der Lage, beinahe gleichzeitig Berichte über Unterredungen mit Deschanel zu veröffentlichen, aus denen aufs Deutlichste hervorging, daß die Revancheidee gleichsam den Leitstern für seine Politik darstellt. In diesen Tagen, am 4. März, hat nun der Kammerpräsident auch Veranlassung genommen, in gewissem Sinne eine authentische Interpretation der keineswegs akademischen Rede zu geben, die er vor einiger Zeit im Kuppelbau am Quai Conti zu Paris hielt.

Diesmal handelte es sich um eine ausgesprochen patriotische Feier: die Ueberreichung eines Banners an die „Union fraternelle" der früheren Combattanten im Kriege von 1870/71. Der Kammerpräsident war ursprünglich berufen, die neue Fahne an die Veteranen des Départements Eure-et-Loir zu übergeben. Er konnte jedoch erst am Nachmittag in Chartres eintreffen und dann beim Banket seine patriotische Rede halten, weil er am Vormittag einer Einladung seiner Wähler hatte nachkommen müssen, die in Nogent-le-Rotrou die Wiederernennung ihres

Vertreters zum Präsidenten der Deputirtenkammer, sowie dessen Aufnahme in die Académie française feierten. Es ist nun bezeichnend, daß Paul Deschanel beide Gelegenheiten benutzte, um seine chauvinistische Gesinnung zu betonen. Nur widerfuhr dem allzu phantasiereichen Fürsprecher des französisch-russisch-englischen Zukunftsbündnisses das Mißgeschick, daß er auch die Empfindlichkeiten Großbritanniens herausforderte. „Wenn man die Schwachen selbst dann nicht unterstützt," erklärte er, „sobald sie bewunderungswürdig und heldenmüthig sind, so ist es zugleich kindisch und unvorsichtig, die Starken zu reizen, ja sie sogar zu beleidigen. Lassen wir uns nicht von den großen Aufgaben abwendig machen, die uns durch die continentalen Kriege in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts auferlegt worden sind, und fahren wir fort, auf geradem Wege unserem unabänderlichen Ziele entgegenzugehen." An Deutlichkeit läßt diese Sprache wahrlich nichts zu wünschen übrig. Welcher Art diese „großen Aufgaben" sind, bedarf keiner besonderen Erläuterung. Zum Ueberflusse betonte der französische Kammerpräsident noch, daß Frankreich bereits die besten Kanonen in Europa besitze und in einigen Monaten auch über das beste Gewehr verfügen werde.

Darüber, ob Paul Deschanel für seine zuversichtlichen militärischen Ausführungen den richtigen Augenblick gewählt hat, indem er gleichsam am Vorabende der Eröffnung der Pariser Weltausstellung, des großen Friedenswerkes, urbi et orbi die Erwartungen hinsichtlich seines „but invariable" verkündete, darf gestritten werden. Mag auch der französische Kammerpräsident sich nicht in einer unmittelbar verantwortlichen politischen Stellung befinden, so gilt er doch thatsächlich nächst dem Präsidenten der Republik und dem Präsidenten des Senats als die einflußreichste Persönlichkeit der französischen Republik. In höherem Maße selbst als die augenblicklichen Leiter der Regierung darf der Präsident der Deputirtenkammer als ein wesentlicher Factor des Staatsorganismus angesehen werden, weil die Ministerpräsidenten jedem parlamentarischen Ansturme erliegen können, während die Vorsitzenden des Parlaments mindestens für ein Jahr sich in gesicherter Stellung befinden. Auch braucht nur an Jules Grévy und den gegenwärtigen Präsidenten der Republik, Loubet, erinnert zu werden, um zu zeigen, daß die Persönlichkeiten, die mit der Leitung der beiden parlamentarischen Körperschaften betraut sind, am ehesten die Anwartschaft haben, früher oder später an die Spitze der Executivgewalt selbst berufen zu werden.

Ob die Sprache, die Paul Deschanel in seinen verschiedenen Kundgebungen der jüngsten Zeit geführt, die eines wirklichen Staatsmannes ist — diese Frage möge von den Franzosen entschieden werden.

Aber selbst vom Gesichtspunkte der inneren Politik der französischen Republik aus betrachtet, müssen sie als taktisch wenig geschickt erscheinen. Von den verschiedensten Seiten werden denn auch bereits heftige Angriffe und Epigramme gegen Paul Deschanel gerichtet. Während einige monarchistische Organe spotten, daß der jüngste „Unsterbliche" der Académie française für die Wiederherstellung des Königthums oder des Kaiserreiches mittelbar eine Lanze gebrochen habe, betont der politische Leiter des „Figaro", J. Cornély, wie unklug es sei, mit der Idee eines Krieges gegen Deutschland zu spielen. Die Neu-Boulangisten wiederum sind durchaus nicht damit einverstanden, daß England nicht gereizt und beleidigt werden solle, weil man doch den Schwachen, das heißt den Buren, nicht beistehe. In der That konnte der Kammerpräsident von Anfang an darauf gefaßt sein, daß er sowohl die Empfindlichkeiten der Engländer als auch diejenigen der Buren verletzte, denen doch nur wenig an akademischen Sympathiebezeugungen gelegen sein kann.

Es muß, um diese Dinge richtig beurtheilen zu können, daran festgehalten werden, daß in Frankreich eine weit überwiegend friedliche Bevölkerung lebt, die vor Allem an der Förderung der Civilisation hervorragenden Antheil nehmen will. Die Weltausstellung wird unzweifelhaft in hohem Maße dazu beitragen, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und den übrigen Ländern, insbesondere auch mit

Deutschland, sich zu einem Wettbewerbe gestalten, bei dem jeder Theil nur gewinnen kann, weil Thatkraft und Intelligenz angespornt werden. Deshalb wird auch in der gesammten Culturwelt diesem Friedenswerke volles Gelingen gewünscht. Wie solidarisch sich auf diesem Gebiete sämmtliche Völker fühlen, das zeigte sich in der tiefen Theilnahme, die sich jüngst aller Orten regte, als das „Théâtre français" beinahe vollständig vom Feuer zerstört wurde. In dieser Schaubühne, dem Hause Molière's, wurde gleichsam ein Symbol des französischen Geistes erblickt.

Zugleich fehlt es nicht an berufenen Stimmen, die sich im Sinne friedlicher und guter Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland vernehmen lassen. So äußert ein vortrefflicher Kenner Deutschlands, Raymond Koechlin, gerade im Hinblick auf die erwähnten Reden Paul Deschanel's im „Journal des Débats": „Die dümmste Politik," sagte Jules Ferry eines Tages, „ist die Politik des Grolls," und er hatte vollkommen recht. „Wir sind durchaus geneigt, die ‚détente' zu betonen, die zwischen Frankreich und Deutschland eingetreten ist, vorausgesetzt, daß man uns unsere Aufgabe erleichtere und nicht ohne Unterlaß unsere Absichten und Aufrichtigkeit beargwöhne. Auch ist es gewiß, daß unter gegebenen Umständen durch vertrauensvollere Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland der einen und der anderen Macht ernsthafte Dienste geleistet werden könnten." Diesen Ausführungen kann von deutscher Seite nur beigepflichtet werden. Vermöchte die französische Regierung, an die friedlichen Ueberlieferungen ihres großen Staatsmannes Jules Ferry wieder anzuknüpfen, so würde sich sehr bald zeigen, daß dadurch die Lebensinteressen beider Länder zugleich mit dem Weltfrieden Förderung erfahren.

In der italienischen Deputirtenkammer hat die Obstruction der äußersten Linken aus Anlaß der Verhandlungen über das „decreto-legge" wieder eingesetzt. Dieses Gesetzdecret, Bestimmungen über die öffentliche Sicherheit und die Presse enthaltend, war von verschiedenen Gerichten angewendet und von einer Abtheilung des höchsten Gerichtshofes als rechtskräftig anerkannt worden. Als dann aber eine andere Abtheilung des Cassationshofes die durch königliche Verordnung eingeführten „politischen Maßregeln" für nicht rechtsverbindlich erklärte, sah sich die Regierung genöthigt, das „decreto-legge" von Neuem dem Parlamente zu unterbreiten. Die Generaldebatte verlief auch ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle, insbesondere ohne Obstruction. Sehr bezeichnend war jedoch, daß das Vertrauensvotum, das der Specialdebatte voranging, nur mit einer Majorität von dreiunddreißig Stimmen zur Annahme gelangte. Mit Ausnahme Sonnino's, der für das Ministerium Pelloux-Visconti Venosta eintrat, sowie Crispi's, der durch ein Augenleiden am Erscheinen verhindert war, stimmten die Parteiführer der Rechten und der Linken mit der Opposition. Rudini fand sich mit Zanardelli und Giolitti zusammen, so daß die Stellung des Cabinets im Hinblick auf das Stimmenverhältniß beim Vertrauensvotum gefährdet erscheinen muß. Sogleich bei der Berathung des ersten Artikels des Decrets begannen auch die Abgeordneten der äußersten Linken die Obstruction, theils durch lange Reden, theils durch zahllose Amendements und unablässige Anträge auf namentliche Abstimmung. Die unerquicklichen parlamentarischen Vorgänge in Oesterreich und in Ungarn haben eben auch in Italien Schule gemacht. Die Auflösung der Kammer von Monte Citorio wird sich daher, falls nicht alle Anzeichen trügen, als unabweisliche Nothwendigkeit aufdrängen, ohne daß in Neuwahlen das Allheilmittel für die parlamentarischen Schäden gefunden werden könnte.

n. **Vom Bacillus zum Affenmenschen.** Naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Mehr und mehr wendet sich die Arbeit Wilhelm Bölsche's jenem Gebiete zu, auf dem man bemüht ist, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung ins Volk hinaus zu verbreiten. An der Nothwendigkeit dieser Art Arbeiten kann nicht gezweifelt werden. Gleicht die wissenschaftliche Forschung, um ein beliebtes Bild anzuwenden, dem Abbau eines Bergwerkes mit edlen Metallen, so entspricht die Arbeit der Popularisirung derjenigen der Hüttenwerke, in denen man das Metall befreit von dem umgebenden Gestein. Ohne dieses Gestein wäre das Metall nicht geworden, was es ist, aber ehe das eine nicht entfernt ist, läßt das andere sich nicht umprägen in gangbare Münzen. Nun ist es mit den schriftstellerischen Hüttenwerken bisweilen eine eigene Sache. Es gibt da gar manchen nachlässigen Betrieb, in dem man eine Menge guten Metalls unausgenutzt zu den Schlacken wirft, und es gibt, was weitaus schlimmer ist, betrügerische Betriebe, in denen das an sich gut ausgezogene Material durchsetzt wird mit minderwerthigen Materialien. Ganz ohne „Legirungen" geht es ja nicht ab, soll schließlich eine brauchbare Münze gegossen werden. Wer aber bürgt jedesmal dafür, daß bei den Legirungen auch die gehörigen Mischungen beobachtet werden? Da ist es denn sehr erfreulich, in Wilhelm Bölsche bei jener vermittelnden Arbeit einen Mann thätig zu wissen, der als der Freund solcher Gelehrter wie Haeckel nicht nur des Vertrauens, sondern als Publicist von seltenen Fähigkeiten auch der Liebe seines Publicums jeder Zeit sicher ist. Die schriftstellerischen Vorzüge Bölsche's, den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt, stehen außer Frage. Sein Roman „Die Mittagsgöttin" gehört zum Besten, was die jungdeutsche Literatur bisher geleistet hat. Hinzu kommt, daß Bölsche über eine ungewöhnliche und nicht conventionelle philosophische Schulung verfügt. Auf Fechner, um einen bestimmten Fall zu nennen, hat er immer wieder hingewiesen in einer Zeit, in der es noch zum guten Ton gehörte, über den Verfasser der „Nanna" und des „Zendavesta" die Achseln zu zucken. Das Alles waren Elemente, die in der That eine gute Legirung versprachen und — eine gute Legirung gaben. In allen Zeitschriften von Ruf konnte man populär-wissenschaftlichen Artikeln und Essays von Wilhelm Bölsche begegnen, die ebenso für großes Wissen wie für großes Können, d. h. der Kunst zu schreiben, zeugten. Von den hier und dort erschienenen Aufsätzen nun hat Bölsche eine Anzahl zusammengestellt und unter dem Titel „Vom Bacillus zum Affenmenschen" als Buch herausgegeben. Der Titel deutet an, in welcher Richtung sich die Ausführungen bewegen. Den Gedanken einer natürlichen Entwicklung, die in ununterbrochener Arbeit die höheren Arten langsam aus den niederen entstehen ließ, jenen großen Gedanken, auf dem unsere gesammte moderne Naturwissenschaft basirt, möchte auch das vorliegende Buch Wilhelm Bölsche's einem weiteren Kreise verständlich machen. Das Thema, um das es sich hier handelt, ganz zu erschöpfen, bedürfte es einer systematischen Darstellung des natürlichen Werdens vom fernen Weltennebel her bis zu den ersten Werken menschlicher Cultur. Bölsche selbst hat einmal eine solche Darstellung al fresco versucht, in seinem bedeutendsten Werke, der zweibändigen „Entwicklungsgeschichte der Natur" (Verlag von Neumann in Neudamm). Es war ein Buch, das, vom Orionnebel zur Cheopspyramide führend, für eine populäre Darstellung zu weit ausholte. Hier nun soll gezeigt werden, daß die ewigen Gesetze des Werdens sich an kleinen und kleinsten Fällen ebenso gut beobachten lassen wie an den gewaltigsten (das „biogenetische Grundgesetz", Haeckel'sche Terminologie). Die zehn „Naturwissenschaftlichen Plaudereien" vorliegender Sammlung sind scheinbar ohne Zusammenhang unter einander und behandeln die verschiedensten Fragen der Forschung. Aber indem Bölsche sie alle unter jenen einen großen Gesichtspunkt gerückt hat, schließen sie sich doch wieder zu einer Einheit zusammen, und wir bekommen einen Ueberblick über die endlose Strecke der organischen Entwicklung. Der beste Wunsch, den man dem Buch mit auf den Weg geben kann, ist der, daß den hier vereinten Aufsätzen Bölsche's dieselbe Gunst der Lesewelt entgegen kommen möge, die ihnen zu Theil ward, als sie einzeln erschienen sind.

ρ. **Les sept Plaies et les sept Beautés de l'Italie contemporaine.** Paris, Librairie Académique Perrin et Cie. 1900.

Es ist für den Referenten nicht leicht, das vorliegende Buch richtig zu beurtheilen; denn wiewohl es sich vornehmlich nur mit Italien beschäftigt, ist es doch sehr von Deutschenhaß durchtränkt, daß ein Deutscher es nicht ohne Voreingenommenheit wird lesen können. Schon der Name des Autors flößt in dieser Hinsicht Bedenken ein; doch würde man ihm Unrecht thun, wollte man ihn mit Victor Tissot verwechseln, dessen übel berathene „Voyage au pays des milliards" nebst ihren mehreren Fortsetzungen ihm einen wenig beneidenswerthen Ruhm eingetragen haben. Ernest Tissot im Gegentheil ist der Verfasser einer höchst beachtenswerthen Studie über die neuere französische Kritik („Les évolutions de la critique française"), die vor einigen Jahren (1893) in dieser Zeitschrift eine sehr eingehende Würdigung gefunden hat. Unser Autor, indem er sich darin der in Deutschland durch Wilhelm Scherer vertretenen analytischen Kritik anschließt, zeigt also, wie sehr er mit der deutschen Wissenschaft vertraut ist, und wie viel er ihr verdankt. Auch in diesem seinem neuen Buche spricht er, wo die Gelegenheit sich gibt, mit Sachkenntniß und Hochachtung von der deutschen Literatur; um so mehr bedauern wir die ganz und gar unnöthigen, weil gewaltsam herbeigezogenen Ausfälle gegen die Deutschen als Nation, die es verunzieren. Sogar Platen,

an dessen Grabhügel in Syrakus er nachdenklich verweilt, muß ihm einen Mißklang der Abgunst leihen, wo der vereinsamte Dichter in seinen Oden etwa von „laut gellenden Pöbelstimmen" spricht oder in seinen Parabasen über Verkennung klagt — als ob wir unseren Platen nicht besser verstünden! Und was hat Herr Tissot gegen unsere Landsleute vorzubringen, wenn er unter den „sieben Wunden Italiens" als eine „l'influence allemande" bezeichnet? Unsere Reisenden gehören ihm alle zur „Familie Buchholz": „ihre goldenen Brillen, ihre grünen Schleier und ihre lächerlichen Prätensionen Solcher, die bei jedem dritten Schritt in Verzückung fallen", stören ihn in seinem ästhetischen Genuß. Ferner sind es „diese Germanen mit rosigen Wangen und blonden Bärten", die sich überall eindrängen: von zehn Hôtelbesitzern sind fünf Deutsche, die Läden wimmeln von preußischen Commis — und wenn? Sagt er nicht selber, daß sie genau die Eigenschaften haben, die den italienischen Geschäftsleuten fehlen: Ausdauer und Pünktlichkeit —? Alle diese und ähnliche Beschuldigungen jedoch sind nur Etappen zu dem letzten gegen den deutschen Einfluß gerichteten Angriffspunkt: der Tripelallianz, als deren abgesagten Gegner er sich erklärt, wiewohl er an anderer Stelle zugesteht, daß der allgemeine Militärdienst in Italien wie anderwärts, wenn er gleich den Staat finanziell belastet, doch neben der Schule das beste Mittel zur sittlichen und intellectuellen Erziehung des Volkes ist. — Kann und will man hiervon absehen, so wird man sich an mancher stimmungsvollen Landschaftsschilderung, manchem hübschen Städtebild erfreuen. Im Vordergrunde des Interesses steht auch in diesem Buche Tissot's die Literatur, und wenn man vielleicht finden mag, daß er Carducci nicht hoch genug stellt, dagegen d' Annunzio doch wohl überschätzt, so wird man im Ganzen mit ihm einverstanden sein und namentlich seine Charakteristik von, seine Unterhaltung mit Fogazzaro gern lesen. Kleine Cabinetsstücke sind die Capitel über „Die neapolitanischen Volkslieder" und „Die Idyllen des Theokrit". Wenn das ganze Buch in diesem Tone geschrieben wäre, mit wie viel uneingeschränkterem Lobe würden wir dann von ihm haben sprechen können! Was den sonderbaren Titel betrifft, so bezieht er sich eigentlich nur auf die vierzehn letzten Capitel und wird auch durch diese nicht einmal hinlänglich gerechtfertigt, wenn wir z. B. unter den „sept plaies" Mascagni's „Cavalleria rusticana" figuriren sehen und unter den „sept beautés" — die Duse!

δφ. **Erinnerungen von Ludwig Bamberger.** Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1899.

Ein starker Band von 541 Seiten groß Octav — und wenn man ihn gelesen hat, bedauert man, daß er zu Ende und kein zweiter Band von dem Verstorbenen hinterlassen ist. Auch reicht er nur bis zu der Zeit, da Bamberger von Paris nach Deutschland heimkehrte, um jetzt erst in dem neuen politischen Leben des eben entstehenden Reiches seine hervorragende Wirksamkeit zu entfalten. Wie thut es uns daher leid, daß über die Hauptepoche seines politischen Lebens keine Aufzeichnungen geschrieben sind oder nur diejenigen, welche aus den „Erinnerungen", die uns vorliegen, von der jüngeren Zeit hierüber manches Spätere vorwegnehmen. Indessen, wir dürfen uns freuen an dem, was wir empfangen haben. Es ist geschrieben in einem zwanglosen Plaudertone, fast ein wenig zu sehr die Anordnung des Stoffes und die Feilung der Form hintansetzend (oder vorbehaltend). Die Pietät des Herausgebers hätte vielleicht nicht so weit zu gehen brauchen, daß er offenbare Nachlässigkeiten der Feder, die den Leser hie und da stören, ungeändert abdrucken ließ. Im Ganzen macht es aber nicht viel aus. Ja, wir möchten bekennen, daß uns von Allem, was wir von Bamberger gelesen, im schriftstellerischen Sinne gerade diese zwanglose Art am besten gefallen hat. Und bezeichnender Weise die Proben von den Briefen an seine Braut viel besser als die Leitartikel aus derselben Zeit. — Ein sehr gutes Bild des Verfassers ist dem Buche beigegeben.

γ. **Der Alte vom Hohen-Neuffen.** Berglieder von Eduard Paulus. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1900.

Eduard Paulus ist außerhalb Württembergs wohl als der feinsinnige Kenner und Darsteller der Kunstalterthümer des schwäbischen Landes bekannt, nicht aber auch als Dichter: die Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert von Richard M. Meyer, die so reich an Namen ist, nennt ihn nicht einmal. Um so mehr haben wir Pflicht und Recht, die deutsche Leserwelt bei diesem Anlaß auf ihn hinzuweisen, da er, im Gefühl, daß des Lebens Strom allmählich versiegen will, noch einmal zu jener Felsenhöhe der Alb emporsteigt, deren riesige Mauern er auf Theodorich den Großen zurückführen zu dürfen meint, und da er von ihrer Zinne sich Lust und Schmerz von der Seele singt, die — wenn je eines Dichters Seele — mit Natur, Kunst und Geschichte Schwabens und Italiens eins geworden ist. In Rhythmen von echtem Wohllaut, in Versen voll Kraft und Feuer, voll warmer Empfindung und voll schmerzlicher Wehmuth, voll schweren Ernstes und köstlicher Laune strömt Paulus das Innerste seines Herzens vor uns aus, und nichts ist ihm fremd, was an persönlichem wie allgemeinem Fühlen je des Menschen Herz erfüllt, erschüttert, im Reichthum arm und in der Armuth reich gemacht hat. Aus der ganzen Reihe von Gedichten, die das schmucke Bändchen birgt, möchten wir kaum eins missen; wahre Perlen aber sind z. B. „Das Gebet", „Die Schwertweihe", die Balladen zur Geschichte des hohen Neuffen und Schwabens überhaupt, das Lied auf „Kaiser Wilhelm's hundertsten Geburtstag" — das zeigt, wie dieser echteste aller Schwaben zugleich ein echter Deutscher ist — und, als Erweis von Paulus' keuschem Humor,

„Der Franzosenfeiertag". Ein Mann, der solche Schöpfungen hervorbringt, ist noch nicht alt, wenn er auch in das siebente Jahrzehnt seines Lebens eingetreten ist, und wir hoffen, die Klänge seiner Harfe noch oft zu vernehmen und es zu erleben, daß auch die deutsche Nation einen ihrer ersten Lyriker in ihm würdigen lerne.

pσ. **Deutsches Volks- und Studentenlied in vorclassischer Zeit.** Im Anschluß an die bisher ungedruckte von Crailsheim'sche Liederhandschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin quellenmäßig dargestellt von Arthur Kopp. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1899.

In dem vorliegenden Buche erhalten wir zum ersten Male eine vollständige Mittheilung der Crailsheim'schen Liederhandschrift, von einem Verfasser, der sich auf dem einschlägigen Gebiete bewährt hat. Die Geschichte der Handschrift ist sehr merkwürdig. Eine blutjunge Baronesse von Crailsheim in Franken erhielt sie von ihrem Vater zum Präsent, wie es auf dem Titelblatte heißt. Das junge Edelfräulein hatte um 1774 eine Liebeständelei mit dem nur drei Jahre älteren Studenten Carl vom Stein, demselben, der später als preußischer Minister so berühmt geworden ist: beider Schriftzüge sind — ein ganz neuer Beitrag zum Jugendleben des großen Mannes — in der Liederhandschrift neben einander vereinigt. Die Sammlung kam dann in den Besitz des Freiherrn von Meusebach und ging nach dessen Tode in den der Königl. Bibliothek zu Berlin über. Sie enthält mehr als dreihundert Liedertexte aus der Zeit vor 1750. Neben zarten, innigen Empfindungen begegnen auch ziemlich starke und anzügliche Motive, wie sie einmal zum Wesen des deutschen Volks- und Studentenliedes gehören. Wir würden uns heute freilich, im Gegensatz zum Herrn von Crailsheim, sehr bedenken, die Lieder einem jungen Fräulein zum Präsent zu machen. Es gibt aber Anzeichen dafür, daß in jener Zeit mehrfach aus reiner Freude an den Dingen solche Sammlungen veranstaltet wurden. Man sieht immer deutlicher, wie gerade in den Main- und Rheingegenden ein reiches geschriebenes und ungeschriebenes Volksliedermaterial vorhanden gewesen sein muß, aus dem das „Wunderhorn" hervorging. Als eine Art Vorläuferin des „Wunderhorns" mag man nämlich die Crailsheim'sche Liederhandschrift wohl bezeichnen, worin gut zum Ausdruck kommt, daß ihr innerer, dichterischer Gesammtwerth nicht an das nach poetischen und ästhetischen Gesichtspunkten componirte „Wunderhorn" heranreichen könne. Kopp hat auch die literarhistorische Bedeutung der Sammlung scharf ins Auge gefaßt und hat ihr Verhältniß zur vor- und gleichzeitigen Literatur, sowie zu den gelehrtplanmäßigen Volksliedersammlungen, die auf das „Wunderhorn" folgten, mit umsichtigem Wissen erörtert und dargestellt.

γ. **Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Décadence.** Von Emil Ermatinger. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1898.

Das hier vorliegende Schriftchen ist Heft 304 der Virchow'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Es entwickelt zunächst die allgemeinen Züge der hellenistischen Cultur und arbeitet auf diesem Hintergrund die Gestalt des jüdischen Epigrammatikers heraus, in dem sich „die seltsame Verschmelzung des griechischen und orientalischen Wesens, überhaucht von einem deutlich sichtbaren Schimmer der Décadence", recht anschaulich offenbart. Ermatinger versucht aus den ungefähr 130 in der Anthologia Palatina erhaltenen Gedichten des Meleagros seinen Lebensgang, so weit möglich, zu erschließen; namentlich schildert er seine Liebe zu der schönen Tyrierin Heliodora und seinen, gelehrten Studien gewidmeten Lebensabend auf der Insel Kos, wo er etwa im Jahre 150 gestorben ist. Eine Reihe von Gedichten des Meleagros wird in geschmackvoller gereimter Uebersetzung mitgetheilt, so daß der Leser einen lebendigen Gesammteindruck von dieser immerhin eigenartigen und interessanten literarischen Individualität empfängt.

δγ. **Die Grundlagen unserer Wehrkraft.** Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1899.

Der Verfasser hat sich als Militärschriftsteller bereits vor längeren Jahren bekannt gemacht und benutzt jetzt die Muße des alten Officiers zur Fortsetzung dieser Thätigkeit. Er ist in der vorliegenden Schrift zu der größeren und schwierigeren Aufgabe übergegangen, statt bloß militär-technischer Fragen — „Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges", 3. Auflage 1872; „Strategie, eine Studie", 2. Auflage 1886; „Selbstthätigkeit der Führer im Kriege", 1896; „Die Beschießung von Paris 1870—1871 und die Ursachen ihrer Verzögerung", 1899 — die ökonomischen, socialen, politischen Bedingungen der Wehrkraft zu erörtern. Auch ein hervorragender Officier, wie der Verfasser, steht diesen Fragen als Dilettant gegenüber, und an solchem Maßstabe billiger Weise gemessen, darf die Schrift mit Anerkennung erwähnt werden. Es ist die Leistung eines erfahrenen Mannes, der in der besonderen Berufsstellung des hohen Militärs zu wohlerwogenen Ansichten von Volkswirthschaft, Gesellschaft, Staat, von socialer Gliederung, ökonomischen Grundlagen, Berufsständen, moderner Entwicklung der Gesellschaft und dergl. mehr gelangt ist. Er trägt das Alles in vorsichtigen, sorgsam umschriebenen, einander einschränkenden Sätzen vor — hier und da vielleicht mit etwas lehrhaftem Tone, der aber doch nur der Reflex eines rechtschaffenen Strebens ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abele. — Weiträumiger Städtebau und Wohnungsfrage. Darstellung und Kritik der auf Einführung weiträumiger Bauweisen im Städteerweiterungsgebiet gerichteten Bestrebungen von Amtmann Dr. Abele. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1900.

Achelis. — Moritz Lazarus. Von Th. Achelis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Aguinaldo y Famy. — True version of the Philippine Revolution by Don Emilio Aguinaldo y Famy, President of the Philippine Republic. Farfak (Philippine Islands). 1899.

Aho. — Panu. Bilder aus den letzten Kämpfen des Christenthums gegen das Heidenthum in Finnland. Von Juhani Aho. Aus dem Finnischen übersetzt von Emmy Schreck. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Anton. — Der Mittellandkanal (Rhein-Elbekanal) Vortrag von Dr. G. K. Anton. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Below. — Territorium und Stadt. Aufsätze zur deutschen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte. Von Georg von Below. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1900.

Bernhard. — Die Kinder. Novelle von Marie Bernhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Bierbaum. — Pan im Busch. Ein Tanzspiel von Otto Julius Bierbaum. Mit Musik von Felix Mottl. Berlin, im Verlage der „Insel" bei Schuster & Löffler. 1900.

Birt. — Deutsche Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende Von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Birt. — Die Sylvesternacht. Zweites Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf Aufzügen. Herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Critique. II. Études et portraits. Paris, Librairie Plon. 1900.

Burschenschaftliche Bücherei. Herausgegeben von Hugo Böttger. Band I, Nr. 1: Deutschland voran. Von Rudolf Rabe. Berlin, Carl Heymann. O. J.

Catalog 98 von Friedrich Cohen's Antiquariat in Bonn. Autographen-Sammlung Alexander Posonyi in Wien. II. Musiker. Bonn. 1900.

Chamberlain. — Parsifal-Märchen. Von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann A.-G. 1900.

Codices graeci et latini photographice depicti duce Scatone de Vries. Tom. V. Plautus. Codex Heidelbergensis 1613. Palatinus C. phototypice editus. Praefatus est Carolus Zangemeister. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff. 1900.

David. — Am Wege sterben. Roman von J. J. David. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Dedem de Gelder. — Mémoires du général de Dedem de Gelder. 1774—1825. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1900.

Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. I. Goethe. Von Georg Witkowski. — II. Das Wiener Burgtheater. Von Rudolph Lothar. — III. Dante. Von Karl Federn. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie. 1899.

Diederich. — Zola und die Rougon-Macquart. — Das Milieu bei Emile Zola. Von Benno Diederich. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Diem. — Das Wesen der Anschauung. Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie. Von Dr. Ulrich Diem. Bern, C. Sturzenegger. 1899.

Dubut de Laforest. — Die Rächerin. Pariser Sittenroman von Dubut de Laforest. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, O. Gracklauer. 1900.

Ducos. — La mère du Duc d'Enghien. 1750—1822. Par le Comte Ducos. Paris, Librairie Plon. 1900.

Eleutheropulos. — Wirthschaft und Philosophie. I. Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Von Abr. Eleutheropulos. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Elsborn. — Fräulein Tonerl's Leibarzt. Roman von M. Elsborn. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Erdmann. — König und Tod. Schauspiel in drei Acten. Von Hans Erdmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Fick. — Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrirte culturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. R. Fick. Mit 400 Abbildungen und Zierstücken. Berlin, Hans Ludwig Thilo. 1900.

Finsch. — Karolinen und Marianen. Von O. Finsch. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Fitz-Hugh. — Decennial report — 1889—1899 —: School of Latin University of Texas. Outlines of a system of classical pedagogy. By Thomas Fitz-Hugh. Berlin, Mayer & Müller. 1900.

Freeie. — Das constitutionelle System im Fabrikbetriebe. Von Heinrich Freese. Eisenach, M. Wildens. 1900.

Godrycz. — Essays on the foundation of education by Rev. J. Godrycz. Lansing, Lawrence & van Buren. 1900.

Grimm. — Leben Michelangelo's. Von Herman Grimm. Illustrirte Ausgabe. Bis zum sechzehnten Heft. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Handel-Mazzetti. — Meinrad Helmperger's denkwürdiges Jahr. Eine Erzählung von Handel-Mazzetti. Mit Originalzeichnung von Prof. J. Reich. Stuttgart und Wien, Joseph Roth. 1900.

Hase. — Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Von Karl von Hase. Siebente Auflage. Erste Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Heinrich. — Aus Senta's Elternhause. Ein Familienbild. Von Wilhelm Heinrich. Berlin, Wilhelm Möller. O. J.

Heitz. — Neujahrswünsche des XV. Jahrhunderts. Herausgegeben von Paul Heitz. Mit 44 Abbildungen in Originalgrösse.' Zweite vermehrte billige Ausgabe. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1900.

Heller. — Oesterreichisches Proletarier-Liederbuch. Lieder für das arbeitende Volk. Gesammelt von Hugo Heller. Zweite, vermehrte Auflage. Wiener Volksbuchhandlung. O. J.

Herrings. — Cuba und der Krieg. Von J. Herrings. Newyork, Charl. Wildermann. 1899.

Herrmann. — Das Buch Hiob. Aus dem Grundtext übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Franz Herrmann. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Heusler. — Die Geschichte vom Hühnerthorir. Eine altisländische Sage, übersetzt von Andreas Heusler. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1900.

Hildeck. — Herbstbeichte. Ein Liebesroman von Leo Hildeck. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Hopfen. — Heinrich von Kleist. Ein Dichterleben in fünf Acten. Von Otto Helmuth Hopfen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1900.

Joß. — Friedrich Wieck und sein Verhältniß zu Robert Schumann. Dargestellt von Victor Joß. Mit vier Porträts. Dresden, Ostar Damm. 1900.

Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Band X. Zweite Abtheilung: Briefwechsel. Erster Band. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Kekule von Stradonitz. — Goethe als Genealog. Vortrag von Stephan Kekule von Stradonitz. Berlin, J. A. Stargard. 1900.

Kleinpaul. — Modernes Hexenwesen. Spiritistische und antispiritistische Plaudereien von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, C. G. Naumann. 1900.

Kresse. — Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. Von Ostar Kresse. Berlin, John Schwerin's Verlag Aktiengesellschaft. 1900.

Krosigk. — Generalfeldmarschall von Steinmetz. Aus den Familienpapieren dargestellt von Haus von Krosigk. Mit einem Bildniß. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Krücken. — Budapest in Wort und Bild. Unter Mitwirkung der hervorragendsten ungarischen Celebritäten, Schriftsteller und Künstler herausgegeben von Oscar von Krücken. Erstes bis fünftes Heft. Berlin, Internationale Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Kullberg. — Das alte Lied. Ein neuer Sang. Eine ungereimte Prosa-Dichtung auf Welt und Menschen von Emil Kullberg. Leipzig, Wilhelm Friedrich. o. J.

Langage humain. Projet. Berne, Schmid & Francke. 1900.

Latreille. — La fin du théâtre romantique et François Ponsard. D'après des documents inédits par C. Latreille. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Lenz. — Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten, im Auftrage des Vereins für Schulreform erläutert von Dr. Ernst Lenz. Berlin, Commissionsverlag von Otto Salle. 1900.

Leonhard. — Die Hauptziele des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. Vorträge in volksthümlicher Fassung von R. Leonhard. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1900.

Levi. — Lieder. Cento liriche tedesche scelte nella letteratura dei secoli XVIII e XIX e tradotte e annotate da Eugenia Levi. Con nove melodie. Firenze, R. Bemporad & figlio. 1900.

Lindau. — An der Westküste Kleinasiens. Eine Sommerfahrt auf dem ägäischen Meere. Von Paul Lindau. Mit 15 Vollbildern. Zweite Aufl. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900.

Maillard. — Le salon de la vieille dame à la tête de bois, par Firmin Maillard. Paris, J. Olivier Afolter. 1899.

Mayr. — Die Pflicht im Wirthschaftsleben. Von Dr. Georg von Mayr. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1900.

Mayr. — Flotte und Finanzen. Die Deckungsfrage. Von Dr. Georg von Mayr. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1900.

Menghini. — Centenario Heiniano. Di Domenico Menghini. Parma, R. Pellegrini. 1899.

Michaud. — Rom und die Lüge. Die Affaire Dreyfus und der Klerikalismus. Von E. Michaud. Zu beziehen durch die Buchdruckerei Stämpfli & Cie. Bern.

Müller. — Der Krieg in Südafrika 1899—1900 und seine Vorgeschichte. Bearbeitet von Alfred von Müller. Zwei Theile. Dritte, unveränderte Auflage. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1900.

Nauticus. — Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Von Nauticus. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Offermann. — Die Bedingungen des constitutionellen Oesterreich. Von Alfred Freiherrn von Offermann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1900.

Oordt. — Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. Von J. F. van Oordt Zweite Lieferung. Basel, Benno Schwabe. 1900.

Pastor. — August Reichensperger (1808—1895). Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1899.

Pestalozzi's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Dr. L. W. Seyffarth. Vierter Band. Liegnitz, Carl Seyffarth. 1899.

Petersen. — Herzog Gotthland. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo Petersen. Berlin, Dr. R. Wrede Verlag. 1900.

Pilet. — Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwicklung des Handels in den letzten fünfzig Jahren. Von Otto Pilet. Im Selbstverlag. Magdeburg, Faber'sche Verlagsbuchhandlung und Druckerei. 1900.

Pröll. — Deutsch-nationale Bergpredigten. Von Karl Pröll. Zweite Auflage. Berlin, Thormann & Goetsch. 1899

Pröll. — Deutsch-österreichische Passionsgeschichten. Nationale Erzählungen von Karl Pröll. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Thormann & Goetsch. 1900.

Pröll. — Unter alldeutschem Banner. Nationale Weckrufe und Klagen. Von Karl Pröll. Zweite Auflage. Berlin, Thormann & Goetsch. 1899.

Püringer. — Gedichte. Von August Püringer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Report of the commissioner of education for the year 1897—1898. Volume I and II. Washington, Government printing office. 1899.

Rosenfeld-Buchenau. — Kreuz und Halbmond. Von Dionys Rosenfeld-Buchenau. Stizzen aus der Türkei, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien und den österreichischen Reichslanden. Leipzig, Robert Baum. 1900.

Rundschau über die neueste für Gebildete wichtige Literatur. Redigirt von Pfarrer Lic. Weber. Berlin, Berliner Stadtmission. 1898.

Ruskin. — Die Steine von Venedig. Eine Auslese aus dem Werke: „The stones of Venice". Von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Salomonsohn. — Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Beitrag zu den Entwürfen eines Reichsgesetzes, betreffend die Sicherung der Bauforderungen, und eines preussischen Ausführungsgesetzes. Von Dr. Georg Salomonsohn. Berlin, Carl Heymann. 1900.

Schiller. — Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Handbuch von Dr. Hermann Schiller. Erster Band: Geschichte des Alterthums. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1900.

Schröder. — Freiwillige und unfreiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage von Gelehrten und Staatsmännern. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schröder. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1900.

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Die zur einundzwanzigsten Lieferung. Bern, Schmid & Francke.

Stägemann. — Briefe und Actenstücke zur Geschichte Preussens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlass von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Franz Rühl. Erster Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

Stier-Somlo. — Die Volksüberzeugung als Rechtsquelle. Von Dr. Fritz Stier-Somlo. Berlin, K. Hoffmann. 1900.

Stromer. — Neues deutsch-spanisches Wörterbuch. Auf Grund des Wörterbuchos der königlich spanischen Akademie von Th. Stromer. Berlin, F. A. Herbig. 1900.

Stumpf. — Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie. Festrede von C. Stumpf. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1900.

Teutonicus. — Die deutsche Colonialpolitik in Theorie und Praxis. Von Teutonicus. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1900.

Thoma. — Katharina von Bora. Geschichtliches Lebensbild von Albrecht Thoma. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Thoresen. — Am Abgrund vorbei. Erzählungen von Magdalene Thoresen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Tolstoj. — Auferstehung. Roman von Graf Leo Tolstoj. Erste vollständige, im Auftrage des Verfassers hergestellte Uebersetzung von Wadim Tronin und Ilse Frapan. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Tolstoi. — Auferstehung. Von Leo Tolstoi. Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumtkow. Mit Buchschmuck von F. Liggisch. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Tovote. — Die rothe Laterne. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Ueberhorst. — Das Komische. Eine Untersuchung von Karl Ueberhorst. Band II. Leipzig, Georg Wigand. 1900.

Urbanus. — Suum cuique. Ein Wort über die Stellung der Oberlehrer an staatlichen und städtischen Schulen. Von Hans Urbanus. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1900.

Vorländer. — Kant und der Socialismus, unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. Von Karl Vorländer. Berlin, Reuther & Reichard. 1900.

Voß. — Südliches Blut. Römische Novellen von Richard Voß. Illustrirt von Carl Zopf. Stuttgart. Carl Krabbe. O. J.

Weill. — Histoire du parti républicain en France de 1814 à 1817 par Georges Weill. Paris, Félix Alcan. 1900.

Wernicke. — Weltwirthschaft und Nationalerziehung. Vortrag von Dr. Alexander Wernicke. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Wilamowitz-Möllendorff. — Neujahr 1900. Rede zur Feier des Jahrhundertwechsels von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1900.

Zimmerer. — Mädchengymnasium oder Waldmeisters Brautfahrt. Lustspiel in einem Aufzug von H. Zimmerer. Ludwigshafen a. Rh., August Lauterborn. 1900.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Neid.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

[Nachdruck untersagt.]

An den Ufern der Lahn, oberhalb Ems, nicht weit davon, liegt ein Ort, der sich Arnstein nennt. Ein Bach geht zwischen den Häusern entlang; über den Häusern steigt ein Hügel auf, und auf dem Hügel, weit sichtbar, erhebt sich eine prächtige Kirche.

Einmal, vor Jahren bin ich in der Kirche gewesen.

Ein Bild hängt darin, ich glaube, nur ein einziges; und dieses Bild hat es bewirkt, daß ich die Kirche nie wieder vergessen habe, und den Tag, an dem ich die Kirche besuchte.

Nicht, daß es ein besonderes Kunstwerk gewesen wäre — im Gegentheil, eine mittelmäßige Schilderei, vielleicht aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aber der Gegenstand! Ein Mann ist im Brustbilde dargestellt. Der Mann ist unbekleidet; Flammen umlodern ihn, zur Rechten und Linken, mit großen, rothen Zungen, so daß er mitten im Feuer zu stehen scheint. Zwei Schlangen ringeln sich über die Schultern des Mannes, zwei große, dicke Schlangen: die eine hat sich in seine Brust verbissen, da, wo in der Brust das Herz schlägt; die andere sperrt den Rachen auf, um gleichfalls hinein zu schlagen in das unbeschützte Fleisch. Gerade weil man dem Bilde ansieht, daß es dem Maler nicht auf die Malerei angekommen ist, sondern auf den Vorgang, wirkt dieser Vorgang so gräßlich. Mit der einen Hand hat der Mann die beißende Schlange gepackt, als wollte er sie von sich losreißen; aber es hilft ihm nichts; das Unthier haftet fest. Und so muß er aushalten in der Höllenqual. Denn daß es Höllenflammen sind, die ihn umlecken, Höllenqualen, die ihn zerreißen, das sieht man seinem Gesichte an, dem fahlen, aschgrauen, das in Verzerrung dem Beschauer in die Augen blickt. Um den oberen Rand des Gemäldes läuft eine Inschrift, ein Distichon in lateinischer Sprache. Ich kann mich des Wortlautes nicht genau mehr erinnern, nur den Inhalt habe ich behalten: „Der Du mich anschaust und fragst, was mich in diesen Höllen-

pfuhl gestoßen, wisse, es war der Neid." Invidia — so lautet das lateinische Wort.

Wie tief mich der Anblick der unheimlichen Schilderei gefesselt, merkte ich daran, daß ich die Beschließerin der Kirche ganz vergessen hatte, die hinter mir stand und jetzt leise mit ihrem Schlüsselbund klapperte.

Ich drehte mich um. „Was hat es für eine Bewandtniß mit dem Bilde da?" fragte ich. „Wie kommt es her? Wen stellt es dar?"

„Das ist das Bild," erwiderte die Frau, „von dem Mann, der die Kirche hier gestiftet hat und hat bauen lassen."

Merkwürdige Art, den Stifter einer Kirche zu verewigen, indem man sein Bild in solcher Gestalt in seine Kirche hängt!

„Wer hat das Bild von ihm malen lassen?" forschte ich weiter.

„Er selber hat sich so malen lassen und bestimmt, daß das Bild für alle Zeit da hängen sollte."

„Er selber — wer war der Mann?"

Das wußte die Frau nicht.

„Was hatte er gethan?" Das wußte sie auch nicht.

Düsteres Geheimniß. Wir waren allein in der Kirche, ich, die Beschließerin und der da auf dem Bilde. Und in meiner Vorstellung erschien es mir, als stände hinter dem Bilde etwas auf, etwas Dunkles, irgend ein grauenvolles Ereigniß, eine furchtbare That. Niemand wußte mehr, was es gewesen. Die Zeit hatte Alles in Schweigen begraben, die That und das Opfer. Nur Einer war übrig geblieben, ein Zeuge, der das Schreckliche aus nächster Nähe mit angesehen hatte, aus allernächster, der Thäter selbst. Und der hatte dafür gesorgt, daß sein Andenken der Nachwelt erhalten blieb in solcher Gestalt. Was für eine Art von Mensch mußte das gewesen sein? Meine Gedanken tasteten an dem verzerrten Gesichte herum, das auf mich herabblickte.

Ein Mensch, in dem ein furchtbares Blut furchtbare Leidenschaften geheizt hatte, dem das wilde Blut keine Ruhe gelassen hatte, bis daß er die That vollbrachte, und in dessen Seele, nachdem die That geschehen war, mit der gleichen elementaren Gewalt des bösen Antriebes der Rückschlag gekommen war, die Reue.

Ein Schauer überlief mich. Der Angehörige der modernen Zeit, der nervenschwachen, willensschwachen und gefühlskranken Zeit beugte sich unwillkürlich vor einer Vergangenheit, in der es keine Nervenleiden, aber Seelenschmerzen gab, in der man so schrecklich zu thun und so schrecklich zu bereuen vermochte.

Wie sie ihn gepackt haben mußte, die Reue! Wie sie ihn geschüttelt, zerrissen und zerfleischt haben mußte!

Mir war, als sähe ich ihn, wie er zum Beichtiger in den Beichtstuhl kniete, mit heulenden Thränen sein Bekenntniß stammelnd, mit klappernden Zähnen sein: „Was soll ich thun? Was soll ich thun?" herausfragend.

„Faste, bete, kasteie Dich," kam die Antwort, „und baue eine Kirche."

Und er fastete, betete, kasteiete sich und baute eine Kirche. Eine große Kirche, eine mächtige; je mächtiger, desto besser, wie eine Riesenlast, die er

auf den Wurm wälzen wollte, der an seiner Seele fraß, daß sie den Wurm erdrückte.

Und als die Kirche erbaut, war Alles umsonst; der Wurm war nicht erdrückt, lebte immer noch und nagte und nagte.

Da, als er fühlte, daß sein Leben zum Ende ging, ließ er einen Maler an das Bett rufen, auf dem er verfiechend lag und hieß ihn sein Bild malen. Nicht ein Bild, das ihn darstellte in Kraft und Gewandung seines Lebens — denn offenbar war es ein reicher und mächtiger Mann gewesen — sondern so, wie er sich in seinem Innern fühlte, als armen Sünder, in aller Nacktheit der schuldbewußten Seele, von Flammen gebrannt, von dem Schlangenrachen der Reue zerfleischt.

Er selber gab die Inschrift an, die man auf das Bild setzen sollte, und bestimmte, daß es aufgehängt würde in der Kirche, die er selbst gebaut, sein eigenes Ich im eigenen Werke eingesperrt, sein Schatten, den er von Grabesruhe und vom Frieden des Vergessens ausschloß, damit es dort hinge wie der graue Aschenrest einer schrecklichen Feuersbrunst, wie der fahle Widerschein eines mit Blut gemalten Vorganges, so lange die Kirche stehen würde, Jahrhunderte lang, immer und für alle Zeit. Immer wieder, so oft die Augen zukünftiger Menschen sich auf das Bild richten würden, den Schauder erweckend, der mit tastenden Fühlfäden hinunter langte in das Grab, wo der Verbrecher lag, und für immer, wenn kein Besucher in der Kirche war, mit sich allein in der furchtbaren Einsamkeit, Jahre lang, Jahrhunderte lang, mit sich allein und der Erinnerung an das, was einstmals gewesen.

Ich riß mich los und wandte mich hinaus. Seinen Namen hatte er den kommenden Menschen nicht genannt. Warum? Weil er gewollt hatte, daß nichts übrig bleiben sollte als nur der Schatten des Vergangenen? Sein körperloses Ich? Seine Seele? Oder vielleicht, weil, wenn man seinen Namen nannte, er sein Geschlecht zugleich an den Bußpfahl gekettet haben würde? Sein Geschlecht, seine Familie, die doch nicht schuldig war an seiner That, die es ja eben gewesen war, gegen die seine That sich gerichtet hatte? Denn ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß es eine Frevelthat gewesen sein mußte von Familienangehörigen gegen Familienangehörige, von Bruder gegen Bruder.

Und indem meine Vorstellung hieran arbeitete und knetete, nahmen meine Gedanken plötzlich ihren eigenen Gang, weit fort von der Stelle, wo ich mich befand, aus dem Westen Deutschlands in den fernen Osten, und mit einem Male wußte ich, warum es eine That von Bruder gegen Bruder gewesen sein mußte. Eine Geschichte fiel mir ein, die ich dort einmal gehört hatte, in der alten Stadt am breiten Strom, der schweigend durch den Osten Deutschlands geht, wie die schweigende Lahn durch den Westen.

In der alten Stadt, von der ich spreche, wohnte ein alter Mann, ein einsamer.

Einsam durchs Leben gegangen, ohne Frau und Kinder, war es jetzt doppelt still um ihn geworden, seitdem er sein Amt niedergelegt, den Abschied genommen, und seitdem hierdurch auch der Verkehr mit den Collegen

aufgehört hatte, mit denen er, dienstlich wenigstens, in Verbindung gehalten worden war.

Er war Regierungsrath gewesen, der alte Graumann; jetzt war er pensionirter Regierungsrath außer Diensten.

Gleich in den ersten Tagen, als ich die Stadt bezogen, hatte ich seinen Namen gehört. Er war ja gewissermaßen eine Sehenswürdigkeit des Ortes, und als solche war er mir genannt worden. Damit aber hatte es sein Bewenden gehabt; man wußte eigentlich nichts von ihm. Er selbst erzählte nichts, er verkehrte ja beinahe mit Niemandem; vielleicht gab es auch nicht viel zu erzählen. Er war eben Beamter gewesen wie hundert Andere auch und auf der actenstaubigen Straße des preußischen Beamtenthums zum Regierungsrath hinauf geklettert und dann, nach Jahren, an die Thür gelangt, aus der es wieder hinaus geht aus dem Beamtenthum, durch den Abschied in das Außer-Dienstthum.

„Jetzt fängt meine gute Zeit an," so berichtete die Stadtchronik, hatte er zu einem Collegen gesagt, als er zum letzten Male vom Amte kam; „jetzt falle ich dem Staate zur Last."

Recht höhnisch, beinahe teuflisch sollte er gelacht haben, indem er das sagte, wie die Leute denn überhaupt geneigt waren, in dem alten Sonderling etwas Unheimliches zu sehen, Etwas, wovor man sich eigentlich in Acht nehmen mußte. Schrecklich heftig konnte er werden, so erzählte man sich, wenn irgend Etwas ihm in die Quere kam, und fürchterlich grob, wenn Menschen sich berufen fühlten, ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, und die Menschen ihm nicht paßten. „Man brauchte ihn ja nur anzusehen — er sah ja so böse aus."

Inwieweit dieses zutraf, hatte ich bald Gelegenheit festzustellen, denn ich begegnete ihm oftmals auf dem Spaziergange. In dem hohen Kiefernwalde, der sich, stromaufwärts, auf sandigen Hügeln erhebt, sah ich ihn zum ersten Male, dann, mit Unterbrechungen, gingen wir öfter und öfter an einander vorüber.

Gingen an einander vorüber — denn indem ich ihn daher kommen sah, die Hände auf dem Rücken, den großen, schweren Kopf, den kurz geschorenes, graues Haar einfaßte, vornüber hängend, den abgebrauchten, schwarzen Cylinderhut in den Nacken gerückt, die Augen zur Erde gesenkt, nicht rechts noch links blickend, fühlte ich, daß da ein Mann an mir vorüber ging, der nicht angesprochen sein wollte, weil Ansprache Störung gewesen wäre, Störung in dem, was ihn beschäftigte.

Denn er war immer beschäftigt, das sah man dem verwitterten Gesichte an, in dessen derben, beinahe plumpen Zügen ein beständiges Regen und Bewegen war — beschäftigt mit seinen Gedanken, mit sich selbst. Manchmal auch gewann das stumme Mienenspiel Laute und Töne; seine Lippen zuckten, er sprach vor sich hin. Ich hörte es, indem mich mein Weg an ihm vorüber führte. Meistens nur ein Murmeln und Flüstern, dann und wann zusammenhängende laute Worte, die polternd und grollend heraus kamen, und manchmal auch ein Lachen, „ein recht höhnisches, beinahe teuflisches", würden die Leute gesagt haben, das aus einem grimmig lächelnden Munde herausbrach.

Als wäre er immer von Menschen umgeben gewesen, mit denen er sich unterhielt, so sah es aus — Menschen, die vielleicht noch jetzt lebendig umher gingen wie er selbst, ohne daß er mit ihnen zusammen kam; Menschen auch vielleicht, die einstmals gewesen und jetzt nicht mehr da waren.

Jedenfalls ein Mann, der manches gesehen, erlebt und wohl auch gelitten hat, dieser alte Graumann, so sagte ich zu mir; einer jener Menschen, die man ja in Deutschland trifft, die unscheinbar, fast unsichtbar durch die Welt gehen und in ihrem Innern eine solche Fülle des Lebens, eine so reich bevölkerte Welt verschließen, daß sie davon zehren können, wenn es Abend im Leben wird, daß sie sich mit ihren Gestalten unterhalten können, ohne daß sie das Geplauder und Geschwätz der umgebenden Gesellschaft brauchen. Vorausgesetzt freilich, daß sie die Gabe besitzen, die das Entlegene nahe bringt, das Vergangene gegenwärtig, Todte wieder lebendig macht, Phantasie.

Ob ihm diese Gabe innewohnte? Seitdem ich ihm in die Augen gesehen hatte, glaubte ich es.

Einmal nämlich, nachdem wir schon manchmal an einander vorüber gegangen waren, und als wir uns wieder begegneten, bemerkte ich, daß er auf mich Acht gab. Der Unbekannte, der ebenso beharrlich und einsam wie er selbst die Gegend durchstreifte, mochte ihm aufgefallen sein. Er kam den Weg zurück, den ich hinaus ging; als wir nahe bei einander waren, wandte er das Haupt zur Seite und sah mich an. Er that nichts weiter, er grüßte nicht, sprach nicht, aber mir war, als hätte Jemand gesprochen. Solch' ein redender Blick war in den Augen gewesen, die mit dunkel glühendem Feuer unter buschigen Brauen hervor schauten. Wie das Nachglühen eines innerlich bewegten Lebens, das nicht zur Ruhe kommen, nicht im Vergessen einschlafen will, sondern im Erinnern weiter lebt und weiter. Ich konnte den Blick nicht vergessen, und ungefähr zu derselben Zeit, als unter Bekannten das Gespräch auf ihn kam, hörte ich etwas, das meine Vermuthung bestätigte, das ihn mir als einen Menschen erscheinen ließ, den mehr und Anderes bewegte als die wirkliche Alltagswelt, die ihn umgab. Wundervolle Bilder, so hieß es, hätte er an den Wänden seiner Wohnung hängen. Wer sie gesehen haben sollte, da eigentlich Niemand zu ihm kam, war schwer zu sagen; aber die Kunde war da und behauptete sich. In der Vorstadt, jenseits der Brücke, bewohnte er eine Wohnung von einigen Zimmern; eine alte Wirthschafterin, die des Morgens kam und des Abends ging, besorgte ihm die Wohnung. Wahrscheinlich war sie es, von der die Nachricht ausging. Wundervolle Bilder und in seinem Schlafzimmer ein ganz besonderes, in Oel gemaltes, während in den Vorderzimmern Kupferstiche hingen; ein Bild, auf dem zwei Kinder dargestellt waren, zwei Knaben. Und der eine von den beiden Knaben, so hieß es flüsternd weiter, das wäre er selbst, wie er damals ausgesehen hätte, der jetzige Regierungsrath außer Diensten, der alte Graumann.

So wurde erzählt, theils laut, theils flüsternd; und dann ganz leise wurde noch etwas hinzugesetzt: in dem Schlafzimmer, wo das Bild mit den zwei Knaben hing, da wäre an einer Wand, so hieß es, ein Vorhang und unter dem Vorhang etwas, das Niemand kannte, Niemand gesehen hatte, weil keine Hand den Vorhang lüften durfte. Auch die der Wirthschafterin nicht.

„Bei Todesstrafe?“ hatten einige Spötter gefragt. Nun — vielleicht nicht gerade bei Todesstrafe, aber beim Zorn des alten Graumann, und der konnte böse sein; man wußte davon in der Stadt zu erzählen.

Also forschte man nicht weiter und ließ dem Vorhang sein Geheimniß.

Aber das mit dem Kinderbild? Ja, das war vorhanden, und „solch ein schönes Bild“ sollte es sein, hatte die Wirthschafterin erzählt. „Ein schönes Kind müßte er einmal gewesen sein, der Herr Regierungsrath! Ein paar Augen im Kopf! Eigentlich schon damals ganz die Augen, die er noch jetzt hätte, nur viel freundlicher, und nicht solche Zotten und Borsten von Augenbrauen darüber, wie er sie jetzt hätte.“

„Und der andere von den beiden Knaben?“

Ja — von dem wußte die Wirthschafterin nichts zu sagen, hatte ihn nie gesehen und gekannt. „Aber es sähe so aus, als müßte es wohl ein Bruder von dem Herrn Regierungsrath gewesen sein, ein jüngerer; denn so eine Art von Aehnlichkeit mit dem älteren, was der Herr Regierungsrath wäre, könnte man schon darin finden. Nur viel zarter und magerer und schwächlicher. Und so ein liebes Gesichtchen, aber so traurig; wie solche Kinder eben aussehen, die nicht lange leben sollen.“ Denn daß er gestorben sein mußte, schon lange Zeit, das nahm die Wirthschafterin für bestimmt an. „Er würde doch sonst wohl einmal von dem Bruder gesprochen haben, der Herr Regierungsrath, und das that er nie.“

Das Alles kam mir so nach und nach und stückweise zu Ohren, und als von dem Kinderbilde gesprochen wurde, ging das Gespräch weiter, zu den Kindern überhaupt, und da erfuhr ich denn, daß er eigentlich ein Kinderfreund sei, der alte Graumann. „Aber freilich in seiner Art,“ setzte der Erzähler lachend hinzu.

„Wieso, in seiner Art?“

„Je nun,“ hieß es, „so, daß man ihn schließlich hat auffordern müssen, seine Freundschaft für die Kinder lieber für sich zu behalten.“

In der Stadt nämlich, so wurde erzählt, bestand eine Anstalt, von ein paar wohlthätigen alten Damen geleitet, in der alle Jahre zu Weihnachten armen Kindern aufgebaut und beschert wurde. Gaben und Geschenke wurden mit Dank entgegengenommen, und natürlich stand es den Gebern frei, der Bescherung beizuwohnen. Zu diesen gehörte auch der alte Graumann, der sich regelmäßig am heiligen Abend mit einem ganzen Haufen von Packeten und Päckchen einzustellen pflegte. Eigentlich hätten, der Hausordnung gemäß, die Geschenke schon vorher abgeliefert sein müssen, um von den Damen nach bestem Ermessen vertheilt zu werden. Aber der alte Graumann war nicht der Mann, sich irgend einer Hausordnung zu fügen. Seitdem er den Regierungsfrack ausgezogen hatte, wollte er den Ellenbogen frei haben nach allen Richtungen. Wollten die Damen seine Geschenke haben, so mußten sie ihn gewähren lassen. Also ließ man ihn gewähren.

Und nun eben kam das Verrückte:

Spät erst, wenn der Baum schon längst angezündet war, und die Kinder ihre Tische und Gaben in Empfang genommen hatten, erschien als letzter

Geschenkgeber der alte Graumann. Wie der Knecht Ruprecht selber sah er aus mit seinem alten, verwitterten Gesicht, und die Schätze, die er sorgsam verhüllt unter den Armen trug, erweckten sogleich eine athemlose Spannung, eine Spannung, die in hellen Jubel ausgebrochen sein würde, wenn sich die Kinder nicht eigentlich ein wenig vor ihm gefürchtet hätten. Denn wenn er nun so dastand im erleuchteten Raume, zunächst die kleinen Köpfe stumm überzählend, ob er auch keinen übergangen hätte, und dann, wenn er sah, daß Alles stimmte, in sich hinein lächelnd, geheimnißvoll, beinahe listig, ohne ein Wort zu sprechen, dann überkam nicht nur die Kinder ein seltsam schauerndes Gefühl, sondern auch die Erwachsenen gestanden sich, daß er doch wirklich anders sei als alle anderen vernünftigen Menschen.

Einen Stuhl rückte er sich dann heran; mitten unter seinen Päckchen und Packeten, die er auf den Erdboden gelegt hatte, setzte er sich nieder, ganz ernsthaft jetzt, beinahe feierlich, und nun, langsam, langsam begann er eins der Packete aufzuknüpfen und dann ein zweites. Lautlose Stille begleitete sein Thun, und all' die jungen Augen hingen an ihm, wie wenn sie auf einen alten Zauberer blickten. Noch einmal ein Blick über die lauschende Schar, dann mit erhobenem Zeigefinger, winkte er zwei von den Kindern heran, zwei Knaben. Die letzte Hülle sank von dem einen Packet — und ein allgemeines „Ah!" des entzückten Erstaunens athmete aus jungen Kehlen auf — was war da für eine Herrlichkeit zu Tage gekommen! Ein Schaukelpferd oder so etwas Aehnliches. Und das glückselige Jauchzen dessen, der das schöne Geschenk in die Hände bekam! Daß sich der andere von den beiden Jungen vor Ungeduld kaum zu lassen wußte, begreift sich; das für ihn bestimmte zweite Packet war ja freilich viel kleiner als das erste, aber der Inhalt würde schon nicht schlechter sein, das verstand sich doch von selbst. Und langsam, langsam schälte sich auch die zweite Gabe aus ihrer Papierhülse heraus, und — ein allgemeines Verstummen sprachloser Verblüfftheit — ein ganz minderwerthiger Gegenstand, der sich mit dem ersten gar nicht vergleichen ließ, kam zum Vorschein. Die Augen dessen, der das zweite Geschenk erhielt, schielten unwillkürlich über die eigenen Hände hinweg, zu denen hinüber, in denen sich das Schaukelpferd befand, und es fehlte nicht viel, so hätten sie sich mit Thränen gefüllt.

Und während sich dieses begab, saß der alte Graumann regungslos auf seinem Stuhl; seine großen, runden, glühenden Augen ruhten unverwandt auf dem enttäuschten Gesichte des Kindes, forschend, prüfend, mit einem ganz sonderbaren, tief bekümmerten Ausdruck, und wenn er sah, wie das kleine Gesicht unter verhaltenem Weinen zuckte, streckte er den Arm aus und zog den Knaben an sich, beugte sich zu ihm, und leise, so leise, daß Keiner von den Anwesenden es verstand, flüsterte er ihm ein Wort ins Ohr. Und dann kam ein anderes Paar von den Kindern an die Reihe.

Jetzt waren es zwei kleine Mädchen, die er heranwinkte. Wieder, wie vorhin, nestelten sich zwei Packete auf; wieder erschien aus dem einen eine prächtige Gabe, eine schön gekleidete Puppe oder so etwas Aehnliches, und wieder aus dem anderen ein Gegenstand, der sich mit dem ersten kaum vergleichen ließ. Abermals dann der Vorgang wie zuvor, die kleine Enttäuschte wurde heran-

gezogen, und so wie vorhin dem Knaben flüsterte er dem kleinen Mädchen, indem er ihm traurig und zärtlich das Köpfchen streichelte, ein Wort ins Ohr, daß kein Anderer verstand.

Und so ging das weiter. Immerfort abwechselnd entzücktes Staunen und schweigende Verdutztheit; stammelnde, jauchzende Freude bei den Einen, betrübte Niedergeschlagenheit bei den Anderen. Und mitten in all' dem Wechsel von Gefühlen, von Freude und Leid der alte Graumann, wie das verkörperte Schicksal, seine Packete auswickelnd, seine Gaben vertheilend, bis daß die letzte verschenkt war. Die letzte war immer die schönste, und merkwürdiger Weise, in jedem Jahre wiederkehrend, dieselbe: ein blitzblanker Kürassierhelm, ein Küraß und ein Säbel mit Säbelkoppel.

Die zappelnde Wonne, die ein solches Geschenk jedesmal hervorrief, läßt sich denken, aber nicht beschreiben, und kaum beschreiben auch läßt sich die Enttäuschung, die jedesmal die Gegengabe erweckte, eine magere, kleine Blechtrompete, die wirklich erbärmlich gegen die Kürassierausrüstung abstach. Das Merkwürdigste aber bei diesem Vorgange, der gewissermaßen den Gipfel aller vorherigen Absonderlichkeit bildete, war immer der alte Graumann selbst, der jedesmal, wenn die letzte Gabe heran kam, wie in einen Zustand der Erstarrung, in einen Traum mit wachen Augen zu versinken schien. Seine großen, runden Augen weiteten sich über ihr gewöhnliches Maß und blickten starr vor sich hin, über die Köpfe der Kinder hinweg, in die leere Luft, und es sah aus, als müßte er zu sich selbst zurückkommen, bis er endlich den Kleinen heranzog und ihm, wie den Anderen vorher, sein leises Wort ins Ohr raunte.

War dieses dann erledigt, so erhob er sich, griff nach seinem alten, widerhaarigen Cylinderhut, verneigte sich schweigend vor den Anstaltsdamen, und ohne ein Wort zu sagen, ging er hinaus. Den Anstaltsdamen blieb es dann überlassen, die erregten Gemüther der Kinder wieder zur Ruhe zu bringen, und leichte Arbeit war das natürlich nicht.

„Was hat der Herr Regierungsrath Dir denn ins Ohr gesagt?" so wurde, vom Ersten anfangend, gefragt. — „Er hat mir gesagt," hieß es: „‚wer neidisch ist, kommt in die Hölle; sei nicht neidisch, Du lieber, kleiner Junge'." — „Und Dir? Was hat er Dir gesagt?" — „Er hat gesagt; ‚wer neidisch ist, kommt in die Hölle; sei nicht neidisch, Du liebes, kleines Mädchen'."

Beiden also wörtlich das Nämliche. Und als die übrigen Kinder, in gleicher Weise befragt, ihre Lippen aufthaten und feierlich, wie wenn sie als Zeugen vor Gericht ständen, aussagten, was ihnen der alte, unheimliche Mann anvertraut hatte, da stellte es sich heraus, daß es immer und jedesmal dasselbe geheimnißvolle Wort, dieselbe Mahnung gewesen war, die jedes von ihm empfangen hatte. Das wiederholte sich, wie gesagt, zwei oder drei Weihnachten, und dann hatten es die Anstaltsdamen satt. Solch ein böser, alter Mann! Er machte ihnen ja die Kinder geradezu aufsässig und zerstörte alle Weihnachtsfreude. Und das absichtlich; denn daß er mit wohlüberlegter Absicht verfuhr, das war ja klar; hätte er es sonst einmal wie das andere Mal gemacht?

Darum, als zum vierten Male Weihnachten heranrückte, erhielt der alte Graumann eines schönen Tages von den Anstaltsdamen einen Brief, worin ihm höflichst für die liebevolle Gesinnung gedankt wurde, die er ihren Schützlingen bisher erwiesen hatte, in dem ihm aber zugleich zu erwägen gegeben wurde, ob er in Zukunft seine Geschenke nicht lieber vor der Bescherung einsenden wollte, damit sie von den Damen vertheilt würden. Die ethisch-erzieherische Methode, nach der er seine Gaben vertheilte, wäre ja den Erwachsenen durchaus einleuchtend und auch dankenswerth, aber er würde sich ja wohl selbst sagen, daß Kinder noch nicht fähig wären, eine Methode, die solche Selbstüberwindung forderte und so harte Proben auferlegte, gebührend zu würdigen, und darum möchte es vielleicht besser sein — der alte Regierungsrath hatte verstanden; seit dem Tage hat man ihn in der Anstalt nie wieder gesehen.

„Die Damen hätten es anders einrichten sollen," hörte man später den Weinhändler Kurzer sagen, „hätten den Herrn Regierungsrath nicht so zu ärgern brauchen; denn geärgert hat er sich schmählich."

Der Weinhändler Kurzer war nämlich der Mann, der einen Weinkeller unweit des Marktes besaß, einen Keller mit schönen Spitzbogengewölben. Und in dem Keller erschien an jedem Nachmittag, pünktlich wie nach der Uhr, zu einer Zeit, wo sonst Niemand anwesend war, der alte Graumann, um einen kräftigen Schluck zu trinken.

Ob es die Gesellschaft des Herrn Kurzer war, die ihn lockte? Oder das Spitzbogengewölbe? Man erzählte sich, daß es noch etwas Anderes war, und das war wieder einmal solch' eine Schrulle des tollen alten Mannes. In dem Keller nämlich, in einer Ecke, von Staub bedeckt, stand eine aus Thon geformte Figur, ein Weib auf einem Löwen reitend. Halb und halb erinnerte das Ding an Dannecker's Ariadne; es war eine noch ganz unfertige Arbeit, offenbar von Händen angefertigt, die sich zum ersten Male an so etwas versucht hatten; noch unfrei in der Erfindung, noch ungeschickt in der Gestaltung. Trotzdem — wer es für der Mühe werth gehalten hätte, das sonderbare Gebilde näher anzusehen, würde vielleicht entdeckt haben, daß sich in all' dem Unfertigen etwas regte, das dermaleinst hätte fertig werden können. Aber es hielt es Niemand für der Mühe werth — ausgenommen Einen — den alten Graumann. Er, so hieß es, war geradezu verliebt in die Stümperei. Es knüpfte sich auch eine Legende an die Figur: in der alten Stadt war vor Jahren ein junger Bursche gewesen, der Sohn armer, achtbarer Eltern. Sein Vater war Actuar am Gericht gewesen, und durch Fleiß, der nicht einen Tag aussetzte, durch darbende Sparsamkeit, die sich nicht einen guten Tag gönnte, hatte er es durchgesetzt, daß sein Sohn so viel gelernt hatte, daß er auch Unterbeamter werden konnte, Unterbeamter an der Regierung. Und für das Alles hatte ihm der Schlingel übel gelohnt; er that als Beamter nicht gut. Nicht, daß er getrunken hätte oder eigentlich liederlich gewesen wäre, aber er hatte den Kopf voller Flausen. Zum Künstler, hatte er behauptet, wäre er geboren; ein Bildhauer steckte in ihm, das fühle er, und das sollte hervorkommen.

Natürlich war er fürchterlich ausgelacht worden, und der alte Vater empfand schier tödtlich den Schimpf, den ihm der Sohn bereitete. Denn boshaft, wie die Menschen nun einmal sind, versäumten sie nie, wenn sie des alten Actuars ansichtig wurden, ihn zu fragen, wie es seinem Sohne, „dem Bildhauer", ginge, ob er Fortschritte machte, und was dergleichen Scherze mehr waren. Und während alle anderen vernünftigen Leute der Stadt es als ihre Pflicht erkannten, dem jungen Menschen zur Vernunft zu reden, war Einer, der das Gegentheil that, der ihn in seinen Abgeschmacktheiten durch Zureden bestärkte. Das war unrecht von dem Einen, und dieser Eine war Niemand anders als der Herr Regierungsrath Graumann. Man erzählte sich, daß er dem jungen Menschen die Erlaubniß gegeben habe, ihn zu besuchen; daß dieser oft Stunden lang bei ihm verweilte, daß der Regierungsrath ihm seine Bilder zeigte, sich mit ihm über seine Pläne unterhielt, ihn sogar mit Geld unterstützte. Lauter Dinge, die aller Vernunft und gesellschaftlichen Ordnung doch geradezu ins Gesicht schlugen. Und natürlich hatte es denn auch zu keinem guten Ende geführt. Eines schönen Tages war der „Bildhauer" verschwunden gewesen, fort von der Regierung, aus der Stadt, und fort von seinen Eltern. Einfach durchgebrannt; Niemand wußte, wohin. Niemand wußte es und hat es je erfahren. Denn seit dem Tage blieb er verschollen, und kein Mensch hatte je wieder von ihm gehört. Ob vielleicht der alte Graumann? Möglich — aber der sagte nichts.

Bei dem Weinhändler Kurzer nun hatte „der Michelangelo der Ukermark", wie ihn einer von den Regierungsreferendaren, ein junger, besonders geistreicher Mann, betitelt hatte, eine Wohnung. Er hatte dort manchmal ein Glas Wein, und mehr als eins, getrunken, aber keins bezahlt. Wahrscheinlich war es auch wieder dieser alte Sünder, der alte Graumann, gewesen, der den Herrn Kurzer zu so sträflicher Nachsicht veranlaßt hatte. Wenige Tage dann, bevor er auf Nimmerwiedersehen verschwand, hatte er dem Weinhändler seine Löwenreiterin gebracht, gewissermaßen als Bezahlung. „Vielleicht würde er sie später einmal verwerthen können," hatte er gemeint. Bis jetzt war es freilich nicht geschehen.

„Wird auch wohl so bald nicht kommen," meinte mit resignirtem Schmunzeln der Herr Kurzer, wenn das Gespräch darauf kam.

Am Nachmittag des besagten Weihnachtsabends war also der alte Graumann im Weinkeller erschienen. Statt einer halben Flasche, die er für gewöhnlich trank, hatte er sich sogleich eine ganze bestellt, eine ganze Flasche schweren Burgunder. Ueberhaupt war er dem Herrn Kurzer ganz besonders aufgeregt erschienen.

„Gehen Sie denn heute Abend nicht zur Bescherung ins Stift?" hatte Herr Kurzer gefragt; darauf aber war der Herr Regierungsrath gleich sackfiedegrob geworden.

„Soll ich in ein Haus gehen, wo man mich 'rausschmeißt?" Und dann hatte er die Geschichte mit dem Brief erzählt. Furchtbar schien ihn die Geschichte aufgeregt zu haben. So wie an dem Tage hatte Herr Kurzer ihn noch niemals gesehen. Eine ganze Weile hatte er sich mit seinem Burgunder

unterhalten, dann war er mit einem Mal aufgestanden, hatte die Figur aus der Ecke geholt und sie, ohne ein Wort zu sagen, mitten auf den Tisch gestellt.

„Ganz staubig ist das Ding gewesen," berichtete Herr Kurzer, „so daß ich es erst habe abklopfen müssen."

Alsdann hatte der Alte davor gesessen und kein Wort gesprochen und immerfort das Ding angeschaut — immerfort, „eigentlich nicht anders als wie ein Verrückter," hatte Herr Kurzer gemeint. Und dann hatte es angefangen, in seinem Gesicht zu arbeiten. „Sie wissen ja, wenn er so mit sich Unterhaltung macht;" diesmal aber hatte es ausgesehen, als ob er sich mit der Löwenreiterin unterhielte oder vielmehr mit dem, der die Löwenreiterin gemacht hatte. Immerfort in die Luft hätte er vor sich hin gesprochen; lauter sonderbares Zeug. Herr Kurzer, der mit ihm am Tische saß, hatte Einiges davon verstehen können.

„Dir haben sie es auch nicht gegönnt! Darum bist Du um die Ecke gegangen. Und nun bist Du zum Teufel. Daß so etwas hier hat geboren werden können, in dem Nest! Wie sie ihm das Herz abgefressen haben, immerfort, bis er nicht mehr gekonnt hat, nicht mehr ausgehalten hat! Nun ist er zum Teufel. Sie haben ihn auf dem Gewissen. Haben ihm das Herz abgefressen. Mit ihrem ewigen dummen Gelache und Gehöhn. Mit dem sie sich so klug vorgekommen sind, die Dummköpfe, die gottserbärmlichen, die Strohköpfe, die Banausen!"

Was er dann weiter sagte, hatte Herr Kurzer nicht verstehen können, weil es ein dumpfes Murren gewesen war. Dann aber hatte er wieder ein Glas hinunter getrunken, mit der flachen Hand, wie es seine Gewohnheit war, sich den Mund gewischt und dann plötzlich mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß Flasche und Gläser geklirrt hatten und die thönerne Figur, als sei die Seele ihres Verfertigers für einen Augenblick in sie zurückgekehrt, einen dumpfen Klang von sich gegeben hatte. Zu Herrn Kurzer hatte er sich herum gewandt „mit ein paar Augen, daß ich doch gleich denke, der Teufel selber guckt mich an." — „Nicht gegönnt haben sie's ihm," hatte er Herrn Kurzer angeschrieen, „das ist der Kern von dem ganzen Pudel! Neid ist die ganze Geschichte gewesen. Nicht vertragen haben sie's können, daß da mitten unter ihnen so Einer gekommen ist, der was Anderes gewesen ist als sie, mehr gekonnt hat als sie! Ist ein Liederjahn — hat's geheißen; ist nicht wahr, er war kein Liederjahn. Kartoffeln sind sie gewesen, Alle mit einander, und er war eine — eine — was soll ich sagen — mitten unter den Kartoffeln eine Ananas."

„Das ist sehr gut," hatte Herr Kurzer rasch eingeschoben, indem er einen verunglückten Versuch machte, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben. Einen sehr verunglückten, denn der Herr Regierungsrath hatte ihn angesehen — noch schrecklicher als vorhin.

„Gut nennen Sie das?"

„Ich meinte nur, was Sie da eben gesagt haben, von den Kartoffeln und der Ananas," beeilte sich Herr Kurzer zu seiner Entschuldigung anzubringen.

Darauf aber hatte der alte Graumann lange Zeit gar nichts gesagt, sondern schweigend das Haupt in die Hand gestützt wie Jemand, der ganz in sich und seine Gedanken hinein kriecht. Endlich war er wieder heraus gekommen und hatte die Hand auf Herrn Kurzer's Arm gelegt.

„Herr Kurzer," hatte er gesagt, „kennen Sie die Geschichte von dem Apostel Johannes, der sich, als er ein alter Mann geworden war, immer in die Kirche tragen ließ und immer nur ein Wort und nichts als das sagte: ‚Kinder, liebt Euch unter einander'?"

Herr Kurzer glaubte sich zu erinnern, daß er so etwas einmal gehört hätte.

„Mein lieber Herr Kurzer, sehen Sie, das war ein alter Mann, und ich bin auch ein alter Mann. Der hatte das Leben erfahren, sehen Sie, und wußte, was er sagte, und hatte recht. Einmal wird die Zeit kommen, da werden auch Sie sagen: der alte Graumann hat doch recht gehabt. Sehen Sie, mein lieber Herr Kurzer, da sind nun unsere Prediger. Alle Sonntage, die Gott werden läßt, klettert das auf die Kanzel und sabbert den Leuten eine Stunde lang was vor, und nachher, wenn's zu Ende ist, gehen die Leute hinaus und sind genau so klug wie vorher. Wissen Sie, was sie thun sollten? Auf die Kanzel sollten sie steigen, ihre Bücher zu Hause lassen und den Leuten ein einziges Wort sagen, aber so, daß die Leute es hören: ‚Seid nicht neidisch!'"

Herr Kurzer hatte sich unwillkürlich umgesehen. So fürchterlich gebrüllt hätte der Herr Regierungsrath, als er das sagte, daß er doch wirklich geglaubt hätte, die Vorübergehenden würden von der Straße herunter kommen, zu fragen, was da unten los sei.

Den alten Graumann aber hatten solche Befürchtungen offenbar nicht angefochten.

„So sollten sie sprechen, die Prediger," hatte er fortgefahren; „‚ich kenne Euch', sollten sie zu den Leuten sagen, ‚ich kenne Euch Alle, die Ihr da vor mir sitzt; durch Eure andächtigen, scheinheiligen Gesichter sehe ich hindurch, bis in Eure schwarzen Herzen. Ja, guckt mich nur an; denn in Euren Herzen ist es finster, finster, schwarz. Ein Höllenhund sitzt in Euren Herzen, in jedem einzigen, der Neid! der Neid! Der verdammte, verfluchte Neid!'"

Bei diesen Worten, so erzählte Herr Kurzer später, war der Herr Regierungsrath aufgesprungen und im Keller auf- und abgegangen, auf und ab, so daß es ihm beinahe ungemüthlich zu Muth geworden wäre und er gar nicht mehr gewußt hätte, was er eigentlich machen sollte. Endlich hatte er sich ermannt und noch einmal den Versuch gemacht, die Geschichte von der humoristischen Seite zu nehmen.

„Da würden die Herren Prediger ihre Kirchen wohl bald schön leer haben," hatte er bemerkt.

Ein Geknurr war die Antwort gewesen. „Glaub' ich selber. Habe Ihnen ja den Brief gezeigt; haben es gehört, wie's Einem geht, wenn man den Menschen die Wahrheit sagt, daß sie Neidhämmel sind. Zum Hause schmeißen sie Einen 'raus. Denn sie fühlen, daß man recht hat, und weil sie's

fühlen, wollten sie's nicht Wort haben. Natürlich. Wenn man unter Kranken steckt, darf man von der Krankheit nicht sprechen; ist nicht angenehm, wenn man daran erinnert wird. Denn krank sind die Menschen allesammt, und ihre Krankheit, wissen Sie, wie die heißt? Der Neid."

„Es wird doch aber Ausnahmen geben," hatte Herr Kurzer einzuwenden gewagt; aber ein Lachen — „Sie wissen ja, so ein recht höhnisches, beinahe teuflisches" — war von dem alten Graumann gekommen. „Ausnahmen" — und damit hatte er sich wieder zu seinem Burgunder gesetzt, „wie soll's denn Ausnahmen geben, wenn die ganze Welt aufgebaut ist auf dem verfluchten Gesetz: Seid neidisch auf einander! Was einem Andern gehört, gehört nicht mir; und daß es nicht mir gehört, sondern einem Andern, das ist nicht recht, und darum ist der Andre mein Feind. Das ist die Weltordnung, diese — diese famose, von der die Prediger von den Kanzeln erzählen. Haben Sie's einmal angesehen, wenn man Spatzen füttert. Da werfen sie einen Brocken hin — surr, ist ein Sperling da. Noch einen Brocken — rutsch, kommt ein zweiter. Was thut der erste? Von seinem Brocken, an dem er herum pickt, läßt er los und fährt über den zweiten her, warum? Bloß damit der andere Spatz nicht auch etwas abbekommt. Die Canaille! Wenn die Menschen so etwas sehen, lachen sie. Schämen sollten sich die Menschen, statt zu lachen, sollten sich sagen, daß sie's genau so machen wie die Spatzen, aber ganz genau! Sind Sie einmal durch einen Wald gegangen? Haben Sie's gesehen, wie das Gestrüpp und das Unterholz aufwächst und sich breit macht zwischen den hohen Bäumen? Sie denken: das macht sich so von selbst, das ist eben die Natur. Jawohl ist's die Natur, aber in der Natur steckt der Teufel. Neidisch ist das Unterholz auf die hohen Bäume und möchte sie am liebsten ersticken. Würde sie auch ersticken, wenn der Mensch sich nicht drüber hermachte und das Unterholz kappte. Ja, der Mensch — dem Gestrüpp gegenüber hat er ein Einsehen, aber wenn man ihm sagt: seht in Euch selber hinein, rodet es aus, was da drinnen bei Euch wächst, das Wucherzeug, die Wasserpest, dann schmeißen sie Einen zum Haus hinaus. Herr Kurzer, ich bin Beamter gewesen, bin lange Zeit Beamter gewesen, viel zu lange. Ich habe es zu nichts gebracht. Nicht einmal das haben sie mir gegönnt, daß sie mir den ‚Geheimrath' gegeben haben. Warum? Soll ich's Ihnen sagen? Weil ich ein Esel gewesen bin mein Leben lang, ein Dummkopf; weil ich auf meinem Weg immer zur Seite gesehen habe, was sich da neben mir begab, statt daß so ein tüchtiger Beamter, verstehen Sie, so ein Streber, immer mit Scheuklappen seinen Weg gehen muß, immer nur vorwärts sehen muß, vor sich hin und hinauf, damit er hübsch vorwärts kommt. — Aber ich will Ihnen etwas sagen, Herr Kurzer: wenn sie so an mir vorbei avancirt sind, mit so einem halb mitleidigen Lächeln, weil ich immer hinter ihnen geblieben bin, bewundert habe ich sie nicht und beneidet um ihre Orden, mit denen sie klunkerten, auch nicht. Denn in meiner Dummheit bin ich klüger gewesen als sie und habe etwas gewußt, was sie Alle nicht gewußt haben, daß sie krank sind, Einer wie der Andere, neidisch, der Eine auf den Anderen, und weil ich nichts gewollt habe, bin ich nicht neidisch gewesen."

Und nach diesen Worten war der Herr Regierungsrath wieder stumm geworden, hatte vor sich hin gesehen und dann mit einer Miene, „gerade als wenn er aus dem Grabe heraus spräche", gesagt: „Ich habe es mir abgewöhnt."

Was er damit hatte sagen wollen, vermochte Herr Kurzer nicht anzugeben. Es hatte so ausgesehen, als wenn sich der alte Mann an etwas erinnerte, an etwas, das vor langer Zeit einmal geschehen war, vielleicht damals, als er noch ein Kind war; denn plötzlich war er dann auf die Kinder gekommen.

„Ja, die Kinder," hatte er wieder angefangen, „wenn man solch ein Kind ansieht — es ist doch so etwas Schönes. Das glaubt noch an einen ‚lieben Gott', weiß noch nichts von all' dem Dreck, durch den man patschen muß, wenn's nachher ins Leben geht, Streberei, Kriecherei, Heuchelei, und wie die Teufelseier alle heißen. Und sehen Sie, Herr Kurzer" — und dabei hatte er den Arm des Herrn Kurzer zwischen seine Finger gepreßt, als wenn er ihm den Knochen zerdrücken wollte — „sehen Sie, Herr Kurzer, neidisch ist das darum doch. So ist der Mensch! Neidisch sind solche Würmer auf einander auch schon! Schenkt man Einem was, so sieht's nicht auf das, was es bekommen hat, sondern nach dem, was das Andere gekriegt hat; und wenn ihm das schöner erscheint und besser gefällt, dann geht der Teufel in ihm los. Das, was ich nicht habe, das gerade möchte ich bekommen haben. Und da sitzt man nun vor solch einem kleinen Geschöpf, solch einem armen, kleinen Ding und sieht, wie das Gift in ihm zu kochen anfängt, und wie das Pflänzchen krank wird, weil es die Krankheit eingesogen hat und angeerbt, die aus dem Boden kommt, aus dem es wächst, der Welt, die so schön eingerichtet ist, der — der schlechten, schändlichen, verfluchten Welt! Und über das Alles sieht man in die Zukunft hinaus, wenn das Kinderpflänzchen einmal ausgewachsen sein wird und ein Strunk geworden sein wird, ein dicker, grober, knotiger Strunk. Dann wird es grade sein wie all' die Strünke, die vor ihm gewesen sind, so hart, daß man Andere damit todtschlagen kann. Und das Alles muß man mit ansehen und kann nichts thun, es zu ändern; denn wenn man es ändern will, dann kommen die Erwachsenen und schmeißen Einen zum Hause hinaus. Sie haben den Brief gehört, Herr Kurzer — schmeißen Einen zum Hause hinaus!"

Ueber diesem Gespräch, berichtete Herr Kurzer, war es mittlerweile spät geworden, der Weihnachtsabend angebrochen. Durch das Kellerfenster hindurch sah man in dem gegenüberliegenden Hause bereits einen flammenden Lichterbaum. Da hinüber hatte der Herr Regierungsrath gesehen, mit einem Ausdruck im Gesicht, meinte Herr Kurzer, daß man recht gefühlt hätte, was für ein einsamer alter Mann er eigentlich war. Dann hatte er gesagt: „Sie werden nun wohl auch Ihren Keller zuschließen und bei sich zu Hause aufbauen wollen, Herr Kurzer; darum will ich nur gehen." Und damit war er aufgestanden, und Herr Kurzer hatte ihm geholfen, den Mantel anziehen. Und als er schon den Mantel angezogen und den Hut in der Hand hatte, war er noch einmal stehen geblieben und in Gedanken versunken.

„Weil ich jetzt also den Kindern nichts mehr schenken soll," hatte er gesagt, „will ich Ihnen etwas lassen, Herr Kurzer. Wenn Sie wollen, können Sie's

wegschmeißen: Erfahrung, Herr Kurzer! Darauf, daß der Mensch Erfahrung macht, darauf kommt es an!" Und indem er so sagte, hätte der Herr Regierungsrath die Hand, darin er den Hut hielt, emporgehoben und ausgesehen — „gradezu feindlich," meinte Herr Kurzer.

„Man muß etwas erlebt haben, Herr Kurzer, und das, was man erlebt hat, behalten. Aber nicht im Kopf, verstehen Sie, sondern da, da drinnen im Herzen. Ein Herz muß man haben, das sich erinnern kann. Und daran eben fehlt es bei den Menschen; denn wenn man etwas aufbewahren soll, dann muß man einen Raum haben, wo man es hineinthun kann; wenn man sein Leben mit sich tragen soll im Herzen, muß man ein Herz haben, wo Platz dafür da ist. Und das eben haben die Menschen nicht, sondern ihre Herzen sind wie flache Teiche, wo ihre Strebergedanken drin herumschwimmen wie gierige Fische mit dummen Glotzaugen, die nichts Anderes denken können, als daß sie danach umhersehen, ob nicht irgendwo ein Brocken herunterfällt, den sie aufschnappen können. Nein, Herr Kurzer, nicht wie ein Teich muß das Herz des Menschen sein, sondern wie das Meer. Sind Sie schon einmal am Meere gewesen, Herr Kurzer? — Da werden Sie gesehen haben, daß das Meer nicht die Farbe annimmt von dem Tage, der grade darüber scheint, sondern daß es seine Farbe für sich hat, und daß die Farbe immer bleibt, einen Tag wie alle. Woher erklären Sie sich denn, daß das kommt? Das will ich Ihnen sagen; es kommt daher, daß das Meer immerfort den ganzen Himmel widerspiegelt, bei Tag und bei Nacht, Sonne, Mond und Sterne, heute hell und morgen dunkel, und das Alles, was da immer von oben hinuntersieht, bleibt aufbewahrt in dem tiefen Meere, und davon bekommt das Meer seine gleichmäßige Farbe. Ist der Himmel, der darüber liegt, wie das bei uns da oben im Norden zu sein pflegt, meistens grau, so wird auch das Meer grau; ist er hell und blau, wie da unten im Süden, wird auch das Meer blau. Und so wie mit dem Meere, sehen Sie, so ist es mit den Herzen der Menschen. Denn was der Himmel für das Meer, das ist das Leben für den Menschen, das immer über ihm liegt mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen und Schicksalen. Nicht immer nur den heutigen Tag muß man in sich hineinschlucken, sondern alle Tage müssen dem Menschen gegenwärtig sein, die er schon gelebt hat. Und nicht immer zappeln und streben muß man nach dem, was morgen etwa kommen wird, sondern erinnern muß man sich, erinnern, erinnern! Aber damit man sich erinnern kann, dazu gehört, daß man eben ein tiefes Herz hat, so tief wie das Meer. Und daran eben fehlt es bei den Menschen. Und wenn sie solche Herzen hätten, dann stände es besser um die Welt; dann würden sie eine Ahnung davon bekommen, was das eigentlich sagen will, wenn es heißt, daß vor Gott hundert Jahre sind wie ein Tag. Denn das ist ein merkwürdiges Wort, Herr Kurzer, viel merkwürdiger, als die Menschen es sich träumen lassen, die es gar nicht verstehen. Einer hat es einmal verstanden, und das ist der alte Apostel Johannes gewesen, von dem ich Ihnen gesagt habe. Als der alt geworden ist, sehen Sie, da hat Alles vor ihm gelegen, was er jemals erlebt hatte, an sich und an Anderen. Und weil er ein alter Mann geworden war, der sich tragen lassen mußte und wahrscheinlich auch nicht viel mehr sprechen

konnte, hat er bei sich überlegt, wie er Alles das, was er gesehen und mitgemacht und erlebt hatte, in ein einziges Wort zusammendrücken könnte, das sie alle verständen, und da hat er kein besseres gefunden, als das, was ich Ihnen gesagt habe: ‚Kinder, liebet einander.' Und er hätte auch kein besseres finden können; denn damit hat er Alles gesagt, was den Menschen noth thut, und was sie heilen kann von ihrer niederträchtigen Krankheit, und es ist wirklich ein schönes Wort gewesen, ein schönes, schönes."

Und damit hatte der Herr Regierungsrath den Hut auf den Kopf gesetzt und war hinausgegangen, und er hätte ausgesehen, meinte Herr Kurzer, als hätte er vergessen gehabt, daß Herr Kurzer oder sonst noch Jemand auf der Welt gewesen wäre.

Möglicher Weise war es bald nach dieser Unterhaltung des alten Graumann mit dem Weinhändler Kurzer, jedenfalls in einem Winter, als ich seine nähere Bekanntschaft machte.

Eine sonderbare Begebenheit bot den Anlaß dazu:

Vom Nachmittagsspaziergang zurückkehrend ging ich den hohen Damm entlang, der die Straße der Hauptstadt, in deren Zeile die Wohnung des Regierungsraths lag, von den tief gelegenen Wiesen trennt, die, von dem vorbeifließenden Strome überschwemmt, das Schlittschuhlaufgebiet der Stadt bilden. Es lag schon Schnee; die Eisbahn aber war glatt gefegt und wimmelte von fahrendem Volk.

Das Haus, in welchem der alte Graumann wohnte, lag etwas von der Straßenflucht zurückgerückt; ein Vorgarten befand sich davor, und in diesem Vorgarten sah ich, indem ich näherkam, zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, damit beschäftigt, einen Schneemann zu bauen. Je lauter von der Eisbahn her das Gewirr und Gelärm vergnügter Stimmen ertönte, um so stiller ging es auf dieser Seite zu, wo die beiden Kleinen, offenbar armer Leute Kinder, emsig und wortlos ihrem Werke oblagen.

Der weiße Mann war schon so ziemlich fertig; zwei Kohlenstücke waren als Augen in seinen Kopf gesteckt; mit schwarzer Kohle war ihm eine Nase und ein Mund gezeichnet, und aus dem Munde ragte, eine Cigarre andeutend, ein Stück Holz. Aus dem Hause wurde ein Besen geholt und ihm in den linken Arm gegeben. Und nun schien das Werk vollendet. Brüderchen und Schwesterchen standen bewundernd davor. Nur eins noch fehlte; Meister Schneemann hatte noch keine Kopfbedeckung. Eine flüsternde Berathung der Geschwister, und dann lief der Junge abermals ins Haus, um das fehlende Bekleidungsstück zu holen.

Im Augenblick aber, als er den Platz verließ, erschien von der Eisbahn her eine Schar von Knaben, die Schlittschuhe über den Arm gehängt, in ihrer Mitte, gewissermaßen den Kern bildend, zwei auffallend hübsche, aber dreist blickende, dunkeläugige und dunkellockige Burschen von etwa elf oder zwölf Jahren, die Jedermann in der Stadt kannte, weil es die Söhne eines der reichsten und angesehensten Kaufleute des Orts und einer überaus zärtlichen Mutter waren, „die die Rangen", wie man sich in der Stadt zuflüsterte, „kolossal verzog". Immer sah man die Beiden zusammen und als Dritten im Bunde

stets einen großen, gelb-weißen Bernhardiner, den der Vater ihnen geschenkt hatte, und der sie auf Schritt und Tritt begleitete. Auch heute war der Hund mit ihnen auf der Eisbahn gewesen, und mit der dicken Schnauze im Schnee wühlend trabte er der Schar voraus.

Sobald nun die Jungen den Damm erstiegen hatten und des Schneemanns drüben ansichtig geworden waren, entstand ein jauchzendes „Halloh", und im nächsten Augenblick war der ganze Schwarm vom Damm herab, über die Straße hin, am Stacketenzaun des Vorgartens, mitten unter ihnen der Bernhardiner, der sich auf den Hinterbeinen aufgerichtet hatte und die Vorderpfoten auf den Zaun aufstützte.

Anfänglich begnügte man sich damit, den Schneemann, der einige Schritt weit vom Stackete entfernt stand, schweigend zu bewundern; bald aber wurde das langweilig, und die beiden Anführer griffen in den Schnee, machten sich Schneebälle, die Anderen folgten ihrem Beispiel, und im nächsten Augenblick eröffnete sich ein Bombardement von Schneebällen auf den weißen Mann.

„Nicht schmeißen! Nicht kaput machen!" schrie das kleine Mädchen, das allein auf dem Platze war, aber ein höhnendes Gelächter erstickte ihren Ruf, denn gerade jetzt hatte ein wohlgezielter Wurf die Cigarre aus dem Munde des Schneemanns geschleudert, und im nächsten Augenblick hatte er nur noch ein Auge.

Jetzt kam der kleine Bruder aus dem Hause zurück. Von der Schwester, die schon nah am Weinen war, auf das Unheil aufmerksam gemacht, das ihrem Kunstwerk drohte, besann er sich nicht lange, steckte dem Schneemann wieder die Cigarre in den Mund, das ausgeschossene Kohlenauge wieder in den Kopf, stülpte ihm die alte, große Mütze, die er mitgebracht hatte, auf den Kopf; dann griff auch er in den Schnee, und klatsch — hatte der eine von den Angreifern einen Schneeball mitten im Gesicht.

Das gab dem „Ulk" eine neue Wendung; ein Schneeballkampf entstand, und es dauerte nicht lange, so war der arme kleine Bursche da drinnen im Vorgarten so mit Würfen und Schüssen zugedeckt, daß er mit dem Schwesterchen, das er an der Hand nahm, bis an die Hausthür flüchten mußte; für den Schneemann gab es nun keine Rettung mehr; das ausdrucksvoll gemalte Gesicht war bald nur noch eine unförmliche Masse, und alle Anstrengungen der Angreifer richteten sich darauf, ihm die Mütze, die immer noch nicht herunter wollte, vom Kopfe zu schießen. Endlich war „der große Wurf gelungen", ein Schneeball hatte die Mütze getroffen, ein zweiter, dritter schlug an der gleichen Stelle ein; ein Triumphgeschrei erhob sich, und in das Geschrei der Knaben mischte sich das tiefe, vergnügte Gebell des Bernhardiners. Der Hund wollte auch dabei sein und sollte es auch. Im Augenblick, als die Mütze vom Kopfe des Schneemanns herabglitt, packte einer von den beiden wilden Burschen den Bernhardiner am ledernen Halsband, und indem er auf die Mütze zeigte, die dunkelfarbig vom weißen Schnee abstach, rief er: „Allons, apporte, Nero! Apporte!" Mit gellendem Jubel wurde der Gedanke aufgenommen; „apporte, Nero, faß' Nero!" Der Hund, von allen Seiten angefeuert, gebärdete sich wie rasend und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, über den Stacketenzaun

hinüber zu kommen. „Wir müssen ihm helfen," hieß es; sämmtliche Knaben vereinigten ihre Hände unter dem Leibe des Hundes, und indem sie das schwere, mächtige Thier emporhoben, verschafften sie ihm die Möglichkeit, hinüber zu gelangen. Ein letztes, aufgeregtes Geblaff, und dann, halb selber springend, halb geschleudert, flog der Bernhardiner über den Stacketenzaun in den Schnee des Vorgartens, in dem er sich überschlug. Im nächsten Augenblick stand er hochaufgerichtet an dem Schneemann, in den er seine breiten Pfoten einschlug, während er mit dem Maule nach der Mütze schnappte, die auf der Schulter des Schneemanns liegen geblieben war. Jetzt aber, aller Furcht vor etwaigen Schneebällen vergessend, kam der kleine Junge wieder nach vorn gerannt. Die Mütze war offenbar die eines erwachsenen Mannes, wahrscheinlich die seines Vaters, die er sich, während der Vater außer Haus war, eigenmächtig geholt hatte. Wenn sie in den Zähnen des Hundes entzwei ging, standen dem kleinen Kerl die bedenklichsten Folgen in Aussicht. In voller Verzweiflung warf er sich daher dem Hunde entgegen, um die Mütze zu retten. Aber es war zu spät; der Hund hatte sie schon gepackt, und nun griff der Junge zu, um sie dem Thier wieder zu entreißen. Ein Ringkampf entstand zwischen beiden, zum brüllenden Ergötzen der Burschen draußen, die vor Entzücken über ihr gelungenes Thun jauchzten und quietschten. Der Bernhardiner, nicht bösartig von Natur, aber tollpatschig, wie solche großen Hunde sind, mochte glauben, daß der Knabe mit ihm spielen wollte; je mehr der Gegner an der Mütze zog, um so fester packte er sie mit den Zähnen. Beide Kämpfer drängten sich in den Schneemann hinein; der Schneemann kam ins Wanken, und plötzlich, wie ein Schneeberg, fiel er über sie, beide für einen Augenblick unter seiner Masse begrabend.

Der Jubel da draußen, den dieses Schauspiel hervorrief, artete zu einem wahrhaft höllenmäßigen Lärm aus, und in den Lärm mischte sich das Zetergeschrei des kleinen Mädchens, das jetzt auch herangekommen war und sich, unter strömenden Thränen, bemühte, den Bruder zu befreien, der prustend, selbst wie ein kleiner Schneemann aussehend, unter der Lawine hervorgekrochen kam.

In diesem Augenblick jedoch erscholl ein Laut, der sowohl den Freudenlärm wie das Zetergeschrei jählings verstummen machte. Auf dem Balkon seiner Wohnung, der sich über dem Hauseingange befand, war der alte Graumann erschienen. Und mit einer Stimme, die wirklich furchtbar, wie die eines angeschossenen Bären, klang, brüllte er in den Kampf hinunter.

„Ihr Schlingel, Ihr infamen," schrie er zu den Jungen hinüber, die draußen am Stacketenzaun standen, „was macht Ihr da? Wollt Ihr gleich Euren Köter fortrufen, Euren verfluchten!"

Die Erscheinung des alten Mannes, der sich, blauroth vor Zorn im Gesicht, über die Brüstung des Balkons gebeugt hatte, und der Ton seiner Stimme wirkten so erschreckend, daß für einen Augenblick allgemeine Stille eintrat und die von Winterluft und Aufregung glühenden Gesichter der Knaben erblaßten. Dann aber, von den beiden Rädelsführern ausgehend, erhob sich ein höhnisches Flüstern und Kichern, „der olle Graumann! der olle, verdrehte Graumann!"

Ob das Gekicher bis zu ihm hinauf drang, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls aber richtete sich der Alte plötzlich auf, und indem er die Glasthür des Balkons schmetternd hinter sich zuwarf, verschwand er im Innern seiner Wohnung. Kaum eine Minute darauf kam er durch die Hausthür unten wieder zum Vorschein, eine große Lederpeitsche in Händen, mit der er sich sofort, unter wüthenden Hieben, auf den Bernhardiner stürzte. Der Hund stieß ein klägliches Geheul aus, und mit eingezogenem Schweif floh er rund um den Garten, von dem alten Graumann unablässig verfolgt.

Aus dem, was als ein Spaß begonnen hatte, schien jetzt bitterböser Ernst werden zu wollen. Die Jungen draußen, namentlich die beiden Besitzer des Bernhardiners, geriethen auch ihrerseits in eine wilde Erregung, und als der Alte jetzt dicht am Stacket vorbei kam, schrie ihn der eine der beiden Buben, indem er wüthend beide Fäuste ballte, kreischend an: „Herr Graumann, ich werde es meinem Vater sagen, wenn Sie unseren Hund schlagen! Sie dürfen unseren Hund nicht schlagen, Herr Graumann! Und ich werde es meinem Vater sagen!“

Der alte Mann blieb jählings stehen, und mit einer schweren Bewegung drehte er das Gesicht zu dem Jungen herum. „Deinem Vater wirst Du es sagen? Du rotznäsiger, frecher, infamer Schlingel! Erst werde ich mit Dir ein Wort sprechen, Du —“ und mit den Worten griff er über den Zaun hinweg, nach dem Kragen des Jungen, der sich nur durch einen schnellen Sprung vor dem Griffe zu retten vermochte.

„Ihr Canaillen,“ donnerte der Regierungsrath, indem er dicht an den Zaun herantrat, „das, was Ihr verdient, das ist die Karbatsche!“

Er schwang auch wirklich die Peitsche empor, als wenn er mitten unter die Knabenschar hineinhauen wollte, und bei der Aufregung, in der er sich befand, würde er sein Vorhaben sicherlich ausgeführt haben, wenn nicht in diesem Augenblick eine Frauenstimme ertönt wäre, die seinen erhobenen Arm langsam niedersinken ließ. Es war die Mutter der beiden „Rangen“, die heraus gekommen war, ihre Söhne von der Eisbahn abzuholen, und die sie nun hier in einem solchen Conflict vorfand.

„Aber Herr Regierungsrath“ — die ohnehin energische Stimme der Dame klingelte förmlich in gellender Erregtheit —, „ich würde es doch nicht für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Sie auf offener Straße mit der Peitsche nach meinen Knaben schlagen!“ Der alte Graumann verneigte sich mit höhnischer Beflissenheit, indem er die grüne Sammetkappe lüftete, die er auf dem Kopfe trug: „Und ich würde es nicht für möglich gehalten haben, gnädige Frau, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß sich Ihre Musjehs von Söhnen auf offener Straße wie Strolche und Einbrecher benehmen würden.“

„Wie — Einbrecher?“ Die Dame brachte es beinah mit einem Schrei hervor, indem sie fragend die Augen auf ihre Jungen richtete. Jetzt drängten sich diese an die Mutter, und indem der Rückschlag der bisherigen Aufregung eintrat, brachen sie in Thränen aus. „Es haben welche einen Schneemann gebaut,“ berichteten sie, „und ihm eine Mütze aufgesetzt, und die Mütze ist

heruntergefallen, und dann ist Nero über den Zaun gesprungen und hat die Mütze apportirt."

„Lüge nicht, Du Galgenstrick!" donnerte der alte Graumann dazwischen. „Nicht heruntergefallen ist die Mütze! herunter geschmissen habt Ihr sie, mit Euren Schneebällen!"

„Aber ist denn das ein so himmelschreiendes Unrecht," hob die erzürnte Vertheidigerin ihrer Sprößlinge wieder an, „wenn Kinder mit Schneebällen nach einem Schneemann werfen?"

„Jawohl, gnädige Frau!" — der Alte schrie ihr seine Worte jetzt ohne alle Höflichkeit ins Gesicht — „jawohl ist es ein himmelschreiendes Unrecht, wenn ein Paar Bengel, die von ihrer Mutter wie Chenille-Affen verzogen werden, die Alles geschenkt bekommen, was sie sich nur denken können, und viel mehr, als ihnen gut ist, wenn solche Bengel einem Paar armer Kinder, die nichts von all' dem haben, was sie haben, das arme, kleine bißchen Vergnügen stören und zunichte machen, was solche arme Kinder haben! Jawohl, gnädige Frau! Eine Niederträchtigkeit, das ist es, was Ihre Musjehs gemacht haben! Daß solch ein Schneemann keine große Kostbarkeit ist, das weiß ich; jawohl, gnädige Frau, ich bin so frei, es zu wissen. Aber darauf kommt es nicht an. Denn der Schneemann gehörte den beiden Kleinen, und darauf kommt es an. Gehörte nicht Ihren Musjehs, gehörte den beiden Kleinen, die ihn sich gemacht hatten! Ihre Jungen haben Schlittschuhe und Schlitten und einen Hund, so groß wie der Chimborasso, und die Kleinen haben nichts. Und daß Ihre Jungens ihnen nicht das einmal gönnen wollen, das ist eine Niederträchtigkeit! Daß sie ihren großen Köter auf die Kleinen hetzen, das ist eine Niederträchtigkeit!"

„Aber, wer hat denn mit Hunden gehetzt?"

„Ihre Herren Jungens, gnädige Frau. Jawohl, gnädige Frau, bin so frei; Ihre Herren Söhne haben den Chimborasso auf die Kleinen gehetzt! Und dafür soll sie der Teufel fricassiren, gnädige Frau! Bin so frei, Ihnen das zu sagen."

Die Augen der beleidigten Dame verdrehten sich förmlich und richteten sich abermals auf die Knaben.

„Nicht gehetzt," schrieen beide wie mit einem Munde. „Nero ist von selber über den Zaun gesprungen!"

Jetzt kam die Reihe, die Augen zu verdrehen, an den alten Graumann, und er that es so, daß man nur noch das Weiße darin sah.

„Ihr — Lügenbolzen," sagte er keuchend, „Ihr habt ihn nicht gehetzt? Von selber ist er gesprungen? Mit Euren eignen Händen habt Ihr den Köter aufgehoben, Ihr sammt Euren Cumpanen, und ihn hinüber geworfen über den Zaun!"

„Herr Regierungsrath" — unterbrach die Dame. Aber der Alte ließ sich nicht unterbrechen. „Das habe ich gesehen! Mit meinen eigenen Augen gesehen!"

„Herr Regierungsrath," — wiederholte die Dame, und sie bemühte sich, ihren Worten den scharfen und kühlen Ton zu geben, mit dem man im Welt-

verkehr Ungebildeten den Unterschied zwischen ihnen und den Gebildeten klar macht, „Ihren Behauptungen stehen die Worte meiner Söhne entgegen, und meine Söhne lügen nicht."

Der Alte ließ sein bekanntes, beinah teuflisches Lachen hören. „Vielleicht interessirt es Sie, gnädige Frau" — und er machte abermals seine höhnische Verbeugung —, „zu erfahren, daß Ihre Herren Söhne lügen wie gedruckt."

„Sie irren sich! Meine Söhne lügen nicht, Herr Regierungsrath!" Das Taschentuch wurde aus dem Pelzmuff gerissen und fuchtelte in zuckenden Bewegungen in der Luft herum. Der alte Graumann trat so nahe an den Stacketenzaun heran, als er vermochte. „Gnädige Frau," — und er bohrte die großen, runden, glühenden Augen in das aufgeregte Gesicht der Frau, — „Sie hören, daß ich es Ihnen sage, und ich bin ein alter Mann, und" —

„Und das sind meine Söhne, und meine Söhne sind anständiger Leute Kind und lügen nicht, und Sie —" die Stimme der Frau, die beinah zum Ueberschnappen gestiegen war, brach ab.

„Und ich?"

„Und Sie — Sie müssen mir das nicht übel nehmen, Herr Regierungsrath, alle Welt weiß das — Sie — sind ein aufgeregter alter — Mann."

In diesem Augenblick trat ich heran. Ich hatte den Wortwechsel vom ersten bis zum letzten Wort mit angehört. Ein Gefühl sagte mir, daß ich eingreifen mußte, wenn etwas Unangenehmes auf offener Straße vermieden werden sollte.

„Erlauben Sie einem Unparteiischen das Wort, gnädige Frau, der, vom Zufall geführt, den Vorgang von Anfang bis zu Ende mit angesehen hat."

Die Augen aller Kriegführenden richteten sich in überraschtem Schweigen auf mich.

„Ich habe den Vorgang, wie gesagt, in allen Einzelheiten verfolgt und muß bestätigen, daß es sich genau so zugetragen hat, wie Herr Regierungsrath Graumann gesagt hat. Der Hund ist nicht von selbst gesprungen; die Knaben haben ihm mit eigenen Händen über den Zaun geholfen und ihn auf die Mütze gehetzt, die der Schneemann auf dem Kopfe trug."

Eine Stille trat nach diesen Worten ein, als wenn eine Granate geplatzt wäre und Alles sich umsähe, wer verwundet und todt und wer noch am Leben sei. Dann, mit einem Griff, faßte die lautlos gewordene Mutter ihre beiden Söhne an der Hand, drehte sich herum, daß die Schleppe ihres schwerstoffenen Kleides wie ein zorniger Drachenschweif durch den Schnee fegte, und ohne Wort und Gruß, nicht einmal mit einem Kopfnicken, trat sie mit ihren Jungen den Rückzug nach der Stadt zu an. Der alte Graumann sah ihr nach, öffnete die Thür des Gartenzauns, jagte den Bernhardiner, der sich immer noch hinter ihm herumdrückte, zum Garten hinaus, und dann, als er sah, daß auch ich meines Wegs gehen wollte, streckte er mir über den Zaun die Hand hin.

„Bitte, kommen Sie doch herein."

Ob es nun mein Dazwischentreten in seiner Streitsache oder was es sonst war, das ihn zu der Aufforderung veranlaßte, ich weiß es nicht. Ebenso wenig war ich mir klar darüber, was ich bei ihm sollte und wollte; aber der

tiefe Klang seiner Stimme, die von der Aufregung heiser geworden war, hatte etwas Gebieterisches. Ich trat ein.

Im Vorgarten standen die beiden Kleinen, dicht an einander gedrückt, die Mütze in Händen, auf die sie unter stummen Thränen niederblickten. Der alte Graumann nahm ihnen die Mütze aus der Hand. „Hm! Ist wohl recht kaput gegangen?“ fragte er.

„Es is Vatern seine,“ erwiderte schluchzend und stockend der kleine Junge, „und wenn Vater nach Haus kommt —“ „Dann gibt's Prügel!“ ergänzte der alte Graumann, indem er sich zu mir wandte. Er klopfte dem Jungen den Schnee ab, der noch immer, wie ein weißer Ueberzug, an seinem Rock und in seinen Haaren klebte. „Ihr hättet die Mütze von Eurem Vater nicht zu so etwas gebrauchen sollen,“ sagte er, indem er sich zu den Kindern niederbeugte; „denn was für die Menschen ist, das ist doch nicht für Schneemänner, nicht wahr?“ Er stand zwischen den Beiden, indem er sie mit dem rechten und dem linken Arme an sich drückte. „Aber laßt nur jetzt das Weinen sein,“ fuhr er fort, „Ihr seid nicht schuld dran, daß die Mütze entzwei gegangen ist, das werde ich Eurem Vater sagen, und dann werde ich Vatern eine neue Mütze kaufen, und dann ist Alles wieder gut, und er wird Euch nichts thun.“

Er war mit den Kleinen in das Haus eingetreten. Zu ebener Erde befand sich die Wohnung, in der die Kinder mit ihren Eltern wohnten. Er klopfte; Niemand gab Antwort. Die Thüre war nicht verschlossen; er öffnete, und hinter ihm stehend blickte ich in die leere, ärmliche Behausung.

„Ist denn Eure Mutter nicht zu Hause?“ fragte der alte Graumann.

„Mutter is auf Wäsche in die Stadt,“ gab das kleine Mädchen mit dünner, piepsender Stimme zur Antwort. Der alte Graumann ließ den Kopf niederhängen, und dann, mit der eigenthümlichen schweren Bewegung, die ich vorhin an ihm wahrgenommen hatte, drehte er das Gesicht zu mir herum; in seinen Augen brannte wieder das finstere Glühen, das ich an ihm kannte. „Sehen Sie,“ sagte er mit unterdrücktem Laut, „so ist es nun. Solche Lümmel —“ und er deutete mit dem Kopfe nach der Stadt zu —, „das geht nach Hause, und zu Hause zieht ihnen die Frau Mama trockene Stiefel an und trockene, warme Kleider, und dann, statt der Karbatsche, die sie verdient hätten, gibt's Kaffee oder Thee oder womöglich Choc'lade, und das hier muß in die alte, finstre Kabache kriechen, wo nicht Vater und Mutter und Niemand auf sie wartet, und Niemand ihnen einen anderen Rock gibt, und einen Schluck Warmes, und womöglich nachher noch Prügel.“

In diesem Augenblicke trat, den Schnee von den Füßen trampelnd, zur Hausthür herein die Wirthschafterin des Regierungsraths, die von ihren Nachmittagsbesorgungen kam. Ein Freudenschein ging über das Gesicht des alten Graumann.

„Sie kommen zur rechten Zeit,“ sagte er. „Nu mal gleich hinauf und Kaffee gekocht! Aber ordentlich, eine ganze große Kanne voll! Hier sind zwei Herrschaften, die welchen haben wollen. Nicht wahr, meine Herrschaften? Wir wollen Kaffee haben?“ Dabei faßte er die Kleinen unters Kinn und hob ihre blassen, verfrorenen Gesichter empor. Die beiden Kinder sahen ihn mit auf-

gerissenen Augen staunend an. „Und dann zum Bäcker," fuhr er zu der Wirthschafterin fort, „oder vielmehr nicht zum Bäcker, zum Conditor, über die Brücke, an der Ecke, Sie wissen ja, und Kuchen geholt, für eine ganze Mark; da haben Sie eine Mark. Hier sind zwei Herrschaften, die Kuchen haben wollen. Nicht wahr, meine Herrschaften, wir wollen Kuchen haben?" Wieder wurden die beiden kleinen Gesichter emporgehoben. Der Bruder sah die Schwester, die Schwester den Bruder an. Dann richteten sich beider Augen auf den unbegreiflichen alten Mann, und ein schüchtern-verschämtes, beinahe mißtrauisches Lächeln stieg in den Gesichtern auf und färbte ihre Wangen mit leiser Röthe. War es ein Traum, was sie erlebten? War das „der alte, böse Regierungsrath", von dem man im Hause nur flüsternd sprach, weil das ganze Haus sich vor ihm fürchtete? Der alte Graumann hatte den Ausdruck in den Kindergesichtern bemerkt. Er winkte der Wirthschafterin, daß sie sich auf den Weg machen sollte, dann drehte er sich wieder zu mir herum.

„Sehen Sie," sagte er halblaut, „so ist das nun mit den Menschen. So verprügelt, daß er es gar nicht glauben kann, daß man ihm einmal was Gutes thun will. So trampeln sie auf einander herum, diese Menschen, die Canaillen; so läßt Einer den Andern neben sich verkommen und erfrieren, bis daß er ein Eiszapfen wird!" Plötzlich trat er wieder auf die Kleinen zu. „Seid Ihr Schneemänner? Nein, Ihr seid doch keine Schneemänner. Seid Ihr kleine Menschen? Ja, Ihr seid doch Menschen! Das wißt Ihr doch, daß Ihr Menschen seid?" Die Kinder brachten keinen Laut hervor; die Freudigkeit war von ihren Gesichtern wie weggewischt. Jetzt, wo er so polternd auf sie einsprach, Dinge, die sie nicht verstanden, war es doch wieder der alte, böse Mann, zu dem sie furchtsam emporschauten.

Der alte Graumann legte seine beiden großen Hände auf die kleinen blonden Köpfe; seine dicken Finger trommelten leise auf ihrem Haar. Es war eine unbehülfliche, beinahe hülflose Bewegung. Was sie Alles zu sagen hatten, die schweren fingernden Hände! Wie wenn Jemand auf einem stummen Klavier spielt, so sah es aus, dem er Musik entlocken möchte, und das keine Töne von sich gibt. Was er Alles zu sagen haben mochte, der alte Mann, der über die beiden Kinderhäupter hin in die Ecke des Flurs starrte, mit einem so in sich versunkenen, so in das eigene Innere gerichteten trostlosen Blick? Ich konnte die Augen nicht von ihm lassen. Was er Alles zu sagen hatte und nicht sagen konnte, weil er in lebenslanger Einsamkeit gewissermaßen die Sprache verlernt hatte, so daß sie nur noch stoßweise, in gewaltsamen Ausbrüchen, beinah im Gebrüll herauskam, den Hörer im Zweifel lassend, ob Haß oder Liebe, Zorn oder Güte aus ihm sprach!

An der Hauswand stand eine Bank, und auf diese ließ der alte Graumann sich niederfallen, indem er die Kinder zu sich heranzog. Er drückte ihre Stirnen an seine Schläfen, zur Rechten den Knaben, zur Linken das Mädchen; zwischen den beiden kleinen Köpfen hing sein großer, grauer, schwerer Kopf herab.

Er sprach zu den Kindern, aber weil diese lautlos blieben und keine Antwort hervorbrachten, war es wie ein murmelndes Selbstgespräch.

„Das ist Dein Bruder? Nicht wahr? Und das ist Deine Schwester? Also seid Ihr Geschwister. Habt Ihr Euch lieb? Ja, nicht wahr, Ihr habt Euch lieb. Alle Menschen müssen sich lieb haben. Aber Geschwister, das ist noch was Besonderes, die müssen sich noch mehr lieb haben. Werdet Ihr daran denken? Ja, nicht wahr, Ihr werdet daran denken."

Er hob das Haupt empor; wieder erschien der dumpfe, trostlose Blick von vorhin. „Geschwister, die sich nicht lieb haben, die kommen in die Hölle." Und da er nach diesen Worten verstummte, auch Niemand anders sprach, entstand eine Stille, in der das düstere Wort nachzuzittern schien, das er da eben ausgesprochen hatte.

Die Hausthür klappte, die Wirthschafterin kam zurück, mit einer großen Kuchentüte in den Händen. Der alte Graumann erhob sich.

„Jetzt wollen wir Kaffee trinken gehen," sagte er. Seine schweren Augen gingen zu mir herüber. „Trinken Sie vielleicht auch eine Tasse mit?"

Es würde mir unmöglich gewesen sein, nein zu sagen. „Gern, Herr Regierungsrath," erwiderte ich. Er hielt mir plötzlich die Hand hin. „Danke Ihnen." Und ich fühlte meine Hand mit einem Druck erfaßt, wie ich mich eines gleichen kaum zu erinnern vermochte.

Die beiden Kleinen trappelten die Treppe hinauf, uns voraus; wir folgten. Und im nächsten Augenblicke also stand ich in dem geheimnißvollen Raum, den das Gemunkel und Geflüster der Stadt wie die Behausung eines bösen Geistes umschlich.

Einer solchen aber sah die Wohnung keineswegs ähnlich; im Gegentheil. Ich hatte selten eine so zum Verweilen einladende Ausstattung gesehen, und das kam daher, daß die Wände von oben bis unten mit Bildern bedeckt waren. „Kupferstiche" hatte die Wirthschafterin in der Stadt verbreitet, aber ich erkannte, daß es keine Kupferstiche, sondern Radirungen waren, und auf Tischen und Stühlen lagen große Mappen, anscheinend mit ähnlichen, noch nicht eingerahmten Blättern gefüllt.

Der Dämmer, der im Zimmer herrschte, ließ mich zunächst nur einen allgemeinen Ueberblick gewinnen. Erst nachdem die Wirthschafterin die große Hängelampe angezündet und noch mehr Licht gebracht hatte, wurde es mir möglich, das Einzelne genauer zu erkennen. Es waren Alles Stücke von künstlerischem Werth, einige von älteren, die Mehrzahl von neueren Meistern, vorwiegend Landschaften, dann auch ganz phantastische Sachen, mit der zartesten Empfindung, mit dem feinsten Verständniß ausgewählt und zusammengesucht.

So etwas hier in der Stadt, an welcher der große, warme Strom der Kunst vorüberging in weiter, weiter Ferne, kaum vernommen und kaum gesehen! Ich war völlig verblüfft. Als ich mich umsah, stand der alte Graumann hinter mir. Er war unhörbar herangetreten; seine Augen ruhten auf mir.

„Gefallen sie Ihnen?"

„Ja," versetzte ich; „ich hätte nie geglaubt, daß ich hier am Orte so etwas finden könnte."

Ein grimmiges Lächeln huschte um seine Mundwinkel, als hätte er sagen wollen: „Das glaube ich", aber er sagte nichts, sondern ließ den Blick schweigend neben dem meinigen über die Bilder wandern.

„Eine schöne Kunst," sagte er nach einiger Zeit; „finden Sie auch?"

„Sie meinen — das Radiren?" Er nickte.

„Eine tiefe, stille, einsame Kunst," fuhr er, wie in Gedanken zu sich selbst sprechend, fort. „Ganz, wie ich mir immer gedacht habe, daß Kunst eigentlich sein muß. So vor seinem Brett sitzen; erst das Bild sich herbeiholen aus seiner Phantasie; dann das Bild ausführen, Strich, Strich nach Strich, so voll Andacht, voll Liebe, voll Liebe. Und darüber Alles vergessen, was da draußen vor unseren Fenstern vorbeiläuft, das ganze Menschenvolk, das da draußen umherstrampelt, in seinen Alltagsgedanken und Eintagsgedanken" — er brach ab.

Es fiel mir ein, was man mir vom Weinkeller des Herrn Kurzer erzählt hatte und von der Figur der Löwenreiterin in dem Keller.

„Herr Regierungsrath üben die Kunst vielleicht selbst aus?" fragte ich.

Ein dumpfes Knurren, beinahe ein Fauchen war die Antwort.

„Wissen Sie nicht, daß ich Beamter gewesen bin? Beamter in Preußen und Kunst machen! Ja! Nicht wahr?" Er schlurfte mit weiten Schritten im Zimmer umher. Dann blieb er stehen. „Wenn ich nicht Beamter gewesen wäre — aber wer's einmal ist, der wird's nicht wieder los. Einmal vielleicht" — Abermals verstummte er, und wieder erschien der schwere, trostlose Blick, den ich schon öfters an ihm bemerkt hatte. Dann schlug er mit der Hand durch die Luft, als wenn er etwas abthun wollte, irgend eine Erinnerung.

„Sie sind Referendar?" fragte er nach einiger Zeit.

„Ich bin Referendar."

„Wollen also auch Beamter werden." Er zuckte mit den Achseln, er neigte das Haupt. „Dann darf Ihnen so etwas" — er warf die Hand nach den Bildern hin — „eigentlich gar nicht gefallen. Liegt seitab vom Weg. Gibt's nicht, darf's nicht geben! Scheuklappen an den Kopf und vorwärts und geradeaus! Nicht rechts noch links gesehen! Vorwärts und geradeaus! Immer die Leiter 'rauf! Immer die Leiter 'rauf! Und das ein Lebenlang" — er fing wieder an, auf- und abzugehen, und seine Worte verloren sich in einem unverständlichen Gemurmel, das fast wie Grunzen klang.

Inzwischen war der Kaffee fertig geworden. Die Wirthschafterin räumte behutsam die Mappen von dem großen Tische, der in der Mitte des Zimmers stand und setzte die dampfende Kanne, Tassen und Teller auf.

„Jetzt Kaffee, Kinder, Kaffee!" rief der alte Graumann. Er nahm das kleine Mädchen unter die Arme, setzte es auf einen Stuhl und rückte den Stuhl an den Tisch. Desgleichen den Jungen. Die Wirthschafterin schenkte ihnen die Tassen voll.

„Und jetzt einstippen, Kinder!" sagte er. Er schob ihnen den Kuchenteller zu, und als er sah, daß die Kinder zu schüchtern waren zuzulangen, steckte er jedem von ihnen ein Stück Kuchen in die Hand. Nun kam die Sache in

Gang. Ich stand in der dunklen Ecke des Zimmers. Plötzlich faßte mich der alte Mann beim Arm. Mit einem Blick, als sollte ich leise sein, deutete er mit dem Kopfe nach dem Tische hin, an dem die Kleinen saßen, ihren Kuchen in den Kaffee tauchten und eifrig und immer eifriger zu essen begannen. Seine Lippen bewegten sich, so leise, daß ich ihn kaum verstand: „Wie das aufthaut! Wie das 'rauskommt aus dem Boden! Wie das Mensch wird!" Als wenn er ein Wunder gewahrte, so blickte er zu den Kindern hinüber. Das kleine Mädchen hatte ausgetrunken. Noch bevor die Wirthschafterin ihm zuvorkommen konnte, war der alte Graumann heran und schenkte ihr die Tasse wieder voll. Dann setzte er sich selbst an den Tisch, den Kindern gegenüber. Das Licht der Hängelampe fiel auf sein Gesicht; sein großes, plumpes Gesicht leuchtete.

„Schmeckt es, Kinder?" fragte er. „Schmeckt es?"

Die beiden kleinen Gesichter erhoben sich zu ihm. Ein glückliches Lächeln strahlte aus ihren Augen. „Ja — gut," sagte der Junge mit einem Tone des gesättigten Behagens. Der alte Graumann wischte sich mit der breiten, flachen Hand über den Mund. „Und Dir? schmeckt Dir es auch?" wandte er sich an das Mädchen. „Ja, Herr Regierungsrath, sehr gut," erwiderte die kleine, piepende Stimme.

Der alte Graumann lachte wie ein vergnügter Bär. Er sprang auf, nahm die kleinen Köpfe, einen nach dem anderen, in seine Hände und drückte sie. „Ihr Kinder!" sagte er, „Ihr Kinder!" Dann plötzlich stürzte er ans Fenster, schüttelte die geballte Faust nach der dunklen Straße zu, als stände da draußen Jemand. „Ihr Menschen," brüllte er, „o Ihr — Canaillen!"

Die Kinder fuhren erschrocken auf. Vom Fenster kam er zu ihnen zurück; er streichelte sie, klopfte sie auf Kopf und Rücken.

„Habt Ihr Taschen an den Röcken? Nein —. Also packen wir den Kuchen wieder in die Tüte. Gehört Euch; nehmt Ihr mit zu Vater und Mutter." Er raffte die Ueberbleibsel des Kuchens in Papier zusammen und gab sie dem kleinen Mädchen in die Hand. Die Kleinen hatten sich erhoben; er stand vor ihnen.

„Nächstens kommt Ihr wieder zu mir 'rauf. Wollt Ihr wieder zu mir 'rauf kommen? Trinkt Ihr wieder Kaffee bei mir? Wollt Ihr wieder Kaffee trinken?"

Die Kinder standen und blickten stumm und rathlos zu ihm auf. Dann mit unwillkürlicher Bewegung erhob der Knabe den rechten Arm und streckte dem alten Mann die kleine Hand hin. Der alte Graumann legte die kleine Hand in die Fläche seiner rechten Hand und deckte die linke darüber, als wenn er eine Kostbarkeit in seiner Hand verschlösse. „Wir bedanken uns auch schön," piepte das kleine Mädchen.

Der alte Graumann ließ die Hand des Knaben fahren, drückte die Köpfe der beiden Kinder an einander und sein Gesicht darauf, so daß er beide mit den Lippen berührte. „Ach," sagte er, „ach, ach, ach."

Er richtete sich auf und drehte sich nach mir um. „Ich muß mit ihnen hinuntergehen," erklärte er. „Sie wissen, wegen der Mütze. Sie schenken sich

eine Tasse Kaffee unterdessen ein. Nicht wahr? Kuchen ist nicht mehr da. Aber eine Cigarre vielleicht?" Er stellte die Cigarrenkiste vor mich auf den Tisch.

„Gern," sagte ich, denn ich fühlte, daß er mich noch haben wollte.

Der Regierungsrath trat zwischen die beiden Kleinen, nahm den Jungen an der rechten, das Mädchen an der linken Hand, und so zu Dreien verließen sie das Zimmer.

Ich schaute ihnen nach. Wie sie neben ihm einhertrippelten, die kleinen Geschöpfe, immer noch befangen, kaum im Klaren darüber, was sich eigentlich mit ihnen begeben hatte, und doch vertrauensvoll, weil er wie ein Schutzgeist zwischen ihnen ging, der sie vor dem Zorn ihres Vaters bewahren würde! „Der alte, böse Mann" ihr Schutzgeist! Ich hatte Zeit, dem Gedanken nachzuhängen, denn ich blieb eine Weile allein. Wie merkwürdig das Alles! Gestern noch war er mir als eine Spukgestalt erschienen und heute so nahe und so lebendig. Und indem ich dieses Mannes gedachte, dieses sonderbaren, scheinbar aus Widersprüchen zusammengesetzten, erlebte ich, was man erlebt, wenn man zum ersten Male in die Atmosphäre eines ungewöhnlichen Menschen tritt: man bekommt ein unbestimmtes, aber starkes Allgemeingefühl von seiner Persönlichkeit. Ich fühlte, indem ich seiner gedachte, eine Wärme, beinahe eine Gluth; nicht anders, als wenn ein Ofen vor mir stände, in dem unausgesetzt ein mächtiges Feuer brannte. Alles, was mir die stummen, heißen Augen angedeutet hatten, wenn ich auf dem Spaziergang an ihm vorüber schritt, bestätigte sich: ein Mensch, der über seinem Innern steht wie über einem brodelnden Kessel; darin herumwühlend in unablässigem Sinnen; Erinnerungen heraus fischend, Gedanken daraus schöpfend. Und das Alles stumm, in stummer, verschlossener Brust. Bis daß eine Stunde kam, da ein Mensch ihm erschien, der ihm Vertrauen einflößte. Und da wuchs der dunkle Zorn, der sein Inneres durchwogte, wuchs und schlug an die Wände der Brust, als wenn er sie sprengen und durchbrechen wollte. Wie ein dumpfer Ruf erhob es sich aus dem dunklen Strom, wie ein Hülfeschrei: „Höre mich an!"

Sollte ich ihn nicht anhören? Ja — ich sollte, ich sollte.

Durch eine andere Thür, als durch die wir eingetreten waren, durch das Schlafzimmer, das an den Vorderraum anstieß, kam er zurück. Ein Kopfnicken begrüßte mich, als er mich rauchend am Tische sitzen sah. Dann, seiner Gewohnheit folgend, durchmaß er ein paarmal schweigend das Zimmer.

„Einmal vor Jahren," hob er an, „als der Oberpräsident der Provinz Brandenburg eine Inspectionsreise machte und sich seine Beamten vorstellen ließ, hat er mir die Hand gegeben. Eine kolossale Ehre, nicht wahr?" Er war stehen geblieben und sah mit höhnisch zwinkernden Augen zu mir herüber. „Und vorhin, sehen Sie, als der Junge seine kleine Pfote aufhob und nach meiner Hand langte, ist mir zu Muthe gewesen, als wenn mir eine zehnmal größere Ehre angethan würde als damals, wo der Herr Oberpräsident mir seine kalte, schwammige Hand zu drücken erlaubte. Mangel an Standes- und Beamtenbewußtsein — das haben sie mir in die Conduitenliste geschrieben, ich weiß es. Sehen Sie, die haben mich erkannt. Es ist wahr; in Preußen,

wenn der Mensch Geheimrath wird, wird er bekanntlich klug. Schade, daß ich's nicht geworden bin; hätte vielleicht noch was aus mir werden können." Unter innerlichem Lachen nahm er seine Wanderung durch die Stube wieder auf.

„Die Menschen," begann er von Neuem, „da schreiben sie dicke Bücher, haspeln sich die Seele aus dem Leibe in parlamentarischem Geschwätz, ganze Zeitungen schreiben sie voll, wie die Noth abgeschafft und der Menschheit geholfen werden kann. Ihr Dummköpfe und flachen Herzen! Steht's nicht geschrieben auf dem Gesicht Eurer Mitmenschen? Könnt Ihr's nicht lesen, was da steht, das einzige Mittel, das helfen kann und helfen würde, das Jeder brauchen könnte, wenn Ihr's nur brauchen wolltet: Fülle Deiner Nebenmenschen Herzen mit Glück!"

Er hatte das so laut gesagt — „gebrüllt" würde der Weinhändler Kurzer gesagt haben —, daß ich mich unwillkürlich im Stuhle aufreckte. Mitten im Zimmer stand er, die glühenden Augen ins Leere gerichtet, den rechten Arm in unbewußter Bewegung emporgestreckt, wie ein Bußprediger der alten Zeit, mächtig, feierlich, ergreifend.

In schweigendem Staunen blickte ich auf den alten, wundersamen Mann. Langsam ließ er den Arm sinken, langsam kamen seine Augen aus der Ferne zurück, zu mir herüber.

„Langweilt Sie das Alles?" fragte er mit schwerem Ton.

„Nein," erwiderte ich rasch, „durchaus nicht."

Seine Augen ruhten auf mir wie eine körperliche Last, seine Brust hob sich, er trat einen Schritt auf mich zu.

„Ich muß Ihnen etwas sagen, — Sie gefallen mir." Dreimal, als wenn er das Wort bestätigen und bekräftigen wollte, nickte er mit dem grauen Haupte vor sich hin. „Wir sind uns manchmal auf dem Spaziergange draußen begegnet. Wenn wir uns begegnet sind, sind Sie immer anders gewesen als die Anderen. Die Anderen gehen ja fast niemals allein, immer wie die Dohlen, in ganzen Schwärmen, immer schwatzend. Wenn mir so ein Haufen begegnet, stoßen sie sich unter einander an: ‚da kommt der verrückte alte Kerl' und dann grinsen sie, als sollten ihnen die Gesichter auseinander klappen. Kommt zufällig mal einer allein, dann grinst er, solange wir noch weit von einander sind, und wenn er nahe 'ran ist, macht er, daß er vorbei kommt, als wenn er sich fürchtete. Sie sind manchmal an mir vorbei gegangen, nicht wie ein flacher, leerer Mensch, der auf nichts Acht gibt, denn Sie hatten mich wohl bemerkt, das habe ich gesehen. Aber Sie haben es gemacht wie ein ernster, nachdenklicher Mensch. Haben nicht gegrinst und sich auch nicht gefürchtet. ‚Wirst ihn nicht stören, den alten Kerl', so sind Sie an mir vorüber gegangen, aufmerksam und still und anständig. Ich habe das wohl bemerkt. Sie haben's vielleicht nicht gedacht, aber ich habe es bemerkt. Ich weiß, was die Menschen von mir sagen. Aber es ist nur halb richtig, wie Alles immer nur halb richtig ist, was sie sagen, die Menschen, die Alles immer nur von außen ansehen. Ich bin ein Grobian, das ist wahr; aber ich will Ihnen etwas sagen, — nur von außen, — innerlich vielleicht nicht."

Bei den letzten Worten hatte sich seine Stimme beinahe zum Flüstern gesenkt. Dennoch hatte ich ihn verstanden, und indem ich ihm von der Seite zusah, wie er wieder auf- und niederzugehen anfing, und indem ich an Alles dachte, was ich heute mit ihm erlebt hatte, begriff ich, was er meinte, und gab ihm schweigend Recht.

„Und heute," fuhr er, hin und her wandelnd, fort, „bei dem, was heute geschehen ist, und wie Sie dabei gewesen sind, das hat mir gefallen. Ich muß es Ihnen sagen, hat mir gefallen. Sie hatten es mit angesehen, was sich da anspann mit den beiden Kleinen, die sich ihren Schneemann gebaut hatten, und den rüden Bengeln, die ihnen das Vergnügen störten. Hundert Andere wären einfach vorüber gegangen. Natürlich. Sind ja Kinder. Alles Kinderei. Wie wird sich ein vernünftiger Mensch um so etwas kümmern. Ihr Flachköpfe! Wer von den Kindern nicht lernt, von den Erwachsenen lernt so Einer gewiß nichts. Die Erwachsenen sind ja gar keine Menschen mehr. Jeder hat einen Beruf, und der Beruf, das wird seine Natur. Eine wirkliche Natur hat so Einer gar nicht mehr. Das Kind, das ist die Menschenpflanze, wie sie aus der Erde kommt, das hat noch gar nichts Anderes als seine angeborene Natur, das ist der Mensch. Wer darin zu lesen versteht, der kann Dinge erfahren — merkwürdige —, die er sein ganzes Leben lang nicht wieder vergißt."

Wieder verloren sich diese letzten Worte in einem murmelnden Geflüster, und ich fing an zu bemerken, daß dieses Flüstern immer da eintrat, wo seine Worte und Gedanken sich auf ihn selbst richteten. Durch die Schlafstubenthür, die bei seinem Wiedereintreten offen geblieben war, konnte ich in das Schlafzimmer hineinsehen. Auf einem kleinen Tische an der Hinterwand, mir gerade gegenüber, hatte die Wirthschafterin, indem sie davonging, eine Lampe aufgestellt, und diese Lampe beleuchtete ein Bild, das darüber an der Wand hing. Ein Oelbild, zwei Knaben darstellend, mit runden, rothen Wangen, mit feurigen Augen der eine, der größere, mit schmalem, blassem Gesicht, mit wehmüthig bittenden Augen der andere, der kleinere. Das Bild, von dem ich gehört hatte, das ihn darstellte, den alten Graumann, wie er ausgesehen hatte als Kind. Und der Andere — sein Bruder? Meine Augen hingen an dem Bilde. Die Dinge, „die man ein Leben lang nicht wieder vergißt" — ob sie im Zusammenhang stehen mochten mit dem Bilde da drüben?

Ob er es bemerkt hatte, daß das Bild meine Aufmerksamkeit fesselte, — ich weiß es nicht; jedenfalls sagte er nichts. Er setzte seine Stubenwanderung und sein Selbstgespräch fort.

„Sie haben es anders gemacht als die Anderen, sind nicht vorbeigegangen, sind stehen geblieben, haben sich die Geschichte angesehen. Von meinem Fenster habe ich Alles sehen können. Das ist ein Mensch, habe ich mir gesagt, der nimmt die Kinder ernst; denn daß Sie nicht aus bloßer Neugier stehen geblieben sind, habe ich an Ihrem Gesichte bemerkt. Das muß ein Mensch sein, habe ich mir gesagt, der innerlich Zeit hat; denn wer Kindern zusehen will, muß Zeit haben. Darum kann es kein Streber sein, denn ein Streber hat nie Zeit. Das muß ein innerlich feiner Mensch sein, habe ich mir gesagt,

denn wer Kinder ernst nehmen will, muß innerlich fein sein. Und das eben ist das Unglück" —, er brach plötzlich wieder in seinen Donnerlaut aus — „daß es so gräßlich wenig innerlich feine Menschen gibt! Wenn man so alt geworden ist wie ich, — es ist gräßlich, wenn man zurückdenkt und sieht, wie wenig innerlich feine Menschen Einem begegnet sind auf der Welt! Alles so gar nicht da für den Nebenmenschen! Alles nur immer vor sich hinstierend auf den eigenen Weg! So roh, so ordinär, so knotig! Ja, Knoten —, das sind sie, die Menschen, alle, wie sie gebacken sind, Beamtenknoten, Geldknoten, Berufsknoten! Und am knotigsten, wenn sie sich Lackstiefel anziehen, einen Rock darüber hängen und womöglich ein paar Orden dran stecken und sich einbilden, jetzt wären sie fein. O Du Herrgott im Himmel, was für eiserne Seelen, was für erbarmungslose Gemüther laufen unter den schwarzen Fräcken und hinter den weißen Hemdenbrüsten umher! Weil sie eine Hornhaut über ihrem Inneren haben, die immer dicker wird, je weiter sie hineinkommen in das Leben! In dieses Leben, das gar kein eigentliches Leben mehr ist, sondern so eine Art von Wettlauf zwischen zwei Reihen von Schutzmännern, die Acht geben, daß Keiner dem Andern das Portemonnaie aus der Tasche holt und den Anderen todtschlägt. Und unterdessen wird das da drinnen, was man die Seele nennt, die Menschenseele, was etwas so Schönes ist, wenn es aus Gottes Händen zur Erde herunter kommt, etwas so Zartes, Empfängliches und Empfindliches —, das wird nur immer härter und holziger, bis daß es zur Borke wird, zur fühllosen Borke! Da gibt's keine Augen mehr für das blasse Gesicht, das neben uns hergeht, keine Ohren mehr, wenn etwas neben uns seufzt; da wird zugegriffen, und wenn man dabei einem Anderen ins Herz greift, — seine Schuld, warum ist er mir in den Griff gekommen. Da wird drauf los gegangen, und wenn man dabei einen Andern unter die Füße tritt, — seine Schuld, warum ist er mir in den Weg gekommen. Und wenn das zufällig ein Kind war, — ja, Du mein Gott — es ist ja so etwas Kleines; wer hat denn Zeit, auf so ein Pflänzchen zu achten. Und wenn es wirklich einen Tritt abbekommen hat, — na, mein Gott — wird ja nicht dran sterben, ist ja noch so jung, das wächst sich ja Alles wieder aus."

Er war stehen geblieben.

„Und das eben ist der Irrthum! Das ist nicht wahr! Es wächst sich nicht wieder aus. Es gibt Seelen, die können Fußtritte nicht vertragen. Wenn die einmal wund geworden sind, bleiben sie wund, ihr Lebenlang; ihr Lebenlang."

Er war an den Tisch getreten, an dem ich saß. Er stützte die Hände auf; das Licht der Lampe spiegelte sich in seinen Augen. Seine Augen gingen über mich hinweg; seine Brust arbeitete, als wühlte darinnen ein Entschluß. Wie ein Gefäß sah er aus, wie ein übervolles, aus dem der Inhalt heraus will, und auf das man den Deckel niederdrückt, weil nichts heraus soll. Ich gab keinen Laut von mir. Verstohlen, von der Seite blickte ich ihn an. Mir ahnte es, daß, wenn ich ein Wort spräche, ich die Seele, die da vor mir kämpfte und rang, stören würde, zurückschrecken und wieder stumm machen würde, diese

merkwürdige Seele, die hinter Borsten und Stacheln der Außenseite versteckt lag wie ein Geheimniß, weich, beinah hülflos wie ein Kind.

„Sie sind ein Mensch," fing er wieder an, „der innerlich Zeit hat. Mit solchen Menschen kann man sprechen. Solche Menschen können zuhören. Wollen Sie zuhören?"

Er hatte mich nicht angesehen, indem er sprach.

„Wenn Sie sprechen wollen," erwiderte ich, „gern; wirklich gern."

Wieder, wie er vorhin gethan hatte, nickte er dreimal mit dem grauen Haupte vor sich hin. Er sah mich auch jetzt nicht an. Vom Tische trat er zurück, in die dunkle Ecke des Gemaches, hinter mich. Ob er stand, ob er sich setzte, ich weiß es nicht. Ich fühlte, daß er nicht angesehen sein wollte; ich sah mich nicht um. Und aus der dunklen Ecke hinter mir, so wie ich es hier wiedergebe, mit allen Kreuz- und Quersprüngen und Sonderbarkeiten, kam nun das, was er mir an dem Abend erzählte, der alte Graumann.

(Schluß folgt.)

Erasmus als Satiriker.

Von

Ivo Bruns.

[Nachdruck untersagt.]

Erasmus' satirische Schriften werden auch jetzt noch zuweilen gelesen. Der Kunsthistoriker hat ein begreifliches Interesse daran, Werke kennen zu lernen, in denen der gelehrte Freund Holbein's und Dürer's in populärer Form das Leben, das ihn umgab, schilderte und kritisirte. Holbein hat eine dieser Schriften illustrirt, und die Vermuthung ist, freilich mit Unrecht, geäußert worden, daß auch Dürer zu zwei berühmten Stichen von ihr die Anregung empfangen habe.

Aber auch um ihrer selbst willen finden diese Bücher noch dann und wann ihre Leser. Da sie ein Jahrhundert hindurch eine Verbreitung hatten, wie heutzutage etwa die Romane Zola's oder der Gyp, stehen sie noch jetzt in mancher Privatbibliothek. Und wer einmal in einer müßigen Stunde nach ihnen greift, erlebt nicht jene Enttäuschung, die uns bedeutende Werke vergangener Zeiten ja leicht bereiten, indem sie als einzigen Eindruck die Verwunderung darüber zurücklassen, wie man diese Speise einst als schmackhaft empfinden konnte.

Erasmus' Satiren sind noch immer sehr kurzweilig zu lesen, und die Hiebe, die in ihnen geführt werden, sitzen noch jetzt. Sie spiegeln ein scharf gezeichnetes und charakteristisch beleuchtetes Culturbild von solcher Frische wider, daß man es wohl versteht, wie diese Schriften einst leidenschaftlich bewundert und gehaßt werden und die gebildete Welt in große Aufregung versetzen konnten.

Es kommt hinzu, daß der temperamentvolle Mann gerade in diese dichterischen Nebenarbeiten besonders viele Züge seines eigenen Wesens verwoben hat, denen mit Interesse nachzugehen man weder Historiker noch Theologe von Fach zu sein braucht.

I.

Die „Lobrede auf die Narrheit" und die „Vertraulichen Gespräche", von denen ich hier sprechen will, gleichen sich darin, daß man ihre Entstehung fast eine zufällige nennen muß. Die „Lobrede" hat Erasmus im Jahre 1509, als er von Italien nach England reiste, erdacht. Um sich die beschwerliche

Reise zu erheitern, suchte er nach einem Spielplatz, auf dem sich seine Phantasie ergehen könne, und er verfiel darauf, die Narrheit eine Rede halten zu lassen, in der sie sich der Weltherrschaft berühmte. Als ihn dann nach der Ankunft in England Steinschmerzen an ernster Arbeit hinderten, begann er jene Gedankenspiele niederzuschreiben. Freunde, die davon Kenntniß erhielten, bewogen ihn, das Werk zu vollenden und herauszugeben.

Auf den ersten Blick hat man den Eindruck einer reinen Gelehrtenarbeit. Erasmus, der überhaupt nur lateinisch schrieb, benutzt nicht nur die Sprache, sondern auch die Formen und Anschauungen der Alten. Auch das künstlerische Hauptmotiv seiner Satire hat er bei ihnen gelernt, denn schon sie liebten es, und zwar gerade in satirischen Dichtungen, um die Wirkung und Beschaffenheit eines Begriffes darzustellen, diesen zur Person zu machen, reden und handeln zu lassen. So declamiren bei Aristophanes der Reichthum und die neumodische Bildung, und, um aus einer überreichen Fülle von Beispielen nur noch eines zu wählen, bei Erasmus' Lieblingsschriftsteller Lucian wimmelt es von solchen blassen Wesen, wie der Philosophie, der Rhetorik, der Beredtsamkeit, die über ihre Schicksale und Leistungen Reden halten. Es ist also nicht originell, wenn Erasmus die Narrheit in Person auftreten und sich über ihren Nutzen für die Menschheit verbreiten läßt. Aber trotz des antiken Gewandes, mit dem Erasmus sich, wie es schon lange kein Lebender mehr vermöchte, zu drapiren versteht, merkt man seiner Dichtung doch bald an, daß ein echtes Kind des 15. Jahrhunderts aus ihr spricht. Man vergißt, was in ihr Imitation ist, und fühlt unmittelbar die klugen Augen des Erasmus auf sich gerichtet.

Die alten Stoiker hatten die strenge Behauptung aufgestellt, daß nur die in ihrem Sinne vollkommenen Weisen vernünftig, alle anderen Menschen mithin verrückt seien. Diese übertriebene Lehre hatten schon viele witzige Köpfe zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht, Niemand aber hat den stoischen Satz in so lustiger Weise zum Ausgangspunkt für eine universale Weltsatire genommen wie Erasmus. Er läßt die Narrheit von dem stoischen Paradoxon Besitz ergreifen und etwa so argumentiren: Nun gut, wenn alle Menschen verrückt sind, so gehört die Welt mir, und ich kann die paar Weisen aus meinem Reich hinaus jagen.

Erasmus schickt keine Einleitung voraus. Unangemeldet betritt die Narrheit ihr Podium. Man wird also weder über das Publicum, vor dem sie spricht, noch über die besondere Art von Thorheit unterrichtet, die wir in der Sprecherin zu erkennen haben.

Indes, über den letzten Punkt gibt sie bald selbst eine hinreichende Andeutung, wenn sie es vornehm ablehnt, sich „zu definiren". Definiren heißt begrenzen, und begrenzen — meint sie — lasse sich eine so allmächtige und allgegenwärtige Gottheit nicht. Natürlich, in der Dehnbarkeit ihres Begriffes liegt der Lebensnerv der Satire. Indem sie von sich spricht, redet sie bald von wirklicher Verrücktheit, bald von der zweiten Kindheit des Alters oder der Eselei der Jugend, bald von der süßen Thorheit, die dem Menschen über seine eigene Unzulänglichkeit und die Fehler seiner Freunde die Augen schließt, bald von der Selbstsucht, die dem Fürsten erlaubt, ein vergnügtes Leben zu führen,

der, wenn er je vernünftig wäre, unter der Last seiner Pflichten zusammenbrechen müßte u. s. w. Und was das Publicum betrifft, so genügt, daß bald jeder Leser merkt, daß er in der vordersten Reihe der ungezählten Schellenträger sitzt.

Der Vortrag der Dummheit ist eine glückliche Mischung von Schulrede und gefälliger Causerie. Das muntere Weibchen (so hat sie Holbein, ohne daß Erasmus widersprochen hätte, gezeichnet) verleugnet trotz ihrer scholastischen Bildung ihr Geschlecht nicht: sie liebt abzuschweifen und abzuspringen. Es ist aber hier nöthig, von diesen anmuthigen Unregelmäßigkeiten abzusehen und die Folge der Hauptgedanken herauszuschälen.

Mit dem Bekenntniß, daß ihr Ruf nicht der beste sei, beginnt sie, aber das bekümmert sie nicht, denn wie immer zeigen ihr die frohen Mienen der Zuhörer, daß ihre Gegenwart gleich der jungen Sonne, dem kommenden Frühling auf die Menschen wirke. Heute hat sie einen besonderen Zweck: sie will einmal den Sophisten spielen und im Stil der großen alten Rhetoren eine Lobrede halten, und zwar auf sich selbst. Die Dummheit braucht es nicht anzufechten, daß es für dumm gilt, sich selbst zu loben, aber sie kann doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die zur Zeit so beliebten bestellten Lobreden und -Gedichte auf vornehme Herren unendlich viel dümmer seien.

Zuerst spricht sie, wie billig, von ihrer Herkunft. Und da sie, in vielen Sätteln gerecht, plump und fein, lustig und ernst, ungelehrt und gelehrt reden kann (wo sind die Narren zahlreicher als unter den Gelehrten?), so versteht sie sich auch auf die Mythologie gut genug, um mit den gewöhnlichen Vorstellungen gründlich aufzuräumen. Sie entthront den Vater Zeus, um den Reichthum an seine Stelle zu setzen. Das ist der Gott, der die Welt regiert, und da er alle die großen Dummheiten in Scene setzt, aus denen die profane wie die Kirchengeschichte besteht, so ist sie, die Thorheit, seine echte Tochter. Trunkenheit und Selbstliebe, Schmeichelei und Faulheit haben Gevatter gestanden.

Die Thorheit hat den Mund sehr voll genommen. Spenderin alles Guten nannte sie sich gleich im Anfang, hier macht sie den Anspruch, ein Gott über allen Göttern zu sein. Es ist allmählich ein kräftiger Beweis für so kühne Behauptungen von Nöthen, und es folgt der kräftigsten einer: „Bedenkt doch, liebe Leute, daß das Menschengeschlecht längst ausgestorben sein würde, wäre nicht ich. Ist je ein Weiser in Augenblicken, wo er nur vernünftig war, Vater geworden? Hätte es Zeus zu Kindern gebracht, wenn er seinen Donnerkeil und sein Stirnrunzeln nie abgesetzt hätte? Das ganze Liebeswesen ist so mit Albernheit verwachsen, daß, wer sich nicht meinem Scepter beugt, ein Hagestolz bleibt sein Leben lang."

Nur ungern verläßt die Rednerin einen Gegenstand, bei dem von jeher die Satire so gerne verweilte; aber sie hat Größeres zu leisten und zu beweisen, daß aller Liebreiz, alle Lust, kurz Alles, was das Leben lebenswerth macht, ihr Werk ist.

„Der Mensch hat nur ein Alter, in dem er Allen gefällt und vollkommen reizend ist, das ist die Kindheit, weil sie ganz thöricht ist. Mit der Vernunft schwindet die Anmuth. In dem Maße, in dem der Mensch an Verstand ge-

winnt, wird er widerwärtiger. Das ist ein Naturgesetz, dem nur die Holländer und Brabanter nicht unterworfen sind. Sie werden mit jedem Jahre liebenswürdiger, weil ihr spärliches Quantum Vernunft nicht zu-, sondern abnimmt." Man versteht die freundliche Nebenbemerkung sofort, wenn man sich erinnert, daß Erasmus in Rotterdam geboren ist und sich in den Niederlanden lange aufgehalten hat. „Der Abschluß aber der menschlichen Entwicklung, fährt die Narrheit fort, ist das Alter, das überhaupt nicht zu ertragen wäre, wenn ich den Greisen nicht die Vernunft nähme und sie wieder kindisch machte."

Jetzt nimmt die Thorheit eine philosophische Miene an. „Als die Natur den Menschen bildete, sah sie wohl, daß mit der Vernunft bei diesem Wesen nicht viel zu machen sei. Sie gab ihm deshalb nur eine winzige Portion davon, nicht mehr, als sich zur Noth in dem engen Raum des Schädels unterbringen läßt. Dafür stattete sie das übrige Gehäuse mit einer Unsumme von Unvernunft aus, den thörichten Affecten, dem Zorn und den Begierden, denen es denn nur gar zu leicht wird, die arme Vernunft zu unterwerfen und nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen. Immerhin ist das Vorhandensein auch nur dieser halben Unze Verstand, die der Mann hat, schuld daran, daß dies (männliche) Geschlecht so trist und unangenehm ausgefallen ist. Daher geschah es auf meinen freundlichen Rath, daß ihm das Weib beigegeben wurde, ein Geschöpf, das vollkommen thöricht, aber angenehm ist. Und zwar liegt die erstere Eigenschaft so sehr in ihrem Wesen, daß eine Frau, die weise zu werden bestrebt ist, dadurch stets nur erreicht, daß sie doppelt thöricht wird. Meine liebenswürdigen Schwestern brauchen mir wegen dieser Gabe, die ich ihnen verliehen, nicht zu zürnen: auf dieser Eigenschaft beruht es, daß sie in Wahrheit das stärkere Geschlecht sind."

„Man wirft mir ein: Es gibt aber auch Menschen, die ohne die Frauen fertig werden, die sich mit einer herzlichen Freundschaft begnügen. Gewiß, die Freundschaft ist eine wichtige Sache, wichtiger, wie Cicero sagt, als die Elemente. Wie aber, wenn ich Euch beweise, daß auch sie mein Werk ist? Ich bedarf dazu gar keiner Spitzfindigkeiten. Wer mit Adleraugen das Herz seines Freundes durchschaut, der wird ihn nicht lange behalten; dauernde Freundschaft beruht auf der Fähigkeit, für die Fehler des Anderen blind zu sein, ja Vorzüge in ihnen zu erblicken. Ein Bund, bei dem nicht beide Theile mit einer starken Dosis blödsichtiger Gutmüthigkeit begabt sind, wird rasch an einer der vielen Klippen, die der Freundschaft drohen, scheitern."

„Und damit bin ich schon wieder bei unseren lieben Frauen. Ist es denn mit der Ehe anders? Würde je ein Mann heirathen, wenn er vorher mit kluger Ueberlegung das Leben seiner Zukünftigen durchforscht hätte? Würde eine Ehe Stand halten, wenn ich nicht die Augen der Eheleute mit meiner Salbe bestriche, daß sie in thörichter Läßlichkeit blind werden für Alles, was der Eine hinter dem Rücken des Anderen treibt? Und so weiter durch alle Verhältnisse hindurch: welches Volk ertrüge seinen Fürsten, welcher Diener seinen Herrn, welcher Hausgenosse den Hausgenossen ohne mein Dazuthun? Ich bin der Kitt, der jede Lebensgemeinschaft, der die menschliche Gesellschaft zusammenhält."

„Aber Ihr sollt noch Größeres von mir hören." Sie wird ernster, als bisher: „Die Natur, meint sie, stattete den Menschen so kärglich aus, daß Jeder, der sich ohne Illusionen betrachtet, in Melancholie verfallen muß. In einer solchen Stimmung aber brächte kein Mensch etwas zu Stande. Ein Arzt, ein Maler, ein Redner, der an sich verzweifelt, leistet auch nichts. Da tritt meine getreue Dienerin, die Selbstliebe, helfend ein und macht, daß der Mensch sich gefällt. Gewiß gibt es nichts Dümmeres, als daß das kümmerliche Wesen, der Mensch, sich gefällt. Und doch liegt in dieser Dummheit die Wurzel von Allem, was die Menschen zu Wege bringen."

„Aber nicht nur alle Kunst und aller Gewerbefleiß, auch die großen Thaten, die im Kriege geschehen, beruhen auf ihr. Der Krieg ist ja überhaupt eine große Thorheit. Ein Wenig militärischen Verstandes mag ja bei der Oberleitung nöthig sein —, den Ausschlag aber gibt allemal die sinnlose große Masse, die, wenn sie auch nur etwas Vernunft hätte, nicht ihre Haut für nichts und wieder nichts zu Markte trüge. Im Staatsleben ist es nicht anders; hier haben die Weisen noch stets Fiasco gemacht. Mit Fabeln und Lügen will das Volk regiert werden. Wie kann eine Vereinigung von Geschöpfen, die nur aus Thorheit bestehen, anders als mit Thorheit regiert werden?"

Und nun ist der Schritt nicht weit, zu sagen, daß die wahre Klugheit nichts Anderes sei, als Thorheit. Unsere Rednerin bedient sich dazu eines Bildes, das schon die alte Satire gern gebrauchte: „Da die Menschen in Wirklichkeit das Gegentheil dessen sind, was sie vorstellen (der König ist eigentlich ein Sklave — seiner Lüste, der Reiche arm — in Folge seiner unersättlichen Habgier u. s. w.), ist das Leben in Wahrheit ein Bühnenspiel. Jeder hat seine Maske vor dem Gesicht und will danach behandelt werden. Wehe dem, der, der absoluten Vernunft folgend, diese Masken nicht respectirt; ihn werden die ergrimmten Schauspieler bald zu Boden schlagen. Der kluge Mann dagegen spielt das Spiel mit, ist Thor mit den Thoren."

Und nun ein letzter Trumpf! „Wer wirklich alle meine Reize und Täuschungen verschmäht, dem bleibt nichts übrig, als sich aus Ekel über die Nichtigkeit dieser Existenz aufzuhängen. Deshalb bin ich im eigentlichsten Sinne die Erhalterin des Menschengeschlechtes."

Nach dieser siegreichen Darlegung gilt es, die gewonnene Position gegen Einwürfe zu sichern. Daß sich ihre Schützlinge lächerlich benehmen, gibt sie gern zu. Gegen den Vorwurf, daß die Narrheit eine Schande, argumentirt sie mit Falstaff, daß Schande ein übles Ding doch nur für Den sei, der sie fühle. Widersinnig aber sei es, wenn die Menschen den Zustand der Thorheit, in dem sie sich befinden, als etwas Beklagenswerthes ansehen wollten. „Thor sein heißt Mensch sein, thöricht handeln naturgemäß handeln. Ueber natürliche Zustände ereifert man sich nicht; gerade so gut könnte man es bejammern, ‚daß die Ochsen keine Gymnastik treiben'."

Mehr Schwierigkeit macht ihr die Behauptung, die Menschen seien von Natur darauf angelegt, sich durch die Wissenschaften aus den Banden der Thorheit zu befreien; hiergegen führt sie ein sehr kunstreiches Argument zu Felde. In der älteren christlichen Literatur findet sich die Vorstellung, daß

gewisse Wissenschaften, wie die Astrologie, ja auch die Philosophie, die Schöpfung böser Dämonen seien. Diese Anschauung verbindet sie mit der Lieblingslehre der Scholastik von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen vor dem Sündenfall, als er zur Erkenntniß der Wahrheit noch keine Wissenschaft von Nöthen hatte, und gelangt so zu folgendem luftigem Gegenbeweise: „Natur und Wissenschaft sind Gegensätze. Die Natur wollte den Menschen so haben, wie er im goldenen Zeitalter lebte, d. h. glücklich und zufrieden, ohne Wissenschaft. Die Wissenschaften haben den Menschen erst später befallen, wie eine Pest. Böse Dämonen haben sie eingeführt. Die Chaldäer und die nichtsnutzigen Griechen haben das Ihrige dazu gethan[1]). Den Fluch, den die Wissenschaften in die Welt gebracht haben, tragen noch immer ihre Vertreter. Man sehe nur, wie die Theologen und Philosophen hungern. Den Juristen und Medicinern geht es freilich besser; das kommt daher, daß sie ganz in meine Dienste getreten sind."

Ein weiterer Einwurf aber hebt ihr Piedestal noch höher: „Man sagt mir, daß der Wahnsinn, den ich vertrete, doch eine gräßliche Krankheit sei." Dagegen reflectirt sie etwa folgendermaßen: „Es gibt verschiedene Arten des Wahnsinns. Mit dem, der aus dem Tartarus kommt und die Menschen quält, habe ich nichts zu thun. Ich verursache nur den gefälligen Wahnsinn, der dem Menschen freundliche Bilder vorspiegelt. Ueber diese Krankheitsform urtheilen die Menschen nicht richtig. Wer sich über ein miserables Poem wie über ein gutes freut, wer seine liederliche Frau wie eine Penelope verehrt, gilt für gesund, wer aber einen Kürbiß für eine Venus, das Eselsgeschrei für eine Symphonie hält, für krank. Sollte der Unterschied nicht bloß darin liegen, daß es zufällig von der letzteren Sorte nicht so viele Patienten gibt? Es ist im Grunde eine Krankheit, und da sie in einer Verfälschung des Urtheils zum Vortheil des Kranken besteht, wolle man sich klar machen, daß wieder meine liebe Dienerin, die Selbstsucht, die Schöpferin dieses angenehmen Leidens ist. Welche Summe von Glück würde aus der Welt verschwinden, wenn ich das nicht angeordnet hätte! Denn die Zahl dieser Verrückten ist Legion." Gruppenweise läßt der Poet sie an uns vorbei defiliren: Von den Tollen an, deren kranker Geist sich einbildet, bei der Jagd, dem Bauen oder dem Würfelspiele unvergleichliche Freuden zu empfinden, zu den Ahnenstolzen, den Heiligenverehrern bis zu den ungezählten Scharen Derjenigen, die da glauben, große Gelehrte, Künstler, Redner u. s. w. zu sein. „Alle diese Kranken gleichen sich darin, daß sie unglücklich werden würden, wenn man ihnen ihre irren Vorstellungen nähme. So haben auch ganze Völker ihre beglückenden Wahnvorstellungen. Meinen doch die Franzosen, die feinste Bildung zu besitzen, die Deutschen, die längsten Leiber zu haben und sich vorzüglich auf Magie zu verstehen u. s. f."

---

[1]) Wenn Dürer in seinem berühmten Stich „Die Melancholie" eine derartige Auffassung der Wissenschaft ernsthaft zum Ausdruck bringen wollte, so müßte er ein starker Pedant gewesen sein, wenn ihn hierzu die Erasmische Parodie auf jene Lehre angeregt hätte. Springer würde diese Ansicht (A. Dürer, S. 100) nicht vorgetragen haben, wenn er die Tendenz der Satire des Erasmus nicht so durchaus verkannt hätte, wie es seine kurze Inhaltsangabe an jener Stelle verräth. Von seiner gleichartigen Erklärung des „Hieronymus im Gehäuse" gilt natürlich dasselbe.

„Aber meine Segnung wäre unvollkommen, wenn die Selbstliebe nicht eine Helfershelferin hätte. Es genügt nicht, daß sich der Mensch nur selbst belügt. Er muß für die Vorstellung, die er von sich hat, auch bei Anderen Entgegenkommen finden. Da tritt die mir nahverwandte Göttin Schmeichelei helfend ein, ein Name, dem mit großem Unrecht ein übler Klang anhaftet. Denn ohne die Aussicht, anerkannt und gelobt zu werden, würde alle menschliche Thätigkeit erstarren." Mit anderen Worten: Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sind die Triebfedern der Welt, einer Welt, in der nicht die Wahrheit gilt, sondern der Schein. Und wie lieb und gut und erfreulich das ist, dafür fließen ihr von Neuem die Beispiele, zum Theil von unheimlicher Ueberzeugungskraft, zu.

Von nun an kann sie in einer meisterlichen Schlußbetrachtung sich an dem Gefühl ihrer Größe sonnen: „Vergleicht die Gaben der anderen Götter mit meinen Wohlthaten. Sie sind gering und unsicher; sie kommen immer nur einigen Auserwählten zu Gute. Von mir nur geht ein unerschöpflicher Strom des Guten für Jedermann aus, und dabei verlange ich keine Gelübde, Opfer und Ceremonien. Die gelehrtesten Theologen haben behauptet, man könne die Gottheit nicht besser verehren, als wenn man ihr Wesen in seinem Denken und Leben ausprägen. Wenige Christen bringen das bekanntlich fertig. Ich dagegen kann mich über meine Verehrer nicht beklagen. Die ganze Menschheit ist ein Abbild meines Wesens, jeder Einzelne eine mir errichtete Statue, die Welt mein Tempel. Also brauche ich keinen Gott zu beneiden; mir wird mehr Ehre zu Theil als irgend einem von ihnen."

* * *

Sehr Vieles konnte in dieser Uebersicht nicht gewürdigt werden, so der beständige Wechsel von Angriff und Abwehr im Kleinen, das Feuerwerk malitiöser Anspielungen und der eigenthümliche Reiz einer zwischen Pathos und neckischer Bosheit, zwischen Dummdreistigkeit und Treuherzigkeit spielenden Vortragsweise. Das Frostige und Lebloſe, das solchen Personificationen immer anhaftet, ist hierdurch gemildert. Man glaubt zuweilen wirklich ein redseliges Frauenzimmer vor sich zu haben, die, naiv und altklug, albern und wohlweise, eitel und mit einer leichten Hinneigung zur Zote, ihre Erfahrungen auskramt. Mit großem Geschick ist die Theorie hinter den drolligen Beispielen möglichst versteckt, und wenn ein Beweis eine zu ernsthafte Wendung genommen hat, sorgt bald eine possirliche Albernheit dafür, den Eindruck zu verwischen.

Hätte Erasmus seine Satire hier beschlossen, so würden ihm die starken Anfeindungen, die er ihretwegen von der Kirche zu leiden hatte, vermuthlich erspart geblieben sein. Aber wie es ihm überhaupt schwer wurde, einen malitiösen Gedanken ungesagt zu lassen, so reizte es ihn auch hier, die gute Situation auszubeuten und die Universalsatire zu specialisiren. Indem die Narrheit jetzt, um die Wahrheit ihrer Sätze noch stärker zu beweisen, die einzelnen Stände durchhechelt, gewinnt Erasmus den Boden für jene berühmte Invective auf die Corruption der katholischen Geistlichkeit in allen ihren Schichten, die an Giftigkeit ihres Gleichen sucht und ihren Verfasser jedenfalls vor dem Vorwurf der Feigheit bewahren sollte.

Und noch einmal setzt die Rednerin von Neuem ein, um nicht nur aus der profanen Literatur, sondern vor Allem aus der Bibel wohlgemuth den Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen zu führen. Die gelehrte Spielerei, in der sich der große Exeget hier gefällt, ist wohl als eine Parodie auf die unhistorische Texterklärung der Scholastik aufzufassen; indeß bildet sie trotz vieler sehr gelungenen Scherze doch den für uns am wenigsten schmackhaften Theil des Werkes.

Doch zurück von diesen beiden Fortsetzungen zu dem Kern der Satire, zu dem Haupttheil, den ich soeben in den wesentlichsten Zügen entwickelt habe. Die Kirche, sagte ich, würde ihn schwerlich angefochten haben. Das hindert nicht, daß er auf uns trotzdem einen auffallend unchristlichen Eindruck machen muß. Denn entkleidet man seine Hauptgedanken des poetischen Schmuckes, so bleibt die folgende Theorie zurück: Der Mensch ist eine lediglich auf den Genuß angelegte Bestie und würde, da ihm dieser durch die Natur nicht in genügender Weise zur Verfügung gestellt wird, ohne die Fähigkeit zum Selbstbetrug in sich zusammenbrechen. Selbstsucht und Selbsttäuschung sind also nicht nur die Grundlagen unserer ursprünglichen Existenz, sondern auch aller und jeder höheren Entwicklung. Die Gesellschaft wurzelt in der stillschweigenden Uebereinkunft ihrer Mitglieder, sich die Leben erhaltende Lüge gegenseitig zu garantiren. Alle Erscheinungen des Lebens, die den Eindruck des Idealistischen erwecken, beruhen auf bewußter oder unbewußter Täuschung. Man ereifere sich nicht darüber, denn es handelt sich um natürliche Vorgänge. Wer wird darüber in Aufregung gerathen, daß, wie es die Narrheit so drastisch ausdrückt, die Ochsen nicht Gymnastik treiben!

Wir erstaunen, bei dem großen Gottesgelehrten auf einen so krassen Pessimismus zu stoßen. Denn man wende nicht ein, daß Erasmus ja in der Vorrede sage, man solle diese Schrift als ein harmloses Spiel auffassen. Die Einkleidung ist Spiel; in den Gedanken birgt sich ein Ernst, der von jedem Spiel weit entfernt ist. Oder will man etwa sagen: natürlich war sich Erasmus bewußt, daß die Religion die Mittel bietet, die natürliche Selbstsucht zu unterdrücken und die egoistische Gesellschaft zur idealen zu läutern; er scheute sich nur, so heilige Dinge in seine Posse hineinzuziehen? Nein, diese Scheu lag ihm sehr fern; denn er hat sich zuletzt sogar erlaubt, die echte Christengläubigkeit, die wahre Gottseligkeit der Frommen mit den Sinnestäuschungen und Hallucinationen der körperlich Kranken in Parallele zu setzen und somit auch dies ganze Empfindungsgebiet der Narrheit unterzuordnen, derselben Kraft, die den Blödsinnigen glücklich und den schlechten Fürsten pflichtvergessen macht.

Es bleibt also dabei, daß die Lobrede den Pessimismus, den sie vorträgt, bis zum Schluß vertritt und nirgends andeutet, daß diese Anschauungen durch religiöse Gesichtspunkte modificirt werden müßten. Das wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß es in der Satire an einer der Thorheit entgegengesetzten Kraft nicht fehlt. Die Idee der Narrheit braucht, um wirken zu können, einen anders gearteten Hintergrund, eine Sphäre, in der sie nicht herrscht. Diese Rolle spielt aber nicht der Fromme, sondern das unglückliche Geschöpf, der Weise, der, vor der Zeit alt, zu trauriger Einsamkeit verbannt,

durch ein Leben schleicht, das er consequenter Weise durch Selbstmord enden muß, wenn er nicht vorzieht, es mit Demokrit zu verspotten.

Aus dieser Erwägung geht hervor, daß die Lobrede doch die Bedeutung eines durch das Kleid der Dichtung verschleierten Bekenntnisses hat und Unterströmungen in dem Gedankenleben des großen Theologen verräth, die in Wirklichkeit nicht so unverständlich sind, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Bedenkt man, daß Erasmus die Mißstände der Kirche und die qualvolle Unnatur einer geistlichen Erziehung nicht aus der Ferne, sondern in einer kummervollen Jugend am eigenen Leibe kennen gelernt und daß er für die Gedankenwelt des Alterthums eine ebenso glühende Begeisterung empfand, wie ihn die herrschende kirchliche Wissenschaft anwiderte, so sind für einen zersetzenden Verstand wie dem seinen schon die Vorbedingungen angedeutet, die jedenfalls zu vorübergehenden Erschütterungen des christlichen Bewußtseins führen können. Es kam hinzu, daß Erasmus zwar die Uebelstände des kirchlichen Lebens auf das Tiefste empfand, aber viel zu illusionslos und kühl dachte, um an die Möglichkeit einer ernstlichen Reformation zu glauben. Dazu war er zwar früh berühmt geworden, aber er ist immer ein unbefriedigter Mann geblieben, ein Mann ohne Heimath und Muttersprache, der sich nach Ruhe sehnte und immer in Händeln steckte, der trotz eines starken Liebesbedürfnisses ehelos bleiben mußte. Es ist nicht unverständlich, wenn dieser nervöse, durch und durch kränkliche Mann zuweilen Stimmungen unterlag, in denen ihm Alles eitel und sein Lebenswerk wie eine leere Farce erschien. Gewiß hat er solche skeptischen Anwandlungen niemals dogmatische Form ergreifen lassen, aber es gibt auch eine im Blute liegende Skepsis, die, für gewöhnlich zurückgedrängt und nie anerkannt, in Zeiten der Abspannung oder Verzweiflung hervordringt, um für Momente Alles ins Unsichere zu stellen, das Werthvolle werthlos, das Heilige nichtig erscheinen zu lassen.

Solche Stimmungen sprach man im Zeitalter der Reformation nicht aus. Erasmus ist auch darin ein moderner Mensch, daß er sich in jenen Reisetagen von ihnen befreite, indem er sie zu einem poetischen Spiel verarbeitete.

II.

Obwohl das „Lob der Narrheit“ einen Erfolg hatte, der sich nur etwa dem der „Neuen Héloïse“ oder der „Leiden des jungen Werther“ vergleichen läßt, beruht es wieder auf einem reinen Zufall, daß sich Erasmus noch einmal auf dem Gebiet der Satire versuchte. Die Literaturgeschichte dürfte kaum ein zweites Werk nachweisen können, das zu einem europäischen Ruf aus so unscheinbaren Anfängen herangewachsen ist, wie die „Gespräche“.

Erasmus hatte früher für Unterrichtszwecke lateinische Phrasensammlungen angelegt, ganz in der Art der modernen Anleitungen zur französischen und englischen Conversation, wie sie Anfänger zu gebrauchen pflegen. Sie waren wider seinen Willen und schlecht edirt worden. Nun nahm er die Ausgabe selbst in die Hand. Aber bei dem Verbessern und Erweitern wurde er des trockenen Tones bald satt. Zunächst schlichen sich in die Phrasensammlung kleine aphoristische Dialoge humoristischen Charakters ein. Bald aber trat der

ursprüngliche Zweck ganz in den Hintergrund, und im Jahre 1524 war jene Sammlung satirischer Unterhaltungen daraus geworden, welche den Eindruck der Lobrede noch überbieten sollte.

Die Gespräche fallen also in eine Zeit, da Erasmus eine geradezu erstaunliche gelehrte Production entwickelte, in die Jahre zugleich, in denen er mehr und mehr in den Mittelpunkt der kirchenpolitischen Kämpfe gerückt wurde. Wir dürfen sie mithin nur als den Ertrag seiner Mußestunden ansehen. Um so mehr wird man die Meisterschaft bewundern müssen, mit der hier die schwerste Form der Gedankendarstellung, der Dialog, in den verschiedensten Spielarten von der geselligen Plauderei bis zur wissenschaftlichen Debatte, gehandhabt ist. Erasmus verschmähte dabei jedes unterstützende Beiwerk. Ohne scenische Vorbemerkung, ohne vorausgeschickte Charakteristik treten die Personen unter frei erfundenen Namen auf. Erst indem sie sprechen, enthüllt sich die Situation und zeichnen sich die Eigenarten der Unterredner ab.

Obwohl Erasmus sie nicht so bezeichnet hat, dürfen wir die Gespräche doch Satiren nennen, denn er spricht von ihnen in denselben Ausdrücken, wie sie die antike Satire von sich zu gebrauchen pflegte: Er wolle „lachend die Wahrheit sagen" und „in einem Spiegel auffangen, was man im Leben fliehen müsse, und womit man es glücklich gestalten könne". Also eine Didaktik, die sich hinter der lächelnden Wiedergabe des Lebens, wie es ist, versteckt.

Und wir staunen, wie der stille Gelehrte dieses Leben gekannt hat. Alle Stände und Kreise der Gesellschaft haben ihm beigesteuert. Nicht selten tritt der satirische Zweck hinter der reinen Freude an der dichterischen Reproduction der Wirklichkeit ganz zurück. Nie sind es absonderliche Menschen, die er erfindet, niemals unerhörte Situationen und Begebenheiten. Da wirbt ein Jüngling um ein Mädchen, er stürmisch verliebt, sie schnippisch, abweisend. Es entwickelt sich ein Redekampf erotischer Sophistik, der an manche Scenen Shakespearischer Lustspiele erinnert. Endlich kommt auch bei ihr das tiefe Gefühl zum Durchbruch. Ein andermal sucht ein Liebender seine Schöne von dem verhängnißvollen Entschluß, den Schleier zu nehmen, abzubringen. Sie ganz in den Banden spiritualistischer Schwärmerei befangen, er ängstlich besorgt, aber mit großer Zartheit seine persönlichen Wünsche zurückdrängend. Man sieht den Garten, in dem die Jugend nach einem Gastmahl lustwandelt. Die Familienverhältnisse des Mädchens werden offenbar: die fromme Tochter, die sich bei den weltlich gesinnten Eltern nicht wohl fühlt, die Machinationen der Geistlichkeit, deren niedrige Motive der junge Mann vergeblich aufdeckt. So steckt eine kleine Novelle zwischen den Zeilen, der auch der Abschluß nicht fehlt. In einem weiteren Gespräch erscheint das junge Mädchen durch trübe Erfahrungen, die sie während ihres Noviziates gemacht hat, von dem verkehrten Wunsche geheilt. Dann wieder belauschen wir das tête-à-tête zweier jungen Frauen, beide anmuthig und von guten Anlagen. Die Eine aber ist bei einem cholerischen Temperament auf dem besten Wege, sich und dem Manne das Leben zur Hölle zu machen. Die Andere, eine schmiegsamere Natur, redet ihr aus der Fülle ihrer jungen Erfahrungen zum Guten. Auch in ein Wochenzimmer werden wir geführt, wo sich die junge Mutter mit einem wohlwollenden

Freunde über Erziehungsfragen unterhält. Pädagogische Probleme sind überhaupt ein beliebtes Thema. Indem jüngere Leute sich von älteren belehren lassen, werden bald allgemeine Erziehungsfragen, bald die verschiedensten Berufsarten erwogen und kritisirt.

Auch recht zweifelhafte Erscheinungen treten auf: Jemand, der nach einer lasterhaften Jugend durch die Lectüre des Neuen Testaments bekehrt ist, unterhält sich mit einer liederlichen Freundin früherer Tage und sucht sie zu bessern. Ein Mensch tritt auf, der früher Bettler war, dann aber als Goldmacher es zu einem Vermögen gebracht hat, d. h. er spielte sich als Erfahrenen auf und beschwindelte die Narren, die an seine Kunst glaubten. Ihm ähnlich ist ein Agent für jede Art betrügerischer Geschäfte, der seine Gaunereien auf ein System gebracht hat. Wir lernen Kriegsleute kennen, die verzweifelt auf ein verbrecherisches Leben zurückblicken, neben alten Haudegen, die auf ihre späten Tage unter die Frommen gegangen sind.

Von der Kirche und ihren Dienern ist selbstverständlich auch hier sehr oft die Rede und in der Mehrzahl der Fälle in ungünstigem Sinne; unter den auftretenden Figuren sind dagegen Personen geistlichen Standes seltener. Ein Karthäusermönch von echter Frömmigkeit, mehrere Franciscaner, die ebenfalls in gutem Lichte erscheinen, daneben freilich ein Abt, der außer dem Becher und der Jagd für nichts Interesse hat. Er erscheint in dem Bücherzimmer einer sehr gebildeten Dame, deren gelehrte Studien, was man nach der Lobrede nicht erwarten würde, durchaus sympathisch behandelt werden.

Ich habe mich bisher fast ganz auf die Zwiegespräche beschränkt; ihnen steht eine Minderheit von Stücken zur Seite, in denen bei einer größeren Anzahl von Unterrednern sich auch die Scenerie reicher entfaltet. Wir begleiten einige Mönche bei ihren mühsamen Versuchen, ein Obdach für die Nacht zu erhalten. In der Nähe von Antwerpen treffen sich vier alte Herren unvermuthet wieder, die einst in Paris eine lustige Jugend zusammen verlebt haben. Während der Fahrt nach der Stadt erzählen sie sich ihre Lebensschicksale. Den Schluß bilden die Betrachtungen ihres jovialen Kutschers. Gern ist in dieser Gruppe das antike Motiv des Gastmahls variirt worden. Bald sind es religiöse Fragen, bald Reminiscenzen aus der Lectüre, welche die zur Mahlzeit vereinten Genossen debattiren; Dichter unterhalten sich mit poetischen Improvisationen; um die Wette werden lustige Geschichten erzählt.

Aber nicht nur als Dramatiker, auch als hervorragender Erzähler bewährt sich Erasmus in den Gesprächen, und wir bewundern den Takt, mit dem er die verschiedenen Darstellungsformen sich einander in die Hände arbeiten läßt. Indem aber die Unterredner sich Geschichten erzählen, Erlebnisse mittheilen und darüber verhandeln, erweitert sich der Kreis der dargestellten Menschentypen und Lebensanschauungen noch mehr.

Auch diese Erzählungen sind sehr mannigfaltig. Da sind Schwänke, die sich gute Freunde beim Becher in der einfachen Weise des italienischen Novellenstils erzählen. Sehr viel gepfefferter und von echt erasmischer Malice ist die Gespenstergeschichte, mit der ein aufgeklärter englischer Baron seinen abergläubischen Ortsgeistlichen zum Besten hat. Eine vergleichende Schilderung

des französischen und deutschen Gasthauslebens könnte der eleganteste Feuilletonist von heute nicht überbieten. Meisterhaft ist sodann die Schilderung, die ein Frommer von seinen Pilgerfahrten entwirft, bei welcher der Erzähler, ohne es zu merken, der Gefoppte ist: eine bittere Satire auf die Auswüchse des Heiligendienstes, voll der interessantesten Details. Und geradezu erschütternd in seiner Wirkung ist das Bild von dem Tode eines reich und auf seine alten Tage fromm gewordenen Soldaten. Man sieht die unglückliche Familie in den Klauen einer erbschleicherischen Geistlichkeit, deren einzelne Parteien sich, noch ehe der Sterbende den letzten Athemzug gethan hat, unter einander und mit den Aerzten um die Beute schlagen. Erasmus hat über diese Dinge seit der Lobrede nicht milder denken gelernt. In ihrer grausamen Objectivität wirken diese realistischen Culturbilder noch stärker, als die Invective der Lobrede.

Erasmus, in dem sich die charakteristischen Eigenthümlichkeiten verschiedener Nationen vereinigen, verräth in diesen Kunstwerken französischen Geist. Französisch ist die Fähigkeit, eine Situation mit wenigen Strichen zu zeichnen, immer ausreichend und genau zu erzählen, ohne je pedantisch zu werden, die wirksame Pointe trocken und scheinbar unbetheiligt vorzutragen. Französisch ist aber auch, wenn ich nicht irre, das Latein des Erasmus, das nirgends glänzender erscheint als eben in den Gesprächen. Latein war seine Muttersprache; die modernen Idiome beherrschte er nur unvollkommen. Er war weder Ciceronianer noch Quintilianer; seine Sprache ist seine eigenste Schöpfung, das treue Abbild seiner geistvollen Persönlichkeit.

Man könnte allein aus den Gesprächen den Beweis führen, daß Erasmus keine reformatorische Natur war. Sie verrathen eine so ruhige Beobachtung, wie sie einem Neuerer nicht eigen ist. Und vielleicht darf man sagen, daß der echte Satiriker niemals ein Umstürzler ist. Es würde ihm das für seine Pinselführung nöthige Behagen fehlen, wenn ihm seine Modelle nur Widerwillen einflößten. Auch wo Erasmus ganz bitter wird, klingt die Demokrit-Stimmung der Lobrede hindurch, wonach es am besten ist, dem gesammten Weltlauf mit gelassenem Spott zuzuschauen. Es ist durchaus begreiflich, daß Luther, bei aller Bewunderung vor Erasmus' Genie, diese Art der kirchlichen Polemik zuwider war.

Die Gespräche enthalten eine Reihe von Gestalten, auf denen das volle Wohlgefallen des Verfassers ruht. Männer von idealer Lebensführung, die ihr Dasein ausschließlich den Problemen der Wissenschaft und Religion widmen. Charakteristischer Weise fehlt Allen jeder Zug von Kampfesfreude, nirgends ein Eintreten für gefährdete Ideale: sie reflectiren alle eine durchweg beschauliche Gelehrtenexistenz.

Es ist nicht zufällig, wenn ein Mann wie Erasmus, der mitten im hitzigsten Kampf der wildbewegten Zeit stand, seine Phantasie in dieser Richtung spielen läßt. Erasmus erinnert in vieler Hinsicht an jene, ein halbes Jahrhundert älteren Humanisten, die, wie Valla und Poggio, ihren Witz an den Schäden der Kirche übten und doch jeder Zeit für ihre Rechte eingetreten wären. Dafür verlangte er, wie sie, freie Bahn für seinen Intellect und sein

wissenschaftliches Forschen. Auch die Gespräche bringen diese selbständige Geistesrichtung zum deutlichen Ausdruck, wofür als einziges Beispiel genügt, daß die Persönlichkeit in den Gesprächen, der Erasmus sein eigenstes Glaubensbekenntniß in einer sehr freien Besprechung des apostolischen Credo in den Mund legt, ein Excommunicirter ist, dem der begegnende Freund erst ängstlich aus dem Wege gehen möchte, ehe er gezwungen wird, sich von der Richtigkeit der Anschauungen des mit Unrecht Verrufenen zu überzeugen. Aber die Zeiten hatten sich geändert, und selbst einem gesuchten Advocaten der Kirche, wie Erasmus es war, wurde weder jener Spott noch diese Selbständigkeit des religiösen Denkens nachgesehen. Deshalb trat in sein Leben eine seinen Neigungen durchaus nicht entsprechende Unruhe. Sein Sinn stand nach einer, der Erkenntniß der antiken und christlichen Gedankenwelt gewidmeten, friedlichen Gelehrtenexistenz. Statt dessen war es ihm beschieden, nicht nur in der großen Spaltung der Kirche Partei nehmen und sich von seinen Geistesverwandten trennen zu müssen, sondern auch im eigenen Lager auf die heftigste Anfeindung zu stoßen. Auf dem Untergrund dieser Verhältnisse gewinnen jene mit so viel Liebe erfundenen Existenzen an Lebendigkeit. Es ist die eigene Stimmung des Schriftstellers, die aus ihnen herausklingt. Nirgends ist das mehr der Fall als in dem „religiösen Gastmahl", auf das ich zum Schluß den Blick werfen möchte. Hier versammelt der gesellige Besitzer eines Landhauses gleichgesinnte, gebildete und fromme Männer zum Mahle. Das Bild einer Villa der Renaissance steigt mit vielem Detail vor uns auf. Den Glanzpunkt der Anlage bildet ein innerer Garten, wo sich duftende Blumen in zierlichen Wasserbecken spiegeln. Auf drei Seiten umgeben ihn Villengänge, deren geschlossene Wände mit Gemälden aus allen Gebieten des Pflanzen- und Thierreichs gefüllt sind. Ueber diesen Hallen gewähren Loggien den Ausblick nach beiden Seiten, auch diese mit reichem Bilderschmuck versehen, der der biblischen Geschichte entnommen ist. Hierher gelangen die Gäste aus dem luftigen Speisesaal, dessen Fenster nach drei Richtungen hin ins Grüne führen. Auch hier eine Fülle von Gemälden, deren Stoffe zum Theil der profanen Geschichte angehören. Außerdem ist von einer Bibliothek die Rede, wo neben gemalten Landkarten Porträts hervorragender Schriftsteller die Wände schmücken. Eine Capelle, ein kleines, heizbares Studirzimmer und ein Balcon zum nachdenklichen Umherwandeln sind noch damit verbunden. Das Ganze aber trägt durchaus ländlichen Charakter. Man hört von einem fast offenen Vorgarten; hinter dem Hause aber dehnen sich Gemüsebeete, Obstculturen und grüne Wiesen aus.

So träumt kein Reformator, sondern ein Mann, der Ruhe haben möchte, ein Gelehrter, der sich aus der bedrückenden Enge des damaligen Stadtlebens ins Freie sehnt, nach Luft und Licht, dessen Schönheitssinn sich eine wohlthuendere Umgebung wünscht, als sie ihm seine bescheidenen Mittel gestatten.

Und nun kommt bei diesem Phantasielandsitz auch ein Gartenstück zur Sprache, in dem Medicinalkräuter gezogen werden. Ueberhaupt spielt der gesundheitliche Gesichtspunkt die größte Rolle. Bei der Anlage der Fenster ist auf Nebel und schlechte Witterung Rücksicht genommen. Gegen die Sonne

sind Jalousien da. Das Quellwasser wird, nachdem es im Ziergarten künstlerischen Zwecken gedient hat, in den wirthschaftlichen Theilen des Hauses der Reinlichkeit nutzbar gemacht. Ja, es fehlt sogar nicht an einem ganz entfernt liegenden Pavillon, in dem im Nothfall Hausgenossen, die an einer ansteckenden Krankheit leiden, isolirt werden können.

Das ist erst recht der leibhafte Erasmus, der immer kranke Mann, der ängstlich die ihm zuträglichen Lebensbedingungen erwägen mußte, den die Gluthöfen und die schlechte Luft der deutschen Stuben marterten, der vor ansteckenden Krankheiten zitterte und (auch in den Gesprächen) über die Einsetzung einer Sanitätspolizei die eingehendsten Vorschläge machte.

Auch der Gegensatz weltlicher und geistlicher Neigungen, der ihn bewegt, kommt zum Ausdruck. Es ist ihm bei dem Ausmalen dieser glänzenden Umgebung nicht ganz wohl zu Muthe. Deshalb führt der Besitzer dieses idealen Gutes bei allem Wohlstand das bescheidenste und frugalste Leben. Sein Tisch ist einfach und kennt keine Geräthe von kostbaren Metallen. Die Säulen in den Colonnaden sehen zwar wie Marmor aus, bestehen aber aus einer billigen Masse, und vor Allem: sein Reichthum wird durch seine Wohlthätigkeit noch überboten. Für Andere sorgen ist der Hauptinhalt seines Lebens. Und Keiner, der das Haus betritt, bleibt im Zweifel, daß hier die Gottesfurcht herrscht. Schon im Vorgarten empfangen den Eintretenden eine Statue des Petrus und ein Christusbild mit Weihbecken. Unter den Gemälden herrschen religiöse Stoffe vor, und in der Bibliothek, bedeutungsvoller Weise, dominirt ein Gemälde der heiligen Dreieinigkeit.

Nimmt man hinzu, daß die Gespräche, zu denen der gelehrte Hausherr anregt, sich theils um die Erklärung religiöser Probleme und Textstellen drehen, theils die innigste Liebe zum classischen Alterthum verrathen, so dürfte kein Zweifel bleiben, daß Erasmus in diesem Eusebius (dies ist der Name des Hausherrn) ein Lebensbild gezeichnet hat, wie es ihm selbst als Ideal vorschwebte.

Die europäische Rivalität in Persien und die deutsche Bagdadbahn.

Von

H. Vambéry.

[Nachdruck untersagt.]

I.

„Allah sei gelobt" — schrieb mir unlängst einer meiner persischen Freunde — „daß die Luftschiffahrt noch im Stadium der Experimente sich befindet; denn unser Erdball wird sonst dem Wettkampfe der Abendländer bald zu eng, und sie würden gewiß andere Himmelskörper zum Tummelplatz ihrer Ländergier und Habsucht machen." Nun, so arg steht es denn doch noch nicht mit unserer Ambition; daß aber Asien sich gar bald für unsere Bestrebungen zu klein erweisen und früher oder später zu einem Zusammenstoße der um politische und wirthschaftliche Ziele ringenden Parteien führen wird, das darf kaum bezweifelt werden. Was wir bisher unter dem Begriff „Orientalische Frage" verstanden, das bezog sich zumeist auf die einzelnen Gebiete des ottomanischen Kaiserreiches; doch in dem Maße, als unser Einfluß daselbst bald zersetzend, bald umgestaltend gewirkt, haben die Folgen unserer Intervention auf weitere nach dem Osten und Süden sich hinziehende Kreise sich ausdehnen müssen, und die an die Türkei grenzenden orientalischen Länder nothgedrungen der Ingerenz des immer mächtiger aufstrebenden Abendlandes sich nicht entziehen können. An Persien kam die Reihe, nachdem die Grundlage der Existenz des osmanischen Reiches morsch geworden und die Türkei, die einst Europa in Schrecken gesetzt, ihr Heil in diplomatischen Unterhandlungen und in der Rivalität ihrer Gegner zu suchen genöthigt war. Die ersten Versuche europäischer Machtentfaltung in Persien sind allerdings eines viel älteren Datums; denn der große Albuquerque erschien mit einem kleinen portugiesischen Geschwader schon 1507 im persischen Meerbusen und hatte später sich auch der Insel Ormuz bemächtigt, die zu jener Zeit sich eines großen Rufes erfreute, denn Ludovico di Varthema sagt von ihr:

Si terrarum orbis, quaqua patet, annulus esset,
Illius Ormusium gemma decusque foret.

Der Erfolg der portugiesischen Waffen hatte den Ehrgeiz Sultan Soliman's des Großen wach gerufen. Zwei Flotten hatte er zur Vernichtung der Ungläubigen ausgeschickt, doch alle zwei wurden geschlagen, und sein Plan zur Eroberung Indiens mußte eben im persischen Meerbusen ins Wasser fallen. Auf Türken und Portugiesen folgten bald Holländer, und Engländer, die hier eine Zeitlang um die Superiorität rangen, bis endlich Letztere, nach Begründung ihrer Macht in Indien, zu alleinigen und tonangebenden Herren in den südlichen Gewässern des iranischen Landes wurden. Kraft ihrer Stellung im persischen Meerbusen hatten sie gar bald ihr Glück auch landeinwärts versucht. Einzelne Kaufleute drangen schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts weit ins Innere Persiens vor, und im Anfange des 17. Jahrhunderts begegnen wir am Hofe Abbas' des Großen dem Engländer Sir Thomas Sherley, der der Gunst des Perserkönigs sich dermaßen erfreute, daß der schiitische Monarch, dessen Regierung die Glanzperiode des modernen Persiens bildet, die Taufpathenstelle beim Sohne Sherley's übernahm. Der englische Einfluß hatte von nun an stetig zugenommen, er war sozusagen mit der allmählich vorwärts schreitenden Machtausdehnung in Indien engstens verbunden und erstreckte sich dem zu Folge zumeist auf das Ufergebiet des persischen Meerbusens, wo die Engländer der Reihe nach einzelne Handelsfactoreien errichteten und die Concurrenz mit Holländern und Franzosen aufnehmen mußten. Als nun nach dem Tode Abbas' des Großen Persien mit Riesenschritten dem Verfall entgegen eilte, und die afghanische Invasion von 1722 der Anarchie und Zerstörung Thür und Thor geöffnet, da war es den Engländern um so leichter, festen Fuß zu fassen, da ihre Herrschaft in Indien sich mittlerweile consolidirt hatte und das durch Parteikämpfe im Inneren zerklüftete Perserland jedes Widerstandes unfähig war. In Bender Abbas, Buschir (früher Gombrun genannt), Maskat und an einigen anderen Punkten unterhielten englische Kaufleute einen lebhaften Verkehr mit Indien, und der Kampf der vorwiegend arabischen Bevölkerung des Uferlandes mit den schiitischen Persern kam den Engländern sehr zu statten. Schon im Anfang des 19. Jahrhunderts schlossen sie einen regelrechten Vertrag mit Seïd Sultan bin Ahmed, dem Fürsten von Maskat; und dessen Nachfolger Seïd Said diente den Engländern als Verbündeter gegen die Piraten und Sklavenhändler an der arabischen Küste.

Unter solchen Umständen wird es leicht erklärlich, wenn man in London sowohl wie in Kalkutta der Stellung in Persien sowohl vom commerciellen als auch vom politischen Standpunkte schon früh ganz ungewöhnliche Wichtigkeit beigemessen hatte. Was den Handel anbelangt, so waren die Engländer schon im vergangenen Jahrhundert aus dem Wettkampfe mit den übrigen europäischen Rivalen siegreich hervorgegangen, und die Erzeugnisse ihrer Industrie hatten vom Süden her, theils von den Häfenstädten des persischen Meerbusens, theils von den Mündungen des Tigris, ganz Iran überschwemmt; ja noch mehr: selbst die von Rußland aus nach Persien gerichteten Handelsbeziehungen waren im 18. Jahrhundert noch in englischen Händen und von Engländern geleitet, wie dies das Beispiel Hanway's (1743—1748) und Anderer am besten zeigt. Aehnliches galt auch gewissermaßen von der in westlicher Richtung,

d. h. von Trebizond aus über Tebris, sich hinziehenden Handelslinie, und wer von dem früheren Umfang des englischen Handels in Persien sich einen Begriff machen will, dem genüge die Thatsache, daß man im Anfang des 19. Jahrhunderts in den persischen Bazaren hauptsächlich englische Waaren antraf. Seit der Beschleunigung der Communication durch die Dampfschiffahrt hatten auch andere europäische Nationen an dem persischen Handel sich betheiligt, so z. B. Franzosen, Belgier, Schweizer, Oesterreicher und Russen. Doch die Engländer behielten noch immer die Oberhand in der südlichen Hälfte des Landes, bis endlich nach der Eroberung und Pacificirung des Kaukasus, besonders aber nachdem das Kaspische Meer in Folge des Vertrages von Gulistan (1813) zum russischen „mare clausum" geworden, der russische Handel sich allmählich in der nördlichen Hälfte Persiens ausbreitete und als gefährlicher Nebenbuhler auf dem Felde erschien. Auf die politische Wichtigkeit Persiens hatte bereits der Napoleonische Plan einer Invasion Indiens via Persien, zu dessen Ausführung Kaiser Paul 1800 die Mitwirkung versprochen hatte, die Engländer aufmerksam gemacht. Das erfolgreiche Wirken der wiederholten Missionen Malcolm's, nicht minder aber auch die inzwischen eingetretenen politischen Constellationen in Europa hatten dieses phantastische Vorhaben des großen Corsen vereitelt. England, richtiger die ostindische Regierung, unterhielt von nun an mit kurzer Unterbrechung einen diplomatischen Verkehr mit dem Hofe in Teheran; es lieh dem König von Persien eine hülfreiche Hand zur Einführung einer modernen Verwaltung, namentlich zum Heranbilden eines regulären Heeres: englische Officiere waren es, von welchen der persische Soldat den ersten Unterricht in der europäischen Kriegskunst erhielt. Galt es doch vor Allem, gegen die vom Norden aus in gefahrdrohender Weise heranziehenden Wolken Schutz zu suchen; denn was die Russen an der Westküste des Kaspisees angestrebt, das hatten die bisherigen Feldzüge der Regierung von St. Petersburg klar genug bewiesen. Wäre es den Engländern möglich gewesen, den Persern nicht nur mit platonischem Liebeswerben, mit Rathschlägen oder „Instructeurs militaires", sondern auch mit Geld und Truppen beizustehen, so hätte man am Hofe zu Teheran gewiß nicht gezaudert, sich ihnen ohne jeden Vorbehalt und in vollem Vertrauen in die Arme zu werfen. Doch die Engländer hatten nur Worte, keine Thaten mitgebracht. Sie nährten den Haß und die Verachtung gegen den Gegner aus dem Norden; ja, sie reizten fortwährend zum Widerstand und zum Kriege; als aber die Perser sich überzeugen mußten, daß die Armeen der Zare ihnen ein Stück Land nach dem anderen wegnahmen, ihnen schwere Kriegscontributionen aufbürdeten, ohne daß der englische Freund auch nur eine Hand gerührt hätte, ja, das persische Nationalunglück ruhigen Gemüthes ansahen, da mußte selbstverständlich am Hofe von Teheran eine ganz verschiedene Politik Platz greifen. Ohne den Engländern offene Feindschaft zu zeigen, hatte man sich dem bisherigen russischen Gegner allmählich in freundschaftlicher Weise genähert. Anstatt der englischen Officiere nahm man russische in Dienst, man bildete Kosakenregimenter, und in den dem russischen Einflusse meist exponirten Provinzen des Landes trug man ostentativ russische Sympathien zur Schau.

Dieses Doppelspiel kennzeichnet die Politik Persiens im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts. Vor dem Russen hatte man jedenfalls mehr Respect als vor dem Engländer, den man für dermaßen harmlos hielt, daß man es nicht scheute, wegen Herat (1857) sich in einen Krieg einzulassen, bei welcher Gelegenheit übrigens die Rusteme der modernisirten persischen Armee von Sir J. Outram bei Choschab tüchtig aufs Haupt geschlagen wurden. Der damals noch vorzeitige russische Plan einer Annäherung an die Grenzen Indiens hatte dem Schah eine gute Tracht Prügel eingetragen und General Simonitch, der Gesandte des Zaren in Teheran, dem in seiner Ehre gekränkten Perserkönig von St. Petersburg aus nur Condolenzworte überbracht. Von langer Dauer konnte diese russische Passivität keinesfalls sein, denn russische Beharrlichkeit und Zähigkeit kennen kein Hinderniß; und als man in St. Petersburg die Ueberzeugung gewann, daß man das angestrebte Ziel vom Kaukasus aus nicht so leicht erreichen könne, wurde der Entschluß gefaßt, die Mühe und Kosten eines großen Umweges von Orenburg aus über die Kirgisensteppe und Turkistan nicht zu scheuen, um nach der Niederwerfung der drei Chanate sowohl vom Norden als auch vom Westen her gegen das als Schutzmauer Indiens bekannte Afghanistan vorzudringen. Die russische Herrschaft über Turkistan, inclusive der Turkomanensteppe, hatte den Norden Irans dem Einfluß auf die politischen und wirthschaftlichen Beziehungen wie mit einem Zauberschlage geöffnet. Vom Araxes bis zum Murgab verwandelte der Nordrand Persiens sich sozusagen in eine russische Domäne. Die Turkomanengefahr war geschwunden, und nach Eröffnung der transkaspischen Bahn, und namentlich nach Fertigstellung der Chaussee von Aschkabad ins Innere Chorassans begann ein reger Verkehr zwischen den südlichen Besitzungen des Zarenreiches und dem Perserlande. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß Rußland nunmehr selbst neue Straßen ins Innere Persiens anlegte, so z. B. zwischen Resscht und Kazwin resp. Teheran: eine 125 englische Meilen lange Strecke, zu deren Ausbau der bekannte Eisenbahnunternehmer Herr Poljakow die auf neunzig Jahre lautende Concession erhalten hatte. Diese wichtige, mit bedeutender Schwierigkeit erschlossene Verkehrsader — denn zwischen Rudbar und Mendschil mußten große Felsensprengungen vorgenommen werden — ist heute fertiggestellt, und sobald Enzeli für größere Schiffe zugänglich gemacht werden wird, was bei dem dortigen seichten Ufer noch nicht der Fall ist, wird diese Straße zum leichtesten und kürzesten Weg ins Innere Persiens werden. In neuerer Zeit ist auch von einer zwischen Tebris und Hamadan projectirten russischen Bahn die Rede, die mit Anschluß an die Batum—Baku-Linie vom Kaukasus nach der Westgrenze Persiens führen soll. Schließlich sei noch das in der Tagespresse stark ventilirte Bahnproject vom Norden nach dem persischen Meerbusen erwähnt; — ein Unternehmen, welches das officielle Rußland vor der Hand in Abrede stellt, dessen Vorarbeiten aber trotz alledem im Stillen betrieben werden. Die Sache ist auch ganz natürlich. Je mehr Rußland im Norden Persiens Fuß gefaßt, desto eifriger wird sein Ausblick nach dem Süden sich gestalten. Seine Emissäre, bisweilen im Gewande von schlichten Reisenden und Kaufleuten, sind heute keine unbekannten Gäste in Sistan, Kerman, Jezd und im südpersischen

Littorale, und vor nicht langer Zeit schrieb mir ein persischer Freund, er hätte bei einem Chan in Mekran aus einem silbernen Samowar Thee getrunken, den sein Wirth als Geschenk von hoher Seite erhalten haben soll. In der anglo-indischen Presse hat dieses Vordringen russischen Einflusses nach dem Süden, welches man bisher als ausschließliches Gebiet englischer Unternehmungen zu betrachten gewohnt war, böses Blut gemacht, und man witterte sogar schon die Gefahr eines zwischen Teheran und St. Petersburg abgeschlossenen geheimen Vertrags bezüglich der Cession des Hafens von Bender Abbas. Die Möglichkeit einer solchen Eventualität ist, wenn nicht für jetzt, doch für später keinesfalls ausgeschlossen; denn als England die sogenannte Karun-Concession erhielt, laut welcher ihm das Recht zugestanden wurde, von Schuschter, resp. von Ahwaz, nach Ispahan eine Straße zu bauen, hatte Rußland als Gegenstück sich das Recht, ins Innere Persiens Eisenbahnen zu bauen, erwirkt. Im Jahre 1900 wäre dieses russische Privilegium abgelaufen, doch wurde eine Verlängerung gewährt, und wie die Verhältnisse heute liegen, ist es kaum zu bezweifeln, daß man russischerseits auch bald zur Verwirklichung des Vorhabens schreiten wird. Vor einigen Wochen ist das russische Kanonenboot „Gilzak" im serbischen Meerbusen erschienen und, vom englischen Kreuzer „Pomona" Schritt auf Schritt verfolgt, hat es sich mit einem einstweiligen Umschauhalten begnügen müssen.

Diese Andeutungen genügen, um darzuthun, wie heftig der Kampf um politische und wirthschaftliche Ziele zwischen den beiden Hauptrivalen in Persien ist. Das Endresultat läßt sich freilich schwer voraussehen, doch wenn nicht die Anzeichen trügen, wird der Sieg eher in die Hände Rußlands als Englands fallen. Eine solche Annahme ist durch folgende Thatsachen begründet: Erstens sind die Russen in Folge ihrer geographischen Stellung und ethnischen Zusammensetzung, wie dies schon oft hervorgehoben wurde, mehr befähigt, mit Asiaten zu verkehren, denselben Furcht einzuflößen und Vortheile von ihnen zu erringen, als der stockeuropäische, in seiner insularen Abgeschlossenheit kalt und stramm gewordene Brite. Der Russe dagegen besitzt in seinem Temperament, in seiner Erziehung und Weltanschauung all' jene Eigenschaften, die zum erfolgreichen Wirken bei Orientalen pur sang unumgänglich nöthig sind; er kann, je nach den Umständen, bald den stolzen Europäer, bald den geschmeidigen, urwüchsigen Asiaten spielen, bald den mit seinem Machtgebote drohenden Gegner, bald wieder den friedfertigen, harmlosen und uneigennützigen Freund. Und die russische Regierung, die, wenn sie es für nöthig hält, scharf genug auftreten kann, versteht es doch andererseits auch, z. B. durch wohllautende Titulaturen, sich Eingang zu verschaffen. Nicht nur der Kaiser von China wird als Bogdo Chan („der Herrscher von himmlischer Natur", wie ihn die Mongolen nennen) angesprochen, auch die kleinen Fürsten von Kundschit und Haaza-Nagar sind in den von Petersburg oder Taschkend ihnen zugegangenen officiellen Schreiben mit „Majestät" titulirt worden. Dieses Alles vermag der Engländer nicht; er ist viel zu steif, viel zu ungelenk dazu und wird daher mehr gefürchtet als geliebt. Zweitens steht Rußland mit Asien und namentlich mit Persien in unmittelbarem Verkehr, seine Communicationswege dahin

sind ununterbrochen, und während England durch große, weite Meere von seinen Besitzungen in Asien getrennt ist, den Verkehr nur mittelst seiner Flotte aufrecht erhalten kann, wird das russische Eisenbahnnetz Persien bald umfassen und, wie bereits angedeutet, ein Schienenstrang in nächster Zukunft schon bis ins Innere Persiens reichen. Rußlands Handelsartikel haben daher, was den Transport und die hieraus resultirende Billigkeit anbelangt, einen bedeutenden Vorsprung vor denen Englands, deren Absatzgebiet sich dem zu Folge von Tag zu Tag verringert. Zur Zeit meiner Reisen in Persien, also vor vierzig Jahren, habe ich auf meinen Kreuz- und Querzügen in den Bazaren nur wenig russische Industrieerzeugnisse gefunden, trotzdem die Handels- und Schiffahrtsgesellschaft „Kawkaz. i. Merkur" damals alle möglichen Anstrengungen machte, von der Südküste des Kaspisees ins Innere Irans vorzudringen. Heute dagegen sind russischer Zucker, Petroleum, Eisenwaaren und Baumwollstoffe ꝛc. nicht nur im ganzen Norden, sondern auch in den Bazaren von Kerman, Schiraz, Jezd, ja überall in Südpersien anzutreffen. In Isfahan ist schon längst ein russischer Consul etablirt, und andere werden wohl binnen Kurzem folgen.

Man wird fragen, was England gegenüber diesen russischen Vortheilen gethan hat und thun kann. Bisher nur recht wenig. Vor Allem haben die Engländer mit großen Verkehrsschwierigkeiten zu kämpfen, denn die vom persischen Meerbusen ins Innere des Landes führenden Straßen ziehen entweder durch eine hohe unwegsame Gebirgskette oder durch nackte, wasser- und grasloſe Steppen, auf welchen der Reisende, geschweige denn Handelskarawanen, nur langsam und mit unsäglicher Mühe vorwärts dringen können. Im Alterthume, als der Handel sich nur mit Schneckenschritten bewegen konnte und das asiatische Princip „Eilen ist des Teufels Werk und Zaudern ist gottgefällig" noch tonangebend war, da konnten diese Straßen den Erfordernissen eher genügen als heute, in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, und namentlich gegenüber den Hülfsmitteln, welche dem nordischen Rivalen zu Gebote stehen.

Die Hauptstraßen, auf welchen der englische Handel vom Süden nach dem Norden sich bewegt, gehen entweder von Bender Abbas über Kerman und Jezd nach Isfahan, oder von Bender Buschir über Schiraz und Isfahan. Erstere ist heute in Folge der Unsicherheit nur wenig besucht, und letztere, 770 englische Meilen bis nach Teheran, geht vom Meerufer bis nach Schiraz über schauerliche Felsenpässe, so z. B. den Koteli-Piri-Zen, wo der Weg eher mit einer steilen Felsenleiter als mit einer Straße verglichen werden kann, da der Pfad an manchen Stellen eben nur so breit ist, daß ein Maulthier oder Pferd mit Mühe Fuß fassen kann. Leichter gestaltet sich die Straße von Mohammera den Karunfluß entlang bis Ahwaz oder Schuschter, besonders auf der von den Engländern in Folge der Karun-Concession vom letztgenannten Orte bis nach Isfahan angelegten Chaussee. Hier übt die vom Hause Lynch präsidirte „Euphrates- und Tigris-Dampfschiffahrtsgesellschaft" schon seit geraumer Zeit ein Monopol aus; der neu erbaute Dampfer „Blosse-Lynch" pflegt die Fahrt auf dem Karun, diesem einzigen schiffbaren Strome Persiens,

von Baßra bis nach Ahwaz in 20—22 Stunden zurückzulegen. Von hier bis nach Schuschter und weiter nach Jsfahan kann besagte Chaussee benutzt werden; doch wie neuestens verlautet, läßt der Verkehr viel zu wünschen übrig und rechtfertigt vor der Hand noch nicht jene Erwartungen, welche an die seiner Zeit mit so viel Lärm und als große englische Errungenschaft verkündete Karun-Concession geknüpft worden sind. Für den englischen Verkehr vom Südwesten nach dem Norden wäre wohl jene Verbindung die zweckmäßigste, die vom Jndischen Meerbusen aus durch Beludschistan oder vom Nordwesten Jndiens aus über Afghanistan resp. über Kandschar und Herat nach Chorasan führt. Doch beiden Richtungen stehen große Schwierigkeiten im Wege. Was den directen Verkehr von Jndien aus anbelangt, so ist vor einigen Jahren der Versuch gemacht worden, einen Handelsweg von Khelat aus über Nuschki nach Sistan zu eröffnen; einzelne Karawanen haben diesen Weg auch zurückgelegt, doch diese Route hat keine glänzende Zukunft, denn sie führt über eine mehr als 500 englische Meilen lange Steppe, und bis vier Stationen ist weder Wasser noch Gras anzutreffen. Auf dem Wege über Afghanistan aber ist man den Zollplackereien der afghanischen Behörden ausgesetzt, die derart sind, daß sie jeden Handel und Wandel unmöglich machen. Jch kann hier aus eigener Erfahrung reden, wenn ich mich erinnere, welchem grauenvollen Raubsysteme unsere Bettlerkarawane am Murgab, beim Eintritt in Afghanistan, unterworfen war. Nicht nur jedes Stück unseres Fetzenanzuges wurde besteuert, sondern selbst für das ärmliche Sattelzeug und Geschirr unserer Esel mußte extra bezahlt werden. Man kann sich daher von den Plagen und Kosten einen Begriff machen, denen eine Handelskarawane unterworfen ist, bei der ein einzelner Waarenballen oft den doppelten Werth an Zollgebühren zu entrichten hat. Die anglo-indische Regierung hat hierüber beim Emir schon oft Klage geführt, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, denn in Geldsachen kennt die Habgier des Afghanen keine Grenzen.

Wie ersichtlich, können die Russen in jeder Beziehung näher an Persien heranrücken, um ihren politischen sowohl als wirthschaftlichen Absichten mehr Nachdruck zu verleihen, als dies England bisher zu thun vermochte. Wenn daher von europäischer Rivalität in Persien die Rede ist, so kann doch füglich nur der Wettstreit zwischen den beiden erwähnten Mächten in Betracht kommen. Das Jnteresse des übrigen Europa an diesem innerasiatischen Lande war theils an sich zu gering, theilweise auch zu schwach vertreten, um gegenüber den beiden anderen Factoren eine namhafte Rolle spielen zu können. Abgesehen von der Mission des Generals Gardanne 1807—1808, die nur eine kurzlebige Gallicisirung der persischen Armee unter dem Thronfolger Abbas Mirza zur Folge hatte, hat die französische Diplomatie am Hofe zu Teheran sich durch Vertretung national-politischer Ziele wenig hervorgethan. Die französischen Gesandten spielten entweder die Rolle stiller Zuschauer des anglo-russischen Wettstreits, oder sie nahmen die Jnteressen des nicht besonders bedeutenden französischen Handels wahr oder kümmerten sich um das gedeihliche Wirken der katholischen Missionen im Lande. Erst in neuerer Zeit, seit dem Zustandekommen der franco-russischen Allianz, hat sich dies insofern geändert, als der

Vertreter der Republik demjenigen des Zarenreichs eifrig zu helfen bemüht ist. Ein solcher Freundschaftsdienst war es, den die französische Republik ihrem nordischen Verbündeten vor zwei Jahren dadurch hat erweisen wollen, daß sie sich alle Mühe gab, in der Nähe von Maskat eine Kohlenstation zu erlangen, unter dem Vorwande, ihrem dortigen Handel den nöthigen Schutz gewähren zu können. Nun ist aber aller Welt bekannt, daß der französische Handel in Oman nicht der Rede werth ist und die französische Flagge in jenen Gewässern eigentlich nur von Sklavenhändlern gebraucht wird, die ihr Geschäft in schwarzer Menschenwaare von Zanzibar und anderen Punkten der Ostküste Afrika's nach Arabien und Persien besorgen. In Sur, nicht weit von Maskat, pflegen jährlich 1500—2000 Negersklaven ans Land gebracht zu werden, und abgesehen von der Gesetzwidrigkeit eines solchen Handels hat der Versuch Frankreichs, im Persischen Meerbusen festen Fuß zu fassen, die Engländer wohl stark befremden müssen. Nach einem Notenwechsel zwischen London und Paris ward dieser Zwischenfall dahin beigelegt, daß dem französischen Consul in Maskat gestattet wurde, einen einfachen Schuppen zur Bergung von Kohlen errichten zu dürfen. Der Sultan von Maskat erhielt von der anglo-indischen Regierung einen derben Verweis, weil er es gewagt hatte, trotz der jährlichen Subsidien, die er von England bezieht, mit Frankreich zu verhandeln. Die öffentliche Meinung in Indien, wo dieser Schachzug ein bedeutendes Aufsehen erregte, beruhigte sich allmählich; doch kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Frankreich im persischen Meerbusen die Geschäfte Rußlands besorgt, dessen Absicht offenbar dahin geht, durch die Stellung im Persischen Meerbusen, folglich in der nächsten Nähe der Indischen Halbinsel, jene Mittel zu vermehren und zu verstärken, mit welchen es auf der ganzen langen Linie des Rivalitätsgebietes in Asien seinem politischen und wirthschaftlichen Gegner sich immer mehr nähert.

Wie gesagt, Frankreich allein zählt nicht zu den gefährlichen Rivalen Englands in Persien, aber auch auf keinem anderen Punkt in Asien. Seine Stellung im Osten Siams wird in ähnlicher Weise als ein versteckter Flankenangriff auf Indien, als eine zukünftige Hülfeleistung im Interesse seines russischen Alliirten aufgefaßt. Die französische Colonialpolitik in Asien wird im Allgemeinen von Niemandem besonders ernst genommen; sie ist eher ein Paradestück, eine effectvolle Decoration zur Befriedigung der nationalen Eitelkeit; materiellen Nutzen hat sie bisher dem Staate nicht abgeworfen, wird dies auch in der Zukunft nicht, denn der liebenswürdige und genial angelegte Franzose kann nun einmal außerhalb „La Belle France" seine Fähigkeit nirgends recht zur Geltung bringen. Wenn wir daher von einem wirksamen Auftreten Frankreichs in Persien absehen müssen, so ist dies bezüglich der anderen europäischen Länder noch mehr der Fall. Oesterreich hatte wohl ehedem einen bedeutenden Handelsverkehr mit Persien via Trebisond-Tebris, der aber nach der Eröffnung der Batum-Bakubahn stark gelitten, und auch der politische Einfluß am Hofe des Schahs, der ehedem mit Vorliebe österreichische Officiere und Civilbeamte angestellt hatte, ist so ziemlich geschwunden. Dasselbe ließe sich auch von Italien sagen, das sich vergebens bemühte, seine bedeutenden Handelsbeziehungen im Mittelalter durch die erste Mission Cerutti's

1862 wieder neu zu beleben; denn der italienische Handel ist nicht einmal so groß wie der Belgiens und der Schweiz. Von Deutschland aber war in Persien bis in die Neuzeit nur Preußen bekannt, das 1860 den Baron Minutoli in außerordentlicher Gesandtschaft nach Teheran geschickt. Alles in Allem genommen haben die europäischen Interessen in Persien sich bisher auf England und Rußland beschränkt, hat den Kampf um den politischen und wirthschaftlichen Einfluß nur die Diplomatie beider Länder geführt, und die Uebrigen waren mehr oder weniger Zuschauer, die je nach den politischen Constellationen mit ihren Sympathien bald der einen, bald der anderen Seite sich zuneigten, mit ihrer Parteistellung aber einen nur sehr geringen Einfluß auszuüben vermochten.

II.

So standen die Dinge bis zur Einigung Deutschlands, richtiger gesagt bis zu der Zeit, als das im Herzen Europa's entstandene mächtige Deutsche Reich, zum Bewußtsein seiner Größe und politischen Bedeutung erwacht, seinen Blick nach dem Osten hin zu wenden begann. Das Erscheinen Deutschlands auf dem Schauplatze asiatischer Politik mag Vielen als eine Ueberraschung, als etwas ganz Neues vorgekommen sein; doch ist dem nicht so. Ich habe vor mir liegen im türkischen Text den Gesandtschaftsbericht Ahmed Resmi Efendi's, den Sultan Mustafa III. im Jahre 1771 zu Friedrich den Großen geschickt hat, um diesen Fürsten zu einem Bündniß gegen Oesterreich, eventuell auch gegen Rußland zu bewegen. Ahmed Resmi, ein Kandiote von Geburt, scheint ein über seine Zeit hinaus gebildeter und vorurtheilsloser Mann gewesen zu sein, der einen scharfen politischen Blick besaß und, was das Wunderbarste ist, Menschen und Dinge ohne jenen Religionshaß beurtheilte, der zu jener Zeit in der Türkei und in der ganzen Islamwelt gegen das christliche Europa herrschte. Das preußische Volk, und vorzüglich Friedrich der Große hat diesem Muselmann ganz besonders imponirt. Er spricht in seinem Berichte nur von Brandaburk, vom Lande und dessen König; er schildert die einzelnen Städte, die er gesehen, besonders aber Berlin und dessen Sehenswürdigkeiten. Er rühmt die stattliche Figur und Schönheit der Männer und Frauen, die Ehrenhaftigkeit der Kaufleute, die ihm im Vergleiche mit dem lügnerischen Charakter der Armenier, Griechen und Levantiner aufgefallen sein muß, und sagt bezüglich der herrschenden Religion: „Die Einwohner sind Lutheraner, die zwar um Religionssachen sich wenig kümmern, jedoch mit Stolz darauf hindeuten, daß in ihren Kirchen keine Götzenbilder vorhanden sind, und den Katholiken daher mit Feindschaft begegnen. Sie stellen die göttliche Mission Mohammed's nicht in Abrede und genieren sich nicht, zu behaupten, daß sie auch Mohammedaner sein könnten." Sehr ausführlich beschreibt Resmi Efendi die Armee und militärischen Institutionen Preußens; er lobt die Ordnung und Fürsorge des Königs für seine Soldaten, verhehlt aber nicht sein Mißfallen über die Strafe des Spießruthenlaufens, das er gleichfalls eingehend behandelt. Seine naive Schilderung der Bälle, des Theaters und der Oper, sowie der Maskeraden und Ballets, die den Stockorientalen wohl frappirt haben müssen, wollen wir

übergehen. Dagegen empfiehlt sich unserer vollen Aufmerksamkeit der Bericht über seine politischen Gespräche mit Friedrich dem Großen, den er in die Reihe der Welteroberer stellt und als einen solchen Mann charakterisirt, der mit Vorliebe die Heldenlaufbahn eines Timur (Tamerlan) und Alexander's des Großen studirt, und jedenfalls zu großen Thaten berufen sei. Er erzählt uns, daß Friedrich der Große in Kriegssachen gründlich unterrichtet ist, daß er mit Familienangelegenheiten sich wenig abgibt und auch den Religionssachen keine besondere Aufmerksamkeit schenkt, dafür aber um so mehr an Staatsgeschäfte und an die Vergrößerung seines Landes und seiner Macht denkt. Im Verlaufe der politischen Conversation erkundigte sich Friedrich der Große vor Allem, ob der Sultan für die nächste Zukunft etwaige Kriegspläne habe, und bemerkte unter Anderem, wie sonderbar es sei, daß die Türkei während des Feldzuges am Pruth (1711) den in die Enge getriebenen russischen Zaren nicht gefangen genommen habe, da dies damals möglich gewesen. Hierauf erwiderte der türkische Gesandte: „Wir hatten eben kurz vorher mit vier Königen einen siebzehnjährigen Krieg zu führen; das Volk in jenen Gegenden hatte unendlich viel zu leiden, und die Barmherzigkeit meines erhabenen Herrn und Gebieters konnte ein ferneres Quälen seiner Unterthanen nicht mit ansehen. Ueberdies hatte der Zar für seine böse That gebüßt, denn er litt solche Noth, daß er sich von Baumblättern nähren mußte, und nach dem Spruche ‚Gnade ist die Almosensteuer des Sieges' hat der glorreiche Sultan Huld walten lassen, was übrigens vierundfünfzig Jahre später genug bereut worden ist." — Der türkische Gesandte bemerkt dann noch in seinem Berichte, daß Preußen in Folge seiner Waffentüchtigkeit dazu berufen sei, „ganz Deutschland zu erobern", eine politische Prophezeiung, die sich nach hundert Jahren, wenn auch freilich in etwas anderem Sinne, als Ahmed Resmi Efendi gedacht haben mag, in der Einigung Deutschlands vollzog.

Diese Beachtung und Bewunderung Preußens am Ufer des Bosporus dauerte allerdings nur so lange, als die Siege des großen Königs Glanz und Ruhm um seine Fahnen verbreitet hatten. Macht und Gewalt imponiren im Oriente mehr als anderswo, und als Napoleon auf der Bühne der Weltbegebenheiten erschien, verdunkelte sich der Name Preußens, und an dessen Stelle trat Frankreich als der meistbeachtete und gefürchtete Factor im christlichen Abendlande. Es ist höchst charakteristisch, daß man im nahen Osten bis kurz vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges unter der ethnischen Bezeichnung Nemse = deutsch eigentlich nur Oesterreich verstand und noch heute versteht, während der Name Alaman = großdeutsch erst nach dem Zustandekommen des Deutschen Reichs ins Leben getreten ist. Die dem Sturze Napoleon's folgende Periode der Kräftesammlung in Preußen und sein allmähliches Hervortreten im Deutschen Bunde sind in der Türkei nicht unbemerkt geblieben, und nach dem Regierungsantritt Sultan Abdul Medschid's hatte man es für nöthig erachtet, am Hofe zu Berlin eine permanente diplomatische Vertretung zu installiren. Unter den zeitweiligen türkischen Gesandten haben Aziz Efendi, der Verfasser des berühmten „Muchajjalat" (Phantasiegebilde), und Saadullach Pascha, ein begabter Schriftsteller der modernen Richtung, sich

besonders hervorgethan. Zu meiner Zeit, als ich in Pfortenkreisen verweilte, habe ich häufig von den militärischen Vorzügen, der Ordnungsliebe und dem echt europäischen Geiste Preußens reden gehört; aber immer noch war auf der Pforte der politische Einfluß Frankreichs und Englands so groß, daß man behufs Aneignung abendländischer Cultur sich mehr nach Paris und London, als nach Berlin wandte. Da kamen die großen Siege Deutschlands, die natürlich ihres Eindrucks auf die Türken nicht verfehlen konnten. Die Anfangs der siebziger Jahre schon einflußreiche türkische Presse wußte Wunder zu erzählen vom Heldenmuthe und den militärischen Erfolgen der Prussialilar (Preußen), und wenngleich Sultan Abul Aziz, der traditionellen französisch-türkischen Freundschaft zu Liebe, dem hartbedrängten Kaiser Napoleon ein Hülfscorps angeboten hatte — eine Thatsache, die damals unter den Diplomaten am Bosporus nicht wenig Aufsehen erregte —, so konnte die einfache Logik der Thatsachen doch nicht ohne Folgen bleiben. In bitterer Enttäuschung über das Verhalten Englands, von dem man in der Türkei eine Erwiderung der zur Zeit des Krimkrieges geleisteten Dienste erwartete, war es Sultan Abdul Hamid, der sich jetzt mit vollem Zutrauen der deutschen Regierung näherte. Der große Kanzler hatte die Sachlage auch sofort ganz richtig aufgefaßt, und auf Ansuchen des Sultans gingen militärische und politische Rathgeber nach Constantinopel, die, in verschiedenen Branchen der Verwaltung angestellt, auch höchst ersprießlich gewirkt haben. Viele derselben sind noch heute thätig, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn bei solcher Anwendung und Verwerthung deutscher Kräfte und deutscher Methode die Sympathie für Deutschland in raschen Schritten das Terrain gewann. Natürlich erstreckt diese Hochachtung und Gunst sich vor der Hand nur auf die obere Classe der türkischen Gesellschaft, und auch hier gibt es noch Viele, die zu England halten — doch im Morgenlande ist des Fürsten Wort Gottes Wort, und beim Andauern der heutigen Beziehungen zwischen Berlin und Constantinopel kann man mit Sicherheit annehmen, daß der deutsche Einfluß mit der Zeit auch in den unteren Schichten der Bevölkerung Verbreitung finden wird.

Aeußerst günstig haben für Deutschland noch folgende Umstände gewirkt. Erstens, daß Frankreich eine Republik geworden ist, eine Regierungsform, die von den streng absolutistisch-autokratischen Fürsten im Oriente als das erdenklich größte Uebel betrachtet wird. Dort, wo die Krone fehlt, kann der Durchschnittsorientale sich weder Gesetzlichkeit noch Ordnung vorstellen; ihm dünkt eine solche Gesellschaft im Stadium der Auflösung und Revolution, und er will mit derselben so wenig wie nur möglich zu thun haben. Den französischen Botschaftern am Goldenen Horn mag von Seiten des Sultans die ausgesuchteste Höflichkeit und Liebenswürdigkeit zu Theil werden, in seinem Innern wird der Großherr mit einer Republik sich nun einmal nicht befreunden können, und er sähe gewiß lieber einen König oder Kaiser auf dem Throne Frankreichs. Zweitens hat England seine traditionell türkenfreundliche Politik dermaßen geändert, daß es die Rolle eines früheren Beschützers und Gönners mit der eines offenen Feindes vertauschte und im kaiserlichen Palaste seiner früheren Sympathien ganz verlustig gegangen ist. Schuld an diesem Wechsel trägt

sowohl die öffentliche Meinung in England als auch die stark mißtrauische Natur Sultan Abdul Hamid's. In England hatte man entschieden Unrecht, den Türken zu zürnen, weil sie auf der Bahn der Reformen nur langsam fortschreiten und nicht im Handumdrehen aus Asiaten zu Europäern geworden sind; aber auch das Verlangen Sultan Abdul Hamid's, England möge seinetwegen mit Rußland sich in einen gefährlichen Krieg einlassen, war nicht gerechtfertigt, weil eben die Erfahrung des Krimkrieges zu einem solchen Waffengange nicht ermuntern konnten. Es sind noch andere Motive hier im Spiel, deren Erwähnung dem Schreiber dieses von der Discretion verboten wird. Genug, die Spannung zwischen Constantinopel und London hat nach Beendung des letzten russisch-türkischen Krieges sich verschärft. Hierzu gesellte sich noch die Occupation Aegyptens, welchen Eingriff der Sultan als eine schwere Verletzung seines Rechtstitels betrachtet; und als nun in der jüngsten Vergangenheit die von London aus geschürten armenischen Wirren hinzutraten, da war dies der Tropfen, der den Becher des Hasses zum Ueberlaufen gebracht und den englischen Einfluß auf Null herabgesetzt hat. Gingen doch die Kirchenmänner in England so weit, daß sie von der Regierung verlangten, sie möge mit der Flotte über das Pontische Gebirge in Armenien eindringen, Constantinopel besetzen ꝛc. ꝛc.! Ein politischer Wahnsinn, zu dem sich nur unberufene Fanatiker versteigen konnten, der von der zeitweiligen Regierung an der Themse wohl auch keinesfalls getheilt, vom Sultan aber doch als Zeichen arger Feindseligkeit betrachtet worden ist. Drittens hat man sich in Constantinopel nicht mit Unrecht gesagt: „Auf unsere Freunde im Abendlande ist kein Verlaß. Oesterreich-Ungarn hat uns Bosnien und Herzegowina genommen, Frankreich hat Tunis annectirt, England hat von Cypern und Aegypten Besitz ergriffen, Griechenland und Montenegro haben auf untere Kosten sich bereichert, nur Deutschland, und Deutschland allein, hat keine Hand nach unserem Gut ausgestreckt, und da es dies auch in der Zukunft nicht zu thun beabsichtigt, so müssen wir füglich das Deutsche Reich für unseren besten Freund und sein Wohlwollen für uninteressirt halten." Viertens hat der zwischen dem Sultan und dem Deutschen Kaiser bestehende persönliche Verkehr viel dazu beigetragen, daß die Beziehungen zwischen den beiden Reichen sich so warm und innig gestalteten. Wer mit dem Ideengang des regierenden Sultans der Türkei aus persönlichen Anschauungen vertraut ist, dem wird die Anhänglichkeit und Verehrung des Großherrn für Kaiser Wilhelm II. gar nicht auffallen. Von aller Welt verlassen, kann das Oberhaupt des Islams die Seitens eines mächtigen Fürsten der Christenwelt bekundete Freundschaft nicht hoch genug schätzen und eine entsprechende Erwiderung dieser Sympathie muß uns ganz natürlich erscheinen.

Diese Umstände sind es, welche die heutige Stellung Deutschlands am Goldenen Horn geschaffen. Auf Grund derselben sind dem Deutschen Reiche schon manche Begünstigungen zu Theil geworden; die bedeutendste aber ist entschieden die jüngst ertheilte Concession zur Verlängerung der Anatolischen Bahn nach Bagdad, resp. nach Basra. Was die Tragweite dieser auch von anderen europäischen Staaten angestrebten Concession anbelangt, so sei hier

zuvörderst hervorgehoben, daß durch diese Bahn die erste sichere und beschleunigte Verbindung mit der südlichen Hälfte Asiens entstehen und hiermit das große Problem eines Ueberlandweges nach Persien, eventuell später nach Indien eine vorläufige Lösung finden wird. Durch diesen, in das Herz des alten Welttheils reichenden Schienenstrang wird der europäische Handel und Wandel neue Pfade sich schaffen, unsere abendländische Cultur wird festeren und sicherern Schrittes einhergehen und der unter so vielen Uebelständen leidende Mensch in Asien allmählich einer besseren Zukunft entgegengeführt werden. Ich sage allmählich, denn die allzu sanguinischen Hoffnungen, die in der deutschen Tagespresse mit Bezug auf die politischen Vortheile dieser Errungenschaft Ausdruck gefunden, können und dürfen vom objectiven und gründlichen Kenner asiatischer Zustände nicht getheilt werden. Der Director der Deutschen Bank hatte vollkommen Recht, wenn er seine Landsleute gegen allzu weitgehende Erwartungen bezüglich einer baldigen, durch Colonisation und andere Mittel eintretende Germanisirung der von der Bahn durchzogenen Strecke gewarnt hat. Das deutsche Unternehmen hat vor Allem und in erster Linie rein wirthschaftliche Ziele im Auge, und an eine Colonisirung ist auch schon deshalb nicht zu denken, weil die Möglichkeit einer größeren Einwanderung inmitten einer compacten moslimischen Bevölkerung bisher sich noch nirgends gezeigt hat, wie dies aus den Populationsverhältnissen im russischen Kaukasus und Turkistan sowohl als in Algier hervorgeht. Diese Bahn wird hauptsächlich dem deutschen Handel und der deutschen Industrie zu Gute kommen, denn sie wird den in den letzten Jahrzehnten an den Ufern des Bosporus stark in Aufschwung gekommenen deutschen Unternehmungen ein neues Gebiet in Kleinasien, in einem von der Natur reichlich gesegneten Stück Lande, eröffnen. Bagdad und das ganze östliche Grenzgebiet des ottomanischen Kaiserreiches haben bisher unter der großen Entfernung vom Centralpunkt der Verwaltung und vom unmittelbaren Verkehr mit der abendländischen Welt das Meiste gelitten, und wie groß diese Entfernung den Türken selbst erschienen, das beweist das türkische Sprichwort: „Dem Verliebten ist selbst Bagdad nicht zu weit.“ Ob von der Küste des Schwarzen Meeres, von Samsun via Diarbekir, Mosul und dem Tigris oder vom Ufer des Mittelländischen Meeres, von Alexandretta via Aleppo: immer war die Straße bisher äußerst schwierig und nur langsam zurück zu legen. Vom Schwarzen Meere bis nach Bagdad rechnet man gewöhnlich 340 Stunden Weges, d. h. für eine Handelskarawane ungefähr 70 Tage, vom Mittelländischen Meere hingegen 200 Stunden oder etwa 40 Tage. Die Zeitdauer hängt natürlich mit den Elementarhindernissen und den polizeilichen Zuständen zusammen, und da eine Eisenbahn mit diesen Schwierigkeiten nicht zu rechnen hat, so mag die Strecke vom Centrum Europa's bis nach Bagdad schon nach Ablauf des nächsten Jahrzehnts in vier bis fünf Tagen zurückgelegt werden können.

Eine derartig beschleunigte Communication wird jedenfalls nicht nur in Anatolien und Arabistan, sondern in der ganzen Hälfte des westlichen Asien einen bisher kaum geahnten Umschwung in den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der alten und neuen Welt hervorbringen. Zunächst wird dies im

Verkehr des Abendlandes mit Persien fühlbar werden. Wenn wir die vom Schwarzen und vom Mittelländischen Meere nach Persien führenden Handelswege eine flüchtige Revue passiren lassen, so wird sich herausstellen, daß keiner derselben mit der Deutschen Bagdadbahn zu concurriren im Stande sein wird. Die nördliche, über russisches Gebiet ziehende Linie hat wohl den Vortheil einer Bahnverbindung zwischen Batum—Baku, doch eine zweimalige Umladung und der russische Transitzoll würden selbst dann störend wirken, wenn die projectirte Bahn von Enzeli nach Teheran oder von der Kaukasusbahn nach Tebris schon ausgebaut wäre. Die früher erwähnten Karawanenstraßen von Samsun oder von Alexandretta können selbstverständlich gar nicht in Betracht kommen, und was schließlich die vom persischen Meerbusen oder von den Tigrismündungen ausgehende Communication anbelangt, so ist Angesichts des großen Umweges durch den Suezcanal jede Concurrenz ausgeschlossen. Sobald der deutsche Schienenstrang die alte Hauptstadt der Chalifen erreicht hat, wird diese wieder jene Wichtigkeit als Handelsemporium Arabiens, Persiens und Indiens erlangen, die sie im Mittelalter besessen hat, wie dies die gelehrte Arbeit Dr. Wilhelm Heyd's in der „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter" am besten darstellt. Da Bagdad von jeher mit dem schiitischen Persien in Folge der Wallfahrtsorte Nedschef und Kerbela einen regen Verkehr unterhält, so werden die frommen Pilgerfahrten zugleich Geschäftsreisen werden; denn im moslimischen Osten ist das Sprichwort — „Hem tidscharet, hem ziaret" — (Handel und Wandel gehen vereint) schon längst geläufig.

England wird, wie aus den bisherigen Aeußerungen der öffentlichen Meinung hervorgeht, der deutschen Handelspolitik im Inneren Asiens keine Hindernisse in den Weg legen; ja, dem Vorrücken Deutschlands in Kleinasien und gegen den persischen Meerbusen wird, aus leicht begreiflichen Gründen, mitunter sogar ein gewisser Grad des Wohlwollens entgegen gebracht. Die Engländer waren allerdings die Ersten, die betreffs Eröffnung eines Ueberlandweges nach Indien, an den Bau der sogenannten Euphratbahn gedacht, und seit Obrist Chesney mit diesem Plan aufgetreten, haben die Fürsprecher desselben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die englische Regierung zur Ausführung respective zur Unterstützung dieses für eine Privatgesellschaft nicht so leicht ausführbaren Unternehmens zu bewegen. Dennoch, trotzdem diese Angelegenheit zu wiederholten Malen auch im Parlament zur Sprache gekommen und die Presse derselben sich eifrigst angenommen hat, haben die zeitweiligen Regierungen es abgelehnt, diese sowohl für das indische Kaiserreich als auch für die englischen Handelsinteressen im Westen Asiens wichtige Frage meritorisch zu behandeln. Was man in erster Linie scheut, das waren die ungewöhnlich großen Kosten, mit welchen der Bau einer durch eine uncivilisirte, auf großen Strecken unfruchtbare und uncontrolirbare Gegend sich hinziehende Bahn verbunden sein würde. Alsdann war es die Schwierigkeit zur Erlangung der Concession von der Pforte, die ehedem von großangelegten europäischen Unternehmungen im Inneren des Reiches nichts wissen wollte und im Laufe der letzten Jahrzehnte den Engländern gegenüber sich nicht besonders gefällig gezeigt hat. Von Sultan Abdul Hamid, den ein leitender Staats-

mann, und nach ihm beinahe ganz England nach den Metzeleien in Armenien als einen „Hauptmörder" (the great assassin) hinstellte, konnte die englische Regierung keine wie immer geartete, Unterstützung ihrer Pläne erwarten, und das Deutsche Reich hat vollkommen klug gehandelt, die zwischen England und der Türkei eingetretene Spannung nach Thunlichkeit zu benutzen und zur Verwirklichung dieses großen Projectes zu schreiten. Kein Wunder, wenn man in England zum bösen Spiele gute Miene gemacht, zu den deutschen Erfolgen sich beglückwünscht und selbst die „Times of India" schreibt: „The most zealous observer is constrained to admit that in Asia Minor Germany is pursuing a real civilizing mission." Der Annäherung Deutschlands an den persischen Meerbusen freilich sieht die anglo-indische Presse keineswegs mit ähnlicher Gelassenheit entgegen. Die „Times of India" lenkt die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf den Hafen von Koweit, auch Grane genannt, den sie mit Recht als den besten im persischen Meerbusen bezeichnet; dort sei, sagt sie, erst unlängst ein deutscher Emissär angelangt, und habe beinahe einen Monat lang als geehrter Gast des dortigen Scheichs geheime Unterhandlungen bezüglich der Verlängerung der Bagdadbahn von Basra nach diesem wichtigen Punkt an der arabischen Ostküste gepflogen. Wo es sich um die Annäherung einer fremden Macht an die Grenzen Indiens handelt, da hört die Gemüthlichkeit der Briten auf, und nur weil man in dieser Beziehung von Seiten Deutschlands sich vollkommen sicher fühlt, hat man im Großen und Ganzen dem deutschen Unternehmen gegenüber eine wohlwollende Indifferenz bekundet.

Was Rußland betrifft, so hat es wohl, seitdem das Geschäft mit der Deutschen Bank am Bosporus perfect geworden ist, eine regere Thätigkeit in Persien zu entfalten begonnen. Diese kennzeichnet unter Anderem die russischerseits angesuchte Verlängerung des 1900 abgelaufenen Rechtes, in Persien Eisenbahnen zu bauen, und neuestens das von Rußland garantirte persische Anlehen, zu dessen Sicherung man die Zolleinnahmen auf der nördlichen Hälfte des Landes in Anspruch genommen hat. Aber da für Deutschland in Persien nicht, wie für England, politische Interessen in Frage kommen, da Deutschland nicht daran denkt, seine Machtsphäre hier auf Kosten Rußlands auszudehnen, da die deutsche Bagdadbahn vielmehr ein rein commercielles Unternehmen ist, so wird ein friedlicher Wettbewerb auf dem Gebiete des Handels vorderhand auch die guten Beziehungen nicht stören, die zwischen den beiden mächtigen Reichen bestehen.

Das Bettelwesen in Großstädten.

Von
Emil Münsterberg.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Aus meinen Kinderjahren erinnere ich mich sehr deutlich, daß an der Hauptpromenade, dem Lieblingsspaziergang der Bewohner, etwa acht bis zehn Personen an bestimmten Stellen sich aufhielten, deren Gesichtsausdruck und Körperhaltung die Vorübergehenden förmlich zwang, sie zu beachten. Der Eine mit vorgestreckter Hand stehend, der Andere mit verkrüppelten Beinen zusammengekauert und eine Drehorgel spielend, ein Dritter mit einem Schilde, das ihn als blind bezeichnete, von einem jämmerlich aussehenden Kinde begleitet u. s. w. Meist gaben die vorübergehenden Eltern ihren Kindern etwas, um es den Leuten in die Hand zu drücken; sobald ich über eigenes Taschengeld verfügte, schien es mir eine heilige Pflicht, hiervon diesen Armen abzugeben, bei welcher Gelegenheit ich ein lebhaftes Gefühl gottgefälligen Handelns hatte; mit einer gewissen Verachtung blickte ich auf die Anderen, die ungerührt an dem Elend vorüber gingen, und war von tiefster Empörung erfüllt, wenn ich gelegentlich sah, daß die Polizei einen solchen Armen fortwies oder gar verhaftete.

Als ich älter geworden und mir nach und nach die Beschäftigung mit den Aufgaben der Armenpflege zur Lebensaufgabe erwachsen war, erinnerte ich mich dieser Jugendeindrücke und verglich mit ihnen nicht nur meine gegenwärtige Anschauung dieser Dinge, sondern vor Allem das Verhältniß der Uebrigen hierzu. Ich konnte feststellen, daß sich das Verhältniß im Ganzen wenig verändert hat, und daß die große Mehrzahl der den besitzenden Classen angehörigen Personen sich von dem äußeren Anblick des Bittenden rühren läßt und die gerührte Empfindung durch eine achtlos hingeworfene Gabe sich abkauft, um danach ohne Weiteres die Befriedigung zu empfinden, die eine gute Handlung in uns zu hinterlassen pflegt. Vielfach sind diese Empfindungen mit religiösen Vorstellungen von der Heilwirkung des Almosenspendens verknüpft — ein Moment, das namentlich in der Geschichte des Armenwesens in älterer Zeit eine sehr einschneidende und weittragende Rolle gespielt hat.

Der Versuch, sich die Gründe dieser auffallenden Erscheinung klar zu machen, führt in die tiefsten Probleme der socialen Frage hinein. Eine Betrachtung drängt sich vor Allem auf, die nämlich, daß der Gebende und der Nehmende durch einen schnell vorübergehenden äußeren Eindruck für einen Augenblick mit einander verbunden werden, daß der Nehmende sich nicht bemüht, den Gebenden in seine inneren Verhältnisse näher einzuführen, und daß der Gebende nicht den leisesten Versuch unternimmt, sich über dieses innere Verhältniß zu unterrichten. Und doch handelt es sich um einen lebendigen Menschen, den irgend welche besonderen Schicksale in die Lage des Bittenden hineingeführt haben müssen, einen Menschen, der durch Schuld oder durch Unglück, vielleicht auch durch beides, in eine so dringende Nothlage versetzt worden; der so von allen Hülfsmitteln, von allem Beistand der Familie, der Nachbarn, der Gemeinde, der Kirche u. s. w. entblößt ist, daß er den zufällig Vorüberkommenden um eine Gabe anspricht. Aber von Allem weiß der Gebende nichts. Zwei einander fremde Welten stehen sich gegenüber, die mit dem Gegensatz von „Arm und Reich" abgethan werden, wo dann der Reiche dem Armen abgibt, nicht nach seinem Vermögen, nicht auch nach dem Bedürfniß des Bittenden, sondern nach Zufall, nach Willkür und Laune.

Es ist nicht die Absicht der nachfolgenden Betrachtungen, die Nothwendigkeit darzuthun, die Verhältnisse des Bittenden näher zu prüfen, ehe man gibt. Von der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit nimmt alle geordnete Armenpflege ihren Ausgang. Die Absicht ist, den Leser einen Augenblick bei der Thatsache dieses eigenthümlichen, durch geordnete Armenpflege und Wohlthätigkeit noch bei Weitem nicht beseitigten Verhältnisses zwischen Gebenden und Nehmenden verweilen, ihn einen Blick werfen zu lassen in die Psychologie dieses Verhältnisses und seine Folgeerscheinungen auf Grund thatsächlichen Materials.

Das Material ist von mir seit Jahren aus wissenschaftlichen Werken, aus Zeitschriften, Zeitungsberichten, aus amtlichen Acten und aus eigener Anschauung gesammelt worden. Seine unbefangene Betrachtung wird mehr als jede theoretische Abhandlung die Wesenseigenthümlichkeit des Bittenden darthun können, der einem unbekannten Geber gegenüber steht, und der sich hierdurch zum Bettler verwandelt. Denn das Bitten und das Betteln sind auf demselben sprachlichen Stamm gewachsen. Das Wort „betteln" ist ein Iterativum zu dem Wort „bitten", das seinerseits sprachlich die Bedeutung hat, Jemanden durch Ueberredung zu etwas bewegen. Die Bitte bildet den Gegensatz zu dem Anspruch, zu der Forderung, auf die ein Recht besteht. Die Bitte heischt Gewährung einer Gunst, zu der für den Gebetenen eine Verpflichtung nicht vorhanden ist. Wer eine Gunst erbittet, wendet sich naturgemäß an Einen, der in der Lage ist, eine solche Gunst zu gewähren, weil er durch seine Machtstellung, seinen Besitz, durch seine amtliche oder sonstige Stellung u. s. w. das gewähren kann, was der Andere wünscht. In der Regel wird die Bitte individueller Natur sein, d. h. der Bittende wird etwas ganz Bestimmtes von einer ganz bestimmten Persönlichkeit erbitten und dieser seine Gründe und den Zweck der Bitte näher angeben. Derartige Bitten kommen in so tausendfältigen Lebensverhältnissen vor, daß selbstverständlich

auch nur eine Andeutung der verschiedenen Möglichkeiten hier nicht versucht werden kann. Meist wird die Frage, ob eine Bitte zu gewähren ist, leicht zu entscheiden sein, indem die Persönlichkeit, die gebeten wird, die Verhältnisse und die Umstände des Bittenden mit Hülfe von Auskunftspersonen, Papieren u. s. w. mehr oder weniger leicht übersehen kann. Dieses Uebersehen beginnt da schwer zu werden, wo der Bittende und der Gebetene nicht in persönlicher Beziehung zu einander stehen, und wo die Bitte nicht in ihrer Individualität sich an eine bestimmte Persönlichkeit richtet, sondern in derselben Form an unzählige Andere gerichtet wird oder gerichtet werden kann, und wo gleichzeitig die Möglichkeit vorhanden ist, daß die Bitte von Jedem in gleichartiger Weise erfüllt werden kann. Der allgemeinste Ausdruck dieses Verhältnisses liegt da vor, wo sich beide Theile nur in dem allgemeinen Verhältniß als Angehörige desselben Vaterlandes, Glaubens oder aber nur als Menschen schlechthin gegenüber stehen, und wo zweitens das, um was gebeten wird, das Allgemeinste ist, dessen Alle gleichmäßig bedürfen, nämlich die Mittel zum Lebensunterhalt. Wir kommen damit auf die schon angedeutete Gegenüberstellung von „Arm und Reich" zurück und geben der allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck, daß der Arme vor Noth geschützt werden muß, und daß hierzu Diejenigen verpflichtet sind, die sich in besserer Lage befinden, sei es der einzelne Bürger, sei es die staatliche, die communale oder die kirchliche Gemeinschaft. So gilt denn die Bitte des Bedürftigen in Recht und Sitte allerseits als berechtigt; durch die Einrichtung der öffentlichen Armenpflege und der privaten Wohlthätigkeit werden die Wege gewiesen, auf denen der bittende Bedürftige zu wandeln hat.

Den Gegensatz hierzu bildet die Bitte Dessen, der nicht bedürftig ist, oder der, wenn er auch im gegenwärtigen Augenblick bedürftig ist, fähig gewesen wäre, aus eigener Kraft den Mangel von sich abzuwenden. Wenn gleichwohl von solchen Personen Bitten um Gewährung von Unterhaltsmitteln ausgesprochen werden, so werden sie ohne Weiteres zurückgewiesen, wo diese Beschaffenheit des Bittenden als eines Nichtbedürftigen erkennbar ist. Ein Nichtbedürftiger, der eine solche Bitte ausspricht, muß daher der Bitte einen *unechten* Zusatz geben. Er ist genöthigt, den Schein der Bedürftigkeit hervorzurufen, durch den der Glaube des Gebetenen an die vorhandene Bedürftigkeit erweckt wird. Dieser Schein kann durch das äußere Wesen des Bittenden, kann durch Erzählung, Schilderung u. s. w. erweckt werden, je nach der Persönlichkeit des Bittenden und Gebetenen. Durch diesen unechten Zusatz wird das Bitten zum Betteln.

Man sollte glauben, daß dieser unechte Zusatz sehr bald als solcher erkannt werden müßte. In Wahrheit ist dies nur sehr selten der Fall. Es drängt sich die Frage nach der Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung auf. Man wird im Wesentlichen psychologische Momente als bedeutsam erkennen, wie denn überhaupt auf diesem Gebiete persönliches inneres Empfinden die erheblichste Rolle spielt. Während nämlich sonst in allen menschlichen Angelegenheiten es natürlich und üblich ist, daß Jemand, der um etwas gebeten wird, die Voraussetzung der Nothwendigkeit zur Erfüllung der Bitte prüft,

wie bei Anstellung, Gewährung eines Darlehens, Einräumung von Credit u. dergl., so ist es charakteristisch, daß in diesem einen Verhältniß, in dem Verhältniß des Bedürftigen zu seinen Mitmenschen, von dieser Prüfung allermeist abgesehen wird. Zum Theil ist es die Vorstellung, daß Niemand ohne wirkliche Noth sich in den Zustand des Mangels versetzen werde; zum größeren Theile ist es eine eigenthümliche Scheu vor der Armuth, deren Anblick man sich nicht lange auszusetzen wünscht, und die hieraus entspringende Neigung, die Angelegenheit so schleunig als möglich abzuthun. Auch wirken religiöse Beweggründe, sowie eine gewisse Weichmüthigkeit mit, Dem, der als arm erscheint, zu helfen. In letzter Linie ist es die verhältnißmäßige Geringfügigkeit der Gabe, um die gebeten wird, und deren Gewährung sehr viel leichter und vom rein finanziellen Standpunkt billiger erscheint als eine vor der Gewährung stattfindende Prüfung und Untersuchung der Verhältnisse des Bittenden.

Diese mit scharfem Instinct von jeher von der ärmeren Bevölkerung durchgefühlte seelische Disposition führt wie von selbst dazu, daß der Bittende seine Bitte Dem anpaßt, der gebeten werden soll. Zunächst schon deshalb, weil er seine Bitte sehr viel leichter erfüllt sieht oder sie überhaupt nur erfüllt sieht, wenn er ihr einen unechten Zusatz gibt. Selbst Jemand, der eine berechtigte Bitte ausspricht, wird dazu angereizt, diese Bitte mit dem unechten Beisatz zu versehen, weil er die Erfahrung gewinnt, daß auf diese Weise das Ziel verhältnißmäßig am leichtesten erreicht wird und die Täuschung überall gelingt, wo die Prüfung der Bitte auf ihre innere Berechtigung unterbleibt. Die Bittenden werden sich also nicht dahin wenden, wo ihre persönlichen Verhältnisse genau bekannt sind, oder wo sie sehr schnell ermittelt werden können, oder wo Jemand durch sein Amt oder seine Stellung in der Lage ist, die Verhältnisse leicht übersehen und ergründen zu können. Sie werden nicht mit Gründen die Bitte unterstützen, die in ihrer Natur sehr bald durchschaut werden können. Die falschen Bedürftigen werden daher vorzugsweise an fremde Personen herantreten und fremde Oertlichkeiten aufsuchen. Daraus folgt schon, daß in kleinen Gemeinschaften das Betteln ungemein erschwert, wenn nicht unmöglich ist, weil dort Jeder den Anderen genau kennt, daß in größeren Gemeinschaften das Betteln schon erleichtert wird, und daß es in den großen Gemeinschaften, also in den Großstädten, wo sozusagen Niemand den Anderen kennt und die Anstellung einer persönlichen Prüfung sehr schwer und daher unwahrscheinlich ist, wo reiche Mittel zur Verfügung stehen — daß da die Bitte am ehesten und öftesten mit diesem unechten Zusatz versehen wird, der den Bittenden zum Bettler stempelt. Die Zahlenergebnisse und sonstige Wahrnehmungen bestätigen, daß diese Schlußfolgerung zutrifft. So bilden vor Allem die Großstädte den Sitz der eigentlichen Bettelei, ja einer förmlichen Bettelindustrie, einer Thätigkeit, die darauf gerichtet ist, den Schein der Bedürftigkeit zu erwecken.

II.

Das Armenwesen bildet in gewissem Sinne den Gradmesser der wirthschaftlichen Verhältnisse; das Bettelwesen kann man den Gradmesser der Zustände des Armenwesens nennen. Je mehr eine organisirte Armenpflege der öffentlichen Meinung die Gewähr gibt, daß für die wahrhaft Bedürftigen hinreichend gesorgt wird, desto mehr wird den falschen Bedürftigen der Boden entzogen. Je geringer die Fürsorge ist, um so stärker tritt das Bettelwesen hervor. Die schlimmsten Zeiten des Bettelwesens, deren sich die Machthaber durch strenge, bis zur Grausamkeit gehende Strafen zu erwehren suchten, gehen mit der Verwilderung des öffentlichen Wesens Hand in Hand, wie dies namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Fall war. In den romanischen Ländern, die eine gesetzliche öffentliche Armenpflege nicht kennen, ist noch heute die Zahl der Bettler bedeutend höher als in den germanischen Ländern mit gesetzlicher Armenpflege, wobei wieder die ärmeren Länder, wie Spanien, Italien, Südamerika, schlimmere Zustände aufweisen als das reiche Frankreich und Belgien. In den katholischen Ländern befördert außerdem die vielfach mißverstandene Lehre der Kirche von der Heiligkeit des Almosens eine sehr äußerliche Auffassung der Wohlthätigkeit, bei der der Gebende mehr an sein eigenes Seelenheil als an die Wohlfahrt des Armen denkt. So bemerkt ein amerikanischer Schriftsteller, Josiah Flynt, der in Landstreichertracht die deutschen Lande durchzog, um das Leben und Treiben der wandernden Bevölkerung kennen zu lernen: „Das Betteln in Bayern und Sachsen ist ergiebiger als irgendwo anders in Deutschland. In Bayern fördert sogar die Frömmigkeit insofern das Betteln, als der Landstreicher nur an einem Sonntagsmorgen vor irgend einem Kirchthore zu stehen braucht, um einer guten Einnahme sicher zu sein." — „In Rußland existiren," wie der „Petersburger Herold" gelegentlich berichtete, „ganze Dörfer, deren Bewohner sich speciell mit dem Betteln beschäftigen. Das Kirchdorf Archangelskoje Golizyno, die Dörfer Sinowka, Schandas und Durassowka entsenden fast ihre gesammte männliche Bevölkerung zum Almosensammeln. Hunderte von Bauern aus diesen Dörfern treiben sich in ganz Rußland umher und leben von Almosen, während die Weiber, so gut sie können, zu Hause die Wirthschaft besorgen. Diese Bettlerpartien bilden Cartells, bestimmen die Richtung, welche ein Jeder bei seiner Wanderung einzuschlagen hat, erwählen aus ihrer Mitte einen Aeltesten und ergänzen ihre Partien häufig durch angemiethete Bettler, denen sie 2 Rubel monatlich zahlen, und welche einer strengen Controle unterliegen. Die Einnahmen eines erfahrenen Bettlers beziffern sich auf 15—20 Rubel monatlich, von welcher Summe ein Theil in die Heimath geschickt wird zur Entrichtung der Abgaben und Steuern."

Ueber die Bettelei in China schrieb vor einigen Jahren der „Ostasiatische Lloyd": „Die Bettelei ist hier zu einer schönen Kunst — ja zu einer Wissenschaft gediehen. Sich auf die Lehren des Buddhismus stützend, welcher das Almosengeben anempfiehlt, belagert der chinesische Bettler Stadt und Dorf in einer systematisch organisirten Weise, mit dem Resultate, daß er Krämer und sonstige Händler stets mit Erfolg angreift. In manchen Städten bilden die

Bettler eine Zunft, welche unter dem ‚Bettlerkönige' steht, der vollständige Macht über seine ‚Unterthanen' ausübt. Das Zahlen einer bestimmten Summe an den König schützt den Laden vor den unliebsamen Besuchen seiner Untergebenen; andererseits unternehmen sie das Einsammeln ihrer Steuer von ein oder zwei Kupfermünzen mit einer Ausdauer und Unverschämtheit, die nirgends auf der Erde ihres Gleichen findet."

Solche Verhältnisse kommen in den cultivirten Ländern nicht mehr vor, obwohl es auch in den Großstädten an einer Art Organisation der Bettler und einem innigen Zusammenhang unter ihnen nicht fehlt.

Folgende Mittheilung über eine neu entdeckte Organisation dieser Art bringt die „Revue Philanthropique" in der Nummer vom November 1899: „Nach einer Mittheilung, die durch die Presse gegangen ist, besteht in Amerika ein Trust neuester Art: der Trust der Bettler, deren Organisation die Polizei von New York entdeckt hat. Der Trust, der von Kapitalisten unterstützt wird, die zum Theil höhere Stellungen einnehmen, in den besten Stadtvierteln wohnen und die Oper besuchen, besitzt in Brooklyn eine große Niederlage, die den berufsmäßigen Bettlern Alles liefert, was zu ihrem Handwerk gehört: falsche Holzbeine, falsche Buckel, Schriftstücke, um im Interesse falscher Lahmer und falscher Blinder die Herzen zu rühren ꝛc. Jeder Bettler zahlt dem Syndikat einen Theil seines Verdienstes, der nach dem Posten berechnet wird, der Jedem angewiesen ist. Der Trust unterdrückt die Concurrenz, verbürgt den Theilnehmern ihre unverletzlichen Ansprüche auf die guten Stellen, liefert Listen von wohlthätigen Personen und sichert den Mitgliedern der Vereinigung eine feste Rente im Falle von Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit, die in Ausübung des Berufes erworben ist."

In Deutschland sind es namentlich die sogenannten wilden Herbergen (Pennen), in denen sich die Bettler zusammenfinden, ihre Kenntnisse und Erfahrungen austauschen und in wilden Orgien gemeinschaftlich die erbettelte Beute durchbringen. Rocholl, ein Handwerksmeister, der selbst gewandert ist und die Dinge aus eigener Anschauung kennt, gibt in seinem sehr lesenswerthen Buch „Dunkle Bilder aus dem Wanderleben" sehr anschauliche Schilderungen von dem Leben und Treiben in diesen Herbergen. Namentlich werden dort auch die vielfachen Uebergänge, die vom Betteln zum Stehlen, vom Stehlen zum Rauben und zu anderen Verbrechen führen, durch praktische Beispiele aufgehellt. Freilich ist die moderne Zeit der Bildung von eigentlichen Bettlerzünften, wie wir sie im Mittelalter, namentlich in der berühmten und berüchtigten „cour des miracles" im 17. Jahrhundert in Paris, finden, nicht mehr günstig; auch die von Behörden in naiver Weise ausgestellte Ermächtigung zum Betteln wegen anerkannter Bedürftigkeit wird heute nicht mehr gewährt. Nur insoweit wird die Berechtigung gewissermaßen negativ anerkannt, als arbeitsunfähige Personen, die nachweislich ohne Hülfe von irgend einer Seite geblieben sind, nicht wegen Bettelns bestraft werden sollen. Diese negative Bestimmung führt daher auch zu der positiven Begriffsbestimmung, was unter einem Bettler zu verstehen ist. Die deutsche Gesetzgebung läßt hierbei insofern im Stich, als sie in § 361 des Reichs-Straf-

gesetzbuchs einfach ausspricht, daß der Bettler bestraft werde, ohne diesen Begriff selbst näher zu begründen, in Folge dessen die Rechtsprechung der Gerichte ungemein schwankt. Meist läßt sich der Richter durch den Anblick des Angeklagten und durch seine Versicherung, daß er keine Arbeit gefunden habe oder zur Arbeit unfähig sei, zur Freisprechung bewegen. Sehr glücklich ist die Begriffsbestimmung in einem Gesetzentwurf gefaßt, der im Mai 1899 von dem französischen Conseil supérieur, dem ständigen Beirath der Direction générale de l'assistance publique, berathen wurde. Es heißt darin: „Als Bettler ist Der strafbar, der die Wohlthätigkeit in Anspruch nimmt und, obwohl er arbeitsfähig ist, nicht die erforderliche Bemühung zur Erlangung von Arbeit unternommen oder eine ihm angebotene Arbeitsgelegenheit ausgeschlagen hat." Gleichwohl ist damit der Begriff noch nicht genügend erschöpft. Als Bettler ist jedenfalls auch Der zu betrachten, der zwar bedürftig ist, aber die von der öffentlichen Armenpflege oder der privaten und kirchlichen Wohlthätigkeit gebotene ausreichende Unterstützung zurückweist und die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nimmt oder dies thut, obwohl er von den bezeichneten Einrichtungen hinreichend unterstützt wird, und den Empfang dieser Unterstützungen verschweigt.

Ich komme damit auf die am Schluß des ersten Abschnitts gegebene Begriffsbestimmung zurück, daß der Bitte des Bedürftigen ein unechter Zusatz gegeben wird, der sie zum Bettel stempelt. Den Bettler charakterisirt der auf Täuschung berechnete Schein einer nicht oder nicht in der Art oder nicht in dem Umfange vorhandenen Bedürftigkeit.

III.

Man kann die Bettler in zwei Gruppen theilen: in der ersten ist die Täuschung auf die Persönlichkeit des Gebetenen speciell berechnet, also eine unmittelbare persönliche Wirkung beabsichtigt; in der zweiten stellt sich die bittende Persönlichkeit so dar, daß sie ohne Unterschied auf alle mitleidigen Seelen in gleicher Weise wirken muß. Für die erste Gruppe ist es nöthig, daß sie die Persönlichkeiten, an die sie sich wendet, herausholt, sie gewissermaßen studirt und sich ihnen in der Darstellung ihrer Bedürftigkeit anpaßt. Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um die Herstellung des Scheines der Bedürftigkeit, der überall den Glauben erwecken muß, es handle sich um eine durch ihre geistige oder körperliche Beschaffenheit in den Zustand des Mangels versetzte Persönlichkeit. Für die erste Gruppe ist es wesentlich, daß sie die gütigen Geber kennen lernt und sich, wo nöthig, mit ihren Besonderheiten vertraut machen kann. Hierzu dienen die in allen Großstädten vorhandenen Verzeichnisse von wohlthätigen Personen, die sogenannten Bettleradreßbücher.

Der französische Deputirte Paulian hat ein Buch geschrieben „Das bettelnde Paris" (Paris qui mendie), das seine eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiet enthält. Er ging in mannigfachsten Verkleidungen als Bettler unter die Bettler und lernte auf diese Weise ihr Wesen gründlich kennen. Er erzählt in seinem Buch von den Bettleradreßbüchern, deren es in Paris zwei gibt, das große und das kleine, in der Bettlersprache „le grand et le petit

jeu" genannt. Das erste kostet 6, das zweite 3 Francs. Beide enthalten die Namen und Adressen zahlreicher wohlthätiger Personen in Paris. Doch zeichnet sich das „grand jeu" dadurch vortheilhaft aus, daß es beherzigenswerthe Winke über die einzelnen Persönlichkeiten gibt, insbesondere über ihr religiöses Bekenntniß, ihre politischen Anschauungen, ihre Lebensgewohnheiten und dergl., so z. B. „M. A.: reicher Eigenthümer; gibt sehr leicht ein Fünf-Francsstück; zahlt Miethesschulden im Falle der Exmission. — Mad. Veuve C.: interessirt sich nur für Kinder. Man verlange Kinderzeug für das Baby und Wäsche für die Mutter. — M. D.: religiöses Haus; regelt Ehen, begünstigt Taufen und Einsegnungen. Man kann sich vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden lassen. — M. F.: alter radicaler Republikaner; sehr reich; man muß sich ihm als Opfer der Reaction und der Geistlichkeit vorstellen ꝛc. ꝛc." Damit ist — wie Paulian hinzufügt — das Problem schnell gelöst. Der Bettler wird sich an den bezeichneten Stellen ärmlich, aber anständig gekleidet, vorstellen und einmal bis zum Hausherrn vorgedrungen, wird er ihm seine Geschichten mit unerschütterlicher Sicherheit vortragen.

Die im Jahre 1894 erfolgte Verhaftung eines großen Bettler- und Fälscher-Consortiums gab dem „Pariser Courier" den Anlaß zu einer interessanten Schilderung einer „Talfer"-Spelunke. Talfer heißt in der Gaunersprache Bettler. In Begleitung eines Schriftsetzergehülfen, den der Erzähler materiell unterstützt und durch den er Kenntniß erhalten hatte von der Existenz des „Talfer-Casinos", begab sich der Schriftsteller eines Abends in eine nahe der Rue St. Antoine gelegene Wirthschaft. Dem Rathe seines Begleiters entsprechend, hatte er sich etwas defect gekleidet und suchte auch nach Thunlichkeit die Kenntniß des Französischen zu verleugnen. „Ich bestellte" — erzählt er dann — „eine Chopine Wein und nahm an einem kleinen Tische des dumpfen, raucherfüllten Locales Platz. Bald gesellte sich der ‚Obertalfer' zu uns, dem mein Begleiter bedeutete, ich sei in Paris fremd, Student der Medicin und suche nach Unterstützungen. ‚Da wird es Ihnen in Kürze möglich sein, ein hübsches Sümmchen herauszuschlagen,' meinte wohlwollend das Oberhaupt der Bettlergilde, ‚Student der Medicin ist ein schöner Titel. Vorerst,' sagte er mir, ‚müssen wir zu Rothschild gehen. Da schreiben Sie einen Brief ab' — er legte mir das vollständige Concept hin —, ‚geben Sie sich für einen Studenten der Medicin aus und verlangen Sie einen höheren Betrag, um sich besser kleiden zu können. Bis Sie die Antwort von dem Almosenier des Hauses Rothschild erhalten haben, wird die ‚Fleppe' (Beweispapiere) in Ordnung sein. Das wäre das Eine. Jetzt können Sie gleich auch an die Königin von Neapel schreiben, die für Oesterreicher sehr mildthätig ist. Wenn Sie da geschickt ankommen, haben Sie nicht etliche Francs in Briefmarken, sondern schöne Banknoten. Wie schade, daß Sie nicht serbisch sprechen, denn da könnte man den König Milan bei seiner Rückkehr nach Paris aufsuchen; es kommt ihm auf ein paar Goldfüchse nicht an. Das ist wirklich fatal, daß Sie auch nicht ein Wort serbisch verstehen, da Sie sich inzwischen der Familie Karageorgiewitsch vorstellen könnten, die für die armen Serben stets hülfsbereit ist. — Sind Sie Freimaurer?' forschte der Talfer weiter. ‚Nein.' ‚Das auch

nicht? Was sind Sie denn eigentlich?' Durch eine zweite Chopine warm gemacht, erklärte der ‚Obertalser': ‚Ich habe noch einige Freimaurerdiplome in blanco. Gib zehn Francs her' — er duzte mich bereits —, ‚dann zeige ich Dir alle Erkennungszeichen, und Du kannst dann alle Logen besuchen.' Die Diplome, welche in englischer, spanischer und französischer Sprache abgefaßt sind, werden in einer Buchhandlung im Quartier Latin gekauft und ausgefüllt. Die Siegel werden durch einen Gipsabdruck so gut als möglich hergestellt. Die Falsificate sind so täuschend, daß selbst die schärfsten Beobachter sie für echt ansehen müssen. ‚Früher hatten wir noch akademische Diplome, die uns große Dienste leisteten; allein sie wurden so oft mit Bleichkali gewaschen, daß sie absolut nicht mehr dienen können.' Auch Empfehlungsbriefe einer Botschaft oder eines Consulats, die auf besonderem Papier mit dem entsprechenden Kopfe geschrieben sein müssen, besaß der dunkle Ehrenmann. Während des Gespräches war eine junge Frau in das Local getreten und hatte sich meinem Tischnachbar genähert. Es war die Geliebte des Schwindlers, die im Laufe des Tages zwei ‚Gänge' gemacht hatte; einmal als Wittwe mit einem gefälschten Todtenscheine und dann als Reconvalescentin, die eben aus dem Spital entlassen worden war, selbstverständlich wieder mit einem falschen Spitalzettel. Sie war gekommen, um ihrem Geliebten zu sagen, daß sie ein Zimmer in einem Hôtel für einige Tage gemiethet habe, da der protestantische Pastor, an den sie sich gewendet, Erkundigungen einzuziehen pflegt."

Eine ähnliche Schilderung gab ein englischer Correspondent der „Kölnischen Volkszeitung" im Jahre 1893. Er besuchte in Begleitung eines Mannes, der bei ihm gebettelt hatte, in der Tracht eines Bettlers eine Reihe von Unterkunftsstätten für arme Leute, unter Anderem auch die christliche Herberge. „In dieser findet man thatsächlich den Abschaum der deutschen Bevölkerung von London, und je schneller da eine Aenderung getroffen wird, desto besser. Da sitzen zwei Kerle und feilschen um ein Taschenmesser, welches sie zusammen irgendwo ausgespannt; dort berathen zwei andere Kerle, in welcher Weise sie am nächsten Tage, einem Mittwoch, die deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft betrügen könnten; dort sitzt ein alter, bekannter Bettelbriefschreiber und unterrichtet einen unlängst herübergekommenen Kellner, wie er sich Empfehlungsbriefe an die Unterstützungsgesellschaften besorgen könne, welche Herren leicht ‚heranzukriegen' seien ꝛc. Wir mischen uns in die Unterhaltung, und ich verlange von dem ‚mildthätigen Herrn' auch einige Adressen. Selbstverständlich hatte ich 3 Pence Vorschuß zu zahlen und das Versprechen zu geben, daß ich ein Drittel des Eingeheimsten an ihn abführen werde, sobald ich die ‚Asche' erhalten. Darauf erhielt ich eine Liste von Namen und Adressen solcher Herren, an die ich mich zunächst wenden solle. Der Spaß wurde mir noch dadurch versüßt, daß mein eigener Name und meine Adresse so ziemlich am Kopf der Liste aufgeführt war, und daß der Kerl es mir besonders ans Herz legte, ‚mit dem Herrn recht vorsichtig zu sein'. Ein Brief sei nur schwer von ihm zu erhalten; ‚wenn er aber einen Brief gibt, so wird der so prompt ausgezahlt, wie eine Bank of England-Note!' Ich hätte dem Kerl vor Vergnügen ins Gesicht lachen können. Jedenfalls erhielt am nächsten Tage auf der Deutschen

Unterstützungsgesellschaft auf meine Veranlassung kein Mensch eine Unterstützung, der die Adresse in Leman-Street angab."

Mayhew, der Verfasser des sehr lehrreichen, allerdings schon in den sechziger Jahren erschienenen Werkes „London Labour and the London Poor", widmet der Herstellung von Bettleradreßbüchern und Bettelbriefen einen besonderen Abschnitt, in dem er u. A. die Aufzeichnungen eines Künstlers auf diesem Gebiete mittheilt, aus welchem folgende köstliche Probe wiedergegeben werden möge: „C. J. C. — Westby House. Gentleman, literarisch thätig, schreibt . . . Als entfernter Verwandter von G. F. Cook und abgebrannter Buchhändler vorgestellt. Erhielt 2 £ 2 sh. — NB. gab mir einige seiner eigenen Bücher zu lesen; solch ein Blödsinn; kam am 5. wieder; erzählte ihm, was das für ein wundervolles Buch sei, wohl das Beste seit dem ‚Vicar of Wakefield'; gab mir 1 £ mehr — sehr netter Mann; künftig wieder zu besuchen." Im weiteren Verlauf beschreibt Mayhew die verschiedenen Arten von Bettelbriefschreibern, unter denen eine Species besonders blüht, nämlich die Gedichte zu bestimmten festlichen Gelegenheiten, wie Hochzeit, Taufe, Begräbniß ꝛc. versendet. Hieran hat sich im Laufe der neueren Zeit nicht sehr viel geändert, wenn auch anerkannt werden muß, daß die große englische Wohlthätigkeitsgesellschaft, die Charity Organisation Society, durch ihre umfassenden Ermittelungen und die Anlegung von Registern über Bedürftige und solche, die dies zu sein vorgeben, dem Mißbrauch etwas abgeholfen hat. Doch gab der Secretär dieser Gesellschaft noch vor ganz kurzer Zeit einem Mitarbeiter der Münchener „Allgemeinen Zeitung" eine hierhin gehörige, sehr interessante Auskunft, die in der Nummer vom 5. November 1899 veröffentlicht wurde. Sie lautet: „Wir besitzen ein ausführliches Verzeichniß aller Bettelbriefschreiber von Beruf, einschließlich ihrer Personalien und Proben ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Es gibt in London über 500 Personen, die auf diese Weise von der Wohlthätigkeit Anderer leben. Sie gehören den verschiedensten Gesellschaftsclassen an, von der niedrigsten fast bis zur höchsten. Einzelne arbeiten in Gemeinschaft, Andere für sich allein. Das Geschäft ist von ihnen vollständig zu einer Kunst, oder vielleicht besser gesagt, zu einer Wissenschaft ausgebildet worden. Sie führen von allen anerkannt wohlthätigen Personen genaue Listen, die sie unter sich circuliren lassen, und sie kennen überdies die kleinen Schwächen der gutmüthigen Leute, an die sie sich wenden. Einem alten Officier gegenüber bekennt sich der Bettelbriefschreiber als ausgedienten Soldaten, der mit ihm einen Feldzug in irgend einer Colonie mitgemacht hat; dem Edelmann gegenüber als den Sohn eines seiner früheren Pächter. Mitleidige alte Damen erhalten häufig Briefe von einer armen Mutter, die sich mit ihrem neugeborenen Kindlein in großer Noth befindet. Vor drei bis vier Jahren kam es ja, wie Sie sich erinnern werden, sogar vor, daß ein Minister das Opfer eines äußerst schlauen Betrügers wurde, der sich für einen um den Staat verdienten Schriftsteller ausgab, und dem der Minister, d. h. Mr. Arthur Balfour, eine Unterstützung aus der Staatskasse verschaffte. Viele dieser Bettelbriefschreiber arbeiten, wie gesagt, in mehr oder minder größerer Zahl gemeinschaftlich. Eine der thätigsten und mit der größten

Beharrlichkeit arbeitenden Banden hat ihren Sitz in West-London. Der Führer derselben hat ungefähr vierzig Leute, die unter ihm arbeiten. Er besitzt das Geschick, die verschiedenartigsten Handschriften nachzumachen, Zeugnisse und andere Schriftstücke so ‚auszubessern', daß ihr Inhalt dadurch gänzlich verändert wird, sowie officielle Documente aufzustellen, die durchaus den Anschein der Echtheit an sich tragen." Um dies zu beweisen, ließ der Secretär einige Mappen der Gesellschaft bringen und zeigte mir mehrere Briefe und Schwindelzeugnisse, die dieser Mann geschrieben und versandt hatte. Die von diesem König der Bettler ausgefertigten Schriftstücke waren allerdings so geschickt hergestellt, daß sie jeden Ahnungslosen unbedingt täuschen mußten. Da fanden sich Zeugnisse auf correctem amtlichem Papier mit der gedruckten Adresse und im schönsten amtlichen Stil geschrieben, rührende Briefe von hungernden Handwerkern und klagenvolle Bittschriften, die offenbar mit zitternder Hand geschrieben waren und die Erregung und Sorge des Absenders bekundeten. Und alle diese Schriftstücke waren von demselben Mann erdacht und geschrieben! „Ein anderer großer Bettelbriefschreiber," fuhr der Secretär fort, „der seine Briefe aus einer kleinen Straße im Bloomsbury-District datirt, besitzt ein sehr hübsches Häuschen in Harrow. Von verschiedenen der Bettelbriefschreiber wissen wir, daß sie in ziemlich theuren Häusern leben, Dienstboten halten und sich allerlei Luxus gestatten. Sie versehen ihre Briefe mit Pseudoadressen. Die betreffenden Hauswirthe machen ein Geschäft daraus, indem sie die Briefe für allerlei Schwindler empfangen, die gar nicht bei ihnen wohnen, sondern nur zu gewissen Tageszeiten erscheinen, um ihre Briefschaften abzuholen. Unter dem Deckmantel dieser Pseudoadressen geschehen viel Betrügereien und Verbrechen. Sie sollten daher als ungesetzlich erklärt werden."

„Können nicht die Bettelbriefschreiber auf irgend eine Weise bestraft werden?"

„Es ist sehr schwer, ihnen an den Kragen zu kommen. Die meisten der angeführten Leute lehnen es ab, sie zu verfolgen, selbst wenn wir aufs Allerdeutlichste das Vorhandensein einer Betrügerei entdeckt haben. Außerdem muß man die genauesten und klarsten Beweismittel haben, und auch dann verurtheilt der Richter den Angeklagten häufig nur zu einer sehr geringen Gefängnißstrafe."

Auch in Berlin blüht die Bettelbriefschreiberei in hohem Maße. Im Jahre 1893 wurde vor der dritten Strafkammer des Berliner Landgerichts I ein gewisser L. zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Er schrieb gewöhnlich an hochgestellte Personen einen in salbungsvollem Tone gehaltenen Bettelbrief, schilderte unter Beifügung eines Attestes des „Vereins gegen Verarmung und Bettelei" seine Nothlage in den ergreifendsten Farben und bat um eine Unterstützung, da er, fast von Allem entblößt, mit seiner Frau und seinen Kindern dem Hunger preisgegeben sei. Solche Bettelbriefe erhielten beispielsweise der Hausmarschall des Kaisers, Frhr. v. Lyncker, der französische Botschafter Herbette, der englische Botschafter Sir Malet, die Generalin v. Bülow und Andere. Der Briefschreiber, der immer erklärte, daß er sich an einem bestimmten Tage persönlich vorstellen und sein Attest abholen wolle, kam nicht

zum Ziele; denn die Herrschaften entsprachen dem rührsamen Gesuche nicht sofort, sondern zogen erst Erkundigungen bei dem „Verein gegen Verarmung" ein und erfuhren hier, daß sie das Opfer eines Schwindlers werden sollten, der die Atteste gefälscht hatte. L. wurde in Folge dessen festgenommen und wegen versuchten Betruges angeklagt. Auf die Frage, woher er die Atteste habe, erklärte er, daß man solche Sachen in jeder „Herberge zur Heimath" leicht für den Preis von 10 Pfennigen das Stück sich beschaffen könne.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhange noch, daß in Paris der Bettlerstand ein eigenes Organ besitzt.

Dieses Blatt für „Haus-, Kirchenthür- und Straßenbettelei" heißt „Das Journal der Bettler" und wird in Paris als „Manuscript" gedruckt. Es besteht aus nur einem Blatte und enthält jeden Morgen — es ist ein Morgenblatt — die vollständige und genaue Liste aller einträglichen Feierlichkeiten des Tages, wie Hochzeiten, Taufen, Begräbnisse u. s. w. Die Feste der reichen Leute werden besonders hervorgehoben. In einer anderen Rubrik veröffentlicht das „Journal der Bettler" die Nummer der Wohnungen reicher und mildthätiger Leute mit der Angabe der besten „Besuchsstunden". Ferner unterrichtet es über die beste Bettelmethode; denn die Angebettelten wollen je nach ihren Neigungen und Schwächen behandelt werden. Der Eine gibt nur Almosen, wenn man ihn „gnädiger Herr" oder „Herr Graf" titulirt, ein Anderer will ehrfurchtsvoll gegrüßt werden u. s. w.

Diese auf die Persönlichkeit der Anzusprechenden zugeschnittene Form der Bettelei ist von besonderer Bedeutung und kommt namentlich in der dreisten Behauptung einer Gemeinschaft in Confession, Landsmannschaft, Beruf u. s. w. zum Ausdruck. Unter diesen Formen der Bettelei nimmt mit unbestrittener Priorität, was sowohl das Alter der Form als auch die Ausdehnung angeht, die auf der Confessionsgemeinschaft beruhende religiöse Heuchelei, und zwar nicht nur in katholischen Ländern, die weitaus erste Stelle ein. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung die Erzählung von Paulian in seinem erwähnten Buche. Es heißt dort: „Eines Tages plauderte ich mit einer Lumpensammlerin, deren Vertrauen ich gewonnen hatte; sie erzählte mir von den Bemühungen evangelischer und katholischer Geistlicher, kirchliche Gesinnung unter der Bevölkerung ihres Stadttheiles zu verbreiten. Alle Sonntage, so erzählte sie, erhalten wir den Besuch eines Herrn im langen Ueberrock; er theilt an die Kinder Bücher aus und dringt in uns, sie in der protestantischen Kirche taufen zu lassen. Am Sonnabend ist der Tag des Herrn Curaten und der barmherzigen Schwestern, die den Kindern heilige Bücher und Süßigkeiten schenken. Die Schwestern rathen uns, die Kinder in der katholischen Kirche taufen zu lassen. — ‚Wer hat nun den größten Erfolg, der Curat oder der Pastor?' fragte ich. — ‚Das hängt von den Eltern ab!' — ‚Nun, sind Ihre Kinder z. B. in der evangelischen Kirche getauft?' — Gegenüber dieser bestimmten Frage zögerte die Frau einen Augenblick mit der Antwort, sagte dann aber ganz unbefangen: ‚Um die Wahrheit zu gestehen: mein Kind ist zwölfmal evangelisch und vierzehnmal katholisch getauft worden;' — und als sie mein Erstaunen wahrnahm, fügte sie hinzu: ‚Der Winter ist so rauh gewesen; jede Taufe hat mir einen Franc und ein neues Kleid eingebracht.'"

In einer Reihe von Artikeln über die gewerbsmäßigen Bettler spricht der „Temps“ (September 1893) von der auf Collegen und Verwandte berechneten Bettelei: „Da ist beispielsweise der alte Schulkamerad, von dem Du weder Namen noch Gesicht in Erinnerung hast, der sich aber noch deutlich der Preise erinnert, die Du in der Rhetorik auf der Schule gewonnen hast, und der Dir unaufhörlich schmeichelhafte Sachen sagt. Andere sind wieder vorzüglich über Deine Angehörigen unterrichtet und erinnern sich noch deutlich des lieben Großonkels, den Du leider nicht mehr gekannt hast, und der ein so lieber und prächtiger Mensch war. Dann erscheint wohl auch der Alte mit dem würdigen weißen Bart, der Dich noch als ganz kleinen Jungen gekannt und Deinen ersten Spielen zugesehen hat.“

Ich selbst bin sehr häufig von schriftstellerischen Collegen in ähnlicher Weise angegangen worden und kenne kaum einen Arzt, der bei gelegentlicher Berührung dieses Gegenstandes nicht gleichfalls von derartigen Anzapfungen zu erzählen wüßte, die freilich, wenn man näher darauf einzugehen sich die Mühe gibt, sehr leicht in ihrer Unwahrheit zu erkennen sind. So besuchte mich gelegentlich ein seiner äußeren Erscheinung nach den besseren Kreisen angehöriger Mann, der das Gespräch damit einleitete, daß er mit großem Interesse meinen letzten Artikel in der „Monatsschrift für . . .“ gelesen habe; auch er habe öfters für dieses Blatt geschrieben und freue sich, einen Collegen begrüßen zu können, der in der Wissenschaft einen so hohen Rang einnehme. Er lenkte dann das Gespräch auf die schlechte Bezahlung der Leute von der Presse und gestand mir zögernd, daß er beispielsweise gegenwärtig geradezu sich in Verlegenheit befinde. Die Frage, ob ich ihm aus seiner Verlegenheit helfen könne, drängte sich naturgemäß auf. Fast schämte ich mich, hinzuzufügen, er möge es mir nicht übel nehmen, wenn ich von ihm als einem mir gänzlich unbekannten Menschen irgend eine Legitimation erbitte. Da er angeblich ganz in der Nähe Wohnung genommen hätte, könne es ihm nicht schwer fallen, von dort aus irgend ein Ausweispapier zu holen; ich würde gern so lange auf ihn warten. Insbesondere bat ich ihn, mir die Briefe einiger angesehener Fachgenossen zu zeigen, auf die er sich im Gespräch berufen hatte. Er ging nach einigem Zögern auf meinen Wunsch ein, entfernte sich, ich wartete und, — „Roß und Reiter sah man niemals wieder“. Einige Tage später erzählte mir ein befreundeter Arzt von einem verarmten Collegen, auf den die Beschreibung meines literarischen Freundes vollständig zutraf; er hatte ihm 30 Mark gegeben, die er in wenigen Tagen zurückerhalten sollte; er wartet aber noch heute darauf.

Pastor S. erzählt in den „Fliegenden Blättern vom Rauhen Hause“ einen dahin gehörenden Vorfall:

„Da tritt in meine Stube ein Herr, der sich mit feiner Verbeugung als Assessor von Lubinski vorstellt und erzählt, daß er in Cassel bei der Weserstrom-Baugesellschaft gearbeitet habe. Plötzlich habe er die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung seiner in Berlin wohnenden Mutter erhalten und sei mit dem nächsten Schnellzuge abgereist, um zu ihr zu gelangen. In der That hat er ein Zeugniß mit einem Blaustempel jener Gesellschaft bei

sich; andere Papiere fehlen, die eilige Abreise erklärt das, sie soll auch plausibel machen, daß der Herr den Umweg über Hannover gewählt hat. Hier sind ihm natürlich die Mittel für die Weiterreise ausgegangen, und nun bittet er dringend und immer dringender: ‚Helfen Sie mir, Herr Pastor, daß ich zu meiner Mama komme, ehe sie stirbt.‘

„Ich bin etwas skeptisch, stelle diese und jene Frage, lasse mir erzählen, wo Herr von Lubinski das Gymnasium besucht hat, und lege ihm dann meinen Xenophon, Anabasis‘ vor, der schon öfter gute Dienste geleistet hat. ‚Dürfte es vielleicht französisch sein?“ — „Aber, Herr Assessor, Sie werden doch die Sprache noch kennen!‘ — Jetzt sieht er sich entdeckt, der Angstschweiß perlt auf seiner Stirn: er ist nun auch bereit, die rechten Papiere aus der Tasche hervorzuholen und entpuppt sich als ein früherer Restaurateur aus Berlin. Bei sich führte er eine Menge von Bittschriften, die an die Geistlichen, an Officierscorps und an einige wohlthätige Commercienräthe in Hannover gerichtet sind, sämmtlich unterzeichnet: ‚Assessor von Lubinski‘. Er hat einen großangelegten Beutezug in unsere Stadt geplant, ist aber glücklicher Weise gleich Anfangs ertappt und wird nun, nachdem ihm die Nothwendigkeit einer ernsten und heilsamen Belehrung vorgestellt ist, der Polizei überliefert.“

Eine sehr beliebte Maske ist auch die des Militärkameraden und des alten, im letzten Feldzuge oder bei einer Seeschlacht verwundeten Kriegers oder Seemannes. Mayhew gibt hierfür eine große Zahl interessanter Belege. In frischester Erinnerung steht noch der amerikanisch-spanische Krieg. Alle größeren Städte Nordamerika's werden in Folge dessen zur Zeit von einer besonderen Sorte von Kriegern unsicher gemacht, die in jammervollem Zustande, mit zerfetzten Uniformen und vielfach durchschossenen Kopfbedeckungen durch die Straßen irren und das Mitleid und Interesse der Mildherzigen durch allerlei schreckliche Geschichten vom Kriegsschauplatz derartig zu erregen wissen, daß ihnen höchst selten das Geld in Gestalt von Kupfer, desto häufiger aber in gutem Silber in die zerlumpten Taschen fließt. Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser zweifelhaften Individuen machte sich der eigenthümliche Umstand bemerkbar, daß die Geschäfte der Trödler und Pfandleiher niedrigsten Ranges, in denen sonst alle Uniformen in größter Auswahl zur Schau gestellt waren, jetzt fast sämmtlich ausverkauft haben, und da, wo man noch einzelne dieser jetzt so sehr begehrten Reliquien entdecken kann, wird mehr für sie gefordert, als sie nagelneu gekostet haben mochten. Die Ursache hierzu ist leicht erklärt. Jene Species von Leuten, die zu faul zum Arbeiten sind und auf alle mögliche, nur nicht ehrliche Weise in den Besitz von Geld zu gelangen suchen, hat jetzt ein neues und überaus einträgliches Feld für ihre Thätigkeit gefunden. Es wäre auch schade, die augenblicklich für derartige Manipulationen so günstige Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen. Die neueste Gaunerei der geriebenen amerikanischen Strolche besteht also darin, sich als invalide Soldaten zu geriren, und angethan mit den absichtlich zerrissenen alten Uniformstücken, den Kopf meistentheils verbunden und auf Krücken einherhumpelnd, gelingt es den verschmitzten Betrügern, mit wenigen Ausnahmen Jeden davon zu überzeugen, daß sie wo möglich unter dem allvergötterten Admiral Dewey mit-

gefochten und in dem Angriff auf den Hügel bei San Juan verwundet, in die Hände der Spanier gefallen und dann furchtbaren Leiden in Cuba ausgesetzt gewesen seien. Diese Erzählungen klingen alle so glaubwürdig und Erbarmen heischend, daß ein guter Patriot selten hart zu bleiben vermag. Die zerfetzte Uniform ist auch der beste Passirschein, um in die Bureaux und Localitäten reicher Geschäftsleute zu gelangen, zu denen gewöhnliche Strolche sonst nie Zutritt erhalten. Selbst Russel Sage, der Eisenbahn-Millionär, ist von einem solchen Humbug-Krieger gründlich hineingelegt worden. Im Comptoir dieses New Yorker Geldmenschen, der weit eher zum Geiz als zur Freigebigkeit neigt, erschien ein elend aussehender Mann, an dessen Körper die Ueberbleibsel der Uniform eines bekannten Milizregiments hingen; der linke Arm befand sich in einer Schlinge, und sein linkes Bein zog der Unglückliche nur mit großer Mühe hinter sich her. Er war selbstredend mit Dewey gewesen und erst vor wenigen Tagen in diesem bejammernswerthen Zustand zu seiner Familie zurückgekehrt, die er im tiefsten Elend gefunden habe. Wenn sich nun nicht bald Jemand seiner erbarme, dann müsse er zum Dank dafür, daß er Kraft und Gesundheit dem Vaterlande geopfert hätte, mit den Seinen verhungern. Mr. Sage hat, wie er nachher selbst erzählte, den bedauernswürdigen Krieger mit einer nicht unbedeutenden Summe fortgeschickt. Die Armee der „Schwindel-Soldaten" wird mit jedem Tage größer, und obwohl es der Yankee längst weiß, daß er es nur höchst selten mit einem echten Dewey-Krieger zu thun hat, bekommt er es doch nicht fertig, sobald er nur ein Stück Uniform sieht, die erbärmlichen Bittsteller von sich zu weisen.

Einen hierhin gehörigen Fall veröffentlichte auch kürzlich das Polizeipräsidium von Berlin durch folgende Erklärung:

„Der angeblich Unglückliche, welcher, bekleidet mit einer Bergmannsuniform und geschmückt mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Classe, unter Zurschaustellung eines schweren rheumatischen Leidens durch ‚Rutschen' sich nur mühsam fortbewegte, das Mitleid der Passanten zu erregen versucht und anscheinend damit recht gute Geschäfte gemacht hat, ist in der Person eines wegen Diebstahls, Unterschlagung, Bedrohung, intellectueller Urkundenfälschung u. s. w. nicht weniger als siebzehnmal mit Gefängniß und Zuchthaus vorbestraften Menschen Namens H. ermittelt und in das Untersuchungsgefängniß eingeliefert worden. H. ist niemals Soldat gewesen, ist vielmehr auch wegen Entziehung der Wehrpflicht vorbestraft, will vorübergehend als Schlepper auf einer Zeche gearbeitet haben; als solcher ist er jedoch, wie er selbst angibt, nicht verunglückt, sondern erst lange nach seiner Entlassung erkrankt. Geschädigte Personen werden ersucht, sich in den Vormittagsstunden der Wochentage bei der Criminalpolizei, Zimmer 43, zu melden."

Die in den zuletzt erwähnten Beispielen angeführten Gattungen von Bettlern gehören zum Theil schon der zweiten Gruppe an, die den Schein der Bedürftigkeit vortäuscht und so ihre Wirkung weniger auf die einzelne Persönlichkeit als auf alle mildthätigen Seelen berechnet. In der Regel bilden Krankheit und körperliche Gebrechen den Ausgangspunkt dieser Gattung, so daß in der Regel ein gewisser Grad von Bedürftigkeit vorliegt, der nur dem

Zweck entsprechend übertrieben wird, wenn auch die directe Vorspiegelung eines Leidens nicht selten ist. Die Täuschung beruht hier wesentlich darauf, daß wegen des wirklichen oder vorgeblichen Leidens Bedürftigkeit vorhanden sei, während thatsächlich für diese Classe von Bedürftigen hinreichend gesorgt ist oder sie selbst im Besitz von Vermögen sind. Der Erfolg wird aber so leicht gewonnen und ein so großer Gewinn erzielt, daß nicht leicht Jemand von diesem Erwerbszweige wieder abgeht. Hier entwickelt sich der Bettelbetrieb von der einfachen, häufig nicht unbegründeten Bitte bis zur völlig kunstmäßig geübten Bettelei. In erster Linie stehen zwar körperliche Gebrechen, wie Verstümmelung, Verkrüppelung, Blindheit, Epilepsie und dgl., die auch in der älteren Literatur der Frage, so namentlich in dem „Liber vagatorum", eine bedeutende Rolle spielen. Gesunde Personen, die sich anscheinend in Krämpfen auf der Straße wälzen und künstlichen, durch Seife hervorgebrachten Schaum vor dem Munde haben, Personen, die vollkommen sehen können, mit einer dunklen Brille, Personen, die einen Arm unter den Rock oder einen Fuß an ein Stelzbein schnallen, obwohl beide ganz gesund sind, gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen dieser Gattung. Paulian erzählt u. A. von einem Stumpfarm. Die Hand steckte einfach in einer Schachtel, die den Armstumpf täuschend nachahmte. Auch durch Anlegen der Hand an die Schulter wird der Stumpfarm gebildet. Der Einarmige hat einfach einen Arm fest an den Rumpf gebunden. Die Kleider werden darüber gezogen, ein kleines Polster stellt den Armstumpf dar. Falsche Blinde, Lahme und Taubstumme hat Paulian in großer Zahl zur Strecke gebracht. Falsche Krüppel werden besonders in einigen spanischen Gebirgen hergestellt. Schwächliche Knaben werden von Jugend auf gewöhnt, die Beine fest zusammen zu legen. Der Fuß wird seitlich gebogen, die Hose macht das Uebrige, an den Knieen bilden sich Schwielen und Narben durch die Berührung mit dem Boden. Der Beinstumpf ist dadurch täuschend hergestellt. Ein solcher Krüppel spielte seine Rolle so gut, daß ihm nicht beizukommen war. Der von der Polizei zugezogene Arzt zweifelte und entdeckte den Betrug erst, als er den Menschen chloroformirt hatte. Beim Erwachen wurde er förmlich rasend, als er seine befreiten Beine gewahrte. —

Gegen das Betteln der Krüppel wendete sich kürzlich die Breslauer Armendirection in nachstehender Veröffentlichung in den „Blättern für das Armenwesen": „Eine Persönlichkeit der erwähnten Art ist auch der frühere Schlosser Ed. Aßmann. Derselbe hat durch einen Unfall beide Unterschenkel verloren. Seitdem bewegt er sich auf Stelzbeinen mühsam fort. Meistens aber engagirt er sich einen Träger, der ihn auf den Rücken nimmt, und den er aus den Erträgnissen seiner Betteleien lohnt. Die aus diesen reichlich fließenden Quellen stammenden Geldbeträge pflegt er dann mit Gesinnungsgenossen und liederlichen Dirnen zu vertrinken. Polizeilicherseits wurde er wiederholt aufgegriffen und ins Armenhaus eingeliefert. Am 2. Mai 1898 Vormittags verließ Aßmann das Armenhaus ohne Geldmittel. Nachmittags gegen 4 Uhr wurde er Seitens der Polizeiorgane in total berauschtem Zustande aufgegriffen, und es fand sich ein Geldbetrag von 3 Mark 13 Pf. vor, den

Aßmann außer dem von ihm bereits verprahten Gelde der Bettelthätigkeit weniger Stunden verdankte. Im August 1898 verließ er das Armenhaus und erhält sich seitdem, soweit bekannt, wiederum auf die erwähnte Weise, hat sich jedoch der polizeilichen Beobachtung bisher zu entziehen gewußt. Es wird ersucht, auf denselben aufzupassen und, falls er beim Betteln betroffen wird, schleunigst an uns Mittheilung zu machen."

Der „Temps" zählt in seinen oben erwähnten Artikeln die falschen Epileptiker, die sogenannten „batteurs de dig-dig", auf. Sie werfen sich auf der Straße nieder und gerathen in Zuckungen. Ein würdig aussehender Mann, in Verbindung mit dem „batteur", wendet sich gerührt an die umstehende Menge und fordert sie zu Gaben für den Bedauernswerthen auf. Wenn die Sammlung beendigt ist, hebt er den Kranken auf, nimmt ihn unter den Arm, um ihn einem Hospital zuzuführen. Zuweilen erscheint die Polizei und veranlaßt die ärztliche Untersuchung, die natürlich zur Entlarvung führt; der Sammler ist inzwischen mit der Einnahme verschwunden. Der „Temps" fügt die sehr richtige Bemerkung hinzu: „Merkwürdiger Weise kommt aber Niemand in der Menge darauf, den vorgeblichen Kranken zu einem Arzte zu führen."

Ein typisches Beispiel dieser Art brachte kürzlich der „Berliner Localanzeiger" in der Nummer vom 23. Juli 1899. Die Mittheilung lautet: „Vor einigen Tagen wurden Passagiere eines Pferdebahnwagens der Linie Hansaplatz-Greifswalderstraße auf einen, dem Arbeiterstande angehörigen Mann aufmerksam, welcher mit verbundener linker Hand den Wagen am Schöneberger Ufer bestieg und allem Anschein nach die gräßlichsten Schmerzen zu erdulden hatte. Ein in dem Wagen befindlicher Herr aus Charlottenburg fragte den Mann nach der Ursache seiner Verletzung und erhielt die von Jammern und Wehklagen unterbrochene Antwort, daß der Verunglückte nach sechswöchiger Arbeitslosigkeit an dem Tage mit Abladen von eisernen Trägern beschäftigt worden wäre, wobei ihm ein Träger auf die Hand gefallen sei und dieselbe zerschmettert habe. Nach Anlegung eines Nothverbandes in einer Unfallstation wäre er im Begriff, trotz der furchtbaren Schmerzen zu seinem Brotherrn in der Klopstockstraße zu fahren, um sich den Tagelohn von 2 Mark 50 Pf. zu holen, den er nothwendig gebrauche, da seine Frau im Wochenbett läge und vier Kinder zu Hause hungern müßten. Diese Schilderung veranlaßte natürlich die Insassen des Wagens, dem Mann Unterstützungen zu Theil werden zu lassen; außerdem schrieb sich oben genannter Herr die Adresse des Mannes: ‚Krausner, Frankfurter Allee 129' zu weiterer Hülfe auf. Am Tage darauf machte sich die Frau des Herrn auf den Weg nach der Wohnung dieser armen Familie, um, mit allen möglichen Vorräthen versehen, helfend einzugreifen. Dort angelangt, fand sie die Familie in der angegebenen Wohnung nicht, mußte vielmehr von der Verwalterin des Hauses hören, daß der Mann gar nicht dort wohne, wohl aber ob seiner Schwindeleien genügend bekannt sei, da in kurzen Zwischenräumen wiederholt Herrschaften kommen, um die Familie zu unterstützen. Der Mann soll in ähnlicher Weise, die verschiedensten Verletzungen heuchelnd, betrügerisch auftreten und dann stets obige Adresse, mit geringen Abänderungen, angeben."

Zu einer wahren Kunstleistung gestaltet sich die Selbstmordindustrie, die eine Zeitlang in Paris blühte. Maxime du Camp gibt von einem selbst erlebten Vorfall in Folgendem Nachricht: „Am 28. August 1887, einem Sonntage, um die Zeit größter Frequenz auf den Quais in der Nähe der Champs-Elysées, stößt ein schlechtgekleideter Mann einen verzweifelten Schrei aus und stürzt sich bei der Alma-Brücke in die Seine. Es sammelt sich die Menge; sie sieht den Unglücklichen wieder auf die Oberfläche kommen, unzusammenhängende Bewegungen machen, wieder untertauchen, als ob er versinken würde. In diesem Augenblicke springt ein anderer Mann in den Strom, schwimmt angestrengt, erwischt den Ertrunkenen und bringt ihn mit aller Anstrengung aufs Trockne. Alle Welt läuft herbei; man umringt den Retter und den Ertrunkenen. Dieser erwacht scheinbar aus tiefer Bewußtlosigkeit und schreit: ‚Was hast Du gethan, warum hast Du mich nicht sterben lassen? Ich habe keine Arbeit und habe seit drei Tagen nichts gegessen!' Er steht auf und wendet sich wieder zum Flusse; man hält ihn zurück; er sträubt sich: ‚Laßt mich! laßt mich sterben!' Der Retter tritt dazwischen; er greift in die Tasche, zieht 50 Centimes heraus: ‚Da, nimm, es ist Alles, was ich habe; ich will gerne heute nicht zu Mittag essen.' Die beiden armen Leute küssen sich brüderlich, gerührt über die große Hingebung. Wer könnte einem solchen Schauspiel widerstehen? Alle Herzen thun sich auf, die Augen werden feucht, Jeder steckt die Hand in die Tasche. Kupfermünzen, Silbergeld, zwei Goldstücke fließen dem Unglücklichen zu, der seit drei Tagen fasten mußte. Die Kameraden entfernen sich, Arm in Arm, mit kleinen Schritten, so lange sie auf dem Quai sind, etwas schneller, als sie sich Chaillot nähern, im Laufschritte, als sie sich außer Sehweite glauben. Zwei Polizeiagenten, von Natur und Beruf mißtrauisch, hatten den Verlauf des Abenteuers mit angesehen; sie folgten den Gesellen und erreichten sie gerade, als sie in ein Wirthshaus hinein gingen, wo sie von einer wenig erbaulich anzuschauenden Gesellschaft erwartet wurden; das ergaunerte Geld wird auf den Tisch geschüttet; es erhebt sich ein Freudengeschrei, der Ertrunkene und sein Retter schütteln sich wie gebadete Hunde, und dann wird unter Hohngelächter über die ‚Dummheit dieser blöden Bourgeois' ein ‚Balthasar' bestellt. Drei Stunden später wurden die beiden Badegenossen, noch feucht, aber total betrunken, von den Polizisten, die ihnen nachgegangen waren, arretirt und zur Wachtstube gebracht, von wo sie dem Zuchtpolizeigerichte überwiesen wurden. Diese schlauen Burschen waren rückfällige Verbrecher, welche sich auf Kosten mitleidiger Seelen einen guten Tag machen wollten und gemacht hatten."

Die im Vorstehenden geschilderten Fälle sind gewiß nicht erfreulich, aber sie entbehren nicht eines gewissen Humors, und schließlich tragen dabei die Betheiligten auf eigene Rechnung und Gefahr ihre Haut zu Markte, die Nehmenden wie die Gebenden. Wahrhaft traurig und zu den entsetzlichsten und beklagenswerthesten Vorkommnissen gehört dagegen die gewerbsmäßige Benutzung von Kindern zum Betteln, eine gleichwohl in den Großstädten überaus gewöhnliche Erscheinungsform des Bettels. Ich entnehme einer Skizze von E. Berdan folgende Schilderung, die mit den von anderen Schriftstellern vielfältig bezeugten Thatsachen durchaus im Einklang steht.

„In London kann ein Jeder, der nur die rechten Bezugsquellen weiß, eine ganz unbegrenzte Zahl von kleinen Mädchen und Knäblein miethen oder selbst kaufen, um dieselben dann in den belebtesten Straßen der Großstadt öffentlich auszustellen und durch das herzerschütternde Aussehen seiner ‚hungernden Kleinen' von dem Mitgefühl der Passanten reichliche Almosen zu erschwindeln. Man kann in den Vorstädten Londons täglich zerlumpten und betrunkenen Männern und Frauen begegnen, welche unter kläglichem Absingen eines geistlichen Liedes, einen Säugling im Arm und fünf bis sechs größere Kinder an der Hand, langsam durch die Straßen schreiten und dabei mit schmerzerfüllten, thränenumflorten Blicken nach den Fenstern der Häuser emporsehen. Fast alle diese Kinder sind aber von den Eltern um eine geringe Summe täglich gemiethet worden.

„Der Kindermarkt hat seine ganz bestimmten Preise. Für etwa 30 Pf. sind kleine Knaben für den ganzen Tag zu haben, während ein kleines Mädchen nicht unter 60 Pf. abgegeben wird. Ein bildhübsches Mädchen mit langen, wohlgepflegten Lockenhaaren, im Alter von sieben Jahren, bringt heute seinen Eltern oder vielmehr Eigenthümern — denn den süßen Namen verdienen diese Unmenschen ja doch nicht — als sogenanntes ‚lockiges Düthchen' wöchentlich neun bis zwölf Mark baar ein. Dieses Kind wird absichtlich gut gepflegt und äußerlich rein gehalten. Die meisten Kinder, die ihren Zweck dann am besten erfüllen, wenn sie möglichst elend und ausgemergelt aussehen, bekommen sehr wenig zu essen und sind nur in die nothdürftigsten und dazu noch möglichst ekelhaften Lumpen gehüllt.

„In der Hauptstadt Frankreichs ist der Kinderbettel besonders stark und noch abstoßender ausgebildet als an der Themse. Sind es hier nur die kleinen und abgemagerten, im Uebrigen jedoch noch gesunde Kinder, die zu Bettelzwecken dienen, so sind es in Paris gerade die siechen, kranken, verkrüppelten, blinden und taubstummen Kleinen, welche, um die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, den ganzen Tag über bis ins Zwielicht der Abenddämmerung den Unbilden der Witterung preisgegeben werden. Die Rue de L'Esplanade ist diejenige Straße, in welcher man am öftesten solchen bettelnden Krüppelchen begegnen kann. Dieselben spielen auf dem Pflaster harmlos unter einander, fallen aber auf das Signal, das ihnen von einer abseits stehenden Frau gegeben wird, irgend einen Passanten an und weinen und heulen nach Almosen, so lange, bis sie befriedigt werden. Dort ist eine Schänke, in welcher sich die Bettelweiber zu ihren täglichen Bettelausflügen erst stärken und auch Kinder leihen. Zu dem Wirth dieser Schänke bringen die entmenschten Eltern jeden Morgen die Kinder, die sie für den betreffenden Tag vermiethen wollen. Dort finden sich dann die Bettlerinnen selbst ein, und nun beginnt ein Feilschen und Kreischen, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Oftmals schlagen zwei Weiber auf einander los, weil die Eine die Andere um einen Sou überboten und nun Aussicht hat, mit diesem schönsten, d. h. elendesten, triefäugigsten, buckligsten und erbärmlichsten der Kinder am Ende einen Franc mehr zu verdienen. Die Mutter des verschacherten Kindes aber springt dazwischen, bringt die Keifenden zum Schweigen und bezahlt einen Viertelliter Absinth, in welchem

der letzte Groll ersänft wird. So geht es fort, wie auf dem Jahrmarkte, bis alle Kinder vermiethet sind. Dann schlüpfen die Mütter unter dem Gewimmer der Kleinen, die sie in den Händen der Bettelweiber lassen, auf die Straße hinaus, und nun muß gerade das Gewimmer der Verlassenen die besten Batzen der mitleidigen Passanten bringen.

In Italien werden stimmbegabte Kinder von Amerikanern aufgekauft, um sie nach den Vereinigten Staaten oder nach Südamerika zu schaffen und dort an Musikcapellen und Sängergesellschaften zu verschachern. Die italienischen Zeitungen warnen beständig vor den Händlern, aber die Armuth, namentlich in den ländlichen Bezirken, macht es diesen leicht, trotzdem gegen eine verhältnißmäßig kleine Entschädigung Kinder zu erstehen, da ihnen hinterher in amerikanischen Häfen 400—500 Lire bezahlt werden. Wenn ein solcher amerikanischer Händler drüben seinen Transport Kinder verhandelt hat, kehrt er mit dem nächsten Dampfer nach Italien zurück und sucht dort Landestheile auf, in denen er noch nicht gewesen ist. Die Eltern der verschacherten Kinder sehen weder diese noch den Agenten wieder.

Auch in Ungarn, in dem Theile, in welchem die „Rastelbinder" und „Rattenfaller" oder „Kesselflicker" wohnen, wird ein fortwährender Handel getrieben. Eingeborene des Landes kaufen von den meist blutarmen Eltern Kinder von acht bis zehn Jahren und bringen sie ins Ausland. Hier müssen die Kinder zum Nutzen des Unternehmers mit ihren Mausefallen u. s. w. umherziehen und jeden Abend eine bestimmte Summe abliefern. Geht das nicht mit dem Verkauf der Waaren, so müssen sie den Rest zusammenbetteln; auch den Lebensunterhalt müssen sie sich erbetteln, wenn sie nicht verhungern wollen.

Ueber eine förmliche Kinderbettelanstalt in Budapest berichtet die österreichische Zeitschrift „Humanität" in der November-Nummer von 1899 Folgendes: „Die Polizei ist einer eigenartigen Ausbeutung des Mitleids, welches das Publicum armen Kindern entgegenbringt, auf die Spur gekommen. Der Maschinenschlosser Johann Wagner hielt in seiner gut eingerichteten Wohnung eine Anzahl von Bettelkindern mit Vorwissen der Eltern derselben als Pensionäre. Er gab den Kindern Kost und Unterstand, wofür ihm diese den Ertrag der Straßenbettelei abliefern mußten. Wer von ihnen weniger als zwei Gulden per Tag nach Hause brachte, wurde unbarmherzig geprügelt. Ein Detective, welcher Wagner in seiner Wohnung beobachtete, sah sieben Kinder von der ‚Arbeit' heimkehren und ihrem Brotherrn als Ergebniß ihrer Thätigkeit achtzehn Gulden auf den Tisch legen. Daß das Geschäft Wagner's florirte, ist daraus zu ersehen, daß man bei ihm ein auf 4000 Gulden lautendes Sparkassenbuch vorfand."

Ueber künstliche Albinos berichtete am 15. Juni 1897 das „Neue Wiener Tageblatt":

„In Stinica bei Zenng befindet sich die große Landesbettlerfabrik, in welcher die croatischen Bettler präparirt werden. Am Pfingstmontag waren auf dem Kirchweihfeste in Svaty Duh (Heiliger Geist) bei Agram zwei Albinos zu sehen. Die Polizei bemächtigte sich der Wunderkinder und ihrer zwei Führer. Selbstverständlich stammten auch diese Albinos aus der Bettlerfabrik Stinica. Die Augen der Albinos waren nicht blind, wohl aber roth an-

gestrichen, hingegen die weißen Haare waschecht; auf welche Weise die Haare so geworden, dürfte Geschäftsgeheimniß bleiben."

In Berlin ist kürzlich ein „Verein zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung" gegründet worden. In den von dem Verein herausgegebenen Mittheilungen finden sich die nachfolgenden Fälle verzeichnet:

„Ein Herr berichtet, daß allabendlich ein in Lumpen gehülltes sechsjähriges, schwächliches Mädchen auf der Weidendammerbrücke von einem Orgeldreher angehalten wird, bei den Vorübergehenden Gaben zu erbetteln. — Die Recherche durch Stadtmissionare ergab, daß das kleine Mädchen von dem Orgeldreher gemiethet war. Aus eigenen Berichten des Mannes ging hervor, daß das Mitleid der Leute für das frierende Mädchen so groß sei, daß er auf den Durchschnittsverdienst von täglich 20 Mark rechnen konnte. Die Häuslichkeit des Mannes war eher wohlhabend zu nennen. Seinen Sohn ließ er gut erziehen. Das gemiethete Kind war nicht aufzufinden.

„Die Eheleute S. aus dem Süden der Stadt haben zwei Knaben im Alter von sechs und fünf Jahren. Der älteste ist unehelich von der Mutter mitgebracht. Beide Eltern sind gewerbsmäßige Diebe, die Frau auch Berufsbettlerin. Zwei Jahre lang nutzte sie die Stadtmission aus. Dort erkannt, wandte sie sich an die Methodistengemeinde unter dem Vorwande, ihre Kinder getauft zu bekommen. Dies geschah auch wirklich, obgleich die Kinder durch Vermittlung der Stadtmission schon getauft waren. Sie gab stets an, eheverlassen zu sein, während sie in Wahrheit mit ihrem Manne zusammen lebte, wenn er nicht im Zuchthaus war. Im November 1898 hatte er eben eine zweijährige Zuchthausstrafe verbüßt, die Frau im Februar 1898 eine achtzehnmonatige Zuchthausstrafe. Die Kinder werden systematisch zum Betteln und Stehlen erzogen. Auf ihren Bettelgängen durch Berlin nahm sie meistens noch ein kleines, elendes, gemiethetes Kind mit, um die Herzen zu erwärmen. Sie hatte sehr viel Glück, fand stets mitleidige Menschen, und Augenzeugen berichten, wie die Familie, während sie nach des Tages Mühen Abends es sich gut schmecken ließ, bei einem nicht weniger als frugalen Abendbrot, wo die geistigen Getränke nicht fehlten, sich über das Mitleid der Leute lustig machte und darüber lachte, wie diese oder jene Dame mit Thränen in den Augen all das Leid und die Noth sich erzählen ließ von der armen Frau."

Zahlreiche traurige Beispiele dieser Art findet man in dem „Bulletin de la Société contre la Mendicité des Enfants," die sich die Bekämpfung dieses socialen Nothstandes zur besonderen Aufgabe gemacht hat.

Ein mehr erheiterndes Beispiel der Ausbeutung durch Kinder, das die New-Yorker Staatszeitung in der Nummer vom 31. Mai 1897 mittheilt, möge hier noch Platz finden: „Als eine junge Dame am Samstag Abend durch den City Hall-Park ging, boten ihr zwei Knaben, der eine etwa vierzehn und der andere etwa acht Jahre alt, Zeitungen zum Kaufe an. Sowie der ältere den jüngeren Jungen erblickte, schlug er ihm sein Zeitungspacket um die Ohren und schleuderte ihn bei Seite, worauf der Kleine bitterlich zu weinen begann. Die junge Dame, über dieses brutale Vorgehen des großen Jungen empört, drohte, ihn arretiren zu lassen, worauf der Bengel natürlich mit der .affen-

artigsten Behendigkeit von der Bildfläche verschwand. Da näherte sich die gutherzige Dame dem armen, noch immer herzbrechend schluchzenden Gemüsehandelten, überreichte ihm ein 10 Cents-Stück und wies zwei alte, ziemlich defecte Zeitungen, welche ihr der Junge darreichte, zurück mit den Worten: ‚Behalte Deine Zeitungen, und wenn jener brutale Bursche Dich wieder anrührt, rufe einen Polizisten und lasse ihn arretiren!' Kaum hatte sich die edle Wohlthäterin einige Schritte entfernt, als der Beschenkte mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt nach der Fontaine im Park sprang, wo sein älterer Kamerad auf ihn wartete, und demselben freudestrahlend das erbeutete Geldstück einhändigte. ‚Der Trick arbeitet gut, denn das macht für heute Nachmittag 90 Cents,' meinte der ältere Bengel, worauf sich das biedere Paar in den ‚Raub' ehrlich theilte und vergnügt mit dem Gedanken, daß die Dummen, Gott sei getrommelt und gepfiffen, niemals alle werden, auf den ‚nächsten' wartete."

IV.

Die Zahl der in den einzelnen Großstädten vorhandenen Bettler auch nur annähernd zu schätzen, halte ich für unmöglich. Die Angaben der „Charity Organisation Society" in New York, daß es dort etwa 10000 Bettler gebe, halte ich für ebenso vage wie die, daß in Deuschland die Zahl der Bettler und Landstreicher auf etwa 200000 anzunehmen sei. Die Bestrafungen, die wegen Bettelns verhängt sind, geben ebenfalls kein nur annähernd zutreffendes Bild, weil nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil zur Bestrafung gelangt, und meist Solche, bei denen noch andere Gründe zur gerichtlichen Verfolgung vorliegen. Aber allerdings ist anzunehmen, daß in den Großstädten eine nach vielen Tausenden zählende Schar von Bettlern vorhanden ist. Doch darf man nicht glauben, daß es sich hier immer um Leute handelt, die von Anfang an das Betteln gewerbsmäßig haben betreiben wollen. Diese gehören zweifellos zu den Ausnahmen. Die ganz überwiegende Mehrzahl hat zum ersten Male in der That mit einem Nothstand zu kämpfen, der durch Arbeitslosigkeit, Krankheit, Gebrechen und dergl. entstanden ist. Sie beginnen mit einer Bitte um Unterstützung bei der organisirten Armenpflege und Wohlthätigkeit. Erst wenn sie einmal gemerkt haben, wie verhältnißmäßig leicht ihnen die Erlangung von Unterstützung gemacht wird, finden sie es angenehmer, auf allgemeine Kosten zu leben als von eigener Hände Arbeit. Dann erst werden sie mit den bereits vorhandenen gewerbsmäßigen Bettlern, die dieselbe Stufenfolge durchgemacht haben, bekannt, gelangen auf die Straßen und in die Häuser, werden nun erst der prüfungslosen Wohlthätigkeit gewahr, um dann auch ihrerseits den planmäßigen Bettel zu beginnen, der mühelos große Einnahmen abwirft. Dann begnügen sich auch die, die ohne Unterstützung nicht leben können, nicht mit der bescheidenen, aber ausreichenden Hülfe, sondern ergänzen diese auf dem Wege der Bettelei, wenn auch hier zugegeben werden mag, daß die Unterstützung zuweilen nicht ausreichend ist.

Man braucht nur einen Blick auf die Mittheilungen zu werfen, die über die regelmäßigen Einnahmen aus dem Bettel vielfach vorliegen, um es begreiflich zu finden, daß die natürliche Neigung zur Erlangung müheloser

Gewinne, die keineswegs auf die ärmere Bevölkerung beschränkt ist, durch solche Erfolge in der Bettelei geradezu bestärkt wird. Paulian erzählt, daß ihm auf seinen Bettelfahrten jeder Tag eine gute Einnahme verschafft habe und obendrein Scheine für Brot, Milch, Fleisch, Kleider, Miethe, Fahrkarten, Arznei u. s. w. Ein falscher Lahmer bat ihn einmal zu Tisch, der sehr gut und reich besetzt war. „Wenn Sie einmal das Geschäft verstehen," sagte er, „können Sie es machen wie wir; übrigens tractirt heute der Blinde, der uns täglich 6 Francs Kostgeld zahlt," meinte der Wirth. Dessen Frau bettelte als Arbeiterin ohne Beschäftigung, die Tochter bettelt mit einem geliehenen Kinde. Herrmann theilt in einem Artikel aus Paris der „Vossischen Zeitung" vom 16. September 1892 Folgendes mit: „Eine Frau, der ich mehrfach Unterstützungen überbrachte, machte eine Badereise. Einmal, Sonntags Abends spät, hatte ich mit einem Herrn, einem alten ehrwürdigen Officier, bei einem Schankwirth zu thun. Während wir mit dem Wirth verhandelten, trat eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm in Begleitung zweier Männer in das offene Nebenzimmer. Sie warf das schlafende, sehr elend aussehende Kind in eine Ecke und ließ zwei Liter Wein, Brot und Käse bringen. Sie bezahlte Alles und gab jedem der Männer 5 Francs, nachdem sie ihre Einnahme gezählt hatte. Diese betrug 23 Francs und war an einem Sonntag Nachmittag erbettelt worden. Das Kind hatte sie für 1 Franc entliehen, wie alle mit Kindern in den Straßen bettelnden Frauen thun."

Der „Figaro" brachte kürzlich eine Notiz über eine alte Bettlerin, bei deren Tode man 30000 Francs in Geld und guten Werthpapieren fand. Der „Temps" zählt in seinen mehr erwähnten Artikeln eine Reihe von Fällen auf, wo es sich durchweg um Summen von nahe an oder über 100000 Francs handelt, die von Bettlern bei ihrem Tode nachgelassen wurden.

Ein Fall der allerneuesten Zeit mag noch besonders hervorgehoben werden: „Dieser Tage brach ein alter Bettler auf der Straße zusammen und war gleich todt. Er sah so schmutzig und abgerissen aus, daß es Ueberwindung kostete, den Mann zu untersuchen. Dabei fanden sich 10000 Francs in Banknoten in seinen Rock eingenäht. Dies ist jedoch noch nichts gegen Henri Vasnier, der, neunundsechzig Jahre alt, am 8. October in der Rue Trezel starb. Seine Armuth flößte Mitleid ein, weshalb Nachbarn ihm bereitwillig Almosen gaben und ihm Reste von Speisen, Brot, Karten für die Sparküche u. s. w. zuwandten. Vasnier bettelte nicht, nahm aber bereitwillig alle Gaben an. Er starb buchstäblich aus Hunger und Mangel an Pflege. Der Polizeibeamte, der den Todesfall zu bekunden hatte, fand 150000 Francs in Banknoten, als er in dem Zimmer des Verstorbenen nach dessen Papieren suchte. Als dies seiner Familie in der Nähe von Caen mitgetheilt wurde, kam sie nach Paris und fand, unter den Dielen des Zimmers versteckt, für 300000 Francs Werthpapiere, deren Zinsen seit fünfundzwanzig Jahren nicht abgehoben waren. Dabei hatte Vasnier seinen Verwandten stets nur geschrieben, um ihnen sein Elend zu klagen. Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Die Polizei erfuhr, daß eine Nachbarin Vasnier's, die Wäscherin Antoinette Mathieu, Werthpapiere zu verkaufen suchte. Als die Polizei ankam, nahm Antoinette

die Werthpapiere in ihre Schürze, um zu entfliehen. Natürlich wurde sie festgenommen, und man fand weitere 300 000 Francs in Werthpapieren bei ihr. Sie gestand, daß sie diese am Tage vor dem Tode Vasnier's in dessen Zimmer entwendet hatte, als sie ihn pflegte. Zusammen waren also 750 000 Francs da, mit den unerhobenen Zinsen sogar über eine Million. Vasnier war früher Schreiber bei einem Notar gewesen, wo er mehrere Tausend Francs Einkommen hatte. Zusammen hat er in seinem Leben höchstens 150—200 000 Francs verdient, so daß man sich den Kopf zerbricht, wie es möglich gewesen, daß Vasnier ein solches Vermögen zusammen zu bringen vermochte."

Ein sehr interessanter Fall ist der jenes Bettlers in London, dem ein Kaufmann auf seinem Wege täglich einen Penny zu geben pflegte. Plötzlich blieb die gewohnte Gabe aus. Der Bettler erkundigte sich und erfuhr, daß der Kaufmann in Vermögensverfall gerathen sei. Darauf begab er sich zu seinem Wohlthäter und bot ihm ein Darlehn von 10 000 Mark an, das er nöthigen Falls auch verdoppeln könne. Diese Summe setzte den Mann in den Stand, seine Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Die Geschichte ist gut beglaubigt. — Sehr charakteristisch und mit meinen eigenen zahlreichen Erfahrungen übereinstimmend ist ein aus der Züricher Armenpflege bekannt gewordener Fall einer alten Frau, deren Wohnung man nach ihrem Tod aufräumte. Das Zimmer hatte eine Grundfläche von etwa 18 Quadratmeter. Davon waren etwa zwei Drittheile über Manneshöhe mit Kisten verstellt; über und zwischen diesen lag eine dichte Schicht von Kleidungsstücken und Papierpacketen; der letzteren, von den verschiedensten Dimensionen, mochten etwa 500—700 Stück vorhanden sein, und so sehr war das Zimmer mit Waaren vollgepfropft, daß nur eine Art Windegang frei blieb, der von der Thüre zum Bett und von da zum Fenster führte. Dieser Gang selber war mit Päckchen, Brotstückchen, Törtchen und Würstchen förmlich gepflastert. Das alte, längst ungenießbar gewordene Fleisch, welches im „Inventar" der Nahrungsmittel erwähnt ist, fand sich, in vielen Packeten vertheilt, in den obersten Schichten des Lagers. Nur um die Lebensmittel allein fortzuschaffen, waren vier Fuhren nöthig. Man hat sich die Mühe gegeben, zu zählen, was man im Zimmer der Bettlerin als Ergebniß ihres Sammeleifers der letzten Jahre aufgespeichert fand. Es wurden gezählt: 348 Stücke Brot, darunter ganze Brote, 1109 Weckli, darunter, aus Weihnachts- und Neujahrszeiten offenbar, Eierringe und Zöpfe, 293 Stück Törtchen und Torten bis zum Werthe von 1 Franc; 140 Würste (Cervelat-, Landjäger-, Blut- und Leberwürste), 177 Fleischstücke, die zusammen rund 50 Kilo wogen, 10 Kilo rohes Obst, 14 Kilo Kartoffeln, 14 Kilo gedörrtes Obst, 10 Kilo Zucker, 4 Kilo Reis, 3 Kilo Mais, 14 Kilo Kaffee (gemahlen), 7 Cichorienpackete, 7 Kilo Käse, 5 Kilo süße Butter, 14 Kilo gesottenes Fett, 15 Eier, 60 angebrochene und 13 verschlossene Weinflaschen. — Und jetzt die Kleidungsstücke und übrigen Habseligkeiten der armen Bettlerin! Man fand im Zimmer der Rosina Huber: 219 Röcke, Umläufe und Unterröcke, 263 Jacken, 300 Schürzen, 170 wollene Halstücher, 45 Paar Schuhe, 536 Paar Strümpfe, 50 Handschuhe und „Aermeli", 22 Hüte, 13 Schirme, 333 Hemden, wovon 58 Herrenhemden, 91 Frauenhosen, 155 Schnupftücher,

19 neue Stoffrestenstücke, 22 Bettüberzüge, 29 Leintücher, 2 Tischtücher, 60 alte Handtücher, 11 Säcke voll unsortirter Lumpen, 10 verrostete Scheren und 10 Brillen, in Papier verpackt, 98 Tassen, Gläser und Teller, 26 Messer, Gabeln, Löffel, 3 alte Taschenmesser, 65 Medicinfläschchen und Salbeschächtelchen, 11 Stück angebrauchte Seife, in 2 Schachteln: Bleistifte, Federhalter, kleinere Bilder, Schmuckkästchen und Uhrenständer mit Muschelverzierungen, Rosenkränze und sonstige Kleinigkeiten. An Geldstücken wurden im Ganzen 148 Francs 11 Cents gefunden. Und alles das war in der Hauptsache das Ergebniß zweier Jahre!

Ein sehr einträgliches Geschäft ist auch die Veranstaltung von Sammlungen für wohlthätige Zwecke, vielleicht die widerwärtigste, übrigens unmittelbar unter den Begriff des Betruges fallende Form der Bettelei. In Wien wurden 1897 kurz hinter einander zwei Vereinsgründer verurtheilt, von denen der eine den patriotischen Wohlthätigkeitsverein „Humanitas", der andere den „Ersten evangelischen Unterstützungsverein für arme Arbeitsunfähige" ins Leben gerufen hatte. Beide hatten sehr erhebliche, mehrere tausend Gulden betragende Summen vereinnahmt, von denen sie ein sehr behagliches Leben führten. In Mailand wurde im März 1893 „Schwester Giuseppina" verhaftet, die Vorsteherin dreier Erziehungshäuser für arme Waisen. Es hat sich herausgestellt, daß diese Waisenhäuser Schwindelanstalten sind und die „Schwester Giuseppina" nichts weniger als eine wirkliche Nonne. Die Verhaftete hieß mit ihrem vollen Namen Giuseppa Maria Floresta. Sie ist aus Turin gebürtig und zählte 44 Jahre. Nach einer sehr stürmisch verlebten Jugend kam sie im Jahre 1886 auf den Gedanken, den Wohlthätigkeitssinn der Turiner im Großen auszubeuten, um sich und den Ihren ein bequemes Leben zu sichern. Sie gründete einen neuen geistlichen Orden und ernannte sich zu seiner Oberin. In einer alten Baracke in Turin gab sie mehreren Waisenmädchen Obdach, nannte die Kinder „Schwestern der Maria Santissima della Consolata", versorgte sie mit klösterlichen Kleidern und sandte sie zum Betteln aus. Tag für Tag mußten die armen Geschöpfe nach einem vorher festgestellten Plane die einzelnen Straßen Turins für das neue Kloster und Waisenhaus abbetteln. Sie erhielten mannigfache Gaben in Geld, Nahrungsmitteln und Kleidern, die sie dann an ihre Oberin ablieferten. Die Zahl der „Schwestern" mehrte sich rasch. Im Jahre 1890 waren es ihrer schon gegen sechzig. Der Ertrag ihres planmäßigen Bettelns erlaubte es der Schwester Oberin, in diesem Jahre 32 000 Lire für den Ankauf eines Grundstückes zu verwenden. Kurze Zeit später überließ sie die Leitung des Turiner Klosters einer ihrer Verwandten und siedelte nach Mailand über, um diese Stadt ebenfalls mit einem Bettelwaisenhaus zu beglücken. Binnen einem Jahre war die Gründung vollzogen. Schwester Giuseppina ernannte eine zweite ihrer Verwandten zur Oberin des neuen Klosters und begab sich nach Intra, um dort, an den idyllischen Gestaden des Lago Maggiore, das dritte Waisenhaus zu stiften. Aber inzwischen war es in dem Mutterwaisenhause in Turin zu einer Art Empörung gekommen. „Schwester" Angela, die dem Waisenhause seit dessen Gründung angehörte, hatte den Schwindel durchschaut und auch einigen ihrer Gefährtinnen

die Augen geöffnet. Diese verlangten jetzt einen Antheil an dem Ertrag des gemeinsamen Bettelns. Sie wurden abschlägig beschieden. Es kam in dem „Kloster" zu Zank und Streit, so daß schließlich die Polizei einschritt.

V.

Es ist, wie ich im Eingang angedeutet, nicht meine Absicht, aus den im Vorstehenden geschilderten Thatsachen, an dieser Stelle die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen zu ziehen. Hoffentlich findet sich dazu ein andermal Gelegenheit. Es sollte nur ein Versuch der Psychologie des Bettlers gemacht werden, aus der sich die hauptsächlichste Nutzanwendung für die Beförderer des Bettelwesens wohl von selbst ergibt, nämlich die Versagung von Gaben an Personen, deren Verhältnisse man nicht kennt. Ein anderes Heilmittel für den Bettel gibt es nicht; nur wo keine Gebenden vorhanden sind, gibt es auch keine Nehmenden. Aber freilich ist damit nur die eine Seite der Frage erschöpft. Auf der anderen Seite findet sich eine Reihe schwerer und ernster Probleme, die mit dem wirthschaftlichen und socialen Leben des gesammten Volkes aufs Tiefste verknüpft sind. Alles, was die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse in günstigem Sinne fördert, wirkt zur Verminderung der Armuth und damit zur Verminderung einer wesentlichen Ursache des Bettelns. Für jene Unglücklichen, die von den günstigen wirthschaftlichen Verhältnissen wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen keinen Gebrauch machen können, müssen eine wohlorganisirte öffentliche Armenpflege und eine zielbewußt arbeitende Privatwohlthätigkeit Sorge tragen, die in sich die aus einander laufenden planlosen Hülfsmaßregeln zahlloser Privatpersonen zusammenfassen und ihnen den richtigen Weg weisen. Die Gesellschaft muß von der Ueberzeugung durchdrungen sein können, daß Armenpflege und Wohlthätigkeit an ihrer Stelle das Richtige thun, um von der Empfindung befreit zu sein, daß ohne den Zugriff der Privathülfe ein Mitmensch darben müßte. Personen, die unter solchen Umständen fortfahren, den Bettel gewerbsmäßig zu betreiben, sind dann kein Gegenstand des Mitleidens mehr, sondern als gefährliche Verletzer staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung Gegenstand der polizeilichen und strafrechtlichen Verfolgung. Gewerbsmäßiges Bettlerwesen hängt überall aufs Engste mit der Prostitution und dem Verbrecherthum zusammen. Schlimmer noch ist die sittliche und körperliche Gefährdung der den Bettlerfamilien angehörigen Kinder, denen gegen die Eltern nachdrücklicher Schutz zu Theil werden muß. Durchweg muß mit sehr viel mehr Sachkunde, als sie gegenwärtig bei Behörden und bei dem großen Publicum zu finden ist, unterschieden werden zwischen den Nothbettlern und den gewerbsmäßigen Bettlern. Es muß eine deutliche Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Bedürftigkeit, ein lebhaftes Gefühl für berechtigtes und unberechtigtes Mitleid gefördert werden, eine Aufgabe, die Jedem gestellt wird, und die er für sich allein oder in Verbindung mit Standes-, Glaubens- oder Berufsgenossen lösen möge. Sein letztes Wort muß lauten: „Dem falschen Bedürftigen Abwehr und Strafe, dem wahren Bedürftigen Liebe und Barmherzigkeit!"

Carl Ditters von Dittersdorf.

(2. November 1739 — 24. October 1799.)

Biographisches und Randglossen

von

Carl Krebs.

[Nachdruck untersagt.]

Das Jahrhundert, das seit dem Tode Dittersdorf's verflossen ist, hat seine künstlerische Persönlichkeit vollständig in Geschichte aufgelöst. Jetzt nennt man vielleicht seinen Namen mit einiger Achtung, um seine Werke aber kümmert sich kaum Einer mehr, es sei denn zu Jubiläumszwecken. Und doch sind von ihm Wirkungen ausgegangen, die in ihren letzten Wellen noch heute nachzittern. Nicht auf dem Gebiete der Instrumentalmusik. Dort haben seine Schöpfungen für uns wenig mehr Bedeutung als die historischen Füllmaterials. Sie deckten den Tagesbedarf in hervorragender Art; sie hatten ihr großes, anhängliches, ja begeistertes Publicum, — Keime jedoch, die aufwachsen und in späterer Zeit Früchte tragen konnten, bargen sie nicht. Sie waren Alter, nicht Jugend. An den geistig ihm verwandten, aber viel feineren und originaleren Haydn reichte Dittersdorf nicht heran, und Mozart und Beethoven gar, sowie die Romantiker haben dafür gesorgt, daß seine Concerte, Sinfonien, Kammermusikwerke bald vergessen wurden. Ebenso wenig hat er als Oratoriencomponist einen Einfluß erlangt, der über seine Lebensdauer hinausreichte. Seine komischen Opern dagegen trugen der Gattung etwas wesentlich Neues zu. Diese Art, burleske Handlungen mit einer Musik zu umgeben, die für sich selbst Werth hatte, die gut erfunden und gut gearbeitet war, die sich mit den Gewändern der italienischen Oper nicht übel drapirte und für das Charakteristische treffenden Ausdruck fand, diese Art war damals für das deutsche Singspiel nicht erhört.

Mozart's „Entführung" kann zum Vergleich nicht herbeigezogen werden, weil sie als ganz vereinzelte Erscheinung unerreichbar hoch über dem Durchschnitt stand. Sie schlug nicht Alles nieder, wie Goethe meinte, sondern sie hatte vorerst wenig Publicum, das sie ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen vermochte, und fand sobald keine Nachfolge, wie das bei Werken des Genies zu geschehen pflegt. Was sonst aber im deutschen Singspiel an Musik vorkam,

wurde durch Dittersdorf, der die Vortheile der französischen und italienischen Oper klug mit dem Wesen deutscher Musik zu verbinden wußte, sehr in den Hintergrund gedrängt. „Der Apotheker und der Doctor" ist der Typus geworden, auf den Hunderte deutscher Spielopern und Operetten zurückzuführen sind.

Dittersdorf's Selbstbiographie läßt kaum ahnen, wie tief diese Oper und die beiden anderen, die in demselben Jahre 1786 von ihm aufgeführt wurden, in das Musikleben ihrer Zeit einschnitten. Mit wenigen Zeilen gleitet er darüber hinweg, während ihm für die Schilderung von allerlei Gesellschaftlichkeiten und für die Erzählung von allerlei Schnurren zehn und zwanzig Seiten nicht zu viel dünken. Auch der anderen Bühnenwerke, die er nach und nach schuf, geschieht kaum Erwähnung. Ganz im Vorübergehen wird einmal gesagt, daß er noch mehr Opern „zusammenstoppelte", die nebst jenen schon erwähnten auf vielen Bühnen Deutschlands aufgeführt wurden. Nur zum Theil ist des Autors Bescheidenheit Ursache dieser Zurückhaltung; zum anderen Theil hängt sie mit der Art zusammen, wie das Buch entstand. Durch gichtische Leiden gepeinigt, verarmt und verlassen, dictirte Dittersdorf vom Krankenbett aus dem ältesten Sohn seine Lebensbeschreibung in die Feder. Was ist natürlicher, als daß er bei den glücklichen Tagen der Jugend am längsten verweilte und Vieles, was ihm damals den Inhalt des Lebens ausmachte, was dem Leser jedoch häufig unwesentlich erscheinen mag, mit behaglicher Breite darstellte? Er hat darin so viel gethan, daß Karl Spazier, der Herausgeber des Manuscriptes — Dittersdorf starb zwei Tage nach der Vollendung des Dictats — um der künstlerischen Oekonomie willen ganze Abschnitte ausscheiden mußte. So rollt die Lectüre der amüsanten Plauderei ein heiter belebtes Culturbild vor uns auf; von der Musik jedoch ist da, wo die eigentlich ins Weite gehende Wirksamkeit Ditters' beginnt, nur in beschränktem Maße die Rede.

I.

„Ich komme nunmehr zu der wichtigsten Epoche meines Lebens, nämlich zu meiner Erhebung in den Adelsstand." So lautet ein Satz des Buches, und dieser Satz gibt den Schlüssel zu Manchem, was in der kurzweiligen Historie absonderlich anmuthet. Die Anerkennung hervorragender Kunstgenossen freute Ditters wohl, höher aber galten ihm Aeußerlichkeiten, wie die Verleihung des Ordens zum goldenen Sporen, Gnadenbeweise hoher Herren und dergleichen. Auf Ditters' Charakter fällt durch diese für uns etwas eigenthümliche Auffassung von Künstlerehre kein Schatten, denn er hat seine Manneswürde immer zu wahren gewußt, sobald es wirklich darauf ankam. Daß er Werth auf solche Dinge legte, war die natürliche Wirkung der Lebensanschauungen, die er täglich um sich in Kraft sah. Ist er doch in Hofluft groß und alt geworden.

Als „Kammerknabe" des Prinzen von Hildburghausen verlebte er seine Jugend. Der Vater, ein Norddeutscher von Geburt, hatte sich in Wien ansässig gemacht und fand als Hof- und Theatersticker ein ansehnliches Auskommen, das ihm erlaubte, seinen Kindern eine mehr als durchschnittliche Erziehung zu geben. Carl's musikalische Anlagen wurden vornehmlich durch

Joseph Ziegler (den er übrigens consequent Zügler schreibt) ausgebildet, so weit, daß er die landläufige Violinmusik flott vom Blatt spielte und, wie das damals üblich war, die Reprisen der Soli mit Verzierungen ausstatten konnte. Bei einer Sonntagsmusik in der Benedictinerkirche auf der Freiung hörte ihn der berühmte Waldhornist Hubaczek und führte ihn dem Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen zu.

Der Prinz lebte in Oesterreich und lebte wie ein österreichischer grand Seigneur, das heißt, in seinem Haushalte spielte die Musik eine wichtige Rolle. Selbst wer das schneidend scharfe Urtheil, das Max Maria von Weber über den reichsdeutschen Adel fällt, nicht unterschreiben mag, selbst der wird zugeben müssen, daß bei ihm von jener intensiven Musikliebe, die die österreichisch-ungarische Aristokratie von jeher auszeichnete, wenig oder nichts zu finden ist, wenn wir einzelne hervorragende Persönlichkeiten abrechnen. In Oesterreich war es selbstverständlich, daß der Schloßherr eine Hausmusik hielt. Ein Esterhazy verfügte über ein vollständiges Opernpersonal nebst Orchester, Andere waren mit einem Orchester allein zufrieden; und wer auch hierzu die Mittel nicht hatte, brachte wenigstens eine Harmoniemusik zusammen: Fagotte, Hörner, dazu Clarinetten oder Oboen oder beide zugleich. Das Orchester, das Don Giovanni zum Nachtmahl aufspielt, die fahrenden Musikanten, die Wilhelm Meister unter die Fenster seiner Mariane führt, bliesen diese Instrumente. Die Zusammenstellung bei Mozart und Goethe ist also keine zufällige, sie entsprach dem Brauche der Zeit. Unter der Dienerschaft großer Häuser fanden sich gewöhnlich Einige, die ein Instrument handhabten, denn die musikalischen wurden beim Engagement bevorzugt. So kam zum Mindesten ein Streichquartett zu Stande. Bei alledem blieb die persönliche Eitelkeit ganz aus dem Spiele; dies eifrige Musiciren geschah nicht einer Mode zu Liebe oder aus Prunksucht und ähnlichen Gelüsten, sondern aus einem wirklichen Herzensbedürfniß heraus.

Die innige, demüthige Verehrung der Musik und ihrer treuen Jünger war die liebenswertheste Eigenschaft des österreichischen Adels und hat für beide, für Geber und Empfänger, reiche Frucht gebracht; denn „jedem großen Namen in der Tonkunst gesellt sich, wie ein Doppelstern, der Name des mächtigen Edeln, der den nicht auf Erden heimischen Genius stützte und trug, und wandelt mit ihm vereint durch die Unsterblichkeit" (Weber).

Für Ditters erfüllte der Prinz von Hildburghausen diese Sendung. Er war ihm ein zweiter Vater und wurde wie ein Vater von ihm geliebt und verehrt. Nach Rücksprache mit seinen Eltern nahm er ihn ganz zu sich, gab ihm Wohnung und Kost im prinzlichen Palais, kleidete ihn als Pagen ein und sorgte für Erziehung und Unterricht, der sich auf Religion, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Fechten, Reiten, Tanzen, besonders aber auf Musik erstreckte. Des Prinzen Capelle war wohlbesetzt, und der „Hofcompositeur" Bonno hatte die Verpflichtung, die dreimal wöchentlich stattfindenden Uebungen zu überwachen und die wöchentlichen Aufführungen, die für den Adel Wiens an jedem Freitag stattfanden, zu leiten.

Diese Concerte standen im besten Ruf, nicht nur um der Leistungen des Orchesters willen, sondern weil in ihnen immer die vorzüglichsten Künstler, einheimische und durchreisende auswärtige, als Solisten auftraten. Ditters mußte wie alle Anderen die Orchesterproben und Concerte mitmachen; dazu bekam er von einem gewissen Trani Unterricht im Violinspiel und wurde später von Bonno in der Composition unterwiesen. Ueber die Art dieses Musikunterrichts macht er nur hin und wieder verstreut kurze Bemerkungen. Sie sind aber bezeichnend genug, um einmal im Zusammenhang betrachtet zu werden. Trani gab ihm zuerst Locatelli'sche Sonaten in die Hand. „So altväterisch diese Sonaten zu jetziger Zeit klingen möchten, so will ich sie doch jedem angehenden Schüler auf der Violine — nicht zum Produciren, sondern zum Exerciren — bestens empfohlen haben," sagt Ditters hierzu. Und Trani urtheilt selbst: „Locatelli'sche, Zuccarini'sche und Tartini'sche Stücke . . . sind zum Exerciren gut, aber nicht zum Produciren." Deshalb empfiehlt er zum öffentlichen Vortrag Ferrari'sche Concerte und Sonaten. Die Anschauungen haben sich inzwischen geändert. Heute gilt uns Locatelli nach Abzug seiner virtuosischen Extravaganzen noch immer als hörenswerther Componist, erscheint Tartini als Genie, um dessen Werke sich die ernstesten Künstler bemühen, während der modische Virtuose Ferrari ganz vergessen ist. Sonst nahm es der gewissenhafte Lehrmeister sehr ernst mit dem technischen und musikalischen Training. Er zwang z. B. Ditters, jedes Violinconcert, das er studirt hatte, noch einmal auf drei Saiten zu üben, für den Fall, daß bei der Aufführung die Quinte risse. Als bei Ditters' erstem öffentlichen Auftreten in einem der prinzlichen Concerte überschwängliche Lobpreisungen laut wurden, als man ihn einen zweiten Ferrari nannte, warnte ihn Trani eindringlichst vor Selbstüberschätzung. Bis zu Ferrari sei es noch weit. Aber wenn er sich Fleiß und Aufmerksamkeit nicht verdrießen lasse, könne er in Jahren wohl dahin kommen, wo Jener stehe. Vor allen Dingen solle er recht um sich sehen, von jedem großen Virtuosen ausspähen, was seine Eigenthümlichkeit sei, und eben dies Eigenthümliche „nicht sklavisch, sondern auf liberale Art" nachzuahmen suchen. Und ganz unvermittelt, ohne daß von Compositionsübungen bisher die Rede gewesen wäre, verlangt er von ihm, er solle von jetzt ab die Cadenzen zu den Concerten, die er spielte, selbst machen. Da Ditters hierbei Compositionstalent zu erkennen gab, ertheilte Bonno, auf Trani's Veranlassung, ihm regelmäßigen Unterricht in der Tonsetzkunst. Fuxens „Gradus ad Parnassum" war das Lehrbuch, das den Uebungen zu Grunde gelegt wurde. Nach einigen Wochen „befahl" ihm Bonno, eine Sonate zu componiren, und wenig später mußte er ein Concert verfertigen. Das ist so recht die gute Handwerkspraxis des achtzehnten Jahrhunderts — diese köstliche Unbefangenheit gegenüber der Bewältigung großer Formen. Man huldigte dem verständigen Grundsatz, daß, wer täglich und stündlich mit Musik zu schaffen hatte, auch im Stande sein müsse, etwas Aehnliches aus Eigenem nachzuahmen, so wie der Handwerkslehrling schließlich das im Ganzen nachmacht, was er in den Einzelheiten immerfort geübt hat. Die Beherrschung des Handwerks führte schließlich Den, der das Zeug dazu hatte, ganz von selbst in die Kunst hinein. Der junge

Componist wollte gar nicht etwas Besonderes vorstellen. Er scheute sich nicht, im Stil seiner Umgebung zu reden und zu erzählen. Wenn eigenes Wesen in ihm stak, so förderte es die Zeit ohne künstliches Treiben an den Tag. Heute möchte Jeder gleich als fertige und wo möglich bedeutende künstlerische Persönlichkeit vor die Welt hintreten. Das Handwerkliche, das die Wurzel jeder gesunden Kunstübung ist, wird häufig unterschätzt; man glaubt, mittelst genialer Veranlagung und Inspiration allein Kunstwerke schaffen zu können, und so entstehen Producte der merkwürdigsten Art: Früchte, die vom Baum gefallen sind, ehe sie noch halb reif waren.

Mit der Sonate wurde Ditters ziemlich glatt fertig; nur einige Noten im Baß waren zu verbessern. Beim Concert ging es nicht so gut. Er hatte, wie er sagt, im vollstimmigen Accompagnement nicht nur manchen Schnitzer gegen die Regeln des Generalbasses gemacht, sondern auch gegen den goldenen Grundsatz, daß man mit der Begleitung die Singstimme nicht übertäuben müsse, mehrfach gesündigt. Sein Lehrer zeigte ihm alle Fehler, erläuterte den Grund dazu und wies ihm die Wege, wie sie zu verbessern waren. In vier Lectionsstunden war die Correcturarbeit vollendet, und Ditters konnte bei der nächsten Akademie des Prinzen sein Kunstwerk mit dem Hochgefühl vortragen, das junger Componisten Brust bei solchen Anlässen zu schwellen pflegt.

Ditters schaltet hier eine Betrachtung allgemeiner Art ein. „Dieser nicht mißlungene Versuch munterte mich auf, mir wirklich alle ersinnliche Mühe um Erlernung der Regeln des reinen Satzes zu geben. Allein je größer meine Anstrengung war, je mehr wuchsen die Schwierigkeiten, die ich dabei fand. Doch ich ließ mich nicht abschrecken. So jung ich damals war, so sah ich doch bald genug ein, daß einem Componisten nebst dem, daß er die Grundregeln dieser Wissenschaft inne habe, nichts nöthiger sei, als Geschmack und Einbildungskraft, überhaupt, daß er ein schöpferisches Genie sei. Dies letztere, obschon es ein Naturgeschenk ist und Wenigen zu Theil wird, muß dennoch durch beharrlichen Fleiß cultivirt werden, sonst schießt es wie eine wilde Pflanze auf, und man hat keinen Segen davon. Ich nahm mir daher vor, nicht nur Alles, was mir Neues vorkam, con tanto d' orecchio (durch welchen Ausdruck der Italiener die höchste Aufmerksamkeit bezeichnet) zu hören, sondern auch nachzuspüren, warum ein schöner Gedanke wirklich schön wäre. O wie oft entdeckte ich da nicht, daß er bloß darum schön war, weil er gerade am rechten Orte stand, und außer diesem Platz nicht bemerkt worden wäre, ja selbst anderwärts das ganze Werk verhunzt haben würde." Nur noch einmal macht Ditters eine ähnliche, auf das künstlerische Studium bezügliche Bemerkung, da nämlich, wo er von seinem Verkehr mit Haydn spricht. Er erzählt, daß sie jedes neue Stück von anderen Tonsetzern unter vier Augen durchnahmen, Allem, was gut war, Gerechtigkeit widerfahren ließen und tadelten, was zu tadeln war. Und er fügt hinzu: „Ich rathe jedem angehenden Tonsetzer, mit einem seiner Collegen ohne Mißgunst eine genaue Verbindung zu stiften und das zu thun, was Haydn und ich mit unserm Nachforschungsgeiste thaten: ich stehe ihnen dafür, daß nichts mehr im Stande sein wird, ihn zu bilden, als dergleichen freundschaftliche Bemerkungen, wenn anders alle Vorurtheile

dabei beseitigt sind. Er wird davon nicht nur den Nutzen haben, sich mancher Schönheit mit sicherer Wirkung bedienen zu können, sondern wird auch lernen, jene Klippen, an welchen dieser und jener Componist gescheitert ist, sorgfältig zu vermeiden." Diese beiden kurzen Excurse zeigen, daß es Ditters gleich allen productiven Talenten nicht gelegen war, viel über seine Kunst und ihre Ausübung zu theoretisiren. Wir sehen hieraus aber auch, daß er ernsthafter an sich gearbeitet hat, als es dem unbefangenen Beobachter scheinen will. Werk um Werk entsteht in schneller Folge, von einer Mühe beim Schaffen ist äußerlich nichts zu spüren — aber nur, weil wir nicht in die geistige Werkstatt des Componisten sehen können. Auch Mozart und Haydn können wir nicht bei ihrer inneren Arbeit belauschen, während Beethoven uns durch seine in Menge erhaltenen Compositionsskizzen gestattet, zuzuschauen, wie er ein Stück aufbaut, wie er bessert und feilt, bis Alles in die Form gebracht ist, die seiner Phantasie vorschwebte. Daraus darf natürlich nicht geschlossen werden, daß er schwerer producirte als Mozart oder Haydn. Gelegentlich hingeworfene Andeutungen lassen erkennen, mit welch' eisernem Fleiß auch sie durch fortwährendes Verarbeiten und Vergleichen fremder Musikwerke um ihre Vervollkommnung bemüht gewesen sind, wie auch sie beim einzelnen Kunstwerk die Schmerzen der Arbeit durchkosten mußten. Nur vollzog sie sich bei ihnen im Gehirn, bei Beethoven auf dem Papier — das ist der ganze Unterschied.

Den Sommer brachte der Prinz gewöhnlich auf seinem Gut Schloßhof zu. Gleich im ersten Jahr dieses Sommeraufenthaltes empfing Ditters dort Eindrücke, die, wie er meint, und wie er in späterer Zeit auch künstlerisch nachweist, bestimmend für sein Leben geworden sind. Es wurde nämlich eine italienische Komödiantentruppe, die auch Intermezzi und komische Opern aufführte, für vier Monate zum täglichen Spielen angeworben. Pergolesi's „Serva padrona" war die erste Vorstellung; was weiter folgte, verschweigt der Erzähler. Der Trieb zum Theater, der in ihm verborgen lag, wurde durch diese Aufführungen in ganzer Stärke lebendig, und in welcher Stellung er sich künftig auch befinden mochte, immer ging sein Streben dahin, möglichst bald eine kleine Operntruppe zusammen zu bringen, für deren Bedarf er componirte.

In einem der nächsten Jahre widerfuhr dem Prinzen große Ehre: der Kaiser und die Kaiserin weilten einige Tage als Gäste auf Schloßhof. Umfängliche Anstalten wurden getroffen, um den hohen Besuch würdig zu empfangen und zu unterhalten, und hierbei war Ditters so recht in seinem Element. Er hatte den lustigen Einfall, ein Bauernballet, das von vier Dudelsäcken begleitet wurde, zu arrangiren, er studirte den Bauern und Dorfkindern den Chor einer Bonno'schen Oper ein, kurz, er erwies sich als vielseitig brauchbare Kraft. Die Festlichkeiten nahmen denn auch einen glänzenden Verlauf. Der unglückliche Künstler schwelgt förmlich in der Erinnerung an diese Episode seiner Jugend und widmet ihrer Schilderung achtzehn der enggedruckten Seiten seiner Biographie.

Im Dienste des Prinzen von Hildburghausen vergingen Ditters zehn Jahre. Manches Abenteuer ereignete sich noch, wie die Campagne in Hild-

burghausen, als der Prinz während des siebenjährigen Krieges das Commando der Reichsarmee übernommen hatte, und die übereilte Flucht nach Prag. In jugendlichem Leichtsinn hatte Ditters Schulden angesammelt, und da die Gläubiger ihn drängten, dachte er an das Anerbieten eines Prager Edelmannes, ihn in seine Dienste zu nehmen. Heimlich entwich er, gerieth in Bedrängniß, weil der Mäcen verreist war, und wurde schließlich durch den Haushofmeister des Prinzen mit sanfter Gewalt wieder nach Wien zurückgeholt. Ein Nervenfieber war die Folge der ausgestandenen Aengste und Gewissensbisse.

Im Jahre 1761 starb der regierende Herzog von Sachsen-Hildburghausen; Prinz Joseph Friedrich mußte für den minderjährigen Erbprinzen die Regentschaft übernehmen und nach Hildburghausen übersiedeln. Da er dort eine vollständig eingerichtete Capelle vorfand, so löste er die seinige auf. Die entlassenen Mitglieder wurden durch den Intendanten, Grafen Durazzo, mit dreijährigem Contract und demselben Gehalt in die Wiener Hofcapelle aufgenommen. Ditters kam hierbei schlecht weg. Die freie Wohnung und Kost fielen fort, das Gehalt von 37 Gulden 30 Kreuzern blieb dasselbe, dagegen hatte er wesentlich mehr Dienst: täglich von zehn bis zwei Uhr Oper- oder Balletprobe, Abends von halb sieben bis zehn Uhr Mitwirkung bei den Aufführungen, alle Freitag Concert und alle vierzehn Tage Solospielen. Daß er bei dieser Arbeit wenig Unterricht geben konnte, ist klar, und er wäre mit seinen Einnahmen in arge Bedrängniß gekommen, wenn nicht Gluck sich seiner angenommen hätte. Gluck, der seit 1761 wieder in Wien lebte, war Hausfreund beim Prinzen von Hildburghausen gewesen, hatte bei dessen Akademien häufig mitgewirkt, kannte also den gewandten, jungen Virtuosen sehr gut und wollte ihm wohl. Auf seine Fürsprache befreite ihn Graf Durazzo an vier Tagen der Woche vom Capelldienst. Nun hatte er Zeit, „Scholaren anzunehmen", und er verdiente hierdurch in manchen Monaten eben soviel, wie seine Gage betrug. Diese Mehreinnahme verwendete er auf prächtige Kleider, für die er von je eine Vorliebe gehabt hatte, was dem Grafen so wohl gefiel, daß er sein „gnädiger Patron" wurde und ihn öfter zur Tafel einlud.

Ueber ein Jahr war seitdem vergangen, als Gluck eines schönen Tages Ditters erzählte, er habe den Auftrag, für Bologna eine Oper zu schreiben, und ihn aufforderte, ihn dahin zu begleiten. Freilich müßte er die Hälfte der Reisekosten und den ganzen Unterhalt aus seiner Tasche bezahlen. Es berührt uns merkwürdig und nicht gerade angenehm, daß Gluck, der in sehr günstigen Verhältnissen lebte, nicht so viel Herz für einen jüngeren, armen Kunstgenossen hatte, um ihn in dem Reisewagen, den er ohnehin brauchte, umsonst mitfahren zu lassen. Aber es kommt ja öfter vor, daß große Künstler kleinliche Menschen sind, und Gluck war nun einmal — etwas vorsichtig bei der Berührung des Geldes. Ditters lehnte erst ab, weil er keine Mittel habe. Doch fanden sich einige Gönner, die ihm etwa 1500 Gulden auf unbestimmte Zeit vorschossen. Graf Durazzo gab ihm willig Urlaub und schenkte ihm noch 50 Ducaten dazu, die Kaiserin spendete auch 225 Gulden, so daß Ditters frohen Muthes die Reise antreten konnte.

Dies geschah im Jahre 1763, wenn Ditters Angaben richtig sind, — im Jahre 1762, wenn Gluck's Biograph, Anton Schmid, Recht hätte. Die Chronologie in Ditters' Selbstbiographie ist nicht immer unanfechtbar, was sich eigentlich von selbst versteht. Denn ein alter Herr, der aus freier Hand, ohne den Anhalt schriftlicher Aufzeichnungen, seine Lebenserinnerungen dictirt, kann unmöglich jedes Detail ganz sicher im Gedächtniß haben. Wenn Ditters also den Anfang des Siebenjährigen Krieges auf 1758 verlegt, so wird ihm das Keiner verübeln, und wenn er die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen im Jahre 1740 geschehen läßt, so weiß auch das Jeder besser. Andere Gedächtnißfehler fallen weniger leicht in die Augen. So behauptet Ditters, als er von der Wiener Hofcapelle übernommen wurde, Gluck sei seit zwei Jahren Hofcapellmeister gewesen. Das stimmt nicht, Gluck hatte den Posten seit 1754 inne. Und ebenso kann es nicht richtig sein, daß der Bischof von Großwardein ihm 1764 gesagt habe, sein Capellmeister Michael Haydn „gehe" nach Salzburg, denn er befand sich schon seit 1762 dort. Solche kleinen Ungenauigkeiten laufen öfters mit unter. In dem, was seine persönlichen Verhältnisse betrifft, pflegt Ditters jedoch recht zuverlässig zu sein. Er erzählt nun, daß seit seiner Anstellung im Hofopernorchester „beynahe fünf Vierteljahre" verflossen waren, als Gluck ihm die italienische Reise vorschlug. Dies müßte also, da er am Ende des Jahres 1761 dort eintrat, Anfang 1763 gewesen sein. Er erzählt ferner, daß sie beide nach der dritten Aufführung von Gluck's „Trionfo di Clelia" (die erste hatte am zweiten Pfingstfeiertage stattgefunden) noch verschiedene große Städte Italiens besuchen wollten, als sie vom Grafen Durazzo nach Wien zurückberufen wurden, weil gegen Anfang des Herbstes die Kaiserkrönung Josef's II. stattfinden sollte. Sie reisten deshalb nach Hause. Kaum waren sie in Wien angekommen, so wurde die Krönung auf das nächste Jahr verschoben, und Ditters „hatte die Reue, Italien ganz unnöthiger Weise zu frühe verlassen zu haben". Gerade der Aerger über den nicht voll ausgenutzten Urlaub scheint mir Bürge dafür, daß sich die Thatsachen Ditters fest eingeprägt haben, und daß dieser Bericht auch objectiv wahr ist. Da nun Josef am 3. April 1764 gekrönt wurde, so ergibt sich auch hieraus, daß das Jahr der Aufführung des „Trionfo di Clelia" 1763 war, und dies Datum wird gegenüber Schmid's durch keinerlei Documente gestützter Angabe (1762) bis auf Weiteres Geltung behalten müssen.

Gern würde der Leser Näheres über Gluck's Oper selbst erfahren. Aber darüber schweigt Ditters. „Sie gefiel ungemein, ungeachtet sie lange nicht nach der Idee des Componisten ausgeführt wurde," — das ist Alles, was er sagt. Noch weit sonderbarer aber kommt es uns vor, daß er kein Wort über Gluck's „Orpheus" berichtet, dessen Aufführung er doch miterlebt, bei der er sogar wahrscheinlich selbst mitgewirkt hatte. Gekannt hat er die Oper sicher, denn er sagt später einmal, der Text zu Naumann's „Protesilao" sei ein Pendant zu Calzaligi's „Orfeo" gewesen, „wozu Gluck die Musik und damit Epoche gemacht hat". Bei dem ungeheuren Aufsehen nun, das dieses Werk hervorrief, sollte man meinen, ein Künstler, der auch nur von ferne sich für

die Oper interessirte, hätte gar nicht daran vorübergehen können, ohne für oder wider Partei zu ergreifen. Kein Wort! Aber läppische Anekdoten von den Sängern Riccolini und Guadagni trägt er mit breitestem Behagen vor. Als Gluck's „Alceste" aufgeführt wurde, lag er in Großwardein einiger Musik nebst höherer und niederer Jagd ob. Dann, 1769, war er zwar wieder in Wien und hat auch vielleicht eine Vorstellung der „Alceste" gesehen, doch mußte er mit einer Tänzerin tändeln und vergaß beim Bericht über diese Affäre ganz der Musik. Für den Ernst der Gluck'schen Reformwerke fehlte ihm augenscheinlich das Verständniß, ja, er ahnte wohl kaum, eine wie stark und weit wirkende Kraft hier thätig war. Hat er doch auch von Mozart's Schaffen wohl mit hoher Achtung, aber nur bedingter Anerkennung gesprochen. Ich führe alle diese Dinge an, nicht um zu tadeln — denn was könnte einer scharf ausgeprägten Persönlichkeit gegenüber thörichter sein — sondern nur, um zu charakterisiren.

Während in Italien Gluck als Componist Lorbeeren pflückte, machte Ditters als Violinvirtuose Aufsehen und wurde mannigfach geehrt. Bei seiner Rückkehr nach Wien hörte er das Lob des italienischen Geigers Antonio Lolli, der inzwischen dort aufgetreten war, aus allen Tonarten singen. Er ließ sich seine Art beschreiben und versuchte nun, nicht etwa ihn nachzuahmen, sondern gerade das Gegentheil von Allem zu thun, was Jener that. Das war klug und künstlerisch zugleich, denn Lolli muß nach dem, was über ihn berichtet wird, zwar ein großer Fingerheld, aber nur ein geringwerthiger Musiker gewesen sein. Und das Unternehmen glückte auch. Ditters spielte bei seinem ersten Wiederauftreten ein Concert eigener Composition. Beim Adagio legte er besonderen Werth auf den gesangvollen Vortrag, den er nach dem Vorbild bedeutender italienischer Sänger bildete, und im Finale ließ er seinen virtuosischen Fähigkeiten freien Lauf, so daß die Wiener nachher sagten: „Lolli erregt Erstaunen, Ditters erregt es auch, spielt aber zugleich fürs Herz." Dieses selben Lolli Besuch empfing Ditters später in Johannisberg, und er weiß nicht genug Rühmens zu machen von seiner weltmännischen Bildung, von seiner Feinheit im Umgang, seiner Bescheidenheit, seinem Erzählertalent. Nebenbei erwähnt er auch, daß Lolli beim Violinspiel vor dem Fürstbischof seine ganze Kunst aufbot und sich gleichsam selbst übertraf. Ein Urtheil über seine künstlerischen Eigenschaften bekommen wir jedoch nicht zu hören.

Im Winter 1764 lief Ditters' Contract mit dem Hoftheater zu Ende. Graf Durazzo hatte ihm von nun an eine Erhöhung seines Gehaltes auf 1000 Gulden versprochen, wurde aber plötzlich zum Botschafter in Venedig ernannt, und sein Nachfolger, ein Graf Spork, wollte von einer Gehaltsaufbesserung in diesem Umfange nichts wissen. Deshalb nahm Ditters kurz entschlossen das Anerbieten des Bischofs von Großwardein an, seine Privatcapelle an Stelle des ausgeschiedenen Michael Haydn zu leiten, und siedelte im April 1765 nach dem ungarischen Städtchen über.

Vorher hatte er noch in Wien und Prag mehrere Instrumentisten engagirt, so daß sich nun das Orchester aus 34 Personen zusammensetzte.

Darunter befand sich — das ist typisch für die fürstlichen Privatcapellen dieser Zeit — eine Anzahl von Livreebedienten, ein Kammerdiener und ein Zuckerbäcker. Bemerkenswerther Weise war auch die Clarinette vertreten, denn dies Instrument, das erst um 1700 erfunden war, bürgerte sich ziemlich langsam im Orchester ein. Hiller merkt in den wöchentlichen Nachrichten für 1769 ihre Verwendung in Agricola's „L'amore di Psiche" noch als etwas Besonderes an, und Mozart hatte in Salzburg noch keine zur Verfügung, er kannte sie praktisch gar nicht. Von Mannheim aus schreibt er 1778 enthusiastisch an seinen Vater: „Ach, wenn wir doch nur Clarinetti hätten! Sie glauben gar nicht, was eine Sinfonie mit Flauten, Oboen und Clarinetten einen herrlichen Effect macht." Der Bestand der Capelle, der außerdem vier Solosänger angehörten, war demnach ein recht guter. Ditters führte hier die „Wiener Methode ein, sitzend zu spielen". Diese Wiener Methode wurde natürlich in der Oper schon längst angewendet. Für das Concert dagegen war Stehen das ziemlich allgemein Gebräuchliche, bis nach und nach das Sitzen auch von den Musikern des Sinfonie-Orchesters durchaus bevorzugt wurde. Als Hans von Bülow seine Meininger stehend spielen ließ, erschien er uns wie ein Revolutionär.

Das musikalische Leben in Großwardein entwickelte sich lebhaft und fröhlich. Besonders die Geburtstage des Bischofs gaben Ditters Gelegenheit zu mancherlei festlichen Veranstaltungen. Für das erste Jahr componirte er eine lateinische Cantate, deren Text ihm sein College Pichel verfaßte. „Ich mußte Latein wählen, weil außer dem Bischof, zween Domherrn und mir Niemand Italienisch verstand. Die lateinische Sprache aber hatten nicht nur alle Großwardeiner Männer, sondern selbst einige Damen inne," bemerkt Ditters dazu. Außerdem schrieb er noch eine italienische Cantate für den Solotenor, drei Sinfonien und ein Violinconcert. Die Feier verlief in schöner Harmonie; der Bischof vergoß Thränen, wie er immer that, wenn ein Kunstwerk ihn rührte oder innig erfreute. Ditters denkt über die Cantate — seine erste große Singarbeit — ziemlich geringschätzig. Sie sei nicht weit her gewesen, meint er, und hätte für ihn im Wesentlichen das Gute gehabt, daß er die hier begangenen Fehler vermeiden lernte.

Ueberhaupt war dies der unendliche Vortheil, den die meisten Componisten jener Zeit vor den meisten unserer heutigen voraus hatten, daß bei der großen Anzahl der kleinen Capellen fast jedem von ihnen auch ein Orchester zur Verfügung stand. Auf frischer That wurde so jedes neu entstandene Werk aufgeführt, und der Tonsetzer konnte immer mit dem Ohre controliren, ob das, was er sich vorgestellt hatte, auch wirklich zur Klangerscheinung geworden war. Dieser fortwährende, intime Verkehr mit den lebendigen Instrumenten gab dem Orchestersatz eine außerordentliche Flüssigkeit und Selbstverständlichkeit. Früher, im sechzehnten Jahrhundert, waren alle Instrumente nur Stimmen, der polyphone Instrumentalsatz ein Abstractum des Vocalsatzes. Dann entwickelten sich die Streicher allgemach zu Persönlichkeiten und bildeten für ihre Eigenart auch eigene Formen heraus: Solosonate, Concert. Im achtzehnten Jahrhundert kommt die Reihe an

Oboe, Fagott und Clarinette. Sie betheiligten sich am Concertiren; in Folge dessen wird ihre Rolle innerhalb des Orchesterganzen auch eine selbständigere, sie werden Individualitäten und demgemäß behandelt. Und nicht allein auf die Besonderheit des Instrumentes ging der Componist ein, sondern auch auf die Besonderheit des Spielers, der es gerade in seiner Capelle handhabte. Wie der Operncomponist immer für bestimmte Sänger und Sängerinnen schrieb und ihrer Eigenart gemäß die Rolle gestaltete, so schrieb auch der Instrumentalcomponist für bestimmte Musiker; und wie wir aus dem Studium mancher Gesangspartien uns genau die Art der Sänger vorstellen können, für die sie bestimmt waren — ich erinnere nur an die Rolle der Königin der Nacht, die über Madame Hofer's künstlerische Fähigkeiten den klarsten Aufschluß gibt —, so gewinnen wir durch die Lectüre mancher intimen Orchesterpartitur des achtzehnten Jahrhunderts ein ziemlich deutliches Bild der Capelle und der einzelnen Künstler, die in ihr wirkten.

Dem System hafteten natürlich auch Nachtheile an. Der Componist kam durch diese Praxis leicht dahin, sich als gehorsamen Diener der ausführenden Organe zu fühlen, während das natürliche Verhältniß doch so liegt, daß der schaffende Künstler dem nachschaffenden Aufgaben stellt. Dies Verhältniß wurde das herrschende etwa seit Beethoven, der gewissermaßen schon abstract componirte, nicht für ein bestimmtes Instrumentisten-Ensemble, sondern in die Zukunft hinein. Und seitdem die Orchester höher und höher gesteckten Zielen nachstreben mußten, hat sich ihre Leistungsfähigkeit in ungeahnter Weise gesteigert. Schubert's C-dur-Sinfonie wurde noch im Jahre 1828 vom Orchester der Gesellschaft der Musikfreunde als unausführbar schwer bei Seite gelegt — heute spielt sie jede mittelmäßige Capelle vom Blatt, und heute überwinden die guten Orchester Richard Straußens unerhört complicirte Partituren mit wenigen Proben.

In Großwardein machte Ditters auch seine ersten praktischen Versuche auf dem Gebiete der theatralischen Musik. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes richtete er von den Ueberschüssen der für die Capelle ausgesetzten Summe ein kleines Theater ein und debütirte am nächsten Geburtstage des Bischofs mit einem Oratorium „Isacco figura del Redentore". Es muthet uns sonderbar an, ein Oratorium scenisch dargestellt zu sehen, aber das war früher das allgemein Uebliche. Sind doch Oper und Oratorium Zwillingsgeschwister, die anfänglich nur durch das Stoffgebiet sich unterschieden: der Oper gehörte die antike Mythologie und Heroengeschichte, dem Oratorium die biblische Historie und verwandte Gebiete. In England gab erst des Bischofs Dr. Gibson Verbot, biblische Stoffe auf die Bühne zu bringen, Veranlassung zur concertmäßigen Aufführung der Oratorien, und seitdem, nach 1740, hat sich diese Sitte langsam auch auf dem Continent eingebürgert.

Auf den „Isacco" folgten noch einige kleine Singspiele, die, wenn sie schon wenig Kunstwerth hatten, doch als technische Uebungen einen Zweck erfüllten; denn Ditters gesteht selbst, er habe durch solche immerwährenden Versuche von Theatercompositionen sich hier die Kenntnisse erworben, mittelst deren er in späteren Jahren das Glück hatte, „so manche Sensation zu bewirken".

Das Idyll in Großwardein fand nach vier Jahren ein jähes Ende. Der Bischof war von Feinden bei Maria Theresia angeschwärzt worden, daß er einen zu weltlichen Lebenswandel führe, und im ersten Schreck und aus Furcht vor einer peinlichen Untersuchung entließ er kurzer Hand die Capelle im Frühjahr 1769. Ditters hatte nun die Absicht, den Sommer über in Wien zu bleiben und sich mit dem Herbst auf größere Concertreisen zu begeben. Aber es kam Alles ganz anders. Er machte zuerst einen Abstecher nach Italien, folgte dann einer Einladung des Grafen Lamberg nach Troppau und ließ sich hier durch den Fürstbischof von Breslau, Grafen Schaffgotsch, bereden, die sieben Wintermonate vom November bis Mai bei ihm in Johannisberg zuzubringen, ihn durch Gespräch und Saitenspiel zu erheitern und wo möglich einige musikkundige Leute seiner Hofhaltung im Orchesterspiel einzuüben.

Was Ditters an Capellmaterial vorfand — ganze neun Mann —, war freilich so beschaffen, daß ihn „davor ekelte", und erst nach vierwöchiger Uebung hatte er es dahin gebracht, daß man dies Orchester „ohne Grausen" hören konnte. Die künstlerische Befriedigung während der Johannisberger Campagne war somit sehr gering. Um so angenehmer gestaltete sich das Verhältniß zwischen Gast und Gastfreund. Der Fürstbischof überbot sich in Aufmerksamkeiten, überreichte Ditters sogar als Neujahrsgeschenk (1770) den Orden vom goldenen Sporen, den er für ihn ausgewirkt hatte, und versetzte ihn dadurch in einen Freudenrausch. Das Gefallen des Kirchenfürsten an dem vielgewandten Künstler wurde immer stärker, und er beschloß am Ende, ihn dauernd an Johannisberg zu fesseln. Ihm einen Posten als Capelldirector oder Kammervirtuose zu schaffen, dazu waren keine Mittel vorhanden. Wohl aber wurde gerade die Forstmeisterstelle des Fürstenthums Neisse frei, und da Ditters bei Gelegenheit einer großen Jagd umfängliche und mehr als oberflächliche Kenntnisse im Forst- und Jagdwesen gezeigt hatte — Errungenschaften von Schloßhof und Großwardein her — so bot er ihm diesen Posten an und versprach ihm außerdem die nächste frei werdende Amtshauptmannschaft. Das Auskunftsmittel war eigenthümlich genug, doch ging Ditters darauf ein. Die Capelle wurde nach seiner Forderung auf siebzehn Mann erhöht, und wenige Jahre später erhielt er auch die versprochene höhere Stellung: er wurde Amtshauptmann von Freiwaldau (nicht Freyenwaldau, wie er immer schreibt), nachdem er zuvor als Ditters von Dittersdorf in den Adelsstand erhoben war. Wie dies geschah, welcher Agent ihm die Nobilitirung vermittelte, und was er ihm dafür bezahlen mußte, das alles erzählt Ditters mit größter Unbefangenheit. Er sah die ganze Angelegenheit augenscheinlich nur als Geschäft an, fühlte sich aber trotzdem hochgeehrt dabei.

Sobald das Ensemble einigermaßen im Stand war, sann Ditters darauf, wie er wohl sein Steckenpferd, das Theaterspielen und Opernaufführen, am besten tummeln möchte. Ein alter Thurm am Schlosse erwies sich als geeignet zur Einrichtung eines Theatersaales, eine kleine Bühne war bald aufgeschlagen, einiges Sängerpersonal fand sich auch für billiges Geld, das theatralische Musiciren konnte also bald beginnen. Wieder war ein Oratorium, „Davide penitente", das erste Stück, das aufgeführt wurde. Eine komische

Oper, „Il viaggiatore americano“, folgte, und zu beiden hatte des Fürstbischofs Gewissensrath, Pater Pintus, den Text geschrieben. Die Primadonna der kleinen Truppe, eine Demoiselle Nicolini, die sich schon bei den Großwardeiner Opernvorstellungen ausgezeichnet hatte, sang sich hier vollends in das Herz des jungen Capellmeisters hinein. Aus der Liebe wurde im folgenden Jahre (1771) eine Ehe. Von diesem Ereigniß wird in der Lebensbeschreibung übrigens merkwürdig unzart berichtet; die Erzählung klingt eher wie das Protocoll einer Gerichtsverhandlung als wie die Erinnerung an eine Herzensaffäre.

Ein Jahr nach seiner Verheirathung machte Ditters eine Reise nach Wien. Dort war inzwischen Gaßmann an Stelle Reutter's Hofcapellmeister geworden. Was Gaßmann Nachruhm sichert, ist eine That, die mit der Kunst nur mittelbar zu schaffen hat Er ist nämlich der Gründer der sogenannten „Tonkünstlersocietät“, einer Art Pensionsanstalt für Musikerwittwen und -Waisen. Der Ertrag von Oratorien-Aufführungen, die in regelmäßigen Abständen stattfanden, und zu denen die bekanntesten Componisten ohne Entgelt neue Werke beisteuerten, wurde capitalisirt, und die Zinsen wurden zu Unterstützungszwecken verwandt. Gaßmann hatte gerade ein Oratorium von sich, „La Betulia liberata“, für die Societät geliefert, und Ditters, als höflicher Mann, äußerte seine Anerkennung über die mancherlei Schönheiten, die er darin fand. Gaßmann revanchirte sich durch Belobigung einiger „Singsachen“ von Ditters, und forderte ihn schließlich auf, selbst ein Oratorium zum Besten der Societät zu schreiben. Ditters meint, dies sei aus Hinterlist geschehen, um ihm eine Niederlage zu bereiten; ein Freund bestärkte ihn in dieser Meinung und warnte ihn vor Gaßmann. Es mag unentschieden bleiben, ob dieser Argwohn begründet ist; jedenfalls findet sich in anderen Berichten über Gaßmann nichts, was ihn bestätigen könnte. Ditters war jedoch auf der Hut. Er studirte genau die Eigenthümlichkeit aller Sänger, die in dem von ihm zu componirenden Oratorium mitwirken konnten, und beschloß, jede Rolle ganz dem Charakter eines bestimmten Künstlers anzupassen. Pater Pintus verfertigte ihm wieder einen Text, „Esther“. In wenigen Wochen war die Composition vollendet, und die zwei Aufführungen, die im December 1773 stattfanden, brachten der Societät einen Reingewinn von 1450 Gulden.

Etwa sechs Wochen danach starb Gaßmann, und der Kaiser, der Ditters hoch schätzte, ließ ihm unter der Hand die Stelle anbieten. Ditters lehnte ab mit der Begründung, er habe in Johannisberg bereits höhere Einkünfte und noch mehr zu erwarten. Er zeigt hier wieder den eigenthümlichen Mangel an künstlerischem Ehrgeiz, der uns öfter in seiner Lebensbeschreibung entgegentritt. In Wien hätte er an erster Stelle gestanden, an der Spitze eines glänzenden Orchesters, hätte sich als Virtuosen und Componisten vor dem kunstverständigsten Publicum immerfort bethätigen können — Alles das reizte ihn nicht. Er zog es vor, in seinem Landstädtchen vergraben ein Häuflein mittelmäßiger Musikanten zu drillen und Geschäfte zu besorgen, die mit seiner Kunst nicht das Mindeste zu schaffen hatten, nur um einiger hundert Gulden und einer angenehmen, von Fürstengunst bestrahlten Lebensführung willen.

In der Selbstbiographie folgen nun Seiten und Capitel, die sich mit allerlei Nebendingen befassen: wie Ditters Amtshauptmann von Freiwaldau wurde, aber doch in Johannisberg blieb und seine Amtspflichten durch einen Stellvertreter erledigen ließ, weil der Fürstbischof nicht seine Gesellschaft entbehren mochte, wie die Verhältnisse während des bayerischen Erbfolgekrieges sich verschlechterten, die Capelle entlassen wurde und Anderes mehr, bis mit jähem Sprung die Ereignisse des Jahres 1786 erreicht werden, jenes Jahres, in dem Ditters' Ruhm anfing, in die Höhe und Weite zu wachsen.

II.

Die Wittwensocietät hatte Ditters schon längst aufgefordert, wieder ein Oratorium für sie zu schreiben. Endlich (1786) kam er dem Verlangen nach und führte selbst in Wien seinen „Hiob" auf. Der Erfolg dieses Oratoriums, der künstlerische wie der materielle, war noch größer als der des früheren Werkes, der „Esther", die noch im vergangenen Jahre, mit den ersten Kräften der Wiener Oper besetzt, der Societät eine ansehnliche Einnahme zugeführt hatte.

Seine Anwesenheit in Wien benutzte Ditters, um zwei eigene Concerte zu geben. Er hatte schon drei Jahre zuvor angefangen, „charakterisirte Sinfonien" nach Abschnitten aus Ovid's Metamorphosen zu componiren, und deren jetzt zwölf fertig gebracht. Sechs davon führte er im Augarten, die sechs anderen acht Tage später im Theater auf. Wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse mußte der Concerttag im Augarten verlegt werden, und bei dem Besuch in der Hofkanzlei, den Ditters dieserhalb machte, fügte es der Zufall, daß er mit dem Kaiser Josef in eine Unterredung kam. Das war nun für ihn das höchste Glück, und zehn Seiten der Biographie werden damit gefüllt, das ganz belanglose Gespräch wiederzugeben, das sich hier abspann. Wir erfahren aber dabei nicht mehr, als daß der Kaiser wie Ditters zwischen Haydn und Mozart einige Parallelen zogen, die nicht gerade laufen wollten, und daß sie beide das Wesen dieser großen Künstler nicht verstanden.

Bei einem der Metamorphosen-Concerte oder bei einer anderen Akademie hat Ditters, scheint es, sich auch wieder einmal solistisch bethätigt, freilich in sonderbarer Weise. In der Lebensbeschreibung erzählt er nichts davon, wohl aber läßt sich eine norddeutsche Publication, der „Musikalische Almanach für Deutschland auf das Jahr 1789", des Näheren darüber aus. Er glossirt den Bericht eines Wiener Kritikers folgendermaßen:

„Im Jahre 1786 versuchte der berühmte Tonkünstler von Dittersdorf in einer Akademie, die im Wiener Augarten gegeben wurde, das Quaken der Frösche auf der Violine nachzuahmen. Alles war mit dem trefflichen Manne ungemein zufrieden; aber er selbst hatte Ursache, es am meisten folgender Begebenheit wegen zu sein. Zwei vermögende Bauern waren eben im Augarten, als die Musik bald anfangen sollte. Das beständige Fahren der prächtigsten Carossen und andere ihnen ungewohnte Umstände machte sie lüstern, die Eintrittsgelder daran zu wagen und zu hören, was denn das für eine herrliche Geigerei sein würde, mit der sich der Adel so unterhalten könnte. Beim

vollstimmigen Rauschen des Chors schien auch ihr Ohr sich ganz wohl zu befinden; aber als Herr von Dittersdorf allein sein Meisterstück spielte (sollte heißen, als er seine Narrenspossen machte) gingen beide brummend hinweg: ‚Ist's weiter nichts als ein Froschgeschrei, so was hören wir zu Hause alle Tage!' So Viele auch diesen großen Künstler lobten (setzt der Zeitungsschreiber hinzu, der sicherlich nicht so viel gesunden Geschmack an Musik hatte als die beiden Bauern), so konnte ihn doch bei dieser Gelegenheit nichts so sehr schmeicheln als das Mißvergnügen dieser zwei Bauern. (Wenn Herr von Dittersdorf solche Späße auch in seinen Metamorphosen angebracht hat, die der Herr Probst Hermes in seiner Analyse derselben bei jedem Anderen vielleicht für Kindereien erklärt, und nur bei ihm sie nicht dafür hält, so bedanken wir uns dafür. Auch glauben wir, daß ein Mann, der fähig ist, eine so äußerst abgeschmackte und für die Kunst erniedrigende Kinderei öffentlich zu begehen, gar nicht im Stande ist, in irgend einem Werke der Kunst würdigen Ausdruck zu erreichen.)"

Vielleicht ist dieser ganze Aufwand an ästhetischer Entrüstung aber gegenstandslos, denn es ist möglich, daß hier eine Verwechslung vorliegt und jener Bericht aus Wien sich auf eine der Metamorphosen-Sinfonien bezieht, welche die „Verwandlung der lycischen Bauern in Frösche" darstellen sollte.

Als Ditters schon im Begriff war, abzureisen, bekam er noch von dem Schauspieler Stephani dem Jüngeren im Namen der Direction des Nationaltheaters den Auftrag, für das übliche Honorar von 100 Ducaten eine Oper zu schreiben. Er willigte ein, und Stephani verfaßte ihm den Text „Der Apotheker und der Doctor". Ein halbes Jahr danach wurde das Stück aufgeführt. Die überaus günstige Aufnahme, die es fand, veranlaßte die Direction, noch zwei deutsche und eine italienische Oper bei dem Componisten zu bestellen. Nach sieben Monaten waren auch diese fertig. „Meine drei deutschen Werke: ‚Doctor und Apotheker', ‚Betrug durch Aberglauben' und ‚Die Liebe im Narrenhause' gingen alle Stelle, wie die Italiener sagen; aber die italienische Oper „Democrito" fiel durch." Mit diesen schlichten Worten geht Ditters über den ungeheuren Erfolg seiner deutschen Opern und besonders des „Doctor und Apotheker" hinweg, der ihn mit einem Schlage weltbekannt machte, der überall gegeben wurde, wo man nur Oper spielte.

Ditters stand jetzt auf der Höhe seines Könnens und seines Ruhms; es ist also wohl an der Zeit, Ueberschau zu halten über das, was er bis dahin vollbracht hatte. Seine Biographie gibt nicht annähernd einen Begriff von dem Umfange seiner Thätigkeit; denn all' des musikalischen Kleinkrams, den er so vor sich hin arbeitete, geschieht kaum Erwähnung. Man muß die periodischen Musikblätter und die Kataloge der Musikalienhandlungen durchsehen, um die Ausbreitung seiner Opern und Instrumentalwerke kennen zu lernen. Von den Kunstschriftstellern wird in zustimmendem oder ablehnendem Sinne häufig seiner gedacht. Schon in Hiller's „Wöchentlichen Nachrichten" von 1766, wo übrigens Ditters fälschlich noch als Mitglied der Wiener Hofcapelle aufgeführt wird, heißt es von ihm: „In Sinfonien, Concerten und dergleichen bekannt." Dann erfahren wir, daß seine Concerte auch von

Anderen öffentlich gespielt werden; dann finden seine Sinfonien ausführliche Beschreibung, manche, wie die im Jahre 1767 erschienene „Sinfonie dans le genre de cinq Nations", auch herbe Verurtheilung, während andere, 1770 gedruckt, glimpflicher davon kommen. Einmal wird von ihm gesagt (1768): „Neuerer Zeit haben sich auch einige Componisten in Wien mit Arbeiten für die Violin gezeigt. Herr Ditters, selbst ein großer Violinist, hat Concerte und Solo gesetzt. Sein Geschmack fällt sehr ins Komische oder ist vielmehr ein beständiges Gemisch von komischen und ernsthaften Einfällen, die öfters nicht recht zusammen passen wollen." Oder: „Vor einiger Zeit waren die Trii des Martini sehr beliebt . . . Jetzt sind bei Liebhabern die Trii der Herren Hofmann, Haydn und Ditters an die Stelle gekommen; sie haben ihre eigenen Schönheiten." Das war alles schon in den sechziger Jahren. Später mehren sich die Erwähnungen seiner Person und seiner Werke in musikalischen Almanachen und Zeitschriften, mehren sich vor Allem die Anzeigen seiner Compositionen: Longman & Broderip in London, Hummel in Amsterdam, Simrock in Paris und Bonn, Artaria in Wien, Breitkopf in Leipzig — sie alle wetteifern im Angebot Dittersdorf'scher Werke. In einem der Breitkopf'schen Kataloge (ohne Jahreszahl, zwischen 1786 und 1789 ausgegeben) werden außer den gedruckten Werken noch an handschriftlichen Compositionen von ihm zweiundsechzig Sinfonien, zwei Ouvertüren, zweiundzwanzig Concerte für Clavier, drei für Oboe, drei Solos für Clavier aufgeführt, dazu Messen, Cantaten, Oratorien und Anderes. Das zeugt von einer Schaffenskraft, die außerordentlich genannt werden muß, selbst wenn man in Betracht zieht, daß Ditters sehr leicht und schnell arbeitete, und daß die Sinfonie und Kammermusik jener Zeit im Durchschnitt anders beschaffen war als die durch Haydn's spätere Werke und durch Mozart beeinflußte oder gar die Beethoven'sche. Sie wollte gar nicht in die Tiefe steigen oder dem Ausdruck subjectiver Empfindung dienen; die elegante Gesellschaft, die eine Capelle unterhielt, hätte es übel vermerkt, wenn der Orchesterleiter sie mit seinen persönlichen Leiden und Freuden musikalisch behelligt hätte. Wie der Conversationston in den Salons der Rococozeit das Hervortreten starker Subjectivitäten ausschloß, so bewegte sich auch die Instrumentalmusik ziemlich glatt über die Oberfläche hin, tändelte und spielte, gab sich wohl einmal den Anschein des Ernstes, aber nur, um gleich darauf mit fröhlichem Lachen solcher Stimmungsanwandlungen zu spotten. Ditters nun, der schmiegsame Gesellschaftsmensch, der eine innige Freude an allen Trivialitäten des Lebens hatte, war ganz dazu geschaffen, in diesem Geist zu musiciren. Seine Instrumentalcompositionen tragen im Allgemeinen den Charakter heiterer Lebenslust, die Bewegungen sind schnell oder von mäßiger Langsamkeit. Ein reines Adagio schreibt er nicht oft. Entweder kommt es als kurzer Einleitungssatz oder als Alternativ im Allegro vor, oder es trägt die behutsame Einschränkung „più tosto andantino" oder „non molto". Bringt er es einmal in ganzer Gestalt, wie in der dritten der bei Huberty erschienenen Sinfonien, dann wird das Tempo durch Untertheilung der Notenwerthe (hier meist Sechzehnteltriolen) wieder auf eine mittlere Geschwindigkeit gedrückt, oder der melodische Inhalt ist ziemlich leicht

gewogen. Für Adagios von der Gefühlstiefe so mancher Haydn'schen fehlt ihm der lange Athem der Erfindung und wohl auch etwas der Wille zum Ernst. Dagegen vermißt man fast niemals das Menuett, das Haydn in die Sinfonie eingeschmuggelt hatte. Es muß dem Ausdruck der unterschiedlichsten Vorstellungen und Empfindungen dienen. In einem Menuett berent Apollo seinen Schwur gegenüber Phaëton, belauscht Aktäon Diana im Bade, thut der Narr sowohl wie der Beständige seine Art kund; ein Menuett schildert das eherne Zeitalter, schildert Odysseus' Sieg über Ajax; mittelst eines Menuetts malt sich Medea ihre Zukunft rosig aus. Man sieht, die harmlos gravitätische Tanzform paßt sich bei Ditters allen auch noch so verschiedenen Situationen an. Die Sinfonien nach Ovid's Metamorphosen, denen die meisten dieser Beispiele entlehnt sind, erfreuen sich wegen ihrer Etikettirung eines besonderen Rufes. Ditters hat ihrer bis zum Jahre 1786 zwölf geschrieben und, wie erwähnt, auch aufgeführt. Dann zeigte er 1798 in der „Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung" (Nr. 5, S. 19) noch an: „Sechs Sonaten für vier Hände, aus den letztern noch nicht bekannten Sinfonien der Ovidi'schen Metamorphosen eingerichtet". Das wären im Ganzen achtzehn, wenn der Satz nicht etwa bedeutet, daß Ditters diese Sonaten nach den bisher ungedruckten Sinfonien arrangirt hat. Denn durch den Druck sind bei Lebzeiten des Componisten nur drei bekannt geworden: 1. Die vier Weltalter, 2. Der Sturz Phaëton's, 3. Die Verwandlung Aktäon's in einen Hirsch. Drei andere wurden, vielleicht vor einem Jahre, unter den aus Oels stammenden Handschriften der Königlichen Bibliothek in Dresden entdeckt, und zwar: 4. Die Rettung der Andromeda durch Perseus, 5. Die Verwandlung der lycischen Bauern in Frösche, 6. Die Versteinerung des Phineus und seiner Freunde. Alle sechs sind jüngst im Neudruck erschienen [1]). Endlich hat das Antiquariat von Liepmannssohn in Berlin im Jahre 1890 die Clavierauszüge von noch dreien versteigert: 7. Jason qui emporte la toison d'or, 8. Ayax et Ulysse. 9. Hercule en Dieu. Die übrigen sind verschollen. J. Liebeskind sagt in der Vorrede seiner Neuausgabe: „Von unseres Meisters Sinfonien, deren Zahl auf achtzig geschätzt wird, sind zweifellos die am bedeutendsten, in denen er unternommen hat, Stoffe aus Ovid's Metamorphosen zu illustriren." Es ist nicht ersichtlich, worauf sich dies Urtheil stützt. Der größte Theil von Dittersdorf's Orchesterwerken ist, wie es scheint, im Laufe der Zeit verzettelt worden. Von seinen Sinfonien wird kaum noch die Hälfte aufzufinden sein. Ich habe gegen vierzig davon durchgesehen, und ich muß sagen, daß viele unter ihnen den Metamorphosen-Sinfonien mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen sind. Andere mögen hierüber anderer Meinung sein, doch wird auf jeden Fall jene kategorische Censirung einer Einschränkung bedürfen. Wir stoßen in diesen Programm-Sinfonien wieder auf die, den Musikern von Alters her eigene Freude am Versuchen, der Tonsprache eine

[1]) Ausgewählte Werke von Carl Ditters von Dittersdorf. Zur Centenarfeier des Todestages Dittersdorf's (31. October 1799). Herausgegeben von J. Liebeskind. Leipzig, Gebrüder Reinecke.

Prägnanz zu geben, die sie ihrer Natur nach nie erreichen kann. Sobald es über eine poetische Andeutung ganz allgemeiner Natur hinaus soll, ist das Spiel verloren. Denn Ditters wollte nicht etwa „mehr Empfindung als Malerei" geben, wie es Beethoven versucht und gekonnt hat; er wollte auch nicht das poetische Programm als Rechtfertigung und Erklärung neuer Formbildungen benutzen, wie es Liszt versucht und nicht gekonnt hat. Er wollte vielmehr wirklich schildern und ausdrücken, und er charakterisirt nun mit einer naiven Unbefangenheit, welche noch die des braven Thomascantors Kuhnau übertrifft, der in seinen biblischen Historien doch auch die merkwürdigsten Scherze treibt. Was ihn bei den einzelnen Metamorphosen-Stücken angezogen hat, läßt sich meist leicht erkennen. Gewöhnlich ist es die Möglichkeit, Naturlaute nachzuahmen oder Bewegungsvorstellungen durch Notenreihen anzudeuten. In der Phaëton-Sinfonie wird das Rollen des Sonnenwagens, das Schleudern des Blitzes gezeichnet, im „Aktäon" gab die Jagd mit Hörnerklang und Hundegebell, das Murmeln der Quelle, in die Diana taucht, erwünschte Gelegenheit zu tonmalerischen Künsten. Die Verwandlung der lycischen Bauern in Frösche lockte ihn zu einer Darstellung des Froschgequakes und des Hüpfens, das übrigens bereits Händel im „Israel" durch dieselben Mittel wirkungsvoll ausgedrückt hatte. So schließt jeder dieser Vorwürfe irgend ein Moment ein, dessen sich die Musik in ihrer Art bemächtigen kann. Für einen Satz langt das; bei den anderen mag der Zuhörer sehen, wie er auf seine Rechnung kommt. Denn trotz der schönsten lateinischen Ueberschriften sind sie absolute Musik, so gemüthlich, wie sie nur je musicirt worden ist. Auch Ditters fühlt bisweilen, daß die Kraft der Musik an bestimmten Punkten versagt. Mit einer gewissen Resignation sagt er in der ausführlichen Inhaltsangabe zu „Ayax et Ulysse" am Schluß: „Da aber der Componist neuerdings eingestehen muß, daß er weder Farbe noch Geruch der Blumen durch Töne zu malen fähig ist, so ersucht er den Zuhörer, ob er sich nicht mit geschlossenen Augen beim Vortrag des letzten Adagio non molto ein ganzes Beet der herrlichsten Blumen, vor dem er bald nach Sonnenuntergang sitzt, und sowohl Auge als Geruchswerkzeuge sättigt, zu idealisiren belieben will." Nun ja! Doch dazu bedarf es am Ende keiner Musik. Die Macht der lateinischen Ueberschriften darf keineswegs unterschätzt werden. Für ein Billiges konnte man hier gebildet thun, konnte seine Wissenschaft der Mythologie und der römischen Literatur verwerthen, was damals für gewisse Leute so gut seine Reize hatte wie jetzt.

Auch von Dittersdorf's Kammermusik ist sehr viel verloren gegangen. Interessant sind die Quintette mit zwei Violoncelli. Boccherini hat ihm darin den Weg gewiesen. Er war seit 1785 Kammercomponist Friedrich Wilhelm's II., der selbst gern und gut Violoncello spielte, und soll im Ganzen 113 Quintette dieser Art geschrieben haben, von denen einige noch vor das Jahr 1776 fallen. Dittersdorf hatte Friedrich Wilhelm schon in Schlesien kennen gelernt, machte auf seine Veranlassung 1789 eine Reise nach Berlin und componirte in demselben Jahre auch sechs dieser Quintette, also wahrscheinlich für den Gebrauch des Königs. Da dem Violoncello ein

Gefährte beigesellt ist, gewinnt es die Freiheit, gelegentlich eine Cantilene zu singen, ohne des stützenden Basses verlustig zu gehen. Wie wundervoll später Schubert diese Instrumentencombination angewandt hat, ist bekannt.

Unter Dittersdorf's Quartetten sind am populärsten geworden die sechs bei Artaria in Wien erschienenen. Das in Es-dur wird noch heute gelegentlich gespielt. Beim Studium dieser zierlichen Gebilde begreift man ein wenig das Urtheil jenes norddeutschen Kritikers, der in Dittersdorf's Werken eine unvermittelte Mischung von ernsten und komischen (soll wohl heißen „heiteren") Elementen fand. Wenn in ein behaglich schwatzendes Rondo plötzlich ein schwermüthiges ungarisches Motiv mit aller Wucht hinein fällt, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden, oder wenn in einem anderen Satz das Hauptthema von einem irrlichtelirenden, halb recitativischen Nebengedanken bald nach A-dur, bald nach B-dur geführt wird, so sind das Dinge, die Dittersdorf's Zeitgenossen als zu stark contrastirend auffielen und zu Tadel Anlaß gaben.

Merkwürdig ist es, daß seine Concerte wie von der Erde verschwunden sind. Nur das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien bewahrt noch zwei für Violine, die königliche Bibliothek in Dresden eins für Clavier auf; von denen für Oboe habe ich trotz eifrigen Suchens kein einziges erlangen können, was man bedauern muß, denn ein Schriftsteller jener Zeit, der über Dittersdorf und einige seiner Kunstgenossen geistreichelt (C. L. Junker, Zwanzig Componisten. Bern, 1776), will seinen Werth vornehmlich nach den Oboeconcerten bemessen haben.

In allen Instrumentalwerken Dittersdorf's, so weit sie erhalten und der Durchsicht zugänglich sind, zeigt sich eine äußerst leicht gestaltende Hand und eine anmuthige Erfindung. Die Melodik hat Verwandtschaft mit der Haydn's, ohne doch der gleichen Phantasiefülle zu entspringen: bei Haydn ist ein weit größerer Reichthum an originalen Gedanken und Wendungen. Derselbe Qualitätsunterschied besteht auch in der Formkunst der beiden Meister, die so oft neben einander genannt werden. Ditters schreibt glatt, elegant, Haydn genial. Wie dieser ein Thema verarbeitet, dreht und wendet, bis es alle Seiten gezeigt hat, wie er es fallen läßt und wieder aufnimmt, das ist oft ganz überraschend und neuartig. Eine Zeit, die an Mozart's Compositionen die Schwierigkeit des Satzes und das zu stark Gewürzte tadelt, mußte naturgemäß auch an Haydn Manches auszusetzen finden. Ditters war bequemer. Es ist Alles bei ihm in schönem Fluß, er vergab sich künstlerisch nichts, arbeitete sauber und correct, fiel nicht durch hohe Anforderungen an die Fassungskraft seiner Zuhörer lästig und hatte so ein groß Publicum.

Da er zudem, wie gesagt, außerordentlich schnell dabei arbeitete — die Partitur der „Esther" war in vier Wochen fertig, und 1786 schrieb er von Anfang Januar bis Ende October fünf große Werke: „Hiob", „Doctor und Apotheker", „Betrug durch Aberglauben", „Democrito" und „Die Liebe im Narrenhause" — so ist es erklärlich, daß der Musikalienmarkt von seinen Compositionen voll war. Ganz ähnlich wie die Sinfonien und Kammermusiken stehen seine Oratorien und Messen innerhalb ihrer musikalischen Umgebung. An Händel

darf man nicht denken, sondern an Hasse, Graun und ähnliche Zeitgrößen, denen Dittersdorf in dieser Compositionsart etwa ebenbürtig ist. Nur war Graun noch ein größerer Satzkünstler als er. In der ganzen „Esther" sind die Chöre in schlichtester Homophonie gehalten; mit ihnen wechseln lange Recitative und bunt colorirte Arien. Sie klingen, scheint mir, alle sehr gut, und Manches, wie der Furienchor, der übrigens stark an Gluck gemahnt, sticht durch einen Zug von überraschender Größe hervor. Der Zuschnitt des Ganzen jedoch hält sich in engen künstlerischen und geistigen Grenzen. Der „Hiob" steht im Durchschnitt höher. Neben dem weit ausgesponnenen Fugato am Schluß des ersten Theils verdient besondere Beachtung die Fuge des letzten Chores, die, so weit meine Kenntnisse reichen, wohl die beste ist, die Dittersdorf geschrieben hat. Sonst lag ihm die Polyphonie nicht bequem in der Hand. Ein Instrumentalfugato gelingt ihm ab und zu recht gut, aber wenn er eine wirkliche Fuge schreibt, so ist der Zwang meistens deutlich zu merken. Ich denke z. B. an die Fuge auf die Worte „In Gloria Dei patris amen" in einer Messe aus B-dur: die wenig geschickten Ueberleitungen von Durchführung zu Durchführung und das steife Wesen der Fugirung zeigen, wie wenig wohl ihm bei der Sache war. Man braucht nur einen polyphonen Satz von Graun, etwa die Doppelfuge „Christus hat uns ein Vorbild gelassen" aus dem „Tod Jesu", daneben zu halten, um des großen Unterschiedes inne zu werden. Und Haydn's „Schöpfung" mit ihrem lebendigen, wie von der Natur selbst geschaffenen Weben von Stimmen und Instrumenten steht noch viel weiter ab: das ist eine neue Welt.

Wesentlich anders liegen die Dinge auf dem Gebiete der komischen Oper. Hier konnte Ditters zum Reformator werden kraft seines gerade nach dieser Richtung strebenden Talentes. Es war in Deutschland lange schlecht bestellt um die nationale Oper. Die Italiener beherrschten das Feld der Bühnenmusik, so weit sie als Kunst galt, absolut. Nun empfand die breite Masse des Volkes aber das Bedürfniß, auch Opern in der Muttersprache zu hören, und es fehlte nicht an Versuchen, eine deutsche Opernbühne zu schaffen. Die Hamburger Oper war schon vor Mitte des Jahrhunderts dem Andringen der Italiener erlegen. Dann hatte in den sechziger Jahren J. A. Hiller in Leipzig mit kleinen, anmuthigen Singspielen Glück gemacht, und Männer wie Benda, Schweitzer, Wolf, Neefe, André folgten seinen Spuren. Diese Singspiele — man nannte sie Operetten, was nur ein Diminutiv des Wortes Opera war und gänzlich des häßlichen Beigeschmackes entbehrte, der dem Genre heute anhaftet — diese Singspiele hatten mit der eigentlichen Oper im Grunde wenig zu schaffen. Sie waren Schauspiele, Volksstücke mit eingelegten Liedern und Arien, ähnlich den französischen Spielopern eines Monsigny und Philidor, nur etwas geringer geartet. Denn das Darstellerpersonal im deutschen Singspiel war nach Reichard's Schilderung von übelster Beschaffenheit. Darauf mußte der Componist immer Rücksicht nehmen, denn „er wußte ja, daß er nicht für Sänger, sondern für Schauspieler schrieb, die es sich sonst kaum hatten einfallen lassen, beim Weine zu singen, und daß sie ihre Kehlen durch Kirchengesänge nicht ausgeschrieen, dafür konnte er auch so ziemlich sicher sein". Durch diese Ver-

hältnisse wurde natürlich das künstlerische Niveau der Operettenmusik nicht gerade erhöht. In Berlin fanden Aufführungen deutscher Opern regelmäßig seit 1769 statt; der rührige Döbbelin hatte sie eingerichtet, als er sah, welche Erfolge eine französische Truppe mit den graziösen Schöpfungen ihres Heimathlandes davontrug. Die Güte der Vorstellungen litt auch hier unter der Unzulänglichkeit der ausführenden Kräfte. In Weimar, Mannheim und anderen Städten werden ebenfalls gelegentlich deutsche Opern gegeben; aber das erste Institut, das ausschließlich der Pflege der deutschen Oper gewidmet war, und an dem nur kunstgeübte Sänger und Sängerinnen beschäftigt waren, entstand, wenn wir von der Hamburger Episode absehen, in Wien. Kaiser Josef II. hatte als Seitenstück zum Nationaltheater auch ein „Nationalsingspiel" gegründet. 1778 wurde das Unternehmen mit Umlauf's „Bergknappen" eingeweiht, und im Laufe der ersten Jahre kamen theils Bearbeitungen ausländischer Producte, theils deutsche Originalwerke von Aspelmeyer, Ulbrich, Mozart, Salieri und Anderen zur Aufführung. Das Interesse der maßgebenden musikalischen Kreise an deutscher Opernkunst war aber ein so geringes, daß das Nationalsingspiel schon 1784 zu bestehen aufhörte. Im nächsten Jahre trat es, mit Monsigny's „Felix" als Eröffnungsvorstellung, wieder ins Leben. Doch war ihm ein langes Dasein auch diesmal nicht beschieden, und vielleicht wäre es noch früher entschlafen als 1788, wenn nicht inzwischen Dittersdorf mit seinen Opern auf dem Plan erschienen wäre.

Der Erfolg des „Apothekers" ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Operngeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Die erste Aufführung fand am 11. Juli 1786 statt, und in demselben Jahre folgten noch neunzehn andere. In Berlin ging es noch besser; dort wurde der „Apotheker" 1787 in zwölf Tagen sechsmal, im Ganzen gegen hundertmal gegeben. Und in anderen Städten wiederholte sich das Spiel in ähnlicher Weise. Selbst das Ausland blieb nicht zurück. Frankreich bemächtigte sich des erfolgreichen Singspiels so gut wie England, wo es Storace in einer freilich sehr merkwürdigen Bearbeitung auf die Bühne brachte.

Auf das Conto des „Apothekers" hin fanden auch die folgenden Opern, besonders die „Liebe im Narrenhause" und „Betrug durch Aberglauben", starken Beifall. Denn die „Theaterzeitung für Deutschland" (1789) hat Recht, wenn sie bemerkt: „Diese Oper („Der Apotheker und der Doctor"), welche in Betracht ihres Alters das erste Werk des berühmten Dittersdorf's ist, kann auch füglich, in Ansehung ihres musikalischen Werthes das erste Werk desselbigen genannt werden. Ein Fall, welcher fast allemal bei denjenigen Meistern eintritt, welche viel Originelles in ihrer Manier haben, und welcher eben in dieser Originalität seinen Grund hat." Und auch andere Blätter der Zeit deuten an, daß Ditters seine Lieblingsmelodien und Wendungen habe, die immer wiederkehren. Der „Apotheker" enthält gewissermaßen in concentrirter Form Alles, was Ditters als Operncomponist an auszeichnenden musikalischen Eigenschaften besaß; an ihm werden sich deshalb am besten die Eigenthümlichkeiten des Componisten nachweisen lassen. Den Text nennt Otto Jahn „unglaublich platt", und man kann ihm darin leider nicht widersprechen. Als mildernder Umstand kommt

jedoch in Betracht, daß die meisten Libretti der komischen Opern des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Druck der Tradition leiden: die Verkleidungswitze und die Personentypen der Commedia dell' arte, der englischen Singspiele, der Hanswurstkomödie gehen in ihnen um und geben ihnen mehr Derbheit und tölplige Unbefangenheit, als uns heute gut scheinen will. Die Componisten waren im Allgemeinen wenig geneigt, sich ästhetischen Scrupeln hinzugeben, und Dittersdorf schon gar nicht. Werfen ihm doch bereits damals einige seiner empfindende Kritiker vor, daß er zu unwählerisch in seinen Texten sei.

Im „Apotheker und Doctor" begibt sich nun Folgendes. Die Familien des Apothekers Stößel und des Doctors Krautmann stehen sich gegenüber wie etwa die Montecchi und Capuletti. Der Doctor hat einen Sohn Gotthold, der Apotheker eine Tochter Leonore, und beide junge Leute lieben sich natürlich. Außerdem ist noch eine Nichte da, Rosalie, die mit dem Feldscheer Sichel im Liebesverhältniß steht. Die Apothekersleute wollen ihre Tochter mit dem reichen, aber einäugigen und stelzfüßigen Hauptmann Sturmwald verheirathen, also nehmen die Verliebten unter Leitung Sichel's Zuflucht zu einer Entführung. Erst muß der Apotheker aus dem Haus gelockt werden. Sichel faßt ihn bei seiner schwachen Seite, der Leidenschaft für Quacksalbereuren: er erscheint spät Abends als Abgesandter eines vornehmen Kranken, um Stößel's Hülfe in Anspruch zu nehmen. Stößel geht auch in die Falle und entfernt sich mit seinem Arcanum, und nun schlüpfen die Liebhaber ins Haus. Aber sie werden von Sturmwald gesehen, der sich zu Stößel begibt, um die Eindringlinge zu fangen. Diese haben sich inzwischen mit den Mädchen verständigt, und Alles ist zur Flucht bereit, als Frau Claudia, eine böse Xantippe, erwacht und aus ihrem Zimmer kommt. Die Männer verstecken sich im Laboratorium, während die Mädchen von der erzürnten Apothekerin, die zum Ueberfluß in Leonorens Tasche den fertigen Heirathscontract entdeckt, hart angelassen werden. Inzwischen ist Stößel zurückgekommen, begleitet von dem etwas bezechten Sturmwald. Sie suchen, aber finden die versteckten Liebhaber nicht, weil Stößel gerade in sein Laboratorium, sein „Heiligthum", Keinen hineinläßt. Nun gehen Alle zu Bett; Rosalie wird eingeschlossen, Leonore muß zur Mutter, Sturmwald setzt sich auf einen Stuhl, um die Thüren zu bewachen, und schläft, vom Rausch bezwungen, ein. Sichel und Gotthold schlüpfen hervor, ziehen ihm seine Uniform aus, schnallen ihm den Stelzfuß ab, sperren ihn ins Laboratorium und machen sich aus dem Staube.

Am nächsten Morgen in aller Frühe erscheinen sie wieder, Sichel als Sturmwald verkleidet, Gotthold als Notar, und drängen zur Ausfüllung des Ehecontractes. Leonore sträubt sich erst, aber als ihr Gotthold heimlich den Sachverhalt erklärt, unterschreibt sie und entfernt sich mit dem angeblichen Notar und Rosalie. Sichel wartet auf eine Gelegenheit, um ebenfalls zu entschlüpfen, — da meldet sich der eingeschlossene Sturmwald. Während Stößel auf die Polizei läuft, weil er Sturmwald für einen Dieb hält, wirft Sichel die Verkleidung ab und begibt sich in eine neue, in eine Weibertracht, in der er unerkannt entkommt. Auch der Doctor Krautmann sucht polizei-

liche Hülfe: der Kranke ist dem Heiltrank Stößel's erlegen, und der Doctor will den Apotheker wegen Curpfuscherei zur Verantwortung ziehen. Alle Personen, auch Sturmwald, der unterdeß aus seiner üblen Lage befreit ist, treffen in dem Garten zusammen, in den Gotthold, Leonore und Rosalie sich geflüchtet haben. Jetzt ist der Verfasser des Textes aber mit seiner Weisheit zu Ende. Er findet aus der unsäglichen Verwirrung, die er angerichtet hat, keinen anderen Ausweg, als daß er eine plötzliche Versöhnung unter den streitenden Parteien ausbrechen läßt. Krautmann verzichtet auf die gerichtliche Verfolgung Stößel's unter der Bedingung, daß Jener Gotthold nicht wegen der Entführung verhaften läßt; die beiden Liebespärchen heirathen sich, und auch der invalide Hauptmann scheint mit dem Lauf, den die Ereignisse genommen haben, ganz zufrieden zu sein. Man genirt sich ein wenig, das Alles zu erzählen, weil die Albernheit eigentlich zu groß ist. Bedenken muß man freilich, daß bei einer flotten, lustigen Aufführung Vieles erträglich erscheint, was in der trockenen Nacherzählung als ungeheuerlich dumm auffällt. Und Dittersdorf's Zeit nahm an derlei Harlekinaden viel weniger Anstoß als wir, obschon unsere Possen- und Operettenliteratur ja am Ende auch so beschaffen ist, daß wir nicht gerade Staat mit ihr machen können.

Aber die Musik ist bei solchen Gelegenheiten immer ein mildernder Umstand. Besonders hier war sie so gut gerathen, daß der große Erfolg des Stückes allein dadurch erklärlich wird. Ditters hat von den Italienern viel gelernt. Der „Opera buffa" entnahm er das parlando-artige, oftmalige Wiederholen einer kleinen Gruppe schnelllaufender Noten. Auch das großspurige, weitschrittige Wesen mancher komischen Arien erinnert an italienische Muster. Endlich gab ihm die italienische Oper noch jenen eigenthümlichen Effect, den die Italiener kurzweg „das Crescendo" nennen: eine aus wenigen Tacten bestehende Figur wird von einer Singstimme pianissimo angefangen und von wenigen Instrumenten pianissimo begleitet; nach und nach treten immer mehr Stimmen und Instrumente hinzu, bis zuletzt das ganze Orchester und alle auf der Bühne agirenden Personen betheiligt sind und die Tonstärke das Fortissimo erreicht hat. Im „Apotheker" kommt gegen Schluß des ersten Finales solch' ein Crescendo vor auf die Worte: „Mir schlägt das Herz gleich einem Hammer." Endlich ist das Opernfinale selbst ein italienisches Product, um dessen Ausbildung sich Logroscino, Pergolese, Piccini und Andere verdient gemacht haben. Man sollte meinen, es wäre selbstverständlich, daß an einem Culminationspunkt der Handlung auch die Musik sich sammelte und die Gelegenheit, Soli und Ensemble, Tact, Rhythmen und Tonart in buntem Spiel wechseln zu lassen, freudig ausnutzte. Aber das Selbstverständliche geschah, wie so häufig, auch hier verhältnißmäßig spät. Ueber hundert Jahre hatte die Oper bestanden, ehe ihr dies breit ausladende musikalische Schlußstück eingefügt wurde; bis dahin hatte man sich an jener Stelle mit einer Arie oder einem Duett begnügt. Ditters war nun der Erste, der diese Errungenschaft für die deutsche komische Oper nutzbar machte, und das erste Finale des „Apothekers" ist gleich ein Meisterstück der Gattung. Nicht allein erscheint es seiner Ausdehnung nach imposant — es füllt im Clavierauszug

42 Seiten, kaum weniger also als das berühmte erste Finale von „Figaro's Hochzeit" —, sondern es zeigt auch eine Sicherheit in der Gruppirung der Gegensätze, eine Freiheit im Gebrauch der Ausdrucksmittel, die zur Bewunderung zwingen. Wenn schon Ditters Mancherlei von außen her sich angeeignet hat, so durfte er doch gleich Goethe in Bezug auf seine Vorbilder sagen:

„Ihr Frohmahl hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen."

Niemals hat er nur nachgeahmt, immer vielmehr verarbeitet. Denn seine künstlerische Persönlichkeit war kräftig genug, um Fremdes ohne Schaden sich zu assimiliren. Er besaß eine frisch quellende, melodische Erfindung. Sie hatte nicht die schöne Linie und den Adel der Mozartischen Melodik, auch ruhte sie nicht auf so reichem, harmonischem Grunde wie jene, doch eignete ihr ein durchaus populäres Wesen; ja, es kommt wohl gelegentlich zu einem leicht philiströsen Anstrich, einem gewissen Biedermeyer-Ton, der dem Text gar nicht übel steht. Gleich das erste Quintett „O, wie herrlich, o, wie labend" ist auf diesen Ton gestimmt, aus dem einige glänzende, sehr schwere Coloraturarien später merkwürdig herausfallen. Die Orchesterbegleitung ist sehr durchsichtig, beweglich und voll von charakterisirendem und malendem Detail. Bei seinem scharfen Blick für alles Komische ließ sich Ditters nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, auch in der Opernmusik komische Wirkungen zu erzielen. Der „Apotheker" ist reich an solchen Zügen. Besonders gelungen erscheint mir immer die Scene, wo der betrunkene Sturmwald auf der Wacht einschläft. Hier wird dem Sänger fast jede Bewegung musikalisch vorgezeichnet, z. B. das Taumeln, das ruckweise Ausziehen der Uniformstücke bei beginnender Schlaftrunkenheit; und wie der Kopf dann tiefer und tiefer sinkt, bis die Bewußtlosigkeit des Schlafes eintritt, das schildern die in pochenden Vierteln abwärts steigenden und immer leiser werdenden Streicher mit fast greifbarer Deutlichkeit. So hatte Ditters alle Eigenschaften, die das große Publicum verlangt, wenn ihm ein Componist gefallen soll. Er unterschied sich von seiner näheren künstlerischen Umgebung, von den Hiller, Neefe, André, durch größere Beweglichkeit der Phantasie, durch größeren Reichthum der Formen und Ausdrucksmittel. Gegenüber den vorwärts drängenden genialischen Geistern Haydn und Mozart, die zu schwer und gesucht befunden wurden, war er wieder der behaglich an bewährten musikalischen Zuständen Haftende. Der intellectuelle Mittelstand, die künstlerische Bourgeoisie, das sind die Kreise, deren Abgott er wurde.

Das Jahr 1786 brachte Ditters auf den Gipfel seiner künstlerischen Erfolge. Er selbst scheint den Besuch in Berlin, der 1789 auf Veranlassung Friedrich Wilhelm's II. erfolgte, als den Höhepunkt seines Daseins zu betrachten. Die Aufnahme in der preußischen Hauptstadt war freilich glänzend: der König behandelte ihn wie seinen Gast, Hofeinladungen folgten auf Hofeinladungen, der „Apotheker" wurde im Charlottenburger Schloßtheater unter Leitung des Componisten aufgeführt, das Opernhaus stand ihm zu einem eigenen Concert (Oratorium „Hiob") zur Verfügung, und mit Gold und Ehren überhäuft kehrte er nach Johannisberg zurück.

Das waren leider nur äußerliche Dinge. Denn in der That führte jetzt sein Weg abwärts. Bis dahin hatte ihn das Glück wahrhaft verfolgt — nun nahm ihn das Unglück in die Arme. Am Podagra litt er schon vorher. Jetzt wurden Badereisen nöthig, die viel kosteten und wenig Hülfe brachten. Außerdem benutzten Intriganten Dittersdorf's Abwesenheit von Johannisberg, um Zwietracht zwischen ihn und den Fürstbischof zu säen und den ehrlichen Mann aus der Nähe des Kirchenfürsten zu verdrängen. Am 5. Januar 1796 starb Graf Schaffgotsch. Sein Nachfolger, Fürst Josef von Hohenlohe-Bartenstein, pensionirte verschiedene der alten Beamten, unter ihnen auch Dittersdorf, der trotz seiner sechsundzwanzig Dienstjahre nicht mehr als 353 Thaler jährlich bekam. Ditters' gichtische Beschwerden hatten sich inzwischen so verschlimmert, daß er am Kreuz und an den Füßen ganz gelähmt war, und da Doctor und Apotheker und Bäder sein Erspartes vollständig aufgezehrt hatten, so stand er mit seiner Frau und drei Kindern der größten Noth gegenüber, bis Ignaz Freiherr von Stillfried, der von dem Unglück des bekannten Componisten gehört hatte, ihm bei sich in Rothlhotta eine Zuflucht bis zu seinem Tode bot und ihn so wenigstens vor dem äußersten Elend schützte. Trotz allen Unglücks fand Dittersdorf noch Muth zu neuem Schaffen. Zwei Aufsätze von ihm über musikalische Fragen erschienen in der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", die Lebensbeschreibung wurde verfaßt, außerdem schrieb er eine Anzahl deutscher und italienischer Opern, sowie Instrumentalstücke und ließ sie durch die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig zum Kauf ausbieten. Aber Niemand mochte sie haben.

Und hierin liegt, wie mir scheint, mehr Tragik als in dem körperlichen und materiellen Verfall. Fünfzig Jahre gerüttelt voll von Glück sind vielleicht durch zehn Leidensjahre nicht zu theuer erkauft. Aber wenn ein Componist sieht, daß zehn Jahre genügt haben, um sein ganzes künstlerisches Lebenswerk auszulöschen, daß nach zehn Jahren Publicum und Verleger von ihm, der berühmt und gefeiert war wie kaum ein anderer seiner mitschaffenden Zeitgenossen, gar nichts mehr wissen wollen, so muß solche Erfahrung schmerzlicher sein als alles Andere. Das ist es, was Dittersdorf's Ende so traurig und ergreifend macht.

Die strategische Bedeutung von maritimen Stationen und unterseeischen Kabeln.

Von

Otto Wachs, Major a. D.

[Nachdruck untersagt.]

Nachdem der Ocean selbst durch seine Stürme und Strömungen den Menschen dazu erzogen hat, sich zum Herrn der Meere, dieser unvergänglichen Hochstraße ersten Ranges, der freien, offenen Bahn friedlichen und kriegerischen Völkerverkehrs, zu machen, hat jetzt der Dampf fast vollständig die einstige Abhängigkeit der Schiffahrt von der Macht elementaren Zwanges, d. h. von Wind und Woge, befreit.

Wenn aber der Dampf in gewisser Beziehung die Freiheit der Bewegung über den Wogen garantirt, so gibt es auch für ihn eine Grenze seiner Wirksamkeit. Durch Feuer erzeugt, ist er an das Vorhandensein von Kohle gebunden, die für den Dampfer unter Umständen Goldes werth ist. Dies gilt insonderheit von den neuzeitlichen ungetakelten Kriegsfahrzeugen; wenn das Feuer unter dem Kessel keine Nahrung mehr findet, so werden sie zu hülflosen Rümpfen und ihre schweren Geschütze zu unthätigen, todten Massen. Wie Richard III. ein Königreich für ein Pferd hingegeben hätte, so konnten die Spanier in dem Kriege mit der Nordamerikanischen Union ausrufen: „Eine Colonie für eine Ladung Kohlen!" Um einen Ersatz für Kohlen zu beschaffen, sind in den letzten Jahren bei den Flotten der großen Seemächte Versuche mit Petroleum-Briquets gemacht worden. Diese entwickeln bei gleichem Gewicht eine bedeutend größere Heizkraft als Kohle und hinterlassen keine Rückstände. Auch Masut, ein flüssiges, aus russischem Petroleum gewonnenes Brennmaterial, wurde erprobt. Da die Entzündungsgefahr dieses Stoffes verhältnißmäßig hoch liegt (zwischen 200 und 300 Grad Celsius), so ist dasselbe ohne Gefahr an Bord zu verstauen und zu handhaben. Ein gleiches Gewicht Masut bringt doppelt so viel Wasser zum Verdampfen wie Kohle. Als weitere Vortheile dieses Materials ergeben sich sein geringeres Gewicht, somit Ersparung an Zeit und Arbeit bei Einnahme und Wegstauen der Feuerung, weniger zahlreiche Heizmannschaft und endlich der Umstand, daß seine Benutzung keinen

Rauch erzeugt. Als Uebelstand aber gegen die allgemeine Einführung des Masut macht man insbesondere die Abhängigkeit vom Auslande in Ländern ohne reichliche Petroleumquellen geltend.

Danach stellt aber die See andererseits *nicht mehr*, wie früher, die freie offene Bahn dar, auf welcher es sich nur darum handelte, das Schiff zu lenken, Wind und Wogen auszunützen, sondern dem heutigen, auf dem Dampf beruhenden, schwimmenden Material ist die Befahrung der Fluthen nur dann möglich, wenn der Ersatz von Kohlen zu bewirken ist. Neben den Schiffen ist sonach ein zweiter neuerer Factor als integrirender Theil der Flotten in den *Kohlenstationen* entstanden. Mit diesem Namen bezeichnet man die Oertlichkeiten, in denen Fahrzeuge Kohlen zu übernehmen vermögen. In ihnen müssen möglichst große Massen von guter Beschaffenheit aufgestapelt, und die Schiffe gegen die Elemente geschützt sein, um durch geeignete Vorrichtungen oder aus für diesen Zweck bestimmten Fahrzeugen *möglichst schnell* Kohlen vom Lande übernehmen zu können. Eine Ergänzung des Heizmaterials kann übrigens auch auf hoher und selbst bei bewegter See von Kohlenschiffen aus stattfinden. So gelang es gelegentlich eines im Jahre 1898 stattgehabten Seemanövers dem englischen Schlachtschiff „Majestic", aus einem Kohlenschiffe stündlich 162 Tonnen (!) zu übernehmen, während gegen Ende des vorigen Jahres die nordamerikanische „Massachusets" in einer Stunde bei fünf Meilen Fahrt nur 22 Tonnen einnehmen konnte. Dennoch empfahlen die Sachverständigen unbedenklich die Annahme dieses Verfahrens.

Daß gleichwohl diese Operation mit mehr oder weniger Schwierigkeiten verbunden ist, leuchtet ein. Indessen sind es nicht diese Schwierigkeiten, welche die genannte Art der Auffrischung als Nothbehelf erscheinen lassen, wohl aber der Umstand, daß die bis 3000 Tonnen haltenden, die Kriegsfahrzeuge begleitenden Kohlenschiffe mit derselben Schnelligkeit wie die Geschwader fahren müssen und demgemäß an der Erschöpfung ihrer Vorräthe selbst sich betheiligen.

Nächst der Aufstapelung und den Einrichtungen zur schleunigen Abgabe von Material erscheint als Moment die *geographische Lage* der Kohlenstation. Bei Beurtheilung derselben ist einmal der *strategische* Standpunkt maßgebend; dieser verlangt, daß sie im Mittelpunkt der Vertheidigung von militärischen und Handelsinteressen und örtlich so gelegen sind, daß sie von ihr aus den Feind vortheilhaft anzugreifen die Möglichkeit bieten. Dies heißt aber nichts Anderes als eine Lage in der Nähe eines wahrscheinlichen, zukünftigen Kriegstheaters; denn das neuzeitliche offensive Element der Flotte vermindert sich in demselben Maße, wie die Entfernung von der Kohlenstation wächst. Wenn am Orte selbst oder in seiner Nähe keine Kohlenlager sich befinden — und darin liegt eine *andere* Bedingung der Station —, darf der Ersatz des Materials nicht allzu viel Zeit beanspruchen, weshalb *nahe* Flöze selbst geringwerthiger Kohle den entfernteren, eine bessere Qualität liefernden vorzuziehen sind. Was die Entfernung der Stationen unter sich anbetrifft, so erscheint es wünschenswerth, daß Schiffe bei gewöhnlicher Fahrt sie in fünf Tagen zurücklegen; bedürfen sie über acht Tage, dann beginnt schon die Ungunst der militärischen Verhältnisse, denn die Kohle allein bietet der

Strategie die Möglichkeit, das Kampffeld zu erreichen, und der Taktik, auf ihm angekommen, schlagen zu können. Eine ausgezeichnete Abhandlung über das strategische und taktische Moment der Flotten, ihren strategischen und taktischen Wirkungskreis, strategische und taktische Zonen lieferte der Commandant Vignot in seinem „Essai de Géographie militaire maritime", den die „Marine Française" (Mai- und Juniheft 1899) veröffentlichte.

Wenn die Kohlenstationen mit Rücksicht auf den rechtzeitigen Ersatz des Brennmaterials für die Fahrzeuge errichtet sein müssen, dann beanspruchen die Marinestationen einen ungleich höheren Rang. Sie stellen für das schwimmende Kriegsmaterial im Kampfe zur See die Stapel- und Rüstplätze jedweder Art von Schiffsbedarf dar. Außer Proviantmagazinen, Arsenalen, Munitions- und Kohlendepots, Lazarethen u. s. w. umschließen sie Werften, Docks und dergleichen mehr. Daß diese Orte, die zugleich Vorrathskammern für die Kriegsflotte und Zufluchtsplätze für die Kauffahrer sind, Kriegshäfen mit einer starken Besatzung bilden und möglichst auch gegen die Landseite befestigt sein müssen, versteht sich ebenso von selbst wie das Andere, daß sie mehr noch als die Kohlenstationen — weil Nährquelle in jeder Art — als ein Theil der Seemacht anzusehen sind.

Wenn schon bei Auswahl von Kohlenstationen strategische Erwägungen Platz greifen müssen, dann ist es bei Errichtung von Marinestationen erst recht das strategische Moment der Lage, welches alle anderen Rücksichten in den Hintergrund drängt; denn diese Wegraststellen, welche Vereinigung und Entwicklung der Flottenstreitkräfte begünstigen, bilden die Basen für den Kampf zur See.

Was der Landmacht Verpflegung und Munition, sind der Flotte die Kohlendepots; was jener die Reserven, sind für diese die Marinestationen. Erst beide Stützen verleihen den Seestreitkräften volles Gefühl von Stärke und Sicherheit und bilden die Basis für Concentration, Anlehnung und Operation.

Während aber die Operationsbasis im Landkriege eine mehr oder weniger ausgedehnte Linie darstellt, genügt ein verhältnißmäßig eng begrenzter Raum, um der Flotte ein weites Actionsfeld zu eröffnen. Wie von Oasen in der Wüste aus die sich in ihnen knotenden Karawanenstraßen beherrscht werden, so können nackte, öde Felsen im Meere die sich in ihnen schneidenden Seerouten dominiren oder entscheidend flankiren.

In Bezug auf Kohlen- und Marinestationen gibt es nur eine Macht, welche nach dieser Richtung hin vertrauensvoll der Zukunft ins Auge zu sehen vermag; es ist die Nation, welche schon durch die Lage der heimathlichen Inseln in der Nordsee auf das Meer angewiesen ist, und deren Instincte für den Verkehr und Handel über die Oceane früh geweckt wurden. Geographischer Scharfblick und gesundes geographisch-politisches Gefühl ließen England die ganze Bedeutung der Weltmeere erkennen, in denen die Continente nur Inseln darstellen, und ließen seine Anstrengungen gelingen, die Oceane zur Basis seiner Flotten zu erheben. „Den Polypen mit dem Zwergenleibe und den riesigen Fangarmen, welche den Erdball einschnüren", nannte ehedem ein französischer Schriftsteller die englische Großmacht. Die schlagende Richtigkeit dieses Ver-

gleichs erweist sich, wenn man die Weltkarte vor sich ausbreitet, den Blick von dem kleinen Mutterlande aus über die englischen Kohlen- und Marinestationen schweifen läßt und den Linien folgt, welche dieselben auf dem Untergrunde des Meeres in allen Welttheilen mit einander verbinden. Weniger aber ist es die große Zahl als das Gewicht, welches imponirt. Wenn das offene Meer eine freie Bahn darbietet, so ist dies doch da nicht der Fall, wo es eingeschnürt ist, verkehrsreiche und nicht zu umgehende Pässe aus dem einen Ocean in den anderen führen oder die Weltmeere gliedern. Zu den ersteren sind die Malakka- und Torresstraße, zu den letzteren die Straße von Gibraltar und die sicilische Enge zu rechnen. Gewissermaßen gehören auch das Kapland mit der Kapstadt und Simonstown wie die Falklands-Inseln in die erstere Kategorie, denn die Schlagweite des Kaps der Guten Hoffnung reicht auf der Scheide des Atlantischen und Indischen Oceans weit nach Süden, und die freilich ganz ungeschützten Falklands-Inseln bedeuten einen vorgeschobenen Posten in dem Gebiet, wo das Atlantische Gewässer sich mit dem des Pacific vermischt. Neben den natürlichen dürfen aber künstliche, von Menschenhand geschaffene Meeresverbindungen nicht vergessen werden, wie der Suez-Kanal, den Britannien bewacht, und der Kaiser Wilhelm-Kanal in deutscher Hand.

Wie im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans die britischen Inseln und neben Jamaica, den Kleinen Antillen und Bahamen das Seelager auf dem Archipel der Bermuden, so nehmen in dem südlichen Theil dieses Weltmeeres Ascension und St. Helena — obschon nur Felsblöcke darstellend — wichtige Positionen ein. Im Indischen Ocean nennen wir die Positionen Aden, Mauritius, Zanzibar, Ceylon und die Seychellen, im Pacific aber erscheinen Neu-Seeland, der Fidschi-Archipel, Singapore, Hongkong und Vancouver.

Ohne auf die Hülfe fremder Nationen angewiesen zu sein, bieten diese englischen Stationen den britischen Geschwadern die Möglichkeit, die Weltmeere nach allen Richtungen zu beschiffen. Eine Gunst der Natur hat zudem in den englischen Colonien die Kohlen da vergraben, wo die Schiffahrt sie benöthigte. Auf der Landhemisphäre sind es die englischen Inseln, auf der Wasserhemisphäre ist es Neu-Seeland, wo die besten Kohlenlager der Welt sich befinden. Und auf welche festen, wohlausgerüsteten Marinestationen stützt sich Albion! Außer dem Hauptreduit, den britischen Inseln, finden wir in dem Atlantischen Ocean die nach Sir Charles Dilke überbefestigten Bermuden mit Halifax in ihrer rechten und Kingston auf Jamaica in der linken Flanke, während im Süden Simonstown sich erhebt. Was Gibraltar und Malta im Mittelmeer, das bedeuten Aden, Trincomali, Mauritius, die Seychellen und King Georges Sound im Indischen, Sidney, Singapore, Hongkong und Victoria im Stillen Ocean. Und von diesen Plätzen bilden die Bermuden, Simonstown, Malta, Hongkong u. a. *selbständige*, auf eigener Kraft beruhende Operationsbasen, was ausdrücklich hier zu constatiren nicht unterlassen werden darf.

Die von uns namentlich aufgeführten britischen Stationen bieten einmal den Maßstab für den Weitblick und die Energie, welche die Meerbeherrscherin in ihrer Wahl und mit ihrer Besitzergreifung bekundete und damit die Un-

abhängigkeit englischer Geschwader fremden Nationen gegenüber garantirte; zum Anderen aber erbringen sie den handgreiflichen Beweis, daß sie einen wirklichen Bestandtheil der Flotte bilden. Wenn das wahr ist — und es ist wahr —, dann liegt für jedes Volk, das auf Seegeltung Anspruch macht, die Nothwendigkeit zur Begründung von Seestationen vor.

Obschon nicht alle in englischem Besitz befindlichen Kohlenstationen befestigt sind, es an Besatzungen und sogar an Bedienungsmannschaften für die Geschütze mangelt, so droht dennoch nur wenigen dieser Oertlichkeiten, wie Sierra Leone von dem französischen Dakar aus, Gefahr, denn in noch höherem Maße, als eine siegreiche Armee ihre Operationsbasis deckt, sichert eine frei sich bewegende, starke Flotte die eigenen Häfen. Gleiche Maßnahmen, wie Großbritannien sie in Anwendung zu bringen wagen durfte, empfehlen sich also nicht für Seemächte zweiten Ranges, deren Kohlenstationen schon deshalb befestigt sein müssen, um die Geschwader vollzählig zum Kampfe auf hoher See verwenden zu können. Auf Marinestationen aber — sollen sie nicht als reife Frucht dem Uebermächtigen zur See in den Schoß fallen — kann in fortificatorischer Hinsicht wie in Bezug auf Ausrüstungsmaterial und dergl. mehr kaum zu viel geschehen, da es ihre Aufgabe ist, sich ohne Unterstützung aus dem Heimathlande gegen kraftvolle Berennung zu halten.

So müßte sich deutsche Energie und Schaffenskraft in Kiautschou um so rascher zur Geltung bringen, als dieser werthvolle Besitz an einem Gestade liegt, wo Weltenloose gezogen werden, derselbe aber mit dem Reiche nicht durch eine zusammenhängende Kette von Kohlenstationen verbunden ist.

Wenn irgendwo, dann gilt in der heutigen Seestrategie das Wort Friedrich's des Großen: „Die Kunst zu siegen ist die Kunst zu existiren." Napoleon I. drückt ziemlich dasselbe aus, wenn er sagt: „Krieg ist der Kampf um Positionen." Die Positionen im Seekrieg sind aber nichts Anderes als die Stationen. Ohne den Besitz eigener, gesicherter Stationen muß jede Initiative zur See als kurzathmig schnell erschlaffen. Wir sagen eigene Stationen, weil Kohle als Kriegscontrebande betrachtet wird und den Fahrzeugen in fremden, neutralen Häfen nur so viel Heizmaterial zu übernehmen gestattet ist, um die nächste Kohlenstation zu erreichen, keineswegs aber, um auf dem Wege dahin eine Action bestehen zu können. Die Frage der Stationen wurde — wie noch in Aller Gedächtniß ist — zum entscheidenden Factor in dem spanisch-amerikanischen Kriege.

Aber noch ein anderes Moment verdient ernsteste Beachtung: Die unterseeischen Kabeln stellen die politischen und militärischen Werthe dar, die den Horizont ebenso erweitern, wie die der Strategie das Grenzwächteramt erleichtern. Wenn es zum Kampfe kommt, wird dasselbe Kabel, nachdem es die Einleitung zum Kriege gemeldet, das Gesetz geben, und der Draht eine nicht wettzumachende Ueberlegenheit zur See sichern.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß Britannien neben der Flotte und den Stationen das Kabel zu einem der Hauptfactoren der Seestrategie erhoben hat, zu einem Factor, der dem Feinde seine Stärke und Schwäche abfragt und controlirt, der englischen Kriegführung den einheitlichen Plan

und Impuls gewährleistet, welcher Trennung wie Vereinigung begünstigt, den Vorstoß aus der inneren Linie oder umfassenden Angriff, sowie machtsicheres Abwarten gestattet, mit einem Wort Ob- und Uebermacht am entscheidenden Punkte verleiht.

Dieser Klarheit und Sicherheit gegenüber taucht bei den Gegnern Englands ein banger Zweifel nach dem anderen auf; ihnen fehlt die erste Bedingung der Strategie, die sich als Wissen, Folgerung und Wille darstellt, denn sie haben kein Kabel zu ihrer Verfügung und sind demnach gezwungen, dem ersten und wichtigsten Moment für die Disposition zu entsagen. Während die englischen Führer zur See *wissen*, müssen sich ihre Feinde mit der *oft trügerischen* Ahnung, unter welcher die Spannkraft leidet, begnügen, und schon beim Eintritt in eine Periode, in der Machtfragen ersten Ranges sich entscheiden, empfinden sie die unheimliche Nähe des Punctes, an dem der Zufall die Entscheidung bringt, und das Ueberraschende thatsächlich das einzig Sichere ist. Was kann dann einem tapferen, genialen Admiral, dem das Deck unter den Füßen brennt, alle Wissenschaft der Strategie nützen? Auf welche Weise soll er die weiten Felder des maritimen Schachbrettes überblicken, da das Fernrohr nicht weit genug trägt und zugleich die Grenzen des ihm bekannten Operationsfeldes darstellt[1])? Daher das Urtheil von Sir Charles Dilke und Spenser Wilkinson: „Der Telegraph erscheint sogar wichtiger als Befestigungen“[2]). Daher aber auch die Anstrengungen der großen Mächte, eigene Kabel zu bauen und allgemach das ihnen so gefährliche britische Monopol zu brechen. Mit Genugthuung verzeichnen wir die Gründung der Norddeutschen Seekabelwerke zu Cöln a. R., die am 9. November 1899 zu Glasgow den ersten Seekabeldampfer, welcher „von Podbielski“ getauft wurde, von Stapel laufen ließ. Möge das Reich mit der Legung deutscher Kabellinien durch *deutsche* Hand energisch vorgehen und bis jetzt Versäumtes nachholen!

Aus dem Vorstehenden erhellt die Wichtigkeit der maritimen Stationen und der sie verbindenden Kabel sowohl wie ihre unumgängliche Nothwendigkeit für diejenigen Seemächte, welche nicht gesonnen sind, ihren überseeischen Handel von dem Ungefähr oder von dem Wohlwollen fremder Gewalten abhängig zu machen, vielmehr in richtiger Erkenntniß der wahren Sachlage des heutigen Wettkampfes auf dem weiten, weltwirthschaftlichen Gebiete zu den Opfern bereit sind, welche der Schutz des Handels und Verkehrs über See wie die freie Verbindung mit den fernen Colonien kategorisch erheischen. Diese bestehen sonach in den drei durch *Flotte*, *Stationen* und *Kabel* gebildeten Factoren, welche, wie wir gezeigt haben, eng zusammen gehören. Wenn die Interessensphäre des Handels lediglich auf wirthschaftlicher Stellung beruht, stützt sich das militärische Moment zur See zum Theil auch auf territorialen Besitz. Aber die Interessensphäre des Handels kann nur durch die aus ihr geborene Interessensphäre der Macht sicher gestellt werden.

[1]) Die Kabelfrage in commercieller, politischer und militärischer Beziehung behandelt ausführlich unser in den „Neuen Militärischen Blättern“ (Märzheft 1896) erschienener Artikel: „Das unterseeische Kabel als Waffe“.

[2]) In „Imperial Defence“.

Es ist ein wahres Wort, welches der Bericht der parlamentarischen französischen Marine-Commission im Jahre 1897 aussprach: „Si le péril continental semble conjuré, le péril maritime apparaît plus grand chaque jour.“ Und nicht weniger Geltung beansprucht heute der Satz: auf dem Lande Großmacht, zur See Kleinmacht heißt Ohnmacht. Wenn die Weltgeschichte schon in unseren Tagen nur mit Massen arbeitet, wenn die kleinen Staaten nur durch Anlehnung an die großen ihre Selbständigkeit zu wahren vermögen, so bringt sich diese Erscheinung ungleich mehr auf den Gebieten der großen Oceane als auf denen der Continente zur Geltung. Wer die Geschichte der letzten Jahre zu lesen versteht und die schier ungeahnten Erfolge abzumessen vermag, welche dem Sieger zur See beschieden waren, der weiß auch, wie jede Spanne Boden am Ufer, jeder Meter Salzwasser handelspolitischen und militärischen Werth besitzt und Colbert's Maxime: „Handel erzeugt Reichthum, Reichthum aber stärkt des Krieges Sehnen“ heute noch mehr Wahrheit in sich birgt als zu der Zeit, da sie ausgesprochen ward. Und sollten es nicht weit eher die welthistorischen Wasser von Abukir und Trafalgar als das über Moskau fluthende Feuermeer gewesen sein, in denen Napoleon's Stern versank?

Da das ehedem in sich gespaltene und zerrissene Deutschland in seiner seewärts gerichteten Politik und Machtstellung in bedauerlicher Weise zurückgeblieben ist, muß die hochbedeutsamste nationale Forderung unserer Tage der Stärkung der Flotte und all dem gelten, was damit zusammenhängt.

Mit der Flottenfrage zugleich erscheint die Daseinsfrage auf der weltgeschichtlichen Tagesordnung, und zwar so dringend, daß man in dem Satze: „Ein Volk, das eine Zukunft haben will, muß an seine Zukunft denken“ statt des Wortes Zukunft vielmehr Gegenwart sagen möchte.

Die deutsche Nation ist erwacht und wird hoffentlich die in der „United Service Gazette“ (14. Mai 1898) zum Ausdruck gebrachte Ansicht Lügen strafen, daß das unbestrittene Uebergewicht, welches 1866 und 1870 Deutschland die Suprematie zu Lande überantwortete, auf die Macht oder Wirksamkeit der Flotte ohne Einfluß geblieben, und die heute dahin zielenden Anstrengungen mehr dem Impulse des Monarchen als einem nationalen Triebe zuzuschreiben seien.

Das ist der Ausspruch eines Engländers, welcher nur das Interesse der herrschenden Partei kennt und keinen Begriff von der Bedeutung und Initiative eines machtvollen, mit seinem Volke verwachsenen Königthums hat.

Das Volk der Hansa, das einst mit seinen gewaffneten Koggen, seinen Holken und Orlogsschiffen die See beherrschte, wird und muß wieder ein seegebietendes werden, und wenn dem Großen Kurfürsten, dem König Friedrich und dem Kaiser Wilhelm I. jedem eine providentielle Mission zufiel, wenn Einer den Anderen bedingte, dann stehen wir heute in dem Zeitalter Kaiser Wilhelm's II., welcher in der Erkenntniß, daß die welthistorischen Folgen der Seeschlachten ihre strategischen Wirkungen bei Weitem übertreffen, Deutschland zu einer der maritimen Mächte zu erheben seine Kraft — und gewiß nicht vergebens — einsetzt.

Shakespeare in Frankreich.

[Nachdruck untersagt.]

J. J. Jusserand, „Shakespeare en France sous l'ancien régime". Paris, Armand Colin et Cie. Éditeurs. 1898.

Joseph Texte, Jean Jacques Rousseau et les origines du Cosmopolitisme littéraire. 1 Vol. 1896. „Études de Littérature européenne." 1 Vol. 1898.

J. J. Jusserand ist einer der besten Kenner altenglischer Literatur. Seine Werke „Die Engländer im Mittelalter", „Das Theater in England von der Eroberung bis zu den unmittelbaren Vorgängern Shakespeare's", „Der Roman zur Zeit Shakespeare's", „Die literarische Geschichte des englischen Volkes", „Das Mystische Epos von William Langland" u. s. w. haben längst bei deutschen Fachgenossen die verdiente Anerkennung gefunden. Niemand versteht besser als er, zu fesseln und zu erheitern, indem er belehrt. Dieser Vorzug ist es, der uns veranlaßt, den Inhalt seines letzten Buches in Kürze zu besprechen. Es schildert die Schicksale von Shakespeare's Dramen in Frankreich mit so viel Humor und feiner Ironie, daß die literarische Untersuchung wie eine Unterhaltungslectüre zur Hand genommen werden kann.

Sie beginnt mit einem Ueberblick der Beziehungen zwischen Frankreich und England im 16. Jahrhundert. Die engen politischen Interessen in Krieg und Frieden, welche die zwei Nationen immer wieder in Berührung brachten, führten zu Verbindungen zwischen den Dynastien und dem Adel ihrer Länder. Die beiderseitigen Gesandten waren häufig Männer von hoher Cultur, nicht selten Schriftsteller und Dichter von Bedeutung. Eigenthümlich geartete Vorläufer der späteren Murray und Bädeker unterrichteten damals schon die Gesammtheit der Franzosen über das unbekannte Land, das nur einige Wenige von ihnen betraten. Das geschah unter der Regierung Eduard's VI. von Seiten eines gewissen Maitre Etienne Perlin. Er weiß u. A. von zwei Universitäten, Cambruche und Auronne (Oxonia: Orford), zu berichten, von vielen „Milors", unter welchen er „Notumbellant, Ouardon, Grek et Suphor" erwähnt. Er meinte die Lords Northumberland, Wharton, Grey und Suffolk. Die Frauen bezeichnet er als sehr hübsch, die Männer als große Reisende und nicht minder große Trinker. Er gibt die cabbalistischen Worte wieder, welche sie bei dieser Gelegenheit regelmäßig in Anwendung bringen. Sie lauten: „Drind you; iplaigiou"; man antwortet: „tanque artelay". Der Sinn dieser Worte ist: „I drink to you; I pledge you; thank you heartily". Perlin fand die Engländer blutdürstig und beschreibt die Hinrichtung des „Milor Notumbellant", der 1553 wegen Ausrufung Jane Grey's zur Königin sein Haupt aufs Schafott trug. Es war anscheinend ein Fortschritt, daß Männer wie Du Bartas, Brantôme, Ronsard, längere Zeit in England verweilten. Von Letzterem insbesondere erwähnt sein Biograph, Claude Binet, er habe sich eine ausgezeichnete Kenntniß der Sprache angeeignet, die er aber als Geheimwissenschaft bewahrt haben muß, da seine Schriften nicht das Leiseste davon verrathen. Er begnügt sich, von den „Sternenaugen" Maria

Stuart's zu sprechen und der Königin Elisabeth zu huldigen. Brantôme, der Gast an ihrem Hof war, erzählt vom Ballet „der thörichten und klugen Jungfrauen", in welchem sie tanzte, und von einer schwarzen Hunderasse, die aus seinem heimathlichen Perigord stammte. Von englischer Literatur, etwa gar vom Drama, kein Wort. Man schrieb 1579.

Während dieser ganzen Zeit befliſſen sich die Engländer um die Kenntniß französischer Sprache und Literatur, ahmten englische Dichter französische Vorbilder nach, galten bei Hof französische Moden. Französisch-englische Wörterbücher wurden nur in England gekauft. Rabelais kannte kein solches, als er Panurge reden läßt wie folgt: „Lard ghest tholh be sua virtiuss be intelligence" u. s. w.[1]). Und Panurge war ein sprachkundiger Geselle, dessen Zeitgenossen Thomas Morus und Bacon, dazu eine Menge anderer englischer Gelehrten und Denker Französisch lasen und sehr genau kannten. Das Englische galt als eine ganz barbarische Mundart, aber Green's Novelle „Das Wintermärchen" oder „Pandoste" wurde ins Französische übertragen und dramatisch bearbeitet. Unter den historischen Tragödien Frankreichs gab es einen „Julius Cäsar", „Romeo und Julie", „Antonius und Cleopatra". Bereits vor 1598 spielten englische Schauspielertruppen, deren Sprache keine Seele verstand, in Paris und traten deshalb, um ein Publicum zu sammeln, gleichzeitig als Akrobaten auf. Als Shakespeare starb, hatte Niemand in Frankreich weder seinen Namen noch den der großen Dichter und Dramatiker des elisabethinischen England je genannt. Kein Franzose hatte eine Ahnung davon, daß die „Essays" von Montaigne, 1603 in englischer, von einem Italiener gefertigten Uebersetzung erschienen, die beweglichen Schatten ihres Skepticismus vor dem Genius vorüberziehen ließen, der Hamlet schuf. Unter Ludwig XIII. legte die französische Muse den classischen Cothurn an, und nach kurzem, aber energischem Widerstand einiger kühner Rebellen herrschte Aristoteles über französirte Griechen und Römer, obwohl Corneille sich ihm nur unwillig und Molière gar nicht unterwarf. Italiener und Spanier wurden bewundert und geplündert, das Englische blieb unbeachtet. Sir Philipp Sidney's „Arkadien", die „Charaktere" Hall's bildeten die einzige Ausnahme und erfuhren die Ehre der Uebersetzung. Thomas Browne's „Religio medici" gelangte 1644, in lateinischer Uebersetzung nach Paris und wurde aus dieser 1668 ins Französische übertragen. Dieses zugleich humoristische und philosophische, merkwürdige Buch, eine unter dem Einfluß von Montaigne verfaßte Autobiographie, wurde in Frankreich sehr bemerkt, aber Niemand dachte daran, es im Original kennen zu lernen. Unter Ludwig XIV. sprach der Botschafter Cominges von einer „Rue Rose Street", im 18. Jahrhundert der in gleicher Eigenschaft in London anwesende Herzog von Broglie von einer Hofceremonie, die er als „drerum" bezeichnete. Das „Journal des Savants" rühmte sich 1665, einen englischen Interpreten gewonnen zu haben, aber 1727 fand Voltaire keinen französischen Diplomaten, dem der Gedanke gekommen wäre, sich anders als durch Dolmetscher mit Engländern, die seiner Sprache unkundig waren, zu unterhalten. Man spottete über ihr Klima, ihre Küche, ihren Trübsinn und erzählte sich, nach dem Bericht des Jesuiten Schott, es wüchsen zu „Buquhan" in Schottland „Clayks" oder Enten und verschiedene andere Vögel auf den Bäumen, die wie Blätter hervorbrächen, sich rundeten und endlich mit dem Schnabel gleich einem Stiel an den Aesten hingen, bis sie, wenn reif geworden, fortflogen oder ins Meer fielen und davonschwammen. Ein Reisehandbuch nannte die englischen Münzen „Chron. Alue Chron, Toupens, Alue Pens, Farden". Alle Welt war darüber einig, daß die lebensmüden Bewohner dieser Gegenden ihrem Dasein für einen Pappenstiel durch Erhängen ein Ende zu machen pflegten.

---

[1]) „Lord, if you be so virtuous of intelligence etc." Zu vergl. Burgaud des Marets et Rathery „Œuvres de Rabelais" Paris 1857: Pantagruel, Livre II, Chap. IX, p. 275, wo Panurge in erfundenen und wirklich existirenden Sprachen, u. a. auch englisch spricht.

Die Restauration der Stuarts brachte etwas Licht in dieses tiefe Dunkel französischer Vorstellungsweise. Verbannte Cavaliere flüchteten nach Paris; vornehme Franzosen, an ihrer Spitze Gramont, gaben nach der Rückkehr Karl's II. den Ton an seinem Hof an; die Schauspieler folgten. Der König von Frankreich ließ seinen Botschafter Cominges auffordern, ihm einen Bericht über englische berühmte Männer zu senden. Cominges antwortete, nichts sei leichter und erfreulicher für ihn; nannte Bacon, Morus, Buchanan und einen gewissen Miltonius, „dessen gefährliche Schriften verabscheuungswürdiger als die Missethaten der Königsmörder seien" (1663). Er gebraucht in Bezug auf den Dichter des „Paradise lost" die Bezeichnung „infam". Kurz darauf begab sich die schöne und stürmische Herzogin von Bouillon, die Freundin La Fontaine's, nach London, wohin der verbannte Saint-Evremond geflüchtet war. Sie entdeckte auf literarischem Gebiet einzig Waller, den Uebersetzer von Corneille. Des großen Dramatikers Bruder, Thomas, nennt zum ersten Mal den Namen Shakespeare, aber nur in Bezug auf den „Bergiardin (Bärenzwinger), ein Amphitheater, in welchem allerlei Bestien kämpfen", in der Vorstadt „Sodoark" (Southwark). Das stand im „Dictionnaire universel" von 1708, der bei Erwähnung „Stratfords sur Aron" nichts von Shakespeare ahnte. Bayle's älterer „Dictionnaire historique et critique". 1679, ignorirt gleichfalls seine Existenz. Dagegen begannen seine Landsleute, obwohl auf englischem Boden von den Gassenjungen als „french dogs" begrüßt, an den Ufern der Themse ungeahnte Vorzüge zu entdecken. Sie bewunderten das schöne Land, die reizenden Frauen, die Architektur mit den ungewohnten „Bay windows", „die Aussicht nach beiden Seiten gewähren, während unsere Fenster nur das, was vor uns liegt, zeigen". Die Ironie, die unter diesen Worten sich barg, hebt erst Jusserand hervor: der Berichterstatter bleibt gänzlich unbefangen und beklagt das Land, welches, „beständig am Rand von Revolutionen", den Thron erschüttert habe, — Prophezeiungen, die auch in unserem Jahrhundert wiederholt, aber bekanntlich noch immer nicht erfüllt worden sind. Origineller sind die Bemerkungen über den herrschenden Unglauben, die Spiele und Vergnügungen, besonders die Tavernen und Kaffeehäuser, und die völlige Freiheit der Rede, die auch in der ungestörten Ausbildung der Sprache sich geltend mache und Fénelon's Aufmerksamkeit erregt: „Ich höre," schreibt er, „daß die Engländer keinen ihnen passend erscheinenden Ausdruck zurückweisen. Sie nehmen die Worte überall von ihren Nachbarn an, und solche Usurpationen werden geduldet." In den Theatern wird die Pracht der Costüme, die Bequemlichkeit der Einrichtungen, des sitzenden statt des in Frankreich üblichen stehenden Parterres gepriesen und die brutale Regellosigkeit der dramatischen Dichtungen im Gegensatz zur kunstgerechten Logik französischer Stücke gerügt. Die Engländer, hieß es da, machen Komödien, die 25 Jahre dauern, und empfinden die Schönheit des Alexandriners nicht.

Bis 1714 war Shakespeare in Compendien und Nachschlagbüchern zwar einige Mal genannt worden, aber die vagen Bemerkungen, die sich an seinen Namen knüpften, bewiesen, daß er den gelehrten Berichterstattern nur ganz oberflächlich und aus zweiter Hand bekannt war. Zwei Personen in Frankreich besaßen seine Werke. Der eine hieß Fouquet, der andere Ludwig XIV. Das Exemplar war in des Königs Bibliothek vermerkt als „Will. Shakespeare, Poeta anglicus. Opera poetica, continentia tragoedias, comoedias et historiolas. Angl. Lond., Th. Cotes, 1632 fo.". mit dem Zusatz, dieser englische Dichter habe eine reiche Einbildungskraft, denke natürlich und drücke sich mit Gewandtheit aus, aber diese schönen Eigenschaften würden durch die Zoten verdunkelt, die er seinen Komödien beigebe. Das In-Folio, welches heute vielleicht mit 15 000 Franken erstanden würde, war auf 1 Sol (1 Sou = 5 Centimes) geschätzt.

Da erschienen, während der französische Pegasus unter dem classischen Joch keuchte, 1734 Voltaire's „Philosophische Briefe oder Briefe über die Engländer". Seit einer Reihe von Jahren war in Paris die Anglomanie in der Mode. La Roche, Prevost, Destouches, Boissy, Marivaux besuchten England, studirten das Volk, die

Literatur, das Theater, übersetzten oder benützten die Werke englischer Schriftsteller. Sie sammelten einen kleinen Kreis: Voltaire drang durch und gewann den Tag. Im Juni 1726 und als Verbannter kam er nach England. Bis 1729 blieb er dort, von Bolingbroke protegirt, unermüdlich rührig und beflissen, seinen Zweck zu erreichen. Er lernte das Englische, wie er Griechisch und Latein erlernt hatte, systematisch, gründlich, ohne jemals die Aussprache zu überwinden. Er sah „Julius Cäsar" auf der Bühne und ließ sich, „trotz der barbarischen Regellosigkeiten des Stückes", vom Genius ergreifen, dem er „Kraft und Fülle, Natürlichkeit und Erhabenheit, wenn auch keinen Funken Geschmack" zuerkannte. Voltaire mopirt sich über „Othello", spottet über „Hamlet", verdirbt und erniedrigt den berühmten Monolog zu einer antireligiösen Diatribe, ja er geht so weit, in Shakespeare's Vorzügen den Grund für den Niedergang des englischen Theaters zu setzen. Dennoch erkennt er die Größe und schreibt die denkwürdigen Worte: „Der poetische Genius der Engländer ist bis jetzt einem reichbelaubten, von der Natur gepflanzten Baum vergleichbar, der Tausende von ungleich gearteten Zweigen nach allen Seiten hin aussendet. Soll er nach Art der Bäume in den Gärten von Marly zugeschnitten werden, so stirbt er ab in Folge des Eingriffes, dem seine Natur widerstrebt." Im „Essai über epische Poesie" ist der „incorrecte Shakespeare" über den correcten Addison gestellt.

Die „Lettres philosophiques", eine gegen die französischen Zustände gerichtete bittere Satire, wurden in Paris von Henkershand verbrannt, aber sie bahnten, nicht zum Wenigsten durch die Kritik, die sie hervorriefen, der besseren Kenntniß Englands den Weg. Shakespeare konnte nicht mehr ignorirt werden. Der Verfasser von „Manon Lescaut" hatte ihn ungleich besser als Voltaire verstanden, denn Abbé Prévost war häretisch in der Seele und dankte dem Himmel, wenn man ihm sagte, daß der Dichter des „Hamlet" nichts von den Alten gehört habe. Dafür wußte Prévost, daß die englische Bühne eine Geschichte hatte und weder „Macbeth" noch „Das Wintermärchen" unvermittelt ins Dasein getreten waren. Allein etwa zwanzig Jahre nachher urtheilte Racine der Jüngere von einem der größten Genies, die jemals gelebt, er habe, die Regeln der Kunst verkennend, kein einziges Werk hervorgebracht, das in Folge dessen nicht eine Monstruosität gewesen sei: der Umstand, daß Julius Cäsar in der Nachtmütze auftrete, gebe einen Begriff von Shakespeare's Trivialität. Er meint die zweite Scene des zweiten Acts: „Cäsar's Haus. Donner und Blitz. Cäsar erscheint im Nachtgewand." Mit unvergleichlicher Ueberlegenheit verkündet dagegen einer der ersten Shakespeare-Uebersetzer, La Place, den Anbruch einer neuen Kunst, die im Großen arbeiten und neuer Formen bedürfen werde. Jusserand zählt eine ganze Reihe französischer Kritiker auf, deren Anschauungen der Vorrede Victor Hugo's zum „Cromwell" um hundert Jahre voraneilten. Die Verwegensten hüteten sich, diesen literarischen Freibeutern Zugeständnisse zu machen und die alleinseligmachenden Regeln der drei Einheiten und classischen Anstandes auch nur für leichtere dramatische Erzeugnisse preiszugeben. Das ganze Theater von Voltaire, die Stücke des guten Präsidenten Hénault und so viele andere entstanden mit Hinblick auf Shakespeare und peinlicher Vermeidung „seiner Brutalitäten und Extravaganzen". Präsident Hénault erklärt selbstgefällig, er habe „Franz II." als Vorwurf eines historischen Dramas gewählt, denn diese Regierung habe nur siebzehn Monate gedauert, während die von Franz I., die zweiunddreißig Jahre währte, der dramatischen Behandlung unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben würde. Ludwig XIV., der es noch schlimmer machte und zweiundsiebzig Jahre lang regierte, wurde vorsichtig umgangen, dafür aber ein Astrologe und verschiedene Persönlichkeiten, die weder Prinzen noch Vertraute von solchen waren, auf die Bühne gebracht, die auch dadurch nicht belebter wurde. Währenddessen las man in Paris Uebersetzungen von Pope und Swift, vor Allem aber solche von Fielding und Richardson. Was Shakespeare nicht vermocht hatte, erreichte „Pamela". Vergebens verfolgten sie die Sarkasmen französischer Witzbolde. Als sie ihnen endlich

den Gefallen that, von den Damentoiletten zu verschwinden, geschah es nur, um für „Clarissa" Platz zu schaffen, und es entfesselte sich ein Beifallssturm, wie ihn die Welt bis dahin kaum gekannt hatte. Niemals, meinte J. J. Rousseau, sei in irgend einer Sprache etwas Aehnliches geschaffen worden. In Thränen gebadet, mit dem Schwur, ihn immer wieder und neben Moses, Homer, Euripides, Sophokles zu lesen, begrüßte ihn Diderot. D'Argenson, einer der feinsten Beobachter seiner Zeit, gewann, nachdem Fielding's „Tom Jones" einen ähnlichen Erfolg errungen hatte, den Eindruck, daß Frankreich „dem Anglicismus" verfalle. Madame de Pompadour las Shakespeare französisch, aber Madame du Barry las ihn im Urtext, und Ludwig XVI. übersetzte Gibbon und Walpole. „Anglicum est, non legitur," dachte man im 16. Jahrhundert. „Anglicum est, audimini." sagte man jetzt. „Wir hatten eine Morgenzusammenkunft nach englischer Art," schreibt in der „Neuen Heloïse" Saint-Preux an Mylord Eduard; „wir vereinigten uns schweigend und genossen auf solche Weise die Freude des Beisammenseins und die der inneren Sammlung." Man trank Punsch, aß „Rosbif" und „Pouding", borte, schnitt sich das Haar, trug Tuchgewänder und fand Corneille durch „Schokespeart" übertroffen. Das literarische Frankreich pilgerte nach England, die Pariser Zeitungen füllten sich mit englischen Correspondenzen; eine derselben, das „Journal Français, Anglais et Italien", ein Vorläufer von „Cosmopolis", erschien in diesen drei Sprachen, ein anderes begann mit Auszügen aus Chaucer einen Cursus über englische Literatur, der, bis zu Goldsmith fortgesetzt, eine Uebersicht der „Schönheiten" dieser Dichter gestattete. Man weinte über englische Balladen, exaltirte sich über die große Tragödin Mrs. Siddons und schwärmte für Sterne. Die Engländer gaben ihrerseits diese Höflichkeiten zurück. Horace Walpole ließ sich von seiner blinden, alten Freundin, der Marquise Du Deffand, unter der Bedingung vergöttern, daß sie ihn in der Oeffentlichkeit nicht damit lächerlich machen durfte. Lord Chesterfield vertraute seinen Sohn den Händen jener Madame de Tencin, die den eigenen, allerdings unehelichen Sohn, nämlich d'Alembert, verleugnete. Gibbon bewunderte Voltaire; Hume, der Philosoph, und Garrick, der Schauspieler, theilten sich in die Huldigungen der Pariser. Das Alles hatte die komischsten Folgen. Pope beherrschte die englische Literatur nach den Regeln von Boileau; Voltaire neigte jetzt in Paris zu einem Compromiß, das einige Freiheit gelten lassen sollte; Blair verlangte in London Aufrechterhaltung der Einheiten unter der Bedingung einiger Licenzen. Das Zünglein der classischen Waage fiel in Frankreich, um sich in England zu heben. Gibbon schrieb sein Erstlingswerk in französischer Sprache; Walpole pries „Athalie", Chesterfield setzte Shakespeare herab; Garrick unterdrückte die Todtengräberscene im „Hamlet" und dämpfte die Invectiven des alten Capulet. Dagegen kam Le Kain nach England, um in gehobener Stimmung an den von seinen Dichtern verewigten Stätten zu weilen. Andere wurden sentimental am Schreibtisch Richardson's, dessen Heldinnen in französischen Dramen auftauchten. Das bürgerliche Schauspiel ersetzte die alte Tragödie, und finstere Schwermuth umhüllte selbst die Bühne der komischen Oper, wo ein travestirter Othello mit einem Titus, der zum Haudegen geworden war, das Publicum in Rührung versetzte. Ein gewisser Le Blanc entwarf förmliche Recepte, nach welchen, mit Voraussetzung des Komischen und Tragischen, „dem Kunstgriff Shakespeare's", Dramen in beliebiger Zahl angefertigt werden konnten, so u. A. eine lyrische Tragödie „Romeo und Juliette", von Cubières, der als Secretär der Pariser Commune von 1792 endigen und den Schergen der Septembermorde Trinkgelder auszahlen sollte.

Seit dem Erscheinen der „Lettres philosophiques" waren zweiunddvierzig Jahre verstrichen, aber noch lebte Voltaire, jetzt der Patriarch des Zeitalters, dem er nach so mancher Richtung hin den Impuls gegeben hatte. Von Shakespeare waren bis dahin nur Bruchstücke bekannt und übertragen. Da verkündeten im Jahre 1776 drei Franzosen, Catuelan, Le Tourneur und Fontaine-Malherbe, eine durch Subscription zu deckende vollständige Uebersetzung seiner Werke. Sie sollte illustrirt

erscheinen, brachte es aber nur zu einer Illustration, die Moreau lieferte, und die dem „Sturm" beigegeben war. Dem König wurde das Werk dedicirt; an der Spitze der Unterzeichner standen mit dem der Königin die Namen aller Prinzen des Hauses Frankreich, der Kaiserin Katharina und fast aller lebenden Berühmtheiten. Turgot, Vergennes, Necker, der Herzog von Choiseul, Russen, Deutsche, Holländer, Spanier gaben dem von ihnen beschützten Unternehmen europäische Bedeutung. Die Vorrede pries Shakespeare als den Genius, der den Leidenschaften die Sprache der Natur verliehen und tiefer als jeder andere Dichter in die Abgründe des menschlichen Herzens geschaut, der es nicht verschmäht habe, die Menschheit in ihren einfachsten Erscheinungen darzustellen. „Wir können die große Kunst des Zeitalters Ludwig's XIV. zwar nachahmen, nicht aber ihr Leben zurückgeben," schrieben die Uebersetzer. „Wir sind dazu verurtheilt, diesen Vorbildern zu huldigen, aber unsere Copien verblassen mehr und mehr. Die Zeit der Reaction ist da. Ohne dem Cultus unserer Ahnen zu entsagen, müssen wir andere Mittel, zu rühren und zu gefallen, suchen. Mit Zuversicht kann Shakespeare im Vaterland der Corneille, Racine und Molière auftreten und den Tribut des Ruhmes verlangen, der auch von ihnen bereitwillig gezollt worden wäre, hätten sie ihn gekannt. Den alten Römern vergleichbar werden sie fremde Götter im Capitol aufnehmen, ohne für ihre Altäre und den Cultus des Vaterlandes zu zittern."

Mit verhaltenem Zorn beobachtete Voltaire das Treiben der Geister, die er einst selbst gerufen. Man mißverstand, man schoß weit über das Ziel hinaus, man vergaß den Alten von Ferney. Vergebens hatten seine Verehrer, ebenfalls durch Subscription, ihm von Pigalle eine Statue errichten lassen, „mager, wie die Natur ihn gemacht, entblößt wie ein antiker Gott". Was bedeutete das neben den Dithyramben von Suard und Diderot, Mercier und Marmontel zu Ehren des fremden „Colosses", von dem sie schrieben, „alle Anderen glitten ihm durch die gespreizten Beine"! Seit 1761 lieferte Voltaire Vorpostengefechte, so gegen Elisabeth Montagu, der Freundin des Dr. Johnson, die den Wunsch ausgesprochen hatte, Voltaire sammt seiner Tragödie „Das chinesische Waisenkind" den Flammen des Scheiterhaufens zu übergeben. Mit Walpole, der ihn in der Vorrede seines Romans „Das Schloß von Otranto" herausgefordert hatte, stand Voltaire in ritterlicher Fehde; gegen Shakespeare selbst aber schleuderte er jetzt Insulten. Ein Narr, ein Bouffon, ein Marktschreier, dessen Prinz Hamlet roher und unanständiger als ein Possenreißer im Dorfe, dieser „Gille"-Shakespeare! „Hätten Sie so etwas für möglich gehalten," schreibt Voltaire an d'Argental, nachdem er die ersten zwei Bände von Le Tourneur gelesen: „Er preist uns Shakespeare als höchstes Vorbild der wahren Tragödie! Es gibt in Frankreich nicht Eselshauben, nicht Schandpfähle, nicht Schimpfworte genug für einen solchen Wicht . . . Das Ungeheuerliche liegt darin, daß dieser Unhold eine Partei in Frankreich besitzt und daß, um die Calamität und den Greuel voll zu machen, ich, ich selbst es gewesen bin, der in vergangenen Zeiten zuerst von diesem Shakespeare sprach und den Franzosen einige Proben zeigte, die ich in seinem ungeheuren Düngerhaufen gefunden hatte[1])." Der Brief ist einer unter vielen.

Am 25. August 1776 hielt die französische Akademie eine feierliche Sitzung. Ihr Director, der Chevalier de Chastellux, Autor eines Dramas „Romeo und Juliette" mit glücklichem Ausgang, sprach über die preisgekrönten Dichtungen, welche Monsieur de Laharpe, einer der Unsterblichen, vortrug, worauf Abbé Arnaud Betrachtungen über Homer folgen ließ. Dann erhob sich der Secretär der Akademie mit dem Auftrag, eine Schrift des Herrn von Voltaire über die Tragödien des „Shakespear" zu verlesen. Es war d'Alembert, von dem man rühmte, Niemand wisse wie er, einem Werk durch seinen Vortrag Geltung zu verschaffen. Die Sitz-

[1]) Zu vergl.: „Voltaire à un Journaliste 1766" und „A Messieurs de l'Académie française" 25 Auguste 1776. Œuvres complètes, Édition 1785, Tome XLIX.

reihen der berühmten Rotunde waren von einem auserlesenen Publicum besetzt, unter welchem jene Mrs. Montagu, die Voltaire dem Flammentod geweiht hatte. Seine Epistel begann mit einem scharfen Protest gegen die Anglomanie und den Beschluß eines Theils der englischen Nation, ihren großen Schauspieler und Dichter durch ein Jubiläum zu feiern. Der Schriftsteller, der die Ehre habe, zu seinen Collegen zu sprechen, sei der Erste unter ihnen gewesen, der die englische Sprache erlernt, der Erste, der sie mit Shakespeare bekannt gemacht habe. Zum Dank dafür sei er zuerst verhöhnt und dann von der Reaction überholt worden, die den Höhepunkt in jener Uebersetzung erreicht habe, worin man sich nicht entblöde, Frankreich vor England in den Staub zu ziehen und in einer Vorrede von 130 Seiten den Namen Corneille's nicht einmal zu nennen! „Wie aber ist es mit diesem gepriesenen englischen Theater bestellt? Es ist eine Sammlung barbarischer Stücke . . . Was vermochte Shakespeare in einem solchen Zeitalter? Er schrieb ‚Hamlet', eine Tragödie, die Einigen unter Ihnen bekannt sein dürfte. Das Stück wimmelt von Anachronismen und Absurditäten. Garrick sah sich kürzlich gezwungen, die Scene von Opheliens Begräbniß auf seiner Bühne zu streichen, so empörend ist ihre Roheit" u. s. w. u. s. w. Die Regeln werden vom Dichter nicht beachtet, der Anstand ebenso wenig. Der Wahrheit zu Liebe, die vor Ihnen nicht verhüllt werden darf, muß ich gestehen, daß dieser niedrige, ausgelassene, absurde, ungezähmte Shakespeare auch Funken des Genies besaß. Allein stellen Sie sich vor, daß in der Gallerie von Versailles, in Gegenwart Ludwig's XIV. und seines glänzenden Hofes ein in Lumpen gehüllter Seiltänzer die Reihen der berühmten Männer, der versammelten Helden und Schönen durchbräche und ihnen den Vorschlag machte, um seinetwillen Corneille, Racine und Molière zu verlassen. Wie, glauben Sie, daß er aufgenommen worden wäre?"

d'Alembert schickte einen Freund Voltaire's nach Ferney, um diesem von dem außerordentlichen Beifall zu berichten, der seine Worte begleitet hatte. Beinahe jedoch hätte ein Intermezzo die Wirkung gestört. Unter den Zuschauern befand sich ein elfjähriger englischer Knabe, der, als er diese Verunglimpfung seines größten nationalen Dichters mit anhören mußte, so außer sich gerieth, daß er lärmend und tobend ein Pfeifchen verlangte, um Herrn von Voltaire auspfeifen zu können. Nur mit größter Mühe gelang es, den Störenfried zur Ruhe zu bringen. Nicht so Voltaire. Bis zum Ende seiner Tage kämpfte er gegen den Rivalen, der seinen eigenen Ruhm zu verdunkeln drohte. Als, kurz vor seinem Tode, die Aufführung seiner Tragödie „Irène" Anlaß zur Apotheose des vierundachtzigjährigen Greises gab, wandte sich, correct und eintönig wie immer, die Heldin vom Gatten sprechend, an ihre Vertraute:

„Ce mortel respectable et qui reçut ma foi".

Nach Voltaire dauerte der Streit mit unverminderter Heftigkeit fort. Die Uebersetzung von Le Tourneur, die er nicht verziehen hatte, erfreute sich eines anhaltenden Erfolges und wird noch heute, in der Neubearbeitung durch Guizot, fleißig benutzt. In der literarischen Welt behielten, unterstützt durch den Enthusiasmus, den der amerikanische Unabhängigkeitskampf in Frankreich erweckte, die Anhänger Shakespeare's die Oberhand. Auf der Bühne jedoch blieb man noch lange den alten Ueberlieferungen treu, bis 1830 die große romantische Schlacht geschlagen ward. Die Muster der Gattung lieferte Ducis, der unter Ludwig XVI., dem Ersten Consul und dem Kaiser seine „verbesserten" Shakespeare-Dramen producirte. Darin verschwanden selbst die Namen seiner unsterblichen Schöpfungen. Othello liebte Hedelmone, Lady Macbeth hieß Fredegunde und schüttete einer Amme ihr kummervolles Herz aus. Pezaro-Jago's Niedertracht wurde entdeckt und er selbst den Polizei-Agenten übergeben. Damen fielen in Ohnmacht, als Hedelmone von dem in einen Kaukasier verwandelten Gatten erdolcht wurde. Bei der nächsten Vorstellung änderte Ducis in Folge dessen seinen letzten Act; Jago wurde begnadigt;

in Othello's Armen lebte Hedelmone wieder auf. Das Publicum von 1792 war zu feinfühlig, um auf der Bühne morden zu sehen. Ein Jahr später verzichtete Ducis darauf, noch weiter Tragödien zu bearbeiten, denn er sah sie in den Straßen. Er dichtete erst wieder, als Bonaparte Ordnung geschaffen hatte und Talma seinen carikirten Copien nach Shakespeare ein künstlich vergängliches Leben einhauchte. Weder Marie-Joseph Chénier noch Chateaubriand, noch selbst die so scharfblickende Frau von Staël entdeckten den Schöpfer des „Lear" für ihre Zeitgenossen wieder. „Macbeth" und „Othello" wanderten 1816 und 1818 als Pantomimen in den Circus Franconi. Erst Stendhal, der prophezeit hatte, man werde ihn selbst nach achtzig Jahren lesen, läutete die Todtenglocken für den Classicismus und verkündete den Sturz der Pedanten.

Er hatte nicht lange zu warten. Das Jahr 1827 sah den Triumph Shakespeare's. Während in Paris Englands große Tragöden, Charles Kemble den Shylock, Hamlet, Romeo, Othello, Macready den Macbeth, Kean den Richard III., Miß Smithson die Desdemona und Ophelia gaben und ein auserlesenes Publicum hinrissen, malte Ingres die Gestalt Shakespeare's im Geleit Homer's. Victor Hugo theilte die Geschichte der Menschheit in drei große Perioden, an deren Spitze er Moses, Homer, Shakespeare stellte: „Die großen Ströme der Dichtung," schrieb er, „werfen sich in das Meer des Dramas, und dieses ist Shakespeare selbst." Dumas bezeichnet ihn als Denjenigen, der, nach Gott, zu schaffen gewußt habe; Lamartine verherrlichte ihn in einem Buch, das die Worte enthielt: „Tugend, Verbrechen, Leidenschaft, Verirrungen, Lächerlichkeiten, alles Große und alles Kleine, die ganze Tonleiter der menschlichen Natur, Alles hat er sich zu eigen gemacht." Flaubert schrieb an George Sand, er lese keinen Anderen mehr und glaube sich dabei auf einem hohen Berg zu befinden, mit starker, frischer Luft in den Lungen. „Attila-Shakespeare" hatte ihn de Broglie im 18. Jahrhundert genannt. Die Romantik stieß offene Thüren ein, da sie ihn als ihren Meister grüßte; doch auch heute noch spricht der Shakespeare, der einzige, den die Franzosen wirklich begreifen, in Alexandrinern, und seine ungezügelte Kraft und Gedankentiefe beschwert die volltönende Phrase des heroischen Verses. Nicht die Freiheit, die Schwermuth mit Humor gepaart, die träumerische Phantasie und das überquellende Leben, sondern Pathos und Leidenschaft, in die festen Schranken classischer Form gezwängt, bleiben das dramatische Ideal der Lateiner.

Lady Blennerhassett.

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, 6. April 1900.

Von allen Gattungen der Literatur zeigt die dramatische seit einer Reihe von Jahren in Deutschland die reichste und mannigfaltigste Entwicklung; ersichtlich hat sie die epische und die lyrische überflügelt. Die deutsche Bühne steht auf eigenen Füßen; ihre frühere Abhängigkeit von der französischen hat sie überwunden. Mit seltenen Ausnahmen dienen alle Stücke, die sie noch von Paris herübernimmt, der Posse und der Leichtfertigkeit. Die Zeit, wo das französische Sittenschauspiel unsere Theater beherrschte und in der Form wie im Inhalt dem unsrigen überlegen war, ist vorüber. Die Franzosen haben keinen Augier und keinen Alexander Dumas mehr. Ihr dramatischer Nachwuchs, Lavedan, Becque, Donnay und Brieux, hat es bisher nicht einmal in Paris zu einem unbestrittenen Erfolge gebracht; für das Ausland ist er bedeutungslos. Edmund Rostand's Verskomödien bewegen sich in den Geleisen der romantischen Schauspiele Victor Hugo's und können in ihrer nationalen Eigenart niemals Wurzel in unserem Repertoire schlagen. Die Anregung, die unser Schauspiel von Ibsen empfangen hat, ist mehr literarischer als theatralischer Natur; von seinen Schöpfungen sind nur wenige auf der deutschen Bühne dauernd heimisch geworden. Mit Ausnahme der Schauspiele „Stützen der Gesellschaft", „Der Volksfeind", „Nora", „Gespenster" sind die übrigen auf Treibhauszucht beschränkt geblieben. Im Großen und Ganzen muß die deutsche Production die Kosten der theatralischen Unterhaltung bestreiten, und daß sie es seit fast einem Jahrzehnt erfolgreich zu thun vermocht hat, beweist ihre Fülle und Kraft. Das deutsche Drama steht denn auch im Mittelpunkt nicht nur des literarischen, sondern auch eines gewissen politischen Interesses. Es hat sich, angeblich durch seine Unsittlichkeit, in Wahrheit durch seine realistische Wiedergabe der Wirklichkeit und seine demokratische Tendenz, die Abneigung der conservativen und clericalen Parteien im Reichstag zugezogen. Die zweite Hälfte der Theatersaison stand in Berlin und München nicht unter dem Zeichen eines dramatischen Kunstwerks, sondern unter dem des Theater-Paragraphen der lex Heinze, der strenge Strafen gegen die Ausschreitungen der Bühne verhängt. Die Debatten darüber im Reichstage hatten Theaterdirectoren, Schauspieler und Schriftsteller in eine erklärliche Unruhe und Besorgniß und allmählich in eine sich steigernde Erbitterung versetzt. Von beiden Seiten hat es an Uebertreibungen nicht gefehlt. Die Theatercensur der Polizei ist einerseits nicht so milde und so unvorsichtig, daß sie Verstöße gegen Anstand und gesellschaftliche Sitte auf der Bühne duldet, und die Kunst auf der anderen Seite braucht sich im Ernst nicht vor Strafbestimmungen zu fürchten, die nur mißbräuchlich gegen sie angewandt werden könnten. Aber die Leidenschaft der erregten Gemüther hüben und drüben drängte unwillkürlich das Theater in den Vordergrund

der öffentlichen Aufmerksamkeit und Theilnahme. An sich ist es der alte Streit, den die Geistlichkeit, die katholische wie die protestantische, den die Puritaner, wie Rousseau, gegen die Bühne geführt haben. Wie die edelsten Empfindungen regt das Schauspiel auch die niederen Triebe an. Ohne Eindruck auf die Sinnlichkeit gibt es keine Kunst. Niemand, der sie kennt, wird behaupten wollen, daß die Scenen der Teufel, der Kobolde, der Henker und Possenreißer auf der Mysterienbühne des Mittelalters das Schamgefühl nicht verletzten, und diese Aufführungen standen überall unter der Obhut und in der Gunst der Geistlichkeit. Es wird also wohl auch das moderne Theater seinen Stich in die Posse und die Leichtfertigkeit in den Augen aller Puritaner und Tartuffes behalten und nie eine „moralische Anstalt" in ihrem Sinne werden. Spornt aber die politische Bewegung die dramatische Production zu erhöhten Anstrengungen, zu immer reiferen Schöpfungen an, welche die Anklagen ihrer Gegner siegreich widerlegen, so wird der vielberufene Theater-Paragraph, von dem man so viel des Bösen besorgt, vielleicht gegen die Absicht seiner Urheber der modernen Kunst einen außerordentlichen Dienst geleistet haben.

Aus der Mannigfaltigkeit der Stücke, welche die Berliner Theater in den sieben Monaten vom September 1899 bis zum April 1900 aufgeführt haben, ist nicht auf ihre Vortrefflichkeit, nicht einmal auf ihre Durchschnittsgüte zu schließen. Weitaus das Meiste ist mittelmäßige Waare mit dem Fabrikstempel. Die Concurrenz zwingt die Theater zu einer raschen Aufeinanderfolge von Neuigkeiten, wenn nicht ein Werk eine besondere Anziehungskraft ausübt. Die wenigsten sind in der Lage, einem Stücke, das nicht gleich bei den ersten Aufführungen die Stimmung des Publicums für sich gewonnen hat, einen Platz im Spielplane zu erhalten. Eine Niederlage nun gar muß so rasch, wie es sich thun läßt, durch einen Erfolg in Vergessenheit gebracht werden. Dieser Erfolg aber wird nicht immer dem würdigsten Werke zu Theil. Auf der Bühne ist die gute Hausmannskost wichtiger als die Ambrosia. Denn an jedem Abend, nicht nur an den Festtagen, muß die Tafel gedeckt werden, nicht die Kritiker, in erster Reihe haben die harmlosen und naiven Zuschauer Anspruch auf die Befriedigung ihres Geschmacks und ihrer Schaulust. Ein Theater, das einseitig nach künstlerischen und literarischen Neigungen und Gesichtspunkten geleitet würde, kann auf die Dauer nicht bestehen. Daher die Fülle von unbedeutenden Theaterstücken, die jede Theatersaison hervorbringt, sei es, daß sie nur wenige Abende leben, sei es, daß sie durch einen glücklichen Zufall und eine gelungene Darstellung zu hundert Wiederholungen kommen. Für die Entwicklung der dramatischen Kunst und die literarische Würdigung besitzen die erfolgreichen kaum einen größeren Werth als die erfolglosen. Immerhin ist das Ergebniß der diesmaligen Spielzeit kein ungünstiges. Eine Reihe interessanter Versuche wurde gemacht, eine größere Anzahl neuer dramatischer Schöpfungen erwarben sich Beifall und Anerkennung. Wie die lebendige Schaffenslust der Dichter erfreute der Fleiß und Eifer der Regisseure und Schauspieler, die auch vor schwierigen und undankbaren Aufgaben nicht zurückschreckten. Die gerechten und die ungerechten Anklagen gegen die moderne Richtung können die Thatsache nicht beseitigen, daß sie der Bühne einen Strom frischen Lebens zugeführt hat. Schon der Kreis der Stoffe, der jetzt in das Bereich der theatralischen Darstellung gezogen wird, hat sich nach der phantastischen wie nach der realen Seite hin außerordentlich erweitert. Und die Kühnheit, die nach dem Neuen und noch nicht Versuchten greift, nach Märchen hier, nach unmittelbaren Wirklichkeiten dort, gräbt auch in dem verschütteten Bergwerk unserer Buchdramen nach Gold und Edelsteinen. Diese unablässige, vorwärts strebende Thätigkeit gewährt, wie viel auch im Einzelnen mißlingen mag, das Bild einer gedeihlichen Entwicklung des Berliner Theaterlebens. Der Rücktritt des Intendanten Aloys Prasch von der Leitung des Berliner Theaters im Spätherbst des vergangenen Jahres hat Paul Lindau wieder in eine Stellung gebracht, die ihm einen bedeutsamen Einfluß auf unsere Bühne sichert. Er kommt mit all' den künstlerischen und praktischen Erfahrungen, die er sich in Meiningen

erworben hat, zu uns zurück. Prasch hatte in den ersten Jahren seiner Direction das Berliner Theater durch Tüchtigkeit und Glück auf der Höhe und in der geistigen Atmosphäre zu erhalten gewußt, auf die es Ludwig Barnay erhoben; später fand er leider nicht mehr Stücke und Schauspieler, die das Familienpublicum anzogen und fesselten. Der Versuch, die Zuschauer mit leichtgeschürzten Komödien aus der Halbwelt und dem Artistenthum zu unterhalten, mißglückte, und für die Aufführung classischer Dramen, in denen Barnay das eigentliche Rückgrat seines Unternehmens gesehen hatte, gebrach es allmählich an den dafür geeigneten schauspielerischen Kräften. Das classische Drama hat jetzt in Berlin nur noch im Schauspielhause und im Schiller-Theater eine Stätte. Von der Bühne des Deutschen Theaters, die in dem Jahrzehnt 1883—1893 unter der Leitung L'Arronge's in der Vorführung der Classiker mit dem Schauspielhause wetteiferte und ihm wiederholt den Vorrang abgewann, sind sie vor Ibsen und Gerhart Hauptmann verschwunden. Es wird für Paul Lindau im weiteren Verlauf seiner Direktion eine dankenswerthe Aufgabe sein, eine Reihe classischer Dramen dem Repertoire des Berliner Theaters wieder fest einzufügen.

War in den letzten Jahren in seinen Darbietungen von Neuigkeiten sowohl in der Fülle wie nach dem literarischen Werth das Schauspielhaus hinter den anderen Bühnen zurückgeblieben, so hat es sich diesmal wieder an die Spitze gestellt und eine größere Anzahl interessanter Vorstellungen herausgebracht. Unter ihnen das literarisch werthvollste und theatralisch wirksamste Werk der Spielzeit, Ernst von Wildenbruch's Schauspiel „Die Tochter des Erasmus", das am Sonnabend, den 10. März, zum ersten Male zur Aufführung gelangte. Welchen Eindruck auch die Darstellung des modernen Lebens im Drama ausübt, durch ihre Unmittelbarkeit und allgemeine Verständlichkeit, durch die Berührung der Fragen und Probleme, die uns beschäftigen, daß wir gleichsam persönlich in die Handlung und den Conflict, die sich auf der Bühne abspielen, mit hineingezogen werden: das historische Drama wird ihr gegenüber immer seine hervorragende Stellung behaupten. Es kommt nur auf den berufenen Dichter an, der, indem er die Gestalten und Kämpfe der Vergangenheit heraufbeschwört, auch die Herzen der Mitwelt zu ergreifen weiß. Ernst von Wildenbruch führt uns mit seiner plastisch gestaltenden Kraft und dem Schwung seiner Rede in den Anfang der Reformation. Die nationalen und politischen, wissenschaftlichen und geistigen Gegensätze des Zeitalters bilden den Hintergrund der im kühnen Alfrescostil frei erfundenen Handlung. Erasmus, der weltberühmte Gelehrte, und der Ritter Ulrich von Hutten treten als Vertreter des internationalen Humanismus und der deutschen religiösen Bewegung einander gegenüber. Die Tochter des Erasmus, aus seiner Jugend, als er noch im Kloster Stein lebte und ein Liebesverhältniß mit Katharina von Gloring hatte, steht, sie verbindend und auseinander treibend, zwischen ihnen. Ihre Beziehungen, die Verschiedenheit und der nothwendige Zusammenstoß ihrer Charakter, ihr Schicksal erhalten von den Stimmungen und Begebenheiten der Zeit Form und Farbe. Die gewaltige Brandung des damaligen Lebens tobt um sie und reißt sie in ihrem Strudel mit sich fort. Zu Augsburg, am Tage, wo der Kaiser Maximilian den jungen Hutten zum Dichter krönt, begegnen sich Erasmus und Ulrich zum ersten Male, im Hause Konrad Peutinger's, in dem Erasmus mit seiner Tochter Maria Aufnahme gefunden. Ulrich und die jungen Humanisten um ihn begrüßen mit stürmischem Jubel den großen Gelehrten und Schriftsteller, den Gegner der Mönche, der Clerisei und der Dunkelmänner, dessen lateinische Schriften zugleich eine Leuchte und eine Waffe der Vernunft im Kampfe wider den Aberglauben sind. Erasmus fühlt sich in der ganzen Bedeutung seiner Stellung als Haupt des Humanismus und des Gelehrtenthums. Auf den Bruder Martin von den Augustinern in Wittenberg, der eben in Augsburg von einem Cardinal wegen seiner Thesen über den Ablaßhandel zur Rechenschaft gezogen wird, sieht er vornehm von oben herab; er will sich in diesen Streit nicht einmischen. „Martin Luther in Ehren; er ist ein

rechtschaffener Mann," sagt er. „Aber er spricht laut genug für sich selbst, und lasset uns festhalten, daß Glaubensstreitigkeiten uns nichts angehen. Wenn sie hinübergreifen ins Allgemeine, gegen die Wissenschaft, dann wird man uns finden." Seine eingeborene Abneigung vor jeder Rücksichtslosigkeit und leidenschaftlichen Parteinahme, vor dem demagogischen Zuge der Bewegung erfährt durch ein persönliches Motiv noch eine Steigerung. Er hat seit Jahren seine Tochter zu sich genommen und sich völlig von deren Mutter losgesagt. Durch Zärtlichkeit und liebende Sorge, mit der er sie überhäuft, sie erziehend und verwöhnend, hat er Mariens Herz für sich gewonnen und es der Mutter entfremdet. Die unglückliche Frau ist ihnen beiden nachgefolgt, in Sehnsucht nach ihrem Kinde, in Hoffnung, daß es ihr doch noch gelingen werde, Erasmus zu einem Ehebunde mit ihr zu bestimmen. Sie hat gehört, daß Luther die Gelübde für nichtig erklärt hat, wenn sie die Seele nicht thut; er ist für sie der rettende Mann, der auch ihr ein neues Leben bringt. Aber Erasmus weist sie kalt und hochmüthig zurück, und auch Maria wendet sich trotz Hutten's Mahnung von ihr weg, sie will bei ihrem Vater bleiben. Im zweiten Act vertiefen sich die Conflicte. Aus der Natur und dem Temperament der Personen heraus wie durch die Einwirkung der Ereignisse. Er spielt in Mainz im Palast des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, der als Beschützer der Humanisten Erasmus und Hutten zu sich eingeladen hat. Hutten hat inzwischen Luther's Schriften gelesen. Wie Feuerflammen haben sie ihn ergriffen, in der vertrauten deutschen Muttersprache klingen ihm ihre Gedanken mit doppelter Gewalt und Rührung an das Herz. Er ist außer sich über die Kühle und Gleichgültigkeit, mit der Erasmus seiner Begeisterung begegnet. Als er vernimmt, daß der Kurfürst Luther's Schriften auf Befehl des Kaisers auf dem Platze vor seinem Palaste verbrennen läßt, zerreißt er die Bestallung zum kurfürstlichen Rathe, die ihm überbracht wird. Gewaltsam entfernt er Maria von dem Fenster, durch das sie der Verbrennung zusehen will. In dem heftigen Zwiegespräch verräth sich seine leidenschaftliche Liebe zu ihr, und die Gluth, die von ihm ausströmt, verzehrt auch ihre Herbheit und ihren Trotz. Zwischen dem Volke, das den Scheiterhaufen aus einander reißt, und den Trabanten des Kurfürsten hat es einen Tumult gegeben: ein Weib ist von einem Stein auf den Tod dabei getroffen worden. Die Sterbende wird hereingetragen: es ist Katharina. „Sterbende und Todte kann ich nicht sehen," ruft Erasmus aus und geht davon, Maria aber sinkt, von Hutten geleitet, zu ihren Füßen nieder und stürzt dann von der Todten in seine Arme. „Ich sterbe, wenn er geht," bekennt sie später dem Vater, als Hutten nach einem letzten vergeblichen Versuch, Erasmus zu bewegen, sich Luther anzuschließen und vereint mit ihm in Worms vor Kaiser und Reich zu erscheinen, sich in wild auflodernder Entrüstung auf immer von ihm wendet. Der dritte Act erhebt die persönlichen und allgemeinen Gegensätze zum dramatischen Höhepunkt.

Ein echt Wildenbruch'sches Meisterstück in der Erfassung des realistischen Inhalts des Ereignisses, in seiner lebendigen Ausgestaltung durch eine Fülle charakteristischer Züge, in der theatralischen Beherrschung der Massen und der Durchdringung der dichterischen Erfindung mit der nationalen Stimmung. Auf dem Platz vor der bischöflichen Pfalz in Worms drängt sich das Volk: drinnen vor Kaiser und Reich vertheidigt Luther seine Lehre gegen die Anklagen der römischen Priesterschaft, draußen sind spanische Soldaten und deutsche Landsknechte, welche Wacht halten sollen, nahe daran, an einander zu gerathen. Nur der mächtige Commandoruf des Feldhauptmanns Georg von Frundsberg hält Ordnung und Frieden aufrecht. Aber die Landsknechte lassen sich Hans Sachsens Lied von der Wittenbergischen Nachtigall vorsingen und bringen bei schäumenden Maßkrügen ein Lebehoch auf den Bruder Martin aus. Darüber stürmt der junge Herzog von Alba aus den Reihen der Spanier, um sie zu hindern: „Ketzervolk, verdammtes! Vom Ersten bis zum Letzten!" Der Befehl des Kaisers heißt die Deutschen abziehen und überträgt den Spaniern allein die Wache der Pfalz, doch die Landsknechte

geloben mit einem Haufen Bauern, den Hutten vor den Thoren von Worms verſammelt hat, zurückzukehren. Verſuchend tritt der Herzog von Alba an den Hauptmann der Spanier, Don Ignacio, heran: er ſolle Luther bei dem Verlaſſen der Pfalz niederſtechen, denn in der Nacht würde er von ſeinen Anhängern vor der kaiſerlichen Acht, die erſt in den nächſten Tagen über ihn verhängt werden könnte, in Sicherheit gebracht werden. Während Don Ignacio zweifelnd im Kampf zwiſchen Ehre und Fanatismus die Hülfe der Jungfrau, ſeiner Schutzheiligen, anruft, nähert ſich ihm Maria, die Hutten nach Worms gefolgt iſt. Don Ignacio iſt von einer glühenden, phantaſtiſchen Liebe zu ihr erfüllt und ſchenkt einen Augenblick ihren Bitten, keine Gewaltthat gegen Luther zu begehen, Gehör; als ſie aber den Namen Hutten's nennt, erfaßt ihn verzehrende Eiferſucht. Und ſchon naht dieſer an der Spitze der Landsknechte und des Volkes. In dem Zuſammenſtoß zwiſchen ihnen und den Spaniern wird Don Ignacio von Hutten getödtet, die Wache auseinander getrieben. Auf der Treppe, die zu der Pfalz hinanführt, erſcheint Luther, der den Reichstag verläßt. Unermeßlicher Jubel erſchallt: „Siehe das! Höre das!“ ruft Hutten, Maria an ſich reißend. „So ſpricht die Stimme einer neuen Zeit! Glückſelige wir, die wir angehören der neuen Welt! Maria — es iſt eine Freude zu leben!“ Der vierte Act ſetzt dieſer ſtürmiſchen, triumphirenden Erhebung den tragiſchen Dämpfer auf. In dem Ausgang der Handlung ſowohl wie in der melancholiſch ausklingenden Darſtellung. Frierend und einſam ſitzt an einem düſteren Winternachmittag Erasmus in ſeinem Hauſe zu Baſel, auf die Pflege eines ſorgſamen, aber mürriſch-tyranniſchen Dieners angewieſen. Seine Freunde und Drucker Froben und Amerbach kommen zum Beſuch. Sie erzählen, wie es draußen in der Welt zugeht. Daß der flüchtig mit einem Weibe herumziehende Hutten, dem Baſel auf den Rath des Erasmus ſeine Thore verſchloſſen hat, von Stadt zu Stadt umherirre, daß Luther auf einer Burg wohlgeborgen in Thüringen hauſe und die Bibel in deutſcher Sprache überſetze. Erasmus iſt darüber erſchrocken und empört, er hält es für ein Verbrechen Luther's, die Wiſſenſchaft den Ungebildeten preiszugeben. „Darum von ihm, der Wiſſenſchaft und Geiſt nicht achtet um ihrer ſelbſt willen, der ſie als Köder mißbraucht zu elendem Zweck, von ihm und ſeinem Anhang ſag' ich mich los!“ Als er an der Thür ein verdächtiges Klopfen vernimmt, drängt er die Freunde zum Aufbruch. Abgehärmt und erſchöpft, mit zerriſſenen Kleidern, das Haar in Unordnung, tritt Maria ein. Erſt vor Kurzem hat ſie ſich von Hutten getrennt. Die bittere Noth und die Schmach, die ihr die Menſchen anthun, treibt ſie zu dem Vater. „Hilf,“ ſagt ſie ihm, „daß ſie ihn hereinlaſſen nach Baſel, daß wir ehrlich Mann und Frau werden.“ Aber davon will Erasmus nichts wiſſen; er iſt wohl bereit, die Tochter wieder aufzunehmen, doch nicht den verhaßten Mann. Stolz erwidert ſie ihm: „Du glaubſt, daß ich mich fortſchleichen werde von ihm, der draußen meiner wartet? Der gekämpft hat für mich und gehungert und ſatt geworden iſt an der Freude, wenn er ſah, daß ich ſatt wurde an Brot?“ Als ſie, vergebens von ihm feſtgehalten, zur Thüre ſtürzt, tritt ein Bote ein, der Hutten's Tod meldet. Nun iſt für Maria kein Zögern mehr. „Ein Sohn war Dir vom Schickſal zugedacht,“ ſagt ſie zu Erasmus, der vor ihr niedergekniet iſt, „wie ihn herrlicher die Welt nicht trug. Du haſt ſeinen Werth gekannt und triebſt ihn hinaus in den Tod. Eine Tochter haſt Du gehabt. Du haſt mich geliebt. Ich weiß es. Ich danke Dir. So reich biſt Du geweſen, — ſo arm biſt Du geworden. Armer Mann, lebe wohl!“ Der Davoneilenden ſeufzt Erasmus nach: „Ein alter Mann bleibt einſam in der alten Welt!“

In dieſen Worten des Schluſſes iſt der Inhalt des Stückes gleichſam auf ſeinen einfachſten Ausdruck gebracht. Die alte und die neue Zeit, Vater und Sohn im geiſtigen Sinne, ſtehen ſich, ſtatt ſich zu ergänzen und fortzuentwickeln, feindlich gegenüber. Die Ereigniſſe treiben ſie immer weiter auseinander. Der Junge geht im Strudel der eigenen Leidenſchaft und des Zeitſturms unter, der Alte bleibt als Wrack ſeiner eigenen Größe und Bedeutung verlaſſen zurück. Bei Hutten, Maria

und Erasmus wächst die tragische Schuld aus ihrem Wesen und Temperament. Ihrem Drange folgend stürzen sich Maria und Hutten in die politische und kirchliche Bewegung der Reformation und verstoßen gegen die Sitte und Kindespflicht, Erasmus, in dem Dünkel und Egoismus des großen Gelehrten, betrachtet sich als den Mittelpunkt der Welt und lehnt Alles von sich ab, was ihn seinen Studien, seiner Selbstgenügsamkeit und Behaglichkeit zu entziehen droht. Die Wissenschaft gilt ihm als ausschließliches Eigenthum der Gelehrten und Gebildeten, er haßt in Luther ebenso sehr den demagogischen Mönch wie den Verräther und Verächter der wahren Wissenschaft. Daß Hutten und Maria sich der neuen Lehre anschließen, kann er nur als schlimmsten Undank gegen die Liebe und Sorge auffassen, die er an ihnen verschwendet hat. Dies menschliche Geschick gewinnt durch die Zeit, in der es sich zuträgt, die tiefere Bedeutung und die erhöhtere Farbe. Mit großer Kunst weiß Wildenbruch seiner Handlung das culturhistorische Element einzufügen und uns so, während er unser Gemüth für seine Gestalten erwärmt, zugleich ein ergreifendes Bild der ersten Stürme der Reformation zu entrollen.

In die Gattung der historischen Tragödie gehören auch die beiden Dichtungen von Rudolf von Gottschall, „Rahab", und von Josef Lauff, „Der Eisenzahn", die das Schauspielhaus am Sonnabend, den 30. September 1899, und am Dienstag, den 27. Februar 1900, zum ersten Male aufführte. Gottschall's Trauerspiel hat die biblische Sage von der Eroberung Jericho's durch die Israeliten zur Grundlage und bewegt sich in den bekannten Formen seines pathetischen und bilderreichen Stils. Eine durch Sprache und Charakteristik anziehende Arbeit, der leider durch den fernab liegenden Stoff die vollere Wirkung auf ein modernes Publicum versagt bleibt. Lauff's Schauspiel „Der Eisenzahn" lehnt sich in seinen historischen Elementen an den Kampf der Berliner Bürgerschaft gegen den zweiten Kurfürsten aus dem Hohenzollerngeschlecht, Friedrich mit den eisernen Zähnen, an, wie er in Willibald Alexis' Roman „Der Roland von Berlin" mit glücklichstem Localcolorit geschildert ist. Die Hohenzollerndramen Lauff's, „Der Burggraf" wie „Der Eisenzahn", leiden an einem gespreizten und byzantinischen Ton, der auf den unbefangenen Zuschauer absichtlich und verstimmend einwirkt. Es fehlt dem „Eisenzahn" an jeder gerechten Vertheilung von Licht und Schatten. Der Kurfürst und der ehemalige Bürgermeister von Berlin, der ehrgeizige und jähzornige Bernd Ryke, stehen sich nicht wie Männer, sondern wie Symbole, wie Licht und Finsterniß, Gesetz und Aufstand gegenüber. Der steinerne Roland wird zu einer Art Götzenbild, und der Kurfürst, der ihn niederreißen läßt, zu einem neuen St. Michael. Das Alles liegt weit ab von der Schlichtheit und Wirklichkeit des Mittelalters. An keiner Stelle versucht es der Verfasser, den gewaltthätigen und bösartigen Charakter Ryke's tiefer zu begründen: durch Treulosigkeit und rauhe Behandlung hat er den frühzeitigen Tod seiner Gattin verschuldet, der Liebe seiner Tochter zu dem Nachbarssohn widersetzt er sich, mit seiner alten Mutter ist er zerfallen. Sein tyrannisches Regiment im Hause möchte er auch auf die Stadt übertragen. Aus der Verbannung heimgekehrt, bemächtigt er sich mit Hülfe der Gewerke der Herrschaft, da den Kurfürsten der Feldzug gegen die Herzöge von Pommern fernhält. Dem Hauptmann des Kurfürsten, Wilke Blankenfelde, läßt er die rechte Hand abhauen und „die todte Schwurhand" gleichsam als Fehdehandschuh dem „Herrn von Spandau" bringen. Als aber der Kurfürst mit einer Schar von Reisigen vor den Thoren Berlins erscheint, ist die Stadt zum Widerstande zu schwach, ein Theil der Bürgerschaft öffnet dem Fürsten die Thore, von dem zusammenbrechenden Steinbild des Rolands wird Ryke erschlagen. Die dröhnenden und großwuchtigen Verse, die Uebertreibung der Empfindung und der Handlung in das Groteske beeinträchtigen die Wirkung noch mehr: sie stehen in einem zu schroffen Gegensatz zu den wirklichen Verhältnissen und dem Ton der Zeit. Während in Willibald Alexis' Roman sich das mittelalterliche Leben, die Gegensätze zwischen den Patriciern und Handwerkern, die Opposition der Stadt gegen die fürstliche Gewalt in einer Fülle charakteristischer

Züge abspielen, ist in Lauff's Schauspiel nur der rhetorische Gegensatz zwischen Ryke und dem Fürsten geblieben, das hohle Freiheitspathos und der phantastische Fürstenwahn von Gottesgnaden liefern sich eine breit ausgesponnene Redeschlacht. Aus dem Einfachen und Besonderen werden Handlung und Personen in das Allgemeine und Symbolische erhoben. Kein Wunder, daß trotz der Pracht und Buntheit der Ausstattung das Schauspiel die Zuschauer weder zu fesseln noch zu erwärmen vermochte.

Unter den heiteren Darbietungen des Schauspielhauses hat die „Deutsche Komödie" von Otto Ernst „Jugend von heute", die am Dienstag, den 13. Februar zum ersten Male aufgeführt wurde, den stärksten Beifall und Zuspruch erhalten. Sie verdankt ihren Erfolg einer glücklichen Mischung von ernsten und lustigen Scenen, in deren Mitte die Parodie unserer modernsten Lyriker, ihrer ungereimten Verse und ihrer Vorlesungen im engen Kreise der Genossen steht. Die Caricatur des modernen literarischen Treibens hilft über die Unbedeutendheit der Fabel hinweg. Ludwig Fulda's Märchenschwank in drei Aufzügen „Schlaraffenland", der am Sonnabend, den 18. November 1899 in Scene ging, verdient als Dichtwerk in der Ausführung der Idee wie in der Kunstform den Vorzug, aber es gebricht ihm an unmittelbarer theatralischer Wirkung und komischer Schlagkraft. Das Lachen bleibt im Lächeln stecken. Das Stück spielt auf Nürenbergischem Hintergrund, im Anschluß an Hans Sachsens Gedicht von dem Lande der Schlaraffen. Der ewig schläfrige und ewig hungrige Bäckerlehrling Veit ist ein poetisches Gemüth, der seines Principals Töchterlein in Versen anschmachtet, obgleich sie am nächsten Tage mit dem Altgesellen zur Trauung gehen wird. Des armen Jungen, der von dem Meister und seiner geizigen, keifenden Frau arg mißhandelt wird, nimmt sich der Nachbar Lichtgießer freundlich an: Veit's Mutter ist seine Jugendliebe gewesen und da sie nach dem Willen ihrer Eltern einen anderen Mann hat heirathen müssen, ist er ein Hagestolz geblieben. Sein Zuspruch tröstet den vielgeplagten, unglücklich verliebten Lehrbuben, er befördert seine poetischen Neigungen und steckt ihm heimlich allerlei Schriften zu. So auch jetzt Hans Sachsens Gedicht. Im Banne des Märchens schläft Veit mit knurrendem Magen ein und erlebt nun das Gelesene als Wirklichkeit. Er ist in Schlaraffenland, wo die gebackenen Semmeln an den Bäumen hängen, die gebratenen Tauben dem Hungrigen in den Mund fliegen und die Bäche von rothem und weißem Wein fließen. Der Meister ist zum König, die Meisterin zur Königin, Ursula zur Prinzessin geworden. Ohne Widerspruch und Zögern erhält sie Veit zur Frau. Die Kinder pflückt man von den Bäumen, Eifersucht und Gardinenpredigt kennt man im Schlaraffenland nicht. Lange erträgt Veit den Müßiggang und das Wohlleben in der unabsehbaren Langweile nicht. Er reizt die Schlaraffen zur Empörung. Der König wird vergnüglich abgesetzt und der Nutzen und die Köstlichkeit der Arbeit proclamirt. Aber sehr bald erkennen die Schlaraffen, wie mühselig sie ist, und sehnen sich nach dem alten Zustand zurück. Als Eindringling und Störenfried verurtheilen sie Veit zum Tode. Schon kniet er vor dem Block, schon erhebt der Henker das Richtschwert, — da erwacht er. Es ist Tag, er liegt auf der Fensterbank. Weil er die Zeit verschlafen und den Backofen zu heizen vergessen hat, schelten und schlagen Meister und Altgeselle auf ihn ein. Die Erzählung seines Traumes, der sie kopfschüttelnd und doch wider Willen gefesselt lauschen, wird durch das Nahen des Hochzeitszuges unterbrochen. Den trübseligen und ganz verwirrten Veit wird der gute Meister Lichtgießer in das Haus und die Lehre nehmen und „am Feierabend" sagt er: „Dann sehnen wir uns zu zweit, Du, der Junge, und ich, der Alte, nach blauen Fernen, nach Schönheit und Licht und am Ende wird's ein Gedicht." „Ja, Meister," erwidert der Lehrbube darauf, „Ihr habt den rechten Verstand, führt mich in Euer Schlaraffenland." Eine zierliche Filigranarbeit, die sich gefällig liest, der es aber für die Aufführung auf der Bühne zu sehr an drastischen Vorgängen, an lustigem Uebermuth und einer die Handlung

beherrschenden komischen Figur gebricht. Nicht wie ein derber, urwüchsiger Schwank von Hans Sachs, das Ganze gemahnt wie ein Schäferspiel aus dem Rococo. Zu viel Geist und zu wenig Körperlichkeit, zu viel Sinnigkeit und zu wenig Natürlichkeit. Dem männischen Zug, der das deutsche Wesen im Reformationszeitalter kennzeichnet, kann Fulda's Eigenart nicht gerecht werden. Man vergleiche Wildenbruch's Landsknechte darauf hin mit Fulda's Schlaraffen.

Von den übrigen Gaben des Schauspielhauses seien noch Paul Lindau's Lustspiel in vier Acten, „Der Herr im Hause" und Adolph L'Arronge's Schauspiel in vier Acten, „Otto Langmann Wittwe" erwähnt, die am 4. November und am 25. December 1899 zur ersten Aufführung gelangten und sich eine Weile bei dem Zuspruch des Publicums im Spielplan erhielten. Eine neue Entwicklung ihres Talents, eine Aenderung ihres Stoffgebiets ist von den beiden bewährten Theaterschriftstellern nicht mehr zu erwarten: Paul Lindau setzt wieder in geistreicher Salonplauderei das Verhältniß zwischen Frau, Mann und Hausfreund ohne stärkere Spannung auseinander, Adolph L'Arronge schildert den Gegensatz altmodischer und moderner Anschauungen in einem guten bürgerlichen Hause, im Wechsel von Humor und Sentimentalität mit dem ihm eigenen Stich in das Triviale. Ein Versuch, Gustav Freytag's romantisches Lustspiel in fünf Acten, „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen" auf der Bühne heimisch zu machen, zeugte von dem guten Willen der Leitung des Schauspielhauses, das Repertoire nach der classischen Seite hin zu erweitern. Aber der spröde und fremdartige Stoff, dessen Phantastik noch überdies in der trockenen Behandlung Freytag's nicht recht zur Geltung kommt, vermochte die Zuschauer nicht zu erwärmen. Mittelalterliche Narren und Ritter müssen uns in grelleren Farben, in abenteuerlicheren Formen vorgeführt werden, wenn sie unsere Theilnahme erregen sollen.

Im Berliner Theater hat Paul Lindau diese Versuche, ältere Stücke, die niemals oder selten und dann erfolglos auf der Bühne erschienen, durch eine Aufführung neu zu beleben, häufiger wiederholt und dadurch wenigstens die literarischen Kreise angeregt. Er pflegt in einer Nachmittagsvorstellung zuerst mit diesen Fühlung zu suchen und dann die Neuigkeit in einer Abendaufführung vor der Masse des Theaterpublicums ihr Glück erproben zu lassen. Nach einander sind so die altfranzösische Posse aus dem fünfzehnten Jahrhundert von dem „Advocaten Patelin", Heinrich Heine's Tragödie „Almansor", Kleist's „Amphitryon", Grillparzer's Trauerspiel „Libussa" und der erste Theil des wunderlichen Schauspiels von Björnson „Ueber unsere Kraft" gespielt worden. Eine dauernde Bereicherung ist dem Spielplan dadurch nicht erwachsen, denn der dramatische Gehalt all' dieser Werke ist zu schwach, um über den Kreis der literarischen Feinschmecker hinaus anziehend zu wirken; aber die Aufführungen bringen durch die Eigenart und Fremdartigkeit des Gebotenen für Schauspieler wie für Zuschauer einen frischen Zug in das Einerlei des Theatertreibens. Gerade wie die Aufführung des „Oedipus" in der Uebersetzung von Wilamowitz-Möllendorf, bei der die Chöre von Studenten gesprochen wurden. Heine's „Almansor" enthält in seinem Gegensatz zwischen dem Islam und dem Christenthum, zwischen den gewaltsam bekehrten Moriskos und den Spaniern die Elemente einer romantischen Oper, Grillparzer's „Libussa" hat in den ersten, sagenhaft gehaltenen Aufzügen trotz der Langathmigkeit und Schwerflüssigkeit der Sprache einen gewissen phantastisch theatralischen Reiz und weckt in der Gegenüberstellung der hochgemuthen Königstochter und Seherin Libussa und des schlichten, klug verständigen Bauern Primislaus unsere Theilnahme, aber schließlich überwuchert in Heine's Dichtung die Lyrik, in Grillparzer's Drama stockt der bewegte Verlauf der Handlung schon im dritten Act, um in Redekämpfen, Betrachtungen und Prophezeiungen zu versanden. Björnson's Schauspiel „Ueber unsere Kraft" ist eine merkwürdige, halb psychologische, halb pathologische Studie,

die dadurch, daß er sie in die dramatische Form gebracht hat, freilich noch kein echtes Drama geworden ist. Der erste Theil, der zur Darstellung kam, handelt von der Möglichkeit des Wunders und seiner Wirkung auf die Menschen. Der Pastor Sang, hoch oben in Norwegen, gilt weit umher für einen Wunderthäter. Durch die Kraft und Macht seines Gebetes soll er Kranke heilen und Todte auferwecken können. Nur die Krankheit seiner eigenen Frau Klara vermag sein Gebet nicht zu heilen. Vielleicht, weil sie nicht den festen Glauben an seine Kraft hat. Seit Jahren liegt sie gelähmt im Bett. Aber sein Zuspruch, seine Berührung lindern doch ihre Schmerzen. Zu ihrer Pflege sind ihre Schwester, die in Amerika verheirathet ist, und ihre beiden Kinder, die auswärts erzogen wurden, ein Sohn und eine Tochter, heimgekehrt. Alle Drei zweifeln an der angeblichen Wunderkraft des Vaters; die Kinder bekennen offen, daß sie draußen in der Welt nichts von dem Christenthum gefunden haben, das der Vater sie gelehrt. Nun will Sang gleichsam eine Probe auf seine Kraft hin machen. „Ich gehe in die Kirche," sagt er; „ich will allein sein, und ich gehe nicht eher aus ihr heraus, als bis ich es aus Gottes Händen empfangen habe: Schlaf für die Mutter und nach dem Schlafe Gesundheit, so daß sie aufsteht und wieder wandelt unter uns." Während Hanna, die Schwester, und Elias und Rahel am Bette der Mutter bleiben, läutet Sang in der Kirche die Glocke. Etwas Außerordentliches begibt sich: die Kranke schläft nicht nur ein, sondern wird auch nicht aus dem Schlaf erweckt, als donnernd eine Steinlawine niedergeht, dicht bei dem Kirchlein vorbei. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht von einem Wunder, die ganze Nachbarschaft strömt herbei und steht lauschend und erwartungsvoll um die Kirche, in der Sang singt und betet. Ein Schiff, das nach der nächsten Stadt will, legt in Fjord an, weil die Passagiere das Wunder sehen wollen. So werden eine Anzahl Pastoren, die am Bord sind, um in der Stadt einer Missionsversammlung beizuwohnen, halb wider ihren Willen gezwungen, auszusteigen. Sie halten in Sang's Hause, in einer Halle, eine Art Conferenz ab, um Stellung zu dem Wunder zu nehmen. Aber auch die Ungläubigsten sind tief erschüttert, als die Kranke sich erhebt und ihrem Mann, der plötzlich in der Thür erscheint, während die ganze Gemeinde „Halleluja!" singt, entgegen geht. Doch sie kommt nicht weit, in seinen Armen bricht sie sterbend zusammen. „Aber so war es ja nicht gemeint —?" sagt Sang „in kindlichem Ton" und greift an sein Herz: „Oder —? Oder —?" und fällt todt nieder. In dem Vorwort zu seiner Uebersetzung des Stückes meint L. Passarge mit Recht: „Wer an das Werk als ein Drama tritt, wird sicher enttäuscht werden, gerade so wie das Stockholmer Theaterpublicum, vor dem es am 2. Januar 1886 zum ersten Male aufgeführt wurde." Denn nicht nur bleibt der Gegenspieler, auf den Sang wirken will, die Gottheit, ganz außerhalb der Darstellung: auch die tragische Schuld des Wunderthäters leuchtet nicht ein. Man müßte sonst annehmen, daß sein Gebet, das die Heilung herbeiführen will, zur Ursache des Todes würde. Ein Wunder hätte sich in diesem Falle doch auch vollzogen. Für den unbefangenen, nicht schwärmerischen Zuschauer bewegt sich das Ganze in pathologischen Zuständen, die sich der poetischen Behandlung ebenso sehr wie einer allgemein verständlichen Erklärung entziehen. Die Unklarheit des Dichters über die Hauptfrage: ob ein Wunder überhaupt möglich ist? läßt keine einheitliche Stimmung aufkommen, sondern verstärkt den Eindruck des Dumpfen und Hysterischen. Selbst die vortreffliche Schilderung der leidenschaftlichen Erregung, die sich der Menge bei dem Lawinensturz bemächtigt hat, der Spannung, mit der sie dem Ausgang entgegen sieht, kann über das Undramatische des Vorwurfes nicht hinwegtäuschen. Eine Tragödie des Wunderglaubens müßte mit der vernichtenden Erkenntniß des Wunderthäters schließen, daß er der Narr seines Hochmuths und seines Aberglaubens gewesen. Immerhin theilt sich die Erwartung, die unter den Personen des Stückes wie Springfeuer um sich greift, auch den Zuschauern mit.

Das Deutsche Theater hat in dieser Spielzeit keinen so glücklichen Treffer gezogen wie in der vergangenen mit Gerhart Hauptmann's Schauspiel „Fuhrmann Henschel". Sein „Spiel zu Scherz und Schimpf mit einem Prolog und fünf Unterbrechungen: Schluck und Jau", das am Sonnabend, den 3. Februar, zum ersten Mal in Scene ging, enttäuschte die Erwartungen. Seiner Anhänger vielleicht noch mehr als des naiven Publicums. In seiner Mischung von rohen und breit ausgesponnenen Alltagsspäßen und phantastischer Romantik erinnert das Scherz- und Schimpfspiel an „Hanneles Himmelfahrt" und „Die versunkene Glocke". Der Widerspruch und die Dissonanz dieser beiden Elemente wird durch die Verwendung des schlesischen Dialekts, die bei Hauptmann sich immer mehr zur Manier auswächst, unschön verstärkt. Die zwei Gesellschaftsschichten — die vornehmen Leute, die Hochdeutsch in wohlklingenden, zum Theil gezierten Versen sprechen, und die beiden Vagabunden, die ihre Plumpheit und Albernheit im Dialekt breit treten — fallen für den Zuschauer und den Leser durch die Verschiedenheit der Sprache völlig aus einander, und der Gegensatz, der eine Weile komisch wirkt, verliert in der Wiederholung seine Kraft und geht in Oede und Langweiligkeit aus. Das Stoffliche des Stückes ist dem Vorspiel zu Shakespeare's Komödie von der „bezähmten Widerspenstigen" und dem lustigen Schwank „Der verwunschene Prinz" von Plötz, entlehnt. Für mein Gefühl hat der Stoff weder an Reiz noch an Natur dadurch gewonnen, daß ihn Gerhart Hauptmann ungebührlich in die Länge zieht und in das Symbolische steigert. Vor seinem Schlosse findet ein schlesischer Magnat Jon Rand, der bald als Fürst, bald als Lord angeredet wird, heimkehrend von der Jagd zwei betrunkene Vagabunden: Schluck hat seinen Bettelsack abgestellt; Jau führt eine Cigarrenkiste am Riemen bei sich mit gefüllten „Pfeffermünzschächtelchen". Der Herr will sie ins Loch werfen lassen, aber sein Jägermeister, Factotum und Zeitvertreiberfinder Karl schlägt vor, den sinnlos berauschten Jau in das fürstliche Bett zu tragen, um sich bei dem Erwachen des Strolchs an seinem Erstaunen zu ergötzen. Durch drei Acte wird nun Jau als Fürst und Herr behandelt, nach der ersten Verwunderung findet er sich bald in seine Rolle und die tyrannische Bestie entwickelt sich immer mehr in ihrer Gemeinheit, Lüsternheit und Grausamkeit. Zur Erhöhung des Spaßes wird ihm Schluck in Frauenkleidern als seine Gattin und Fürstin vorgeführt. Aber Jau wittert Verrath und will sich des „Weibsbildes" gewaltsam entledigen. Schließlich wird der neue Caliban Allen so gefährlich, daß er mit einem Schlaftrunk unschädlich gemacht werden muß. Im letzten Act liegt er wieder auf dem grünen Rasenplatz vor dem Schlosse, Schluck sitzt bei ihm, und während die Herrschaft zur Jagd reitet, trollen sich die beiden Vagabunden in die nächste Schenke. Diesem ärmlichen und geistlosen Spaß steht unvermittelt das Redespiel zwischen dem verliebten und melancholischen Jon Rand, seiner Geliebten Sidselill, die halb ein Mädchen, halb ein elfisches Wesen ist, und dem derb zugreifenden, jagd- und wald-, wein- und weiberfrohen Karl gegenüber. Der schlimmste Fehler des Stückes ist sein völliger Mangel an Handlung. Es geschieht nichts, die Figuren leben sich nicht in Thaten, sondern in Worten aus; selbst Caliban-Jau ist nur in Reden unerschöpflich, als er mit dem Hirschfänger gegen Schluck vorgeht, ist es mit seiner Herrlichkeit zu Ende. Niemand wird bei der Phantastik des Stückes nach Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit fragen, man nimmt Jon Rand, der ein Vetter von Shakespeare's melancholischem Jacques aus dem Ardenner Walde ist, und Sidselill, die als echte Märchenprinzessin zwölf weiße Falken mit diamantenbesetzten Häubchen und Silberketten um die Fänge haben will, ebenso gelassen hin wie Jau's Cigarrenkiste mit Pfeffermünzschachteln, aber irgend welchen Schluß und Sinn muß ein Theaterstück doch haben. Hier aber verläuft Alles in lyrischen Betrachtungen und Gedichten auf der einen, in frechen Späßen auf der anderen Seite. Bei der Lectüre macht die Dichtung einen besseren Eindruck, weil sich der einsame Leser leichter einer schönen Stelle, einem tieferen Gedanken gefangen gibt,

als bei der scenischen Darstellung, der es an jeder lebhafteren Bewegung und Steigerung fehlt. Wie das Schauspiel von Florian Geyer trotz des Bauernkrieges, der darin tobte, ist auch das Scherz- und Schimpfspiel von Schluck und Jau trotz der Jagdfanfaren, der Harfenklänge und Mädchentänze für das Theater ein todtgeborenes Kind.

Den größten Erfolg hat das Deutsche Theater mit dem Drama in vier Aufzügen „Der Probecandidat" von Max Dreyer, das am Sonnabend, den 18. November 1899, zum ersten Male aufgeführt wurde, errungen. Durch drei Stücke, „In Behandlung" — „Hans" — und „Der Probecandidat", nimmt Max Dreyer einen festen Platz auf der deutschen Bühne ein. Er verdankt ihn weniger der Beweglichkeit seiner Phantasie als der Schärfe seiner Beobachtung, der Einfachheit und Uebersichtlichkeit seiner Fabeln und einer glücklichen Gabe fröhlichen Humors. Daß der Hintergrund, auf dem sich seine Gestalten bewegen, weder weit noch tief, sondern den Zuschauern allbekannt und vertraut ist, trägt zu dem Verständniß und der Wirkung bei. Der Stoff des Schauspiels „Der Probecandidat" hat sich ihm offenbar aus der eigenen Erfahrung aufgedrängt. Bei der Theilnahme, die in der Gegenwart die Schulfragen bis zu den Gehalts- und Sterblichkeitsverhältnissen der Lehrer im Vergleich zu andern wissenschaftlichen Berufsarten in allen Kreisen finden, ist die Einführung der Schule mit Lehrern und Schülern, mit kirchlich-muckerischen und freidenkerischen Tendenzen in das Reich der Bühne wieder einmal ein wohlgelungener Griff ins volle Menschenleben. Der Probecandidat Fritz Heitmann hat durch einen naturwissenschaftlichen Vortrag in der Prima des Realgymnasiums bei dem Präpositus, dem Doctor der Theologie von Korff, dessen Sohn in der Classe sitzt, durch die Verherrlichung Darwin's und seiner Entwicklungstheorie Anstoß erregt. Korff theilt seine Bedenken dem Director der Schule mit, und dieser, ein geschmeidiger Mann, der sich jedem Wind von oben her beugt, ist gleich bereit, den Probecandidaten auf den rechten Weg zu leiten. Heitmann befindet sich in einer schwierigen Lage, er ist die Stütze seiner Familie, die Hoffnung seiner Mutter: durch die Schuld des leichtsinnigen, großspurigen, vom Spielteufel geplagten Vaters sind sie aus glänzenden Verhältnissen in eine gewisse Dürftigkeit gerathen. Nach dem Verlust ihres Ritterguts leben sie in der Stadt, die Mutter von einem Putzgeschäft, der Vater als Müßiggänger, gichtgeplagt, sorgsam von den Seinen überwacht, daß er kein Geld in die Hände bekommt, um es mit seinen Zech- und Spielgenossen durchzubringen. Durch seine Anstellung an dem Gymnasium, durch seine Verheirathung mit einem hübschen und reichen Mädchen, der Tochter des Hofmaurermeisters, soll Fritz gleichsam die Ehre und das Ansehen der Familie wieder herstellen. Dabei ist er in seiner jugendlichen Begeisterung mit Leib und Seele Schulmann; er kann sich keinen edleren und schöneren Beruf als den eines Lehrers der Jugend denken, seine Schüler vergöttern ihn. Der Zumuthung des Directors, eine Art Widerruf vor der Classe zu leisten, widersetzen sich anfänglich sein Stolz und sein Wahrheitsgefühl, aber die Rücksicht auf seine Eltern, seine Liebe und seine Zukunft bewegen ihn zur Nachgiebigkeit: es ist der Conflict aus Gutzkow's Trauerspiel „Uriel Acosta", aus der Sphäre des Tragischen in die Bedürftigkeit des Alltagslebens übertragen. Im Augenblick der Entscheidung jedoch, vor den Lehrern und dem Präpositus, im Angesicht seiner Primaner ermannt er sich: statt in seinem Vortrag von Darwin zu der biblischen Schöpfungsgeschichte zurückzukehren, ruft er: „Wer die Wahrheit kennt und sagt sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!" und verläßt das Katheder. Der Vater, die Mutter, eine Verwandte des Hauses, die sich als Volkslehrerin mühsam und traurig durch das Leben bringt und eine bis zu dieser Stunde verschwiegene Leidenschaft für ihn hegt, bewundern seinen Muth, und daß er sich nicht weggeworfen hat, die Schüler bringen ihm ein Ständchen, und wenn die Trennung von der Verlobten ihm auch eine schmerzliche Herzenswunde schlägt, faßt sich Fritz doch männlich zusammen: „Das Lebendige behält den Sieg! Ueberall und immer! Mit dieser Gewißheit läßt es sich leben."

In der Gegenwart brennen eben die Scheiterhaufen nicht mehr und das Bekenntniß der freien Ueberzeugung ist nicht mehr mit Lebensgefahr verbunden. Mit der geringeren Gefahr hat auch die Tragik des Kampfes um die Wahrheit ihre Größe eingebüßt. In Dreyer's Schauspiel bietet denn auch die Schilderung der einzelnen Lehrertypen, des Pedanten, des heuchlerischen Strebers, des blasirten Cynikers, der in der Verhöhnung des Standes etwas wie eine Entschuldigung für seine eigene Erbärmlichkeit sucht, des muthlosen Freundes der Wahrheit, der in der Stille seiner Stube seinem gepreßten Herzen Luft macht, in der Oeffentlichkeit aber den Mund nicht gegen den Gewissensdruck zu öffnen wagt, — bieten die beiden Charakterköpfe des weltgewandten Geistlichen mit seinen feinen und verbindlichen Formen und des selbstbewußten Directors, der an die Unterwürfigkeit seiner Lehrer gewöhnt ist, die eigentlich anziehenden Momente. Die Noth des guten Probecandidaten berührt uns weniger; wir wissen ja, daß sie ihm den Hals nicht kosten kann. Das Unwahrscheinliche des Vorwurfs, daß ein angehender junger Lehrer gleich in der Prima den naturwissenschaftlichen Unterricht erhält und nichts Besseres zu thun findet, als für die Darwin'sche Theorie eine Lanze zu brechen, leuchtet ebenso ein wie die Neigung zur Caricatur in der Schilderung der Lehrerconferenz. Aber alle diese Figuren leben; es ist uns, als kennten wir sie schon von lange her. Fritzens Eltern, die zärtliche Mutter, der trotz seiner Verlotterung jovialische Vater mit seiner Gewissenlosigkeit auf der einen und seiner Gutmüthigkeit auf der anderen Seite, die verbitterte und vergrämte Volksschullehrerin, die liebliche, zaghafte Verlobte, der forsche Quintaner, der nach dem Congo auskneifen will, — wie heimeln sie uns an, wie glücklich sind sie der Wirklichkeit abgelauscht! Kein Pathos, keine idealische Schönheit, keine Symbolik, nicht einmal eine stärkere Originalität, aber dafür die frische Bescheidenheit einfacher Natur und schlichter Alltäglichkeit.

Gerade das Umgekehrte, das Ueberreizte und Ueberspannte in der Handlung wie in den Personen, zeigt uns Henrik Ibsen's „Dramatischer Epilog in drei Acten: Wenn wir Todten erwachen", den das Deutsche Theater am Sonnabend, den 17. März, zum ersten Mal aufführte. Wie es in der Ibsen-Gemeinde heißt, will der Dichter mit diesem Werke von der Bühne für immer Abschied nehmen. Es behandelt, im Gegensatz zu seinen bisherigen Schauspielen, zum ersten Mal ein rein künstlerisches Problem. Die Stellung eines Bildhauers zu seinem Modell, die Bedeutung, die das Modell für sein Werk, seine Entwicklung, sein ganzes späteres Leben gewinnt. Arnold Rubek, ein norwegischer Bildhauer, hat vor langen Jahren in einem jungen, schönen Mädchen Irene ein passendes Modell zur Verkörperung der ihm vorschwebenden Idee gefunden. In der Gestalt eines schönen Weibes will er die Auferstehung darstellen. Während in dem Mädchen die Sinnlichkeit erwacht, hält er sich mit einer Selbstbeherrschung, die wunderlich oder unnatürlich erscheinen mag, zurück: er fürchtet, daß seinem Werke der Adel der Reinheit und Keuschheit verloren gehen würde, wenn sein Modell zugleich seine Geliebte wäre. Irene erklärt uns ihrerseits, daß sie ihn getödtet hätte, wenn er sie berührt; zugleich aber ist sie eifersüchtig auf das Werk, das sie „ihr Kind" nennt, und hat Momente eifersüchtiger Wuth, wo sie es zertrümmern möchte. Schließlich läuft sie dem Bildhauer davon und stürzt sich in ein wüstes und wildes Leben. Nach Jahren treffen sich beide in einem norwegischen Badeorte wieder. Rubek ist ein berühmter, reicher Mann geworden. Sein „Auferstehungstag" hat einen Weltruf erlangt. Aber ein ähnliches Werk hat er nie wieder geschaffen; er arbeitet nur noch Porträtbüsten, die theuer bezahlt werden. Er hat eine junge Frau Maja geheirathet, die ihn ebenso langweilt wie er sie. Wie ein reifer Mann, der mit dem Modell Irene doch schon eine gründliche Erfahrung hinsichtlich des ewig Weiblichen gemacht hat, sich zum zweiten Mal in der Natur seiner Auserwählten so arg täuschen kann, wird nicht aufgeklärt. Irene ist, ihren Erzählungen nach, zweimal verheirathet gewesen, sie ist krank, irrsinnig, in Obhut einer schwarz gekleideten Diakonissin, die sie zugleich pflegt, beobachtet und

die Zwangsjacke stets in Bereitschaft hält. „Ich war todt, Jahre lang," sagt sie zu Rubek. „Sie kamen und banden mich. Sie schnürten mir die Arme auf dem Rücken zusammen, und dann senkten sie mich hinab in eine Gruft. Die war mit Eisenstangen vergittert und hatte gepolsterte Wände, sodaß oben auf Erden Niemand den Schrei der Begrabenen hören konnte. Doch jetzt fang' ich nach und nach an, wieder von den Todten aufzuerstehen." Seit der Begegnung mit Rubek. Beide wühlen nun nach Herzenslust in der alten Liebesasche nach einem Funken. Und richtig — während das blühende Mädchen Rubek's Leidenschaft nicht zu entzünden vermochte, verwirrt die irrsinnige Frau mit ihrer traurigen und unsauberen Vergangenheit dem älteren Manne Kopf und Sinn. Er folgt ihr von dem Seestrande in ein hochgelegenes Sanatorium, inmitten des Hochgebirgs. Wenn es sich um Durchschnittsmenschen handelte, könnte die Sache beinahe mühelos zu einem befriedigenden Ausgang kommen. Denn Frau Maja hat inzwischen in dem Gutsbesitzer Ulfheim, der mit seinen Bärenjagden prahlt, den rohen, beschränkten, aber vollsaftigen und rechten Mann für ihr Wesen und Temperament gefunden. Sie nimmt daher Rubek's Geständniß, daß Irene noch immer den Schlüssel zu seinem Herzen besäße, mit Gelassenheit auf, hat nichts gegen eine Scheidung einzuwenden und jubelt: „Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei. Ich bin frei wie ein Vogel, bin frei!" Allein so einfach nimmt unser Dichter die Dinge nicht. Aus den Philistern, Ulfheim und Maja, mag mit oder ohne Trauung ein Paar werden, die Uebermenschen, Irene und Rubek, müssen dagegen tragisch enden. In der nordischen Sommernacht steigen und klettern alle Vier in den Bergen und Gletschern unstät umher. Vor den heraufziehenden Nebeln aber läßt sich bei dem Grauen des Morgens Frau Maja vorsichtig von Ulfheim in das Thal hinuntertragen. Rubek und Irene streben immer höher — „empor zum Licht und zu all' der strahlenden Herrlichkeit, auf den Berg der Verheißung!" sagt Irene und er: „Dadroben wollen wir unser Hochzeitsfest feiern, Geliebte!" Da erfaßt sie eine Lawine und begräbt sie in ihren Schnee- und Steinmassen. „Pax vobiscum!" sagt die Diakonissin, die plötzlich in einer Geröllhalde aufgetaucht ist, und aus der Tiefe schallt Frau Maja's Gesang: „Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!" Ich gestehe gern, daß mir der Sinn für diese Geschichte wie für die handelnden Personen fehlt, die Neigung und die Fähigkeit, Räthsel zu lösen und Geheimnisse zu enthüllen. Mir erscheint das Ganze als die Ausgeburt einer sich nur noch unter Schemen und Symbolen bewegenden, absterbenden Phantasie. Wer mit Malern und Bildhauern bekannt ist, weiß, daß sie einzig in ihren Modellen mit künstlerischer Souveränität Werkzeuge sehen, die ihrem Zweck zu dienen haben. Sentimentale Anwandlungen sind aus dem Verhältniß zwischen Künstler und Modell ausgeschlossen; wie sollte überhaupt ein Kunstwerk zu Stande kommen, wenn sich beide gebärden wollten, wie Irene und Rubek! Selbst die sinnliche Seite tritt nur in seltenen Fällen hervor. In seinen Künstlerbiographieen versäumt es Vasari darum nie, uns zu erzählen, wenn das Modell auch das Liebchen des Künstlers gewesen. Niemand wird bestreiten, daß ein Modell einen verhängnißvollen Einfluß auf den Künstler, der es benutzt, ausüben, ihn mit einer tollen, für seine Kunst und sein Geschick gefährlichen Leidenschaft erfüllen, seine Ehe und seine bürgerlichen Verhältnisse zerrütten kann. Aber dies Alles thut und vermag es nicht als Modell, sondern als Weib. Wenn die Sache ohne alle Romantik verläuft, heirathet der Maler, der zu Geld und Ehre gekommen, das Modell, das ihm mit dazu verholfen. Welch' ein Abstand von dem Naturalismus dieser Wirklichkeit zu dem verstiegenen Symbolismus Ibsen's! „Ich gab Dir meine junge, lebendige Seele," klagt Irene, „und stand da mit leerer Brust, seelenlos, daran bin ich gestorben." Mir fällt eine Geschichte von Edgar Poe ein: ein Maler malt das Bildniß seiner Geliebten. Je lebendiger er ihre Züge auf der Leinwand wiedergibt, desto bleicher wird sie; als das Bild in seiner wunderbaren Kraft und Aehnlichkeit vollendet ist, bricht sie sterbend zusammen; er hat ihr die Seele entrissen, um sein Bild zu beseelen. Das hat in seiner Abenteuerlichkeit

einen gewissen mystischen Sinn. Ibsen's Irene aber lebt nach der Episode mit Rubek lustig weiter und steht nach wie vor als „nackte Statue" in Variété-Theatern vor tausend Augen. Der Pathologe wird ihren Irrsinn mit Recht in der Zügellosigkeit ihres Lebens suchen, nicht in dem Raub, den Rubek an ihrer Seele begangen. Wie in allen Stücken Ibsen's seit den „Gespenstern" ist auch in dem „Epilog" das ewig Weibliche noch einmal so leidenschaftlich und willensstark, als die Mannesseele. Nicht nur Irene macht ihren alternden Liebhaber in ihre verblühten Reize schwärmerisch-hysterisch verliebt, auch die „kleine dumme" Frau Maja bändigt ihren Bärenjäger, der sie als leichte Beute glaubte behandeln zu dürfen, unter ihrem Pantoffel.

Interessant war es, das Künstlerdrama Ibsen's mit dem Trauerspiel Gabriele d'Annunzio's, der in Italien den Nietzsche'schen Uebermenschen copirt: „Die Gioconda" zu vergleichen. Das Stück ist der Schauspielerin Eleonora Duse gewidmet und von ihr in der einen und der andern Stadt Italiens ohne Erfolg gespielt worden. Bei uns führte es der Verein „Secessions-Bühne" in einer Mittagsvorstellung am Sonntag, den 21. Januar, im Neuen Theater auf. Die Sprache ist für meinen Geschmack zu üppig und gespreizt, die seitenlangen Schilderungen der Decorationen sind Interieur-Malereien in Worten. Aber das Ganze hat einen leidenschaftlichen Zug und bewegt sich im Natürlichen. Der Bildhauer Lucio Settala vernachlässigt Weib und Kind um seiner Kunst und seines Modells Gioconda Dianti willen. Ihre Schönheit hat es ihm angethan, er lebt nur für sie, er denkt nur sie. Eine schwere Krankheit hat ihn dem Tode nahe gebracht, mit Aufopferung hat ihn seine treue Gattin Silvia gepflegt. Ihrer Sorge, ihrer Hingebung verdankt er das ihm neugeschenkte Leben. Er fühlt es und ist sich der Dankesschuld der Gattin gegenüber auch wohl bewußt. Allein diese Betrachtungen sind nicht im Stande, das Verlangen zurückzudrängen, das ihn immer stärker zu seinem Modell zieht, je weiter seine Genesung vorschreitet, je lebendiger die Kraft, Neues zu schaffen, wieder in ihm erwacht. „Nun fange ich wieder an, zu leben," sagt er, „und erkenne in mir denselben Menschen und dieselbe Willenskraft. Wer darf mich verurtheilen, wenn ich mein Schicksal erfülle?" Er bewundert die Tugenden, die Seelenhaftigkeit seiner Gattin: „aber ich meißle nicht Seelen." Er wird wieder nach seinem Atelier gehen, wo ihn die Gioconda zur bestimmten Stunde erwartet. Seine Frau kommt ihm zuvor: der Anblick der Statue entwaffnet zunächst ihren Zorn und ihre Eifersucht, die Schönheit des Kunstwerks macht sie starr. Dann aber bricht zwischen ihr und der Gioconda der heftigste Redestreit aus: der alte Gegensatz zwischen Leidenschaft und Ehe, Kunst und bürgerlicher Ehrbarkeit. Auf das Aeußerste gereizt will die Gioconda die Statue zertrümmern; bei dem Versuch, die Fallende zu halten, werden Silvia's Hände zermalmt. Die Arme lebt nun als Krüppel weiter, die Statue steht da ohne Arme, und Lucio verzehrt sich in Arbeit und Liebe zur Gioconda: „Man kann ihr trotz alledem in seinem Herzen nicht fluchen," sagt ein alter Bildhauer, „wenn man sie anschaut; ich habe noch nie in einem sterblichen Leibe ein so großes Mysterium gesehen." Bei allem Ueberschwang der Rede ist die Klarheit und Natürlichkeit der Handlung, die innere Nothwendigkeit ihres Verlaufs im Vergleich zu der ausgeklügelten Künstelei und Unnatur Ibsen's überzeugend und ergreifend.

Von den vielen Neuigkeiten, die das Lessing-Theater unter der rührigen und noch ein wenig unruhig umhertastenden Leitung Otto Neumann-Hofer's gebracht hat, war die Komödie: „Als ich wiederkam" von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg die erfolgreichste: von Sonnabend, den 30. September 1899, bis heute beherrscht sie den Spielplan. Sie ist eine lustige Fortsetzung des Lustspiels „Im weißen Rößl" mit denselben Figuren und denselben Theater- und Touristenscherzen. Weder Graf Keyserling mit seinem Schauspiel „Ein Frühlingsopfer", noch Richard Skowronnek mit seinem Lustspiel „Der Tugendhof" konnten dagegen aufkommen. Eine Enttäuschung bereiteten die

beiden Stücke von Hermann Bahr: „Josephine“ ist eine parodistische Behandlung der leidenschaftlichen Liebe Bonaparte's zu Josephine im Operettenstil und das Schauspiel „Der Athlet“ der mißlungene Versuch des Verfassers, Charaktere folgerichtig zu entwickeln. Der Kraft- und Uebermensch Gustav von Handel, vor dem Alle zittern, der Alles kann, was er will, vollführt die stärkste Probe seiner Willensenergie an sich selbst: er verzeiht seiner etwas beschränkten Frau einen Ehebruch, den sie mehr aus Langerweile als aus Leidenschaft begangen hat. Der Ehebruch der Frau erscheint dem Zuschauer und dem Leser noch unwahrscheinlicher, als die Verzeihung des Mannes, der uns beständig als eine Art Berserker geschildert wird. Dabei beeinträchtigt die breite Schilderung des Lebens und Treibens auf einem österreichischen Gutshofe die dramatische Bewegung und Spannung in bedenklichster Weise. Von der Frische und Unmittelbarkeit, die im vergangenen Jahre Bahr's Wiener Komödie „Der Star“ auszeichnete, ist kaum ein Hauch zu verspüren.

Unter den schauspielerischen Ereignissen verdient das Gastspiel Ermete Novelli's mit seiner Gesellschaft Erwähnung. Novelli genießt als Schüler Modena's und Nachfolger Rossi's und Salvini's in Italien einen großen Ruf. Leider hat der Erfolg weder seinem Talent noch seinen Bemühungen entsprochen. Novelli's Repertoire war für das Berliner Publicum nicht günstig gewählt und die Eintrittspreise für das Lessing-Theater zu hoch. Die stärkste Wirkung übte seine Darstellung des Shylock aus. Hoffentlich zeigt sich der interessante Künstler bald einmal wieder unter günstigeren Bedingungen auf einer Berliner Bühne: auch Ernesto Rossi hat erst allmählich seine Popularität bei uns erworben.

Karl Frenzel.

Die Berufs- und Gewerbezählung von 1895.

[Nachdruck untersagt.]

Wie die Angehörigen der Culturvölker sich ihr Brot erwerben, wird für die Regierungen zu wissen immer wichtiger. Schlaraffenländer gibt's nicht mehr, wenigstens nicht diesseits des Wendekreises und am allerwenigsten in dem alten Europa. Hier fehlt es theilweise schon an dem nöthigen Ellenbogenraum, und der Kampf ums liebe Brot wird für die anwachsende Bevölkerung immer schwerer. Wir Deutsche vor Allem müssen uns das sagen. An Zuwachs durch Geburten sind wir den meisten Völkern überlegen, und einer Abnahme der Sterblichkeit erfreuen wir uns, die einzig dasteht in der Welt. Da ist es nur natürlich, wenn das Deutsche Reich besondere Sorgfalt und Mühe aufgewendet und keine Kosten gespart hat, genau zu erfahren, woher die Deutschen ihren Lebensunterhalt nehmen, welchen Berufs- und Erwerbszweigen sie obliegen, und wie die Zahl der Erwerbthätigen und der von ihnen Erhaltenen sich verschiebt. Die Grundlage für diese Erkenntniß hat man mit der sogenannten Berufs- und Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 geschaffen, und mit der Zählung vom 14. Juni 1895 hat man einen weiteren, sehr erfolgreichen Schritt vorwärts gethan. Zwar hat dieses große Zählwerk über dreiundeinhalb Millionen Mark gekostet und hat seine Bearbeitung vierundeinhalb Jahre erfordert[1]). Aber wir haben dadurch auch ein Bild von der beruflichen, wirthschaftlichen und socialen Gliederung der Nation gewonnen, wie es kein anderes Volk der Erde aufzuweisen hat.

In erster Linie mußte man wissen, wer überhaupt erwerbthätig ist und wer nicht. Das Ergebniß ist in folgender Zahlengruppe dargestellt:

	1895		1882	
Erwerbthätige . . .	20 770 875 =	40,1 %	17 632 008 =	33,0 %
Häusliche Dienstboten	1 339 316 =	2,6 %	1 324 924 =	2,9 %
Berufslose Angehörige	27 517 285 =	53,2 %	24 910 695 =	55,1 %
Sonstige Berufslose .	2 142 808 =	4,1 %	1 354 486 =	3,0 %
Gesammtbevölkerung	**51 770 284 =**	**100,0 %**	**45 222 113 =**	**100,0 %**

Die Gesammtbevölkerung hat sich also um mehr als 6½ Millionen oder 14,5 % in den dreizehn Jahren vermehrt. Die Gewerbthätigen haben um 17,8 % zugenommen, die Dienstboten um 1,1 %, die berufslosen Angehörigen um 10,5 % und die sonstigen Berufslosen um 58,2 %.

Die letztgenannte Gruppe wollen wir von vornherein ausschalten. Sie besteht zum größten Theil aus Rentnern, Pensionären, Altentheilern u. dergl., und ihre

[1]) Veröffentlicht sind die Ergebnisse vom Kaiserlichen Statistischen Amt in Band 102—119 der „Statistik des Deutschen Reiches", von denen der Schlußband im November 1899 erschienen ist. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin.

auffallend große Zunahme ist überwiegend auf eine veränderte Zählweise zurückzuführen; sonst hat wohl die Arbeiterbevölkerung das meiste dazu beigetragen.

Die Mehrheit der Gesammtbevölkerung bilden die berufslosen Angehörigen, aber ihr Antheil ist etwas kleiner geworden. Sie umfassen neben den unerwachsenen Familienmitgliedern auch jene große Zahl überaus wichtiger Arbeitskräfte, die in der Hauswirthschaft thätig sind, namentlich die Hausmütter, Hausfrauen, Haustöchter u. s. w. So ziemlich der gleichen Arbeit widmet sich die Gruppe der häuslichen Dienstboten, deren Antheil an der Gesammtbevölkerung auch um eine Kleinigkeit abgenommen hat. Auch hier ist das weibliche Element in der sehr großen Mehrzahl. Als Erwerbthätige sind also nur diejenigen Personen gezählt, deren Arbeit nicht in der Hauswirthschaft aufgeht, sondern die gewerbsmäßig oder, wie man sagt, volkswirthschaftlich einem Berufe oder Erwerbe obliegen. Ihr Antheil an der Gesammtbevölkerung hat sich um 1,1 % vergrößert. Mit ihnen haben wir es später hauptsächlich zu thun. Von dem sogenannten „Nebenerwerb" der berufslosen Personen sehen wir der Kürze wegen ganz ab.

Gerade in den letzten Jahrzehnten ist in Folge der enormen Fortschritte in der Technik und im Verkehr die alte, gemächliche hauswirthschaftliche Production in schnellem Tempo und weitem Umfang durch die viel leistungsfähigere volkswirthschaftliche oder gewerbsmäßige ersetzt worden. Früher machte sich diese Veränderung nur mehr in den Häusern der oberen Hunderttausend und in den Großstädten geltend; in neuerer Zeit hat sie auch in den Millionen der weniger Bemittelten und auf dem Lande um sich gegriffen, und thatsächlich ist sie zu einem ganz besonders charakteristischen Merkmal für die Entwicklung unseres Wirthschaftslebens in der jüngsten Vergangenheit geworden. Unzweifelhaft ist damit der Massenverbrauch von Erzeugnissen des Gewerbes erheblich gesteigert und andererseits eine Masse von Arbeitskraft, die früher der hauswirthschaftlichen Production diente, frei geworden. Sie suchte neue Arbeitsgelegenheit, und sie fand sie, der Natur der Sache entsprechend, im Gewerbe, — nicht in der Landwirthschaft.

Wie dieser Proceß sich vollzogen hat, und welch' große Umwandlungen in der beruflichen und wirthschaftlichen Gliederung der erwerbthätigen Bevölkerung mit ihm verbunden waren, davon geben zunächst folgende Zahlen ein Bild. Es sind Erwerbthätige gezählt worden:

in den Berufsabtheilungen:	absolut 1895	absolut 1882	in Procent 1895	in Procent 1882
A. Land- und Forstwirthschaft, Gärtnerei und Fischerei	8 292 692	8 236 496	39,9	46,6
B. Industrie, Berg- und Hüttenwesen, auch Bauwesen	8 281 220	6 396 465	39,8	36,3
C. Handel und Verkehr, auch Gast- und Schankwirthschaft	2 338 511	1 570 318	11,3	8,9
D. Persönliche Dienste und wechselnde Lohnarbeit	432 491	397 582	2,1	2,3
E. Oeffentlicher Dienst und freie Berufe	1 425 961	1 031 147	6,9	5,9
Summe der Erwerbthätigen	20 770 875	17 632 008	100,0	100,0

Es haben also in der Land- und Forstwirthschaft ꝛc. (A.) die Erwerbthätigen nur um 56 196 oder 0,7 % zugenommen, in der Industrie ꝛc. (B.) dagegen um 1 884 755 oder 29,5 % und im Handel und Verkehr ꝛc. (C.) um 768 193 oder 48,3 %. Hier sehen wir das bei Weitem wichtigste Ergebniß des großen Zählwerks von 1895 bereits handgreiflich vor uns: jene gewaltige Verschiebung im Erwerbsleben des deutschen Volkes, die darin besteht, daß die ganze große Masse der ihm neu zugeströmten Arbeitskräfte fast ausschließlich im Gewerbe, d. h. in der Industrie, Handel und Verkehr (B. und C.), ihre Arbeitsgelegenheit

gesucht und gefunden hat, während die Landwirthschaft ꝛc. (A.) so gut wie leer ausging. An Bedeutung tritt dagegen weit zurück die Zunahme im öffentlichen Dienst und an freien Berufen (E.), die zum größten Theil in der Vermehrung des Heeres und des Beamtenthums ihren Grund hat, und erst recht die Abnahme in den persönlichen Diensten und der wechselnden Lohnarbeit (D.). Hier hat überhaupt nur die wechselnde Lohnarbeit abgenommen, während die Erwerbthätigkeit in persönlichen — namentlich häuslichen — Diensten in Folge der Ueberhandnahme des Aufwärterinnengewerbes an Stelle des Gesindedienstes zugenommen hat.

Wie die Zahlen der Erwerbthätigen in den verschiedenen Berufsabtheilungen, haben sich natürlich auch die der von ihnen erhaltenen berufslosen Angehörigen verschoben. Es kommen solche:

auf die Berufsabtheilungen:	1895	1882	1895 gegen 1882 absolut	in Procent
A. Land- und Forstwirthschaft ꝛc.	9 833 918	10 564 046	— 730 128	— 6,9
B. Industrie ꝛc.	11 651 887	9 359 054	+ 2 292 833	+ 24,5
C. Handel und Verkehr ꝛc. . .	3 344 358	2 665 311	+ 679 047	+ 25,5
D. Persönliche Dienste und wechselnde Lohnarbeit	453 046	538 523	— 85 477	— 15,9
E. Oeffentliche Dienste und freie Berufsarten	1 217 931	1 027 265	+ 190 666	+ 18,6
Zusammen	26 501 140	24 154 199	+ 2 346 941	+ 9,7

Die Angehörigen der Rentner und sonstigen Berufslosen, die sich übrigens auch vermehrt haben — sie machten 1895 über eine Million aus —, lassen wir außer Betracht, und auch die der Berufsabtheilungen D. und E. sollen uns nicht weiter interessiren. Wichtig ist, daß die von den in der Land- und Forstwirthschaft Erwerbthätigen erhaltenen Angehörigen sehr erheblich abgenommen haben. Faßt man Erwerbthätige und Angehörige zusammen, so ist die landwirthschaftliche Bevölkerung — immer noch einschließlich der Forstwirthschaft ꝛc. — um weit über eine halbe Million (730 128 — 56 196) zurückgegangen, während andererseits der Industrie, in der die Erwerbthätigen um 1 884 755 zugenommen haben, 2 292 833 berufslose Angehörige neu zugewachsen sind. Noch schärfer tritt die Verschiebung hervor, wenn man die Landwirthschaft im engeren Sinne, d. h. ohne die Forstwirthschaft, Gärtnerei und Fischzucht, ins Auge faßt. In ihr haben auch die Erwerbthätigen abgenommen: von 8 063 966 auf 8 045 441, also um 18 525 oder 0,2 %, die Angehörigen sogar von 10 233 614 auf 9 414 783, das sind 818 831 oder 8 %. Und dabei haben unter den Erwerbthätigen die Männer sich um 222 108 vermindert, während die Frauen sich um 203 583 vermehrt haben. Dieser weibliche Ersatz der abgewanderten männlichen Arbeitskräfte tritt aber zu einem großen Theil nur auf dem Papier in die Erscheinung, indem 1895 unzweifelhaft die Erwerbthätigkeit der weiblichen Angehörigen im Betriebe des Familienhaupts schärfer erfaßt worden ist als bei der ersten Berufszählung 1882. Man wird diesen Ersatz vielleicht am besten gar nicht in Rechnung stellen. In den bäuerlichen Wirthschaften arbeiten heute wohl kaum mehr Frauen und Töchter als früher mit, und die Grenze von landwirthschaftlichen und hauswirthschaftlichen Arbeiten ist hier überhaupt nicht scharf zu ziehen. Fest steht doch auch, daß eine starke Abwanderung weiblicher Arbeitskräfte vom Lande stattgefunden hat, namentlich in den städtischen Gesindedienst und dann weiter auch zum Gewerbe. Das Minus an Erwerbthätigen in der Landwirthschaft ist deshalb wahrscheinlich in Wirklichkeit ein weit größeres, als die Zahlen der Berufsstatistik ohne Weiteres ausweisen. Jedenfalls ist es auf mehrere Hunderttausend, und zwar aus den verschiedensten Altersklassen, zu beziffern, ganz abgesehen von den Hunderttausenden, die 1882 noch als berufslose Angehörige

landwirthschaftlich Erwerbthätiger gezählt worden sind und seitdem dem Gewerbe sich zugewendet haben, statt dem elterlichen Beruf treu zu bleiben. Und endlich ist noch zu berücksichtigen, daß die Berufszählung sich nur um die ortsanwesende Bevölkerung, nicht aber um die Herkunft der Gezählten gekümmert hat. Die 1895 gegen 1882 sicher sehr bedeutend angewachsene Zahl der aus dem Auslande zeitweise herangezogenen landwirthschaftlichen Arbeitskräfte — die Zählung hat im Juni stattgefunden — kann deshalb nicht ausgeschieden werden. Könnte dies geschehen, so würde der Verlust, den die Landwirthschaft erlitten hat, sich vielleicht noch um weitere Hunderttausende größer erweisen.

Ein Ersatz für den Verlust an Erwerbthätigen im Hauptberuf ist der Landwirthschaft auch keineswegs durch eine Zunahme der sie als Nebenerwerb ausübenden Personen zu Theil geworden. Das Anwachsen der Personen mit landwirthschaftlichem Nebenerwerb, die einen Hauptberuf überhaupt nicht haben, ist sicher zumeist Folge genauer Zählung. Es sind das fast durchweg weibliche Angehörige oder häusliche Dienstboten von Landwirthen, die auch in der Wirthschaft mit zugreifen und immer mit zugegriffen haben. Die Personen, die neben einem anderen Hauptberufe einen Nebenerwerb in der Landwirthschaft finden, haben nicht zugenommen. Es waren dies 1895 über 1 300 000 Personen, die natürlich, wenn man nach der Zahl der unmittelbar am landwirthschaftlichen Gewerbe Betheiligten fragt, nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, aber in keiner Weise den über den Hauptberuf ermittelten Zahlen an Bedeutung gleichkommen. Die Erforschung des Nebenerwerbs kann der Natur der Sache nach immer nur zu minderwerthigen Ergebnissen führen.

Die wirkliche Bedeutung der auf dem Papier sich ergebenden Erscheinung, daß in der Landwirthschaft (ohne Forstwirthschaft ꝛc.) nur die Classe der Abhängigen, d. h. der Angestellten und Arbeiter, einen Abgang von 288 533 erkennen läßt, während die der Selbständigen, d. h. der Betriebsinhaber, eine Zunahme um 270 008 aufweist, ist vermuthlich eine ganz geringe. Sie kann sehr wohl ganz auf eine veränderte Classification der Tagelöhner mit eigenem Grundbesitz zurückzuführen sein. Auch daß einige tausend Landwirthe 1882 diesen Beruf nur als Nebenerwerb neben einem Handwerk, z. B. der Kleinmüllerei, 1895 aber als Hauptberuf angegeben haben mögen und nun die Zahl der Selbständigen erhöhen, hat keine wirkliche Bedeutung. Die Zunahme der Betriebe aber, die sich bei der landwirthschaftlichen Betriebszählung ergeben hat, braucht mit der Zahl der selbständigen Landwirthe im Hauptberuf überhaupt nicht in Verbindung zu stehen, da als Betrieb hier jedes, auch das kleine Ackerstückchen, welches z. B. von einem Industriearbeiter mit etwas Gemüse bebaut wird, gerechnet ist.

Das Kaiserliche Statistische Amt hat gewiß Recht, wenn es die Verschiebung der Berufsgliederung zu Ungunsten der Landwirthschaft im Allgemeinen als in der Natur der Sache liegend bezeichnet, weil der Boden unvermehrbar und auch eine weitere Zersplitterung des Grundbesitzes oder der Uebergang zu anderen Culturen immer nur langsam und in verhältnißmäßig geringem Umfange möglich sei. Mit Recht durfte es ferner darauf verweisen, daß die Abwanderung von Arbeitskräften bisher einen Niedergang des landwirthschaftlichen Betriebes nicht herbeigeführt zu haben scheine, da nicht nur die landwirthschaftlich benutzte Fläche, sondern auch, und zwar noch mehr, der Ernteertrag zugenommen habe, auch die Viehhaltung und die Verwendung landwirthschaftlicher Maschinen fortgeschritten sei. Damit ist aber natürlich die Frage, ob und inwieweit die Abwanderungen zu einem auf die Dauer unerträglichen Arbeitermangel führen, einen wirklichen „Nothstand" begründen, nicht beantwortet. Die Berufsstatistik hat diesbezüglich überhaupt keine hinreichende Auskunft gegeben, schon deshalb nicht, weil es an einem allgemeinen Maßstab fehlt, um das Bedürfniß an Arbeitskräften und somit den Beginn des Nothstandes zahlenmäßig feststellen zu können. Gezeigt hat sich aber, daß die Vertheilung der landwirthschaftlichen Arbeitskräfte eine so ungleichmäßige ist, daß es wahrscheinlich wird, es herrsche an einer Stelle Vergeudung von solchen vor, während an einer

anderen Mangel besteht. Nachfolgende Zahlen geben ein Bild davon. Es sind im Jahre 1895 als in der Landwirthschaft mit ihrem Hauptberuf erwerbthätig gezählt worden auf je 100 Hektar landwirthschaftlich benutzter Fläche:

in	Personen überhaupt	Männer	Frauen
Schleswig-Holstein . . .	12,46	9,86	2,60
Pommern	13,41	10,09	3,32
Ostpreußen	15,89	11,67	4,22
Westpreußen	16,50	12,41	4,09
Dagegen in:			
Rheinland	31,80	22,06	9,74
Hessen-Nassau	28,06	18,07	9,99
Schlesien	27,96	16,49	11,47
Westfalen	22,02	16,08	5,94
Königreich Preußen . . .	**20,05**	**13,28**	**6,77**
Ferner im			
Königreich Bayern . . .	28,71	17,49	11,22
= Sachsen . . .	26,32	15,16	11,16
= Württemberg .	34,43	22,11	12,32
Großherzogthum Baden . .	42,47	26,10	16,37
Deutschen Reich	**22,88**	**15,11**	**7,77**

Es erhellt daraus, daß nur durch örtliche Enqueten die Existenz und das Maß des Arbeitermangels und der Arbeitervergeudung festgestellt werden können, und daß die innere Colonisation im Sinne eines verständigen Ausgleichs beider Erscheinungen unausgesetzt und energisch gefördert zu werden verdient. Vor allen Dingen aber scheint doch die seit 1895 erheblich gesteigerte Landflucht darauf hinzuweisen, daß überhaupt die Socialreform auf dem Lande in nächster Zeit weit mehr als bisher Gegenstand thatkräftiger Fürsorge werden muß, ja, daß ihr vielleicht der Vortritt vor der Socialreform in der Industrie, die bis heute die Geister weitaus überwiegend beschäftigt hat, eine Zeit lang einzuräumen ist. Durch polizeilichen Zwang wird man die zur Industrie abgewanderten Arbeitskräfte ebenso wenig zur Landwirthschaft zurückbringen wie die ihr gebliebenen und den Nachwuchs an die Scholle fesseln. Am allerwenigsten aber wird es gelingen, durch Lahmlegung von Gewerbe und Handel und durch Vernachlässigung der Rücksichten, die ihr gewaltiger Aufschwung von der Politik in weit höherem Maße als früher beansprucht, den Nothstand in der Landwirthschaft, wo und soweit er wirklich besteht, auf die Dauer zu beseitigen.

Und ein ganz gewaltiger Aufschwung ist, wie bereits gezeigt, in Gewerbe und Handel durch die Berufszählung von 1895 unzweifelhaft erwiesen worden. Deutschland hat, was die Personenzahl betrifft, die industrielle Productionskraft Großbritanniens erreicht. Sie ist bei uns von 1882—1895 um 30 % gestiegen, in Großbritannien von 1881—1891 nur um etwa 13 %, in Frankreich sogar nur um 3 %. Rechnet man die ungeheure Vermehrung der dem Gewerbe durch die Anwendung von Motoren dienstbar gemachten Elementarkräfte hinzu, und stellt man die kaum weniger bedeutende Vervollkommnung der Arbeitsmaschinen ꝛc. in Rechnung, so wird man die Steigerung der gewerblichen Productionskraft im Deutschen Reiche vielleicht auf 50 bis 60 % veranschlagen können. Sind doch von 1875—1895 die Pferdestärken der verwendeten Motore — ohne die Locomotiven der Eisenbahnen und die Maschinen der Dampfer — um fast 180 % vermehrt, und 1895 hätten mehr als 80 Millionen Menschenkräfte dazu gehört, um die dem deutschen Gewerbe dienstbar gemachten Elementarkräfte zu ersetzen. Mit Recht hat Graf von Bülow am 11. December v. J. im Reichstage

gesagt: „Die rapide Zunahme unserer Bevölkerung, der beispiellose Aufschwung unserer Industrie, die Tüchtigkeit unserer Kaufleute, kurz die gewaltige Vitalität des deutschen Volkes haben uns in die Weltwirthschaft verflochten und in die Weltpolitik hinein gezogen." In der That, um für die Erzeugnisse unserer heutigen Gewerbekraft den Absatz zu finden, reicht der innere Markt des alten Deutschlands trotz aller Verdrängung der hauswirthschaftlichen Production durch die volkswirthschaftliche nicht mehr aus. Wir brauchen einen weiteren Markt, ein „größeres Deutschland", wenn das kommende Geschlecht im Lande bleiben und sich redlich und reichlich ernähren können soll.

Begreiflicher Weise konnte eine so gewaltige Vermehrung der gewerblichen Arbeitskraft nicht ohne bedeutsame Verschiebungen in socialer Beziehung vor sich gehen. Wir wollen hier nur auf zwei Erscheinungen kurz hinweisen: auf die starke Zunahme der Zahl der Abhängigen (Angestellte und Arbeiter) im Verhältniß zu der der Selbständigen (Unternehmer) und auf das vielbesprochene Ueberhandnehmen der Frauenarbeit.

In der Industrie — auf deren Betrachtung wir uns beschränken wollen — sind gezählt worden:

	1895	gegen **1882**	in Procent
Selbständige	2 061 764	— 139 382	— 6,2
Angestellte . . .	263 745	+ 164 669	+ 166,2
Arbeiter	5 955 711	+ 1 859 468	+ 45,4
Abhängige zusammen .	6 219 456	+ 2 054 137	+ 48,5
Ueberhaupt Erwerbthätige	8 281 220	+ 1 881 755	+ 29,5

Die Selbständigen haben also hier sogar absolut abgenommen, und das Resultat ist, daß von je 100 Erwerbthätigen überhaupt waren:

	1895	**1882**	mithin mehr oder weniger
Selbständige	24,9	34,4	— 9,5
Angestellte	3,2	1,6	+ 1,6
Arbeiter	71,9	64,0	+ 7,9
Abhängige zusammen . . .	75,1	65,6	+ 9,5
Summe	100,0	100,0	+ 0,0

So groß auch die sociale Bedeutung einer so starken Vermehrung der Abhängigen im Verhältniß zu den Selbständigen ist, so ist es doch nöthig, darauf ausdrücklich hinzuweisen, daß eine solche Entwicklung bei starker Volksvermehrung und starkem Zudrang neuer Kräfte zur Industrie mehr oder weniger selbstverständlich, jedenfalls ganz natürlich ist. Sie ohne Weiteres für den Ausdruck eines von diesen Voraussetzungen unabhängigen socialen Gesetzes der fortschreitenden Proletarisirung der Erwerbthätigkeit auch nur im Sinne der fortschreitenden „Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel", wie dies Rauchberg neuerdings thut, zu erklären, ist falsch. Die dafür in erster Linie geltend gemachte absolute Abnahme der Selbständigen beruht sicher zum größten Theil darauf und kann ganz darauf beruhen, daß einer Masse allein arbeitender und eigentlich nur auf dem Papier selbständiger Gewerbetreibender von 1882 bei der genaueren Zählung von 1895 die ihnen ganz und gar nicht zustehende Unternehmerqualität verloren gegangen ist. Allein über 70 000 Näherinnen, Plätterinnen und Wäscherinnen, über 100 000 Weber, Spinner u. s. w. sind aus den Reihen der Selbständigen verschwunden; durchweg Heim- und Störarbeiter, die durch den Eintritt als Arbeiter in einen festen Betrieb gewiß nicht aus Nichtproletariern zu Proletariern geworden sind. Und was auf der anderen Seite die starke Zunahme der Abhängigen betrifft, so sind die neu zugegangenen Kräfte der verschiedensten Jahrgänge doch wohl nur in den seltensten Ausnahmefällen als Unternehmer in den neuen Beruf eingetreten, sondern haben unten angefangen. Daß nicht nur junge Leute, die eben erst erwerb-

thätig wurden, der Industrie zugeströmt sind, sondern auch ältere Personen, das beweist der Abgang aus der Landwirthschaft klar genug.

Auch der schon vor dreißig Jahren angesagten Vernichtung des kleineren und mittleren Gewerbebetriebes durch den Großbetrieb wird man nach den Ergebnissen der Gewerbezählung von 1895 mit gesteigerter Skepsis gegenüber stehen müssen. Trotz der Abnahme der allein arbeitenden Selbständigen sind im ganzen Gewerbe noch immer 54,5 % aller Unternehmungen sogenannte Alleinbetriebe ohne Motore. Die sonstigen Kleinbetriebe mit 1 bis 5 Personen haben um 21,4 % zugenommen und machten 38,8 % aller Betriebe aus. Die Betriebe mit 6 bis 10 Personen haben sich sogar um 65,1 % vermehrt.

Daß die Erwerbthätigkeit der weiblichen Personen besonders stark zunehmen muß, wenn die hauswirthschaftliche Production in schnellem Tempo durch die gewerbliche verdrängt wird, liegt auf der Hand. Ist es doch vorwiegend weibliche Arbeitskraft, die dadurch frei wird. Wie sich der Antheil der Frauen an der Erwerbthätigkeit verschoben hat, geben folgende Zahlen an. Es waren von je 100 Erwerbthätigen weiblich:

in der Berufsabtheilung	1895	1882
A. Landwirthschaft ꝛc.	33,2	30,8
B. Industrie ꝛc.	18,4	17,6
C. Handel und Verkehr ꝛc.	24,8	19,0
D. Persönlicher Dienst und wechselnde Lohnarbeit	54,1	46,2
E. Oeffentlicher Dienst und freie Berufe . . .	12,4	11,2
Zusammen	25,4	24,2

Abgesehen von der Berufsabtheilung D., in der ganz ebenso wie im Gesindedienst das weibliche Geschlecht natürlich die Mehrheit hat, und von der Abtheilung E., bei der nur kleine Zahlen in Betracht kommen, ist der Antheil der Frauenarbeit sonach bei Weitem am größten in der Landwirthschaft und am kleinsten in der Industrie. Zugenommen hat er in der Industrie nur um 0,8 vom Hundert. Von einer Verdrängung der Männerarbeit durch die Frauenarbeit ist im Allgemeinen in keiner Berufsabtheilung zu reden. So dringend die Zahlen mahnen, dem Frauenerwerb eine erhöhte Aufmerksamkeit in socialer Beziehung zu schenken, und so leicht in einzelnen Erwerbszweigen Mißstände aus der zunehmenden Weiberarbeit erwachsen können, so haben wir es doch auch hier im Großen und Ganzen mit einer Entwicklung zu thun, deren Nichteintreten im Grunde genommen unnatürlich und unverständlich wäre.

G. B.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Die auf die Initiative des Kaisers Franz Josef zurückzuführende Ankündigung, daß er aus Anlaß der Großjährigkeitserklärung des deutschen Kronprinzen in Berlin eintreffen werde, hat in ganz Deutschland freudige Ueberraschung hervorgerufen. Mag der Kaiser von Oesterreich immerhin in seiner Eigenschaft als Pathe des deutschen Kronprinzen erscheinen, so dürfen wir doch in diesem Besuch ein neues Zeugniß erblicken für die herzlichen Beziehungen, die die beiden Monarchen und ihre Länder mit einander zum Segen des Weltfriedens verknüpfen. Ebenso darf auch das Eintreffen des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Goluchowski, als ein weiteres erfreuliches Symptom bezeichnet werden.

Der Mordversuch, der am 4. April gegen den Prinzen von Wales bei dessen Durchreise nach Kopenhagen auf dem Bahnhofe in Brüssel unternommen wurde, hat in der gesammten civilisirten Welt tiefe Entrüstung erregt. Die Presse aller Länder gab zugleich der freudigen Genugthuung darüber Ausdruck, daß der jugendliche Verbrecher Sipido — die italienische Bezeichnung „insipido“ würde weit besser passen — sein Ziel verfehlt hat. Wie unzutreffend es auch sein würde, aus diesem Attentate Consequenzen in dem Sinne ziehen zu wollen, daß die Gesetzgebung berufen wäre, anarchistischen Verbrechen vorzubeugen, so muß doch zugestanden werden, daß das Milieu, in dem der Mordversuch gegen den Prinzen von Wales vorbereitet wurde, anarchistischen Bestrebungen immerhin Vorschub leistete. Daß halbwüchsige Burschen in der Maison du Peuple zu Brüssel sich zu einer „réunion des jeunes gardes socialistes“ zusammenfinden konnten, wobei ein Mitglied dieser Vereinigung aufforderte, den Prinzen von Wales bei seiner Durchreise durch die belgische Hauptstadt auszupfeifen, daß dann im engeren Kreise zunächst „scherzhaft“ die Idee eines Attentates angeregt wurde, daß endlich einer dieser jungen Taugenichtse gerade durch den Spott seiner Gefährten, die ihn zum Bahnhofe begleiteten, veranlaßt worden sein soll, das Bubenstück zu unternehmen, sind Vorgänge, die dadurch nichts von ihrem gefährlichen Charakter verlieren, daß die Theilnehmer in geistiger Beziehung als durchaus unreif bezeichnet werden. Hätte die Kugel, die später im Salonwagen des Prinzen von Wales aufgefunden worden ist, den englischen Thronerben getödtet, so würden die Argumentationen über die Unreife des Thäters nicht verhindert haben, daß vielfach ernste Versuche gemacht worden wären, einen neuen Appell an die Gesetzgebung zu richten, die sich bisher regelmäßig als ohnmächtig auf diesem Gebiete erwiesen hat.

Wie unwägbar die in Betracht kommenden Einflüsse sind, ergibt sich aus der Mittheilung der „Indépendance Belge“, wonach der Thäter bei seiner zweiten Zusammenkunft mit anderen Genossen der „jeune garde“ nur durch Eigenliebe verhindert worden sein soll, zu erklären, daß er nicht Derjenige sein wollte, „der die Welt vom Feinde der Boeren befreite“. Hieraus erhellt zugleich, wie unberechtigt die von englischer Seite gegen die continentale Presse erhobenen Vorwürfe sind, daß sie durch ihre Sympathiebezeigungen für die Boeren gleichsam das Attentat Sipido's mit verschuldet habe. In Wahrheit zeigt sich soeben erst wieder bei Gelegenheit des Durchmarsches englischer Truppen durch portugiesisches Gebiet nach Rhodesia, daß alle europäischen Mächte nach wie vor an ihrer strengen Neutralität im Kriege zwischen England und den südafrikanischen Republiken festzuhalten entschlossen sind. Da in einzelnen Organen wiederum der Gedanke angeregt wird, die Mächte, insbesondere Frankreich und Deutschland, seien berufen,

gegen den Neutralitätsbruch Großbritanniens zu protestiren, so wird die deutsche Regierung jedenfalls an dem Grundsatze festhalten, daß sie lediglich die Hüterin ihrer eigenen Neutralität ist. Sicherlich steht das Verhalten Portugals nicht mit den Principien der Neutralität in vollem Einklange, mögen immerhin frühere Vereinbarungen, die einen ganz anderen Zweck hatten, englischen Streitkräften den Durchmarsch von Beira nach Rhodesia gestatten. Den Hinweis auf die eigene Verletzung der Neutralität würde Portugal aber erst dann gegen sich gelten lassen müssen, wenn bei einer späteren Phase die portugiesische Regierung die Großmächte anrufen sollte.

Da im Zusammenhange mit diesen Vorgängen behauptet worden ist, die deutsche Regierung würde nunmehr den mit England abgeschlossenen geheimen Vertrag veröffentlichen, so muß betont werden, daß eine solche Absicht keineswegs bestehen kann. Dieser Eventualvertrag bezieht sich ausschließlich auf portugiesische Besitzungen in Ost- und West-Afrika und bezweckt nicht, dahin zu wirken, daß Portugal sich seines Besitzes entäußere. Vielmehr sollen dadurch nur Verwicklungen zwischen Deutschland und Großbritannien verhindert werden, so bald die in dem geheimen Vertrage vorgesehene Eventualität eintreten sollte. Diesen Augenblick auch nur zu beschleunigen, liegt für die deutsche Regierung nicht die geringste Veranlassung vor. Wohl aber darf daran festgehalten werden, daß der deutsch-englische Vertrag insofern den Boeren eher dienlich als schädlich ist, als er die englische Regierung veranlassen würde, sich zunächst mit der deutschen in Verbindung zu setzen, sobald die Besetzung der Delagoa-Bai ernsthaft in Betracht käme.

Das italienische Ministerium ist aus dem parlamentarischen Kampfe gegen die Obstruction der äußersten Linken zunächst siegreich hervorgegangen. Als die Durchberathung des neue Bestimmungen über die Presse und die öffentliche Sicherheit enthaltenden Gesetzdecrets im Hinblick auf diese Obstruction unmöglich erscheinen mußte, brachte der Deputirte Cambray-Digny einen Antrag auf Abänderung der Geschäftsordnung ein. Dadurch sollte den früheren Mißständen ein Ende bereitet werden. Nicht bloß durch unablässige, von dem wirklichen Gegenstande der Berathung abschweifende Reden trieb die äußerste Linke Obstruction, sondern sie verlangte auch bei jedem sich darbietenden Anlasse zeitraubende namentliche Abstimmungen. Ein Mittel, den Wortschwall der socialistischen Abgeordneten einzudämmen, war nach der früheren Geschäftsordnung nicht vorhanden. Insbesondere fehlte die Möglichkeit, über Deputirte, die sich der Autorität des Kammerpräsidenten trotz allen Ermahnungen nicht fügen wollten, die Censur sowie die vorübergehende Ausschließung aus dem Parlament zu verhängen. Selbst im republikanischen Frankreich steht dieses Recht dem Vorsitzenden der Deputirtenkammer zu, und da der auf Grund der Censur eine Zeit lang ausgeschlossene Abgeordnete zugleich seiner Diäten verlustig geht, kommt es selbst bei stürmischen Verhandlungen, an denen es ja im Palais Bourbon keineswegs mangelt, nur selten vor, daß der Präsident von dieser discretionären Gewalt Gebrauch machen muß. Weigert sich dann aber der von einer solchen Maßregel betroffene Deputirte, den Sitzungssaal zu verlassen, so wird die bewaffnete Macht zur Hülfeleistung aufgeboten.

Nach diesem Vorbilde lautete der Antrag des italienischen Abgeordneten Cambray-Digny dahin, daß auch auf Monte Citorio die Censur mit ähnlichen Consequenzen wie in Frankreich eingeführt werden soll; nur daß in Italien die Mitglieder des Parlaments keine Diäten beziehen. Auch über die Dauer der Reden sowie über die Zulassung zur Rednerbühne enthält die neue Geschäftsordnung unter bestimmten Voraussetzungen wirksame Bestimmungen, so daß der Obstruction in der That ein Riegel vorgeschoben zu sein scheint. Daß die socialistischen und republikanischen Mitglieder der italienischen Deputirtenkammer die Annahme dieser neuen Geschäftsordnung mit allen Mitteln zu verhindern suchen würden, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Aber auch die constitutionelle Linke bestritt, daß solche Veränderungen der bisher geltenden Bestimmungen im Einklange mit

der Verfassung ständen, zumal die entscheidende Abstimmung einfach durch Aufstehen und Sitzenbleiben erfolgen sollte.

Den schwierigsten Stand hatte unter diesen Verhältnissen der Präsident der Deputirtenkammer, Colombo. „Es lebe die Constituante!" — in diesem Rufe faßte andererseits die äußerste Linke ihren Protest zusammen, während Colombo in Uebereinstimmung mit dem Ministerium Pelloux gewillt war, die Obstruction zu brechen. Immer stürmischer gestalteten sich die parlamentarischen Versammlungen, und stets von Neuem bekundete der Kammerpräsident durch sein entschlossenes Verhalten, daß er der Lage vollständig gewachsen sei. Trotzdem kann es nur gebilligt werden, daß Colombo noch vor der entscheidenden Abstimmung mit dem gesammten Bureau der Deputirtenkammer zurücktrat. Auf diese Weise war dem Parlamente Gelegenheit geboten, seinen Präsidenten durch dessen Wiederwahl in seiner Stellung zu stärken, so daß er die Schlußverhandlung, die von der Opposition als eine Art parlamentarischen Staatsstreichs bezeichnet wurde, mit einer größeren Autorität leiten konnte. Nachdem die socialistischen und republikanischen Abgeordneten ebenso wie die Mitglieder der constitutionellen Linken den Sitzungssaal verlassen hatten, konnte der Präsident also die einmüthige Annahme der neuen Geschäftsordnung verkünden. Das Parlament wurde dann bis zum 15. Mai vertagt.

Sehr auffallend war das Verhalten der früheren Conseilpräsidenten Giolitti und Zanardelli, von denen Jeder seine Taktik gegenüber dem General Pelloux nach dem Grundsatze einzurichten schien: Ôte-toi de là, que je m'y mette! Volle Anerkennung dagegen gebührt dem liberalen Parteiführer Sonnino, der zwar vielfach als der „kommende Mann" bezeichnet wird, trotzdem aber, ohne eine wohlfeile Popularität anzustreben, mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen die Obstruction aufnahm. Ihm und dem Kammerpräsidenten Colombo ist es daher an erster Stelle zu verdanken, wenn der mit dem parlamentarischen Régime schlecht im Einklange stehende Ansturm der äußersten Linken zunächst abgeschlagen worden ist. Ueberdies droht die den bestehenden monarchischen Einrichtungen feindliche Bewegung außerhalb des Parlaments vorzudringen. Das Ministerium Pelloux hat jedoch bei früheren Ruhestörungen im Lande so viel Thatkraft an den Tag gelegt, daß ernste Besorgnisse nicht gehegt zu werden brauchen; ein vom Könige von Italien erlassenes Decret hat denn auch das „decreto-legge" aufgehoben.

In einem eigenthümlichen Gegensatze zu den parlamentarischen Verhältnissen in Italien stehen die in Frankreich. Während jenseits der Alpen die Obstruction in der Deputirtenkammer an erster Stelle von den Socialisten ausgegangen ist, sind es diese gerade, die zu wiederholten Malen den Sturz des französischen Ministeriums verhindert haben. Es hat sich auf diese Weise abermals die Berufung Millerand's ins Handelsministerium als ein vom taktischen Gesichtspunkte aus glücklicher Gedanke bewährt. Mochte sich immerhin im socialistischen Feldlager hie und da Widerspruch gegen diese Theilnahme am „Régime der Bourgeoisie" regen, so zeigte sich doch bald, daß bei den entscheidenden Abstimmungen die äußerste Linke keineswegs mehr geschlossen mit den Oppositionsparteien der Deputirtenkammer stimmte. Vergebens brachten Nationalisten und Monarchisten Interpellationen ein, deren hauptsächlicher Zweck war, den Sturz des Ministeriums herbeizuführen. Regelmäßig zeigte sich, daß Méline und Ribot, die hinter den Coulissen den Ansturm der Opposition leiteten, sich verrechnet hatten. Jeder dieser beiden republikanischen Parteiführer hoffte, während der Weltausstellung sich wieder am Staatsruder zu befinden. Aus Anlaß einer der erwähnten Interpellationen konnte es freilich eine Zeit lang scheinen, als ob die Regierung unterliegen würde. Kaum war jedoch Ribot auf dem Plane erschienen und hatte seine ehrgeizigen Pläne allzu offen an den Tag gelegt, als die Socialisten, der Gefahr eingedenk, die sie durch eine Unterstützung der Opposition heraufbeschwören würden, sogleich wieder in das Regierungslager einschwenkten.

Daß ein socialistischer Handelsminister die hohen Gäste der Weltausstellung empfangen und die „Honneurs" im Namen der Regierung machen sollte, leuchtete Republikanern vom Schlage Méline's und Ribot's in keiner Weise ein. Da die ordentliche Kammersession, die nach der französischen Verfassung am zweiten Dienstag des Januars beginnt, ihrem Abschlusse immer näher rückt, so daß nur noch die Erledigung des Staatshaushaltes abgewartet werden mußte, wurden die Aussichten der Oppositionsparteien mit jedem Tage geringer. Vergebens hatten Nationalisten und Monarchisten, sowie die Parteigänger Méline's und Ribot's gehofft, daß der Senat bei der Berathung des Budgets Schwierigkeiten machen würde; der „psychologische Moment" trat jedoch nicht ein. So versuchte ein Freund Méline's, der frühere Handelsminister Mesureur, obgleich er sich selbst den Radicalen zugezählt wissen will, noch in letzter Stunde einen Handstreich, indem er den Antrag auf Verfassungsrevision stellte. Da letztere seit langen Jahren zum Programm der äußersten Linken gehört, durfte Mesureur annehmen, daß diese Parteigruppen sich mit den Monarchisten und Neu-Boulangisten zusammenfinden würden, wie denn auch einer der Wortführer der Nationalisten, der Akademiker Jules Lemaître, in diesen Tagen wieder für die Verfassungsrevision eingetreten ist. Der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau durchschaute jedoch den jüngsten Feldzugsplan der Freunde Méline's sehr bald, und als der frühere Handelsminister Mesureur seinen Antrag bei einer Conferenz mit dem leitenden Staatsmanne entwickelte, erwiderte dieser, daß die Frage nach seiner Ansicht keineswegs dringend sei. Nicht ohne Sarkasmus gegen den allzu eifrigen Freund Méline's, der selbst die Interessen der Republik bei jedem Anlasse in den Vordergrund rückt, betonte Waldeck-Rousseau, daß die gegenwärtige Regierung die Vertheidigung der Republik sich zur Aufgabe gemacht habe, zunächst aber andere wichtige Angelegenheiten erledigen müßte.

Wie wenig dringend in der That die Verfassungsrevision ist, erhellt unter Anderem daraus, daß die verschiedenen Parteien ganz verschiedene Zwecke mit einer solchen verfolgen. Während die Monarchisten die Wiederherstellung des Königthums an die Spitze ihres Programms stellen, verstehen die Imperialisten unter Verfassungsrevision das Plebiscit zu Gunsten ihres Prätendenten, und Paul Déroulède möchte die plebiscitäre Republik an die Stelle der gegenwärtig bestehenden Einrichtungen gesetzt wissen. Der frühere Handelsminister und Freund Méline's, Mesureur, hat dagegen gar kein bestimmtes Programm. Sein Vorschlag ging im Wesentlichen dahin, daß jede der beiden parlamentarischen Körperschaften eine aus elf Mitgliedern bestehende Commission ernennen sollte. Diese beiden Commissionen sollten dann als Ausschuß zusammentreten, um den Wortlaut der Revisionsbestimmungen festzusetzen. Einem solchen Vorschlage gegenüber hatte das Ministerium Waldeck-Rousseau einen leichten Stand. Allerdings machte Mesureur in den Gründen seines Antrages geltend, daß die auf das Budget bezüglichen Rechte der beiden parlamentarischen Körperschaften besser geregelt werden sollten, daß ferner Lücken und Dunkelheiten in den constitutionellen Gesetzen zu beseitigen wären, und daß endlich die Nothwendigkeit vorliege, sich gegen „gewisse Ueberraschungen" zu sichern.

Womit wiederum der principielle Gegensatz unter den verschiedenen Anhängern einer Verfassungsrevision hervortritt. Denn während die Imperialisten, die Royalisten und die Nationalisten gar nichts sehnlicher wünschen als eben diese „certaines surprises", will ihnen Mesureur gerade durch die Verfassungsrevision vorgebeugt wissen.

Charakteristisch ist nun, daß der Kriegsminister General Galliffet bei einer anderen Gelegenheit bereits Veranlassung nahm, die Befürchtungen dieser Art als unter den bestehenden Verhältnissen durchaus ausgeschlossen zu bezeichnen. Bei den inzwischen zum Abschlusse gebrachten Verhandlungen über die Schaffung einer Colonialarmee handelte es sich darum, welchem Ressortchef diese unterstellt werden sollte, da außer dem Kriegsminister auch der Marineminister und der Colonialminister in Betracht kamen. Der socialistische Deputirte Marcel Sembat war es nun, der die Besorgniß äußerte, daß die neuen Colonialtruppen für einen Staats-

streich benutzt werden könnten. In seiner Antwort widerlegte General Galliffet jede solche Besorgniß. Er bezeichnete einen Staatsstreich als ganz unmöglich, indem er davon ausging, daß dieser in den Seefestungen Brest, Lorient, Cherbourg, ja selbst in Toulon nicht unternommen werden könnte, sondern nur in Paris. Während die Ausführungen des Kriegsministers in ihrer Gesammtheit großen Eindruck auf die Kammermehrheit machten, mußte es Heiterkeit hervorrufen, als General Galliffet sich auf seine eigenen Erfahrungen mit Staatsstreichplänen berief. In bestimmter Weise hob der gegenwärtige Kriegsminister hervor, daß an ihn, ehe er in die Regierung berufen wurde, das Ansinnen, einen Staatsstreich zu machen, gestellt worden sei, daß er sich jedoch in seiner Bescheidenheit gesagt habe, derselbe Vorschlag müßte bereits allen übrigen Generalen unterbreitet worden sein, wodurch er sich gleichsam zurückgesetzt fühlte.

Nach dieser humorvollen Einleitung entwickelte General Galliffet in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 6. April die Gründe, aus denen er den ihm gemachten Vorschlag mit aller Entschiedenheit zurückwies. „Der erste Grund ist," führte der Kriegsminister aus, „daß ich noch Stolz genug besitze, um nicht ein Verbrechen des Hochverrathes am Vaterlande zu begehen. Ein zweiter Grund ist, daß der Staatsstreich ebenso thöricht wie unmöglich ist. Der dritte Grund ist, daß die Stellung, die sich aus dem Staatsstreiche für dessen Urheber ergeben würde, mir durchaus langweilig erschien."

General Galliffet ertheilte zugleich bemerkenswerthe Aufschlüsse über den militärischen Organismus, der bei einem Staatsstreiche in Betracht gezogen werden müßte. Da für diesen nur Paris der geeignete Boden sein könnte, wäre die erste Voraussetzung, daß der Kriegsminister selbst oder der Militärgouverneur von Paris zustimmte. Nun will aber General Galliffet seinen Freund, den Militärgouverneur General Brugère, genau genug kennen, um überzeugt zu sein, daß, wenn Dieser auch nur den geringsten Verdacht gegen den Kriegsminister in Bezug auf Staatsstreichpläne hegte, er ihn sofort verhaften lassen würde. Dasselbe Verhalten würde aber General Galliffet, wie er ausdrücklich betonte, erforderlichen Falles seinem Freunde, dem General Brugère, gegenüber beobachten. Zugleich wies der Kriegsminister darauf hin, daß vor zwölf Jahren, als General Boulanger seine Rolle spielte, ein Staatsstreich wohl in der Luft zu liegen schien, der jedoch keineswegs von der Armee vorbereitet wurde. „Wir mußten Den, der ihn personificirte, erdulden," schloß der Kriegsminister; „niemals haben wir jedoch daran gedacht, ihn zu unterstützen. Ich füge hinzu, daß er nicht einmal die Seele eines großen Verbrechers hatte; überdies war General Saussier auf seinem Posten. Ich ersuche deshalb die Deputirtenkammer, sich nicht durch die Besorgniß vor einem Staatsstreiche bestimmen zu lassen und nicht ein Amendement zu beschließen, durch das die Colonialtruppen auf den Index der französischen Armee gesetzt würden." Das Amendement des Abgeordneten Marcel Sembat, wonach die neu zu schaffenden Colonialtruppen nicht auf dem französischen Festlande zur Verwendung gelangen sollten, wurde denn auch mit 433 gegen 78 Stimmen abgelehnt. Die Colonialarmee selbst wurde unter das Kriegsministerium gestellt.

Es empfiehlt sich aber, bei diesen parlamentarischen Vorgängen zu verweilen, weil dadurch erhärtet wird, in welch' hohem Maße das Urtheil gerechtfertigt ist, das sogleich bei dem Eintritte des Generals Galliffet in die Regierung von allen Unbefangenen abgegeben wurde. Durch die Loyalität des gegenwärtigen französischen Kriegsministers werden die bestehenden republikanischen Einrichtungen am sichersten verbürgt. Vielleicht muß auch in dieser Thatsache der springende Punkt erblickt werden, der für die Oppositionsparteien neben dem Ehrgeize einiger republikanischer Führer, wie Méline und Ribot, hauptsächlich maßgebend war, wenn sie stets von Neuem einen Ansturm gegen das gegenwärtige Ministerium, „die Weltausstellungs-Regierung", in Scene setzten.

Literarische Rundschau.

Erdkunde und Geschichte.

[Nachdruck untersagt.]

Anthropogeographie. Erster Theil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Von Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Geographie an der Universität Leipzig. Zweite Auflage. (Bibliothek geographischer Handbücher. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Ratzel.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1899.

Zu der Zeit, als die Conferenz im Haag tagte, hat Ludwig Stein in der „Deutschen Rundschau" (Juliheft 1899) eine temperamentvolle „Philosophie des Friedens" aufgestellt. Mehrfach berührt er darin nachbarliche Gebiete: so das der Geschichte, der Sociologie, der Geographie. Besonders sind es die Anspielungen auf die letztgenannte Disciplin, die von Stein's weitem Blicke zeugen. Unter Anderem äußert er sich (S. 97) gelegentlich seiner Polemik gegen den Freiherrn von Stengel: je größer die Staatsgebilde seien, desto mehr müßten sie ihren kriegerischen Typus verlieren. Woher ward dem Berner Philosophen diese Kunde? Ist sie nur ein theoretisches Gebilde, oder liegt ihr praktische Erfahrung zu Grunde? Die beste Antwort darauf gibt Friedrich Ratzel im 11. Capitel des vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen ersten Theiles seiner „Anthropogeographie". Dort sagt er über das Thema „Der Kampf um Raum": Je größer der Raum, desto ausgedehnter sei die vor Erstarrung schützende Berührung; und wachsenden Völkern bringe der Raum Kraft. Das scheint auf den ersten Blick der Behauptung Stein's zu widersprechen. Und doch ist dem nicht so. Denn Ratzel fährt bald fort: „Ein weiterer Vortheil, der im Kampf um Raum errungen wird, ist die Verminderung der innern Reibung." Das heißt, wenn sich im Fortschreiten der Cultur die Kampfplätze nach dem Gesetze des räumlichen Wachsthums der Staaten und Völker erweitern, so werden die Kampfgebiete immer weiter hinaus gerückt; die Kämpfenden werden aus einander gezogen, und die Zahl der Kämpfe wird sich vermindern. So erklärt sich's, daß dasselbe Rußland, das noch 1583 drei Städte an Schweden abtreten mußte und von 1610 an zwei Jahre unter polnischer Herrschaft gestanden hat, im 19. Jahrhundert zwei Mal auf den Gedanken des Völkerfriedens kommen konnte. Eine solche tiefere Erkenntniß des innern Zusammenhanges, die uns von der reinen Historie nicht geboten werden kann, vermittelt uns die Wissenschaft des Theils der Geographie, der sich damit beschäftigt, die Erdkunde auf die Geschichte anzuwenden. Dabei ist es ein überflüssiges Beginnen, die einzelnen Disciplinen scharf von einander abzugrenzen. Von Beschränktheit zeugt es, wenn z. B. Th. Vanderhausen in seinen „Ideen zu einem System der Historiographie" (Leipzig 1864) weder die physische noch die politische Geographie heranziehen will, weil jene von Menschen ganz unabhängig (was absolut falsch ist) und diese nur der Ausfluß der Geschichte

sei. Viel richtiger hatte K. E. Schubarth in seiner Abhandlung „Ueber die Eintheilung der Geschichte" (Leipzig 1847) das Geographische „ein Element der Geschichte" genannt; er gehört zu den Ersten mit, die schon vor dem Erscheinen von Ritter's bahnbrechendem Aufsatz (1833 gelesen, aber erst 1852 erschienen) den Werth des Flüssigen auf der Erdoberfläche und den der Lage und des Klimas, kurz den Werth der Natur für die Geschichte einigermaßen anerkannten. Diese Erkenntniß, damals ein nicht zu unterschätzender Fortschritt in der Auffassung der Universalhistorie, gipfelt bei Schubarth in den beiden (nach heutigem Ausdrucksvermögen freilich etwas schwülstigen) Sätzen: „Das Centrale als Inbegriff des Maximums der absoluten Kräftigkeit des Menschen findet unter den vortheilhafteren Beziehungen der Erdoberfläche in Hinsicht der verschiedenen Richtungen ihrer Ausdehnung und der klimatischen Abstufung, endlich des Gleichgewichts zwischen Starrem und Flüssigem den geeigneten Ort seiner Aufstellung da, wo das Maximum des Vortheilhaften dieser Beziehungen zusammentrifft. An diese Aufstellung schließt sich dann die relative Kräftigkeit in ihren verschiedenen Graden auf die minder vortheilhaften geographischen Regionen peripherisch vertheilt an." Ritter'schen Einfluß meint man hier selbst aus dem Negativen heraus zu hören. Auch Ratzel hat sich mit ihm auseinander zu setzen; er unterzieht sich dieser Aufgabe in liebevoller Weise im Schlußabsatze des ersten und im Schlußabsatze des fünften Capitels des ersten Abschnittes, da dieser die Methoden der Anthropogeographie behandelt. Die folgenden Abschnitte sind überschrieben: Die geschichtliche Bewegung; Lage und Raum; Die Lehre von den Grenzen der Völker; Die Erdoberfläche; Die Lebewelt; Das Klima. Schon aus diesen Ueberschriften geht dem Kenner eine Eigenthümlichkeit des Ratzel'schen Schaffens auf: die großartige Continuität seiner Gedankengänge. Nur ein Beispiel aus dem überreichen Stoffe. Als viertes Stück erschien 1896 im 17. Bande der Abhandlungen der philosophisch-historischen Classe der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig die geographische Betrachtung „Der Staat und sein Boden"; diese ist aufgegangen in die 1897 veröffentlichte (und bereits vergriffene) „Politische Geographie". Ein Theil davon wieder ward 1898 um- und ausgearbeitet zu der geographischen Betrachtung „Der Ursprung und das Wandern der Völker"; und diese endlich steht zum Theile wieder in dem oben genannten zweiten Hauptabschnitte des vorliegenden Bandes. Dabei jedoch niemals eine glatte Herübernahme — vielmehr in den allermeisten Fällen in Gruppirung und Stilisirung etwas ganz Neues. Ratzel gönnt sich keine Ruhepause. Hat er einen neuen Gedanken die Flucht in die Oeffentlichkeit antreten lassen, so ist sicher er selber der Erste, der ihn verfolgt, festhält und erst nach strengster Inquisition wieder freigibt. Freilich hat dies Verfahren methodologisch den unleugbaren Nachtheil, daß der Inhalt und Umfang der von ihm gepflegten Wissenschaft in fortwährendem Fließen begriffen ist; selbst dem Autor dürfte es schwer fallen, genaue Definitionen von politischer und Anthropo-Geographie zu geben. Gerade deshalb, weil dem Heute bei Ratzel sicher ein Morgen folgt, sei es mir vergönnt, ein paar Beobachtungen und Bemerkungen beizutragen, die im zweiten Bande der Anthropo- oder in der zweiten Auflage der Politischen Geographie Verwerthung finden könnten. Auf S. 293 sagt Ratzel gelegentlich der Betrachtung des Gegensatzes zwischen Küsten- und Binnenvölkern u. A. Folgendes: „Wenn Pydna, Aigai und Pella, die drei Königsstädte Makedoniens: die See- und die Gebirgsstadt und die central gelegene, das Wandern des politischen Mittelpunktes vom Meer ins Land zeigen, bleibt das Uebergewicht des Meeres dennoch bestehen." Die Mühe, eine Ausnahme von der Regel als belanglos hinzustellen, hätte sich der Verfasser nicht zu geben brauchen, — denn thatsächlich hat es sich so zugetragen, daß gar keine Ausnahme vorliegt. Von Epeiros her hat sich Makedonien über den Pindos hinweg nach dem Aegäischen Meere zu ausdehnen müssen; wir finden, daß die erst zu Aigai residirenden Makedonenfürsten der früheren Zeit, wo Therma, Pydna und Methone noch griechisch waren, das deutliche Bestreben zeigen, die tödtliche Küstenferne aufzuheben. Um

460 v. Chr. fallen Therma und Pydna unter makedonische Herrschaft, und dabei bleibt's unter Perdikkas II. während des Peloponnesischen Krieges. Archelaos muß (410/9) das abgefallene Pydna zurückerobern. Jetzt ist schon Pella Residenz geworden. Im Olynthischen Kriege (365/2) gehen durch Timotheos Pydna und Methone verloren; nun ist's die Aufgabe Philipp's, die Anlehnungen an die See wieder zu gewinnen: er erobert Therma und Pydna, Amphipolis, Methone und Olynth (348). Also war der Gang der Dinge der gerade umgekehrte dessen, den Ratzel angenommen hatte: die makedonische Politik unter dem großen Vater Alexander's gleicht mutatis mutandis der russischen unter Peter dem Großen. Aber mir fällt ein noch viel schlagenderes Beispiel für die Macht des Meeres ein: die von Selenkos angeordnete Verlegung des Schwerpunktes des großen syrischen Reiches von der Mitte (Babylon) an die Peripherie (Antiocheia am Orontes), — man möchte fast die Parallele Moskau—St. Petersburg ziehen; nur mit dem kleinen Unterschiede, daß dadurch die östlichen Satrapien dem nunmehrigen „Mittelpunkte" des Selenkidenreiches so sehr entrückt wurden, daß sie sich bald dem von dort ausgehenden Einfluß entziehen konnten, während Rußland es verstanden hat, den Osten dauernd weiter zu beherrschen. Zu S. 305 (Schiffahrt der Phöniker) und S. 337 (Theilung des Mittelmeeres in einen nördlichen = griechischen und einen südlichen = phönikischen Colonisationsabschnitt) sei Folgendes angedeutet. Es ist eine allgemeine, vom griechischen Alterthume übernommene Anschauung, die Phöniker hätten sich als Kaufleute über die Mittelmeerküsten verbreitet und seien allmählich aus Besitzern bloßer Handelsfactoreien erobernde Herren des Landes geworden. Diese großartige Rolle haben aber nur die Karthager, d. h. secundäre Phöniker, im westlichen Theile des Mittelmeeres gespielt, während im östlichen eher an babylonische Einflüsse zu denken ist. Abgesehen davon hat es im sogenannten „mykenischen" Zeitalter Griechenlands ein inniges Zusammenleben der Griechen mit dem nicht indogermanischen „kleinasiatischen" Stamme gegeben, der den Hellenen die Kenntniß der ägyptischen Kunst vermittelte; Kahun und Gurob in Aegypten sind Sitze mykenischer Cultur gewesen. Und weiterhin haben dann dorische Ansiedler, angelockt durch die Nähe einer reichen Quelle, Kyrene gegründet. — So kann auch die geistreichste Geographie nimmermehr der geschichtlichen Forschung entbehren; auf der anderen Seite aber wird auch die Geschichte gut thun, wenn sie die heilbringende Verbindung mit jener nicht verschmäht. Wann wird Deutschlands Hochschulwesen durch einen Lehrstuhl für Anthropogeographie — nur für diese — eine, wenn nicht dringend nothwendige, so doch hochwillkommene und vielversprechende Ergänzung erhalten?

βλ. **Goethe und Napoleon.** Von Andreas Fischer. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Der Inhalt dieser Schrift reicht über die Grenzen hinaus, die ihr durch den Titel gezogen sind. Sie gewährt einen Ausblick auf das Verhalten der deutschen Literatur dem gewaltigen Bändiger der Welt gegenüber, der auch ihr in seinen guten Tagen als Träger und Repräsentant des Ideals der Zeit, jenes aufgeklärten Despotismus erschien, dessen Werth und Unentbehrlichkeit das revolutionäre Experiment dem Bewußtsein der damaligen Generation noch ungleich näher gebracht hatte als ihren Vätern im 18. Jahrhundert. Das von Fischer citirte „Gespräch unter vier Augen", in welchem Wieland, als „Willibald" das Wort führend, dem „Neufranken Heribert" die Wahl von Bonaparte zum Dictator und Retter der Republik vorschlägt, nennt der Verfasser der vorliegenden Schrift „das glänzendste Zeugniß für Wieland's Scharfblick". Wir haben nichts gegen das Lob einzuwenden, denn der Dichter eilte seiner Zeit voraus und gab das Signal zur Beurtheilung Napoleon's, nicht durch das gebildete Deutschthum allein! Aber warum spöttelt der Verfasser über den anderen „alten Propheten", über Klopstock, der noch ungleich weiter sah, im Besieger der Revolution den größten der Revolutionäre — Robespierre à cheval — durchschaute und richtig genug auf Nelson und die Angelsachsen zählte, um das Gleichgewicht der aus ihren Fugen gebrachten Welt wieder herzustellen? Um den Preis einer solchen Einsicht ist es wohl erlaubt, „eine Anzahl entsetzlicher Oden zu speien" oder selbst einen Kuß von Lady Hamilton zu erhalten, ohne deshalb der Lächerlichkeit geweiht zu werden. Von jeher hat der Ausblick auf das Meer das Auge für politische Probleme geschärft und Beobachtungsgebiete erschlossen, die uns Binnenländern nur zu oft sich verhüllen. Die Zusammenstellung der Einwirkung Napoleon's auf Goethe ist ebenso erschöpfend als fesselnd durchgeführt; nichts ist verschwiegen, auch die Bemerkung des Dichters nicht, daß „in dieser Familie (der Bonaparte) eine gewisse sittlich-ästhetische Tugend vorwalte", oder die bedenkliche Freude über den Brand von Moskau. In Bezug auf die Erfurter Begegnung zwischen Napoleon und Goethe hat der Verfasser, auf L. Geiger's Ausführungen im Buche über „Alt-Weimar" gestützt, das Zeugniß Talleyrand's abgelehnt (obwohl dieser bei dem denkwürdigen Gespräch anwesend war und desselben in seinen bekanntlich 1816, also nur acht Jahre später, verfaßten Memoiren gedenkt). Wie uns scheint, mit Unrecht. Die vielen Unrichtigkeiten in Bezug auf Daten u. s. w. haben die Angaben Talleyrand's in anderen wesentlichen Punkten politischen Inhalts nicht zu erschüttern vermocht. In literarischen Dingen hat er nichts erfunden: Goethe war in Erfurt sein Gast zu Tisch; der Inhalt des Gespräches mit dem Kaiser ist in dem ihrigen gewiß nicht unerwähnt geblieben, und die Voraussetzung Professor Geiger's, die Gegenwart der beiden größten Männer ihrer Zeit habe die Ruhe des Beobachters bei Talleyrand beeinträchtigt, ist ganz unzulässig. Er hatte in Erfurt soeben den Kaiser Alexander seiner persönlichen Politik gewonnen; Kaiser Napoleon brachte ihn seit den Tagen vor Brumaire und später niemals aus der Fassung; Goethe war für Talleyrand nicht viel mehr als ein großer Name. Nichts hat ihn verhindert, aufmerksam zuzuhören, und was er berichtet, beweist, daß er des Gehörten sich, wenn auch unvollständig, wohl erinnerte.

φμ. **Goethe's Faust.** Zeugnisse und Excurse zu seiner Entstehungsgeschichte. Von Otto Pniower. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Den Forscher, dem es gelungen war, ein wichtiges Geheimniß aus der Lehre von der Fortpflanzung zu enthüllen, beglückwünschte einst der Festredner der Pariser Akademie mit den geistreichen Worten: „Vous avez su attraper la nature sur le fait." Was dem Botaniker gelingen durfte: „die Natur in flagranti abzufassen", danach strebt mit heißem Bemühen auch die Kunst- und Literaturgeschichte. Wie entsteht ein Kunstwerk? Nur gewisse Punkte der künstlerischen Embryologie sind leidlich aufgeklärt: die Conception in ihren Grundzügen, dann der Kampf mit der Form, den uns Skizzen, Schemata, Aenderungen so oft bezeugen. Aber die ganze Geheimgeschichte des Kunstwerks entzieht sich noch fast völlig unseren Augen. Was an innerem Ringen und Suchen zwischen dem ersten Auftauchen der Idee und der ersten Niederschrift liegt, wie das erregte Gedankenmeer zwischen einer und der anderen Fixirung auf und nieder wogt, — diese reizvollen Räthsel hat man noch kaum mit wissenschaftlichem Ernst anzugreifen gewagt. Es ist deshalb von allgemeiner Bedeutung, wenn ein gewissenhafter Forscher an einem der größten Dichterwerke der Weltliteratur wenigstens einmal die äußeren Daten dieser Entstehungsgeschichte erschöpfend darzulegen unternimmt. Dies thut hier der durch seine fruchtbaren Goethestudien längst bekannte Verfasser am „Faust". Die fast erstickende Fülle von nahezu tausend Zeugnissen über Anfang, Vorrücken, Schluß des „Hauptgeschäfts", wie der alte Goethe die Arbeit am „Faust" betitelte, sie sind hier in übersichtlicher chronologischer Ordnung ausgebreitet, verständnißvoll erläutert, durch ein ausgezeichnetes Register für jede Untersuchung an diesem Weltdrama brauchbar gemacht. — Natürlich hat Pniower sich mit der verdienstvollen Zusammenstellung nicht immer benügen mögen. Auch auf die innere Entstehungsgeschichte geht er wiederholt ein und beweist u. A. die merkwürdige Thatsache, daß der „Faust" des Dichterlings Schink (1796) auf die Entwicklung der Faustdichtung Goethe's entschiedenen Einfluß üben konnte, weil er gerade in einen fruchtbaren Moment der vorbereitenden Arbeit fiel. — So rücken wir dem großen Problem, wie die ungeheure Dichtung entstand, ein mächtiges Stück näher. Die poetische „Kosmogonie" bereitet sich vor, einer „natürlichen Schöpfungsgeschichte" auch in der Literarhistorie zu weichen. Wir werden dem Fleiß, dem Muth, der Klarheit des Verfassers in dieser Wandlung einen guten Antheil zuzuschreiben haben.

q. **Heinrich Heine.** Aus seinem Leben und seiner Zeit. Von G. Karpeles. Leipzig, Adolf Titze. 1899.

Das Buch ist keine Biographie, aber für jeden Zeitraum aus Heine's Leben bringt es interessante, häufig neue und wichtige Nachrichten. Der Verfasser, als unermüdlicher, erfolgreicher Forscher bekannt, stellt nunmehr dreißig Aufsätze zusammen, die in den letzten zwölf Jahren an verschiedenen, oft schwer zugänglichen Orten veröffentlicht wurden. Vier betreffen die Jugendzeit. Sie bringen aus Familienpapieren erwünschte Mittheilungen auch über die Vorfahren des Dichters, z. B. den urkundlichen Beweis, daß die Heirath der Eltern zwischen dem 31. Januar und 5. Februar 1797 erfolgte. Das gibt einen Anhaltspunkt für das Geburtsjahr Heine's und widerlegt zugleich eine leichtfertige Behauptung, welche von dem „Magazin für Literatur" am 18. Juni 1898 ausgesprengt und bis heute nicht widerrufen wurde. Heine sollte nämlich, wiewohl die Hochzeit der Eltern erst in das Jahr 1798 falle, schon am 13. December 1797 geboren und wegen dieses Makels als Paria der Familie von dem Onkel Salomon und dessen Angehörigen so übel behandelt sein. — Elf Aufsätze werden durch die Ueberschrift „Lehr- und Wanderjahre" verbunden. Wir finden den einundzwanzigjährigen Dichter als fleißigen Lehrer an dem von Moses Moser und Anderen in Berlin begründeten jüdischen Institute und als Wohlthäter eines armen jüdischen Knaben, der noch als neunzigjähriger Greis — als emeritirter Lehrer in Schubin — ihm die dankbarste Erinnerung bewahrt hat. Weiter erscheint Heine in seinem Verhältniß zu Grabbe, Spitta, Immermann und Maßmann. Es bestätigt sich die kürzlich von Elster bei der Veröffentlichung eines Briefes an Friedrich Thiersch in der „Deutschen Dichtung" gemachte Bemerkung, daß die in Heine's Gedichten hervortretenden Invectiven und Anspielungen auf Münchener Personen und Verhältnisse meistens durch Erlebnisse und persönliche Streitigkeiten Heine's veranlaßt wurden. Jeder kennt, Mancher tadelt die bösen Strophen gegen Döllinger; aber wenn Heine darin zu weit gegangen ist, so erfahren wir, daß die erste Herausforderung von dem berühmten Gelehrten in mehreren, keineswegs feinen Artikeln der „Eos" 1828 ausgegangen ist. Der Zeit des Exils sind zwölf Aufsätze gewidmet. Immer von Neuem tritt dabei der Vortheil hervor, daß der Verfasser um Nachrichten rechtzeitig an die rechte Quelle sich gewendet hat. Besonders die Mittheilungen Heinrich Laube's und Alfred Meißner's kommen diesem Abschnitt des Buches wesentlich zu Gute. George Sand, Alfred de Musset, Thiers, Mignet, die Fürstin Bellgiojoso, Wagner, Lassalle, Alexander Weill, Jeder in seiner Weise, gebend oder empfangend, bewundernd oder ablehnend, treten an den Dichter heran. Durch Meißner's Erzählungen wird auch der Schleier gelüftet, in welchem die „Mouche" oder die „schwefelgelbe Passionsblume" oder „Camilla Selden" oder „Elise Krinitz", oder wie sonst der Name lautet, ihr viel bewegtes, durch Heine's letzte Liebe verklärtes Dasein verhüllte. — Von den drei letzten Aufsätzen, „Die Nachwelt" überschrieben, bringt der erste den glücklich geretteten, meisterhaften Nekrolog, den Heinrich Laube bei der falschen Nachricht, Heine sei am 31. Juli im Glockenthale bei Thun in Folge eines Schlaganfalles gestorben, am 7. August 1846 an die „Allgemeine Zeitung" schickte, der aber in dieser nicht zum Abdruck gelangte, vielmehr erst in der „Deutschen Rundschau" (1887, Band LII, S. 458 ff.) von Karpeles veröffentlicht worden ist. In der zweiten, sehr willkommenen Mittheilung werden nicht weniger als dreißig Heine-Porträts namhaft gemacht und eine beträchtliche Zahl in meistens wohlgelungenen Nachbildungen dem Leser vor Augen gestellt. Daß Karpeles durch sein Buch die Biographie des Dichters wesentlich gefördert, daß er den Heine-Forscher wie den Heine-Freund zum Danke vielfach verpflichtet habe, braucht nach dem, was gesagt wurde, nicht mehr gesagt zu werden.

p. **Hessisches Trachtenbuch.** Von Ferdinand Justi. Erste Lieferung. Mit acht Blättern in Farbendruck. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1900.

In höchst dankenswerther Weise beginnt die Historische Commission für Hessen und Waldeck ihre Thätigkeit mit dieser Publication, die sich an das Interesse weiter Kreise wendet. Mit Recht sagt Professor Justi, der gelehrte Herausgeber dieses Werkes — der wohl auch als der eigentliche Schöpfer desselben anzusehen ist —, daß die deutschen Volkstrachten, die mehr und mehr im Verschwinden begriffen sind, unsere Theilnahme verdienen und den Wunsch nach Erkenntniß ihres Ursprunges erwecken. Wer Marburg kennt, der weiß, wie gerade hier unter den altmodischen Giebelhäusern sich ein gar buntes Bild entfaltet an den Tagen, wenn die Landleute der Umgebung zum Markte kommen. Und nicht nur die malerischen Trachten, die gestickten Mieder und faltenreichen, kurzen Gewänder der Frauen, die farbigen Kittel und Kopfbedeckungen der Männer, auch der Gesichtstypus beider hat etwas ungemein Charakteristisches, stark Ausgeprägtes, und darum sind die hier in schönem Farbendruck reproducirten Aquarelle so besonders anziehend und werthvoll. Sie geben nicht nur die Kleidung und Gegenstände des Schmuckes in all' ihren Einzelheiten genau wieder, sondern sind — so weit die ganzen Figuren in Betracht kommen — wirkliche Porträts von Bauern und Bäuerinnen, wie Professor Justi sie in den Dörfern kennen gelernt und für seine Sammlung gemalt hat. Jedem dieser Blätter ist der Name der Ortschaft beigefügt, dem das Original angehört, und die Landschaft mit Haus und Garten im Hintergrund oder die Stube mit allem Hausgeräth vollenden den Eindruck des Echten. Mit einer Betrachtung über Wesen und Bedeutung der Tracht leitet Professor Justi das Werk trefflich ein, dessen wissenschaftliches Verdienst man darum nicht übersehen wird, weil es uns so viel Hübsches und Anmuthiges bietet.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Fels und Firn. Erzählungen aus den Bergen Von Arthur Achleitner. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Dritte, völlig umgearbeitete und mit den neuen wissenschaftlichen Forschungen in Einklang gebrachte Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei. Erste Lieferung. Leipzig, Max Hesse. 1900.

Arnheim. — Der ausserordentliche finnländische Landtag 1899. Die Antwortschreiben der Stände auf die kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heerwesens. Uebersetzung des Originaltextes nebst einer Vorbemerkung. Herausgegeben von Fritz Arnheim. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Baker. — The personality of Antichrist. By W. A. Baker. St. Leonards-On-Sea, Daniel & Co. 1899.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. Siebzehnte Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Beitrag, Ein, zur Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung des Grossfürstenthums Finnland. Die wichtigsten Ergebnisse der Schrift von Professor Dr. R. Hermanson: „Finlands statsrättsliga ställning". Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Bergmann. — Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. Von Julius Bergmann. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Bischoff. — Maurerthum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur socialen Frage. Von Diedrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse. 1900.

Blanc. — Christus. Episches Gedicht in achtundzwanzig Gesängen. Von Ferdinand Blanc. Erlangen, Fr. Junge. 1900.

Bled. — La société française du XVIe siècle jusqu'au XXe siècle. Par Victor du Bled. Paris, Perrin & Cie. 1900.

Blum. — Heitere Erzählungen aus dem Leben. Von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Bolliger. — Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. Ein Stück Erzählungstheologie. Von Adolf Bolliger. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1900.

Bölsche. — Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. Von Wilhelm Bölsche. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner. 1900.

Brandes. — Ferdinand Lassalle. Von Georg Brandes. Leipzig und Berlin, H. Barsdorf. 1900.

Brentendorf. — Geächtet. Roman. Von Lothar Brentendorf. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Claſſen. — Die Söhne des Apostels. Historische Novelle aus Hamburgs frühesten Tagen. Von W. Claſſen. Hamburg, C. Boysen. 1900.

Damaſchke. — Kamerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Colonialpolitik. Von Adolf Damaschke. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. O. J.

Dom. — So wie wir sind! Erzählung aus dem Leben durch ein halbes Jahrhundert. Von A. Dom. Breslau, S. Schottländer. 1900.

Driesmans. — Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung. Eine Culturgeschichte der Rasseninstincte. Von Heinrich Driesmans. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Duden. — Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit zahlreichen kurzen Wort- und Sacherklärungen und Verdeutschungen der Fremdwörter. Von Konrad Duden. Nach den neuen amtlichen Regeln. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Düntzer. — Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Goethe's „Faust". Zweiter Theil. Erläutert von Heinrich Düntzer. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1900.

Eckart. — Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Göttingen, Franz Wunder. O. J.

Fischer. — Ueber das künstlerische Princip im Unterricht. Von Albert Fischer. Gross-Lichterfelde, Bruno Gebel. 1900.

Frobenius. — Die Zukunft Englands. Eine culturgeschichtliche Studie. Von Leo Frobenius. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Ganghofer und Neuert. — Der Geigenmacher von Mittenwald. Ein Volksschauspiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Ganghofer und Hans Neuert. Zweite Auflage. (Neue Bearbeitung.) Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Geiſt. — Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Von Dr. Hermann Geist. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 1899.

Gény. — Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von Joseph Gény. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Getz. — Das staatsrechtliche Verhältniss zwischen Finnland und Russland. Von B. Getz. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Gréville. — Zoby. Par Henry Gréville. Paris, Librairie Plon. 1900.

Grimm. — Leben Michelangelo's. Von Herman Grimm. Illustrirte Ausgabe. Bis zum zwanzigsten Heft. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Groß. — Von der leichten Sette. Geschichten und Skizzen. Von Ferdinand Groß. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Gubernatis. — Fibra. Pagine di ricordi. Di Angelo de Gubernatis. Roma, Forzani & Co. 1900.

Gyſtrow. — Der Katholicismus und die moderne Dichtung. Von Ernst Gystrow. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Haffter. — Briefe aus dem hohen Norden. Von Dr. C. Haffter. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite, unveränderte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1900.

Hahn. — Die Wirthschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Eine wirthschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen. Von Ed. Hahn. Heidelberg, Carl Winter. 1900.

Hamel. — Zauber der Ehe. Von Richard Hamel. Vierte, zum Theil neu gestaltete und vermehrte Auflage der Dichtung „Ein Wonnejahr". Berlin, Alexander Duncker. 1900.

Harnack. — Geschichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack. Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. 1900.

Hartmann. — Geschichte der Metaphysik. Von Eduard von Hartmann. Zweiter Theil. Leipzig, Hermann Haacke. 1900.

Heine. — Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen von Anselm Heine. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Herold. — Majestät Weib. Von Karl Herold. Leipzig, C. F. Tiefenbach. Separat-Conto. O. J.

Hoffmann. — Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Hottenroth. — Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom XVI. Jahrhundert an bis um die Mitte des XIX. Jahrhunderts. Volkstrachten aus West- und Nordwestdeutschland. Von Friedrich Hottenroth. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1900.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1899. Sechster Jahrgang. Herausgegeben von Emil Vogel. Leipzig, C. F. Peters. 1900.

Journal intime de Cuvillier-Fleury. Publié avec une introduction par Ernest Bertin. I. Paris, Librairie Plon. 1900.

Karpeles. — Die englischen Fabrikgesetze. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Benno Karpeles. Berlin, Emil Felber. 1900.

Klausner. — Moderne Propheten. Roman. Von Ludwig Klausner. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1900.

Kloeppel. — Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte. 1867—1897. Von P. Kloeppel. Erster Band. Leipzig, Veit & Co. 1900.

König-Rösch. — Ein Heldenleben. Tondichtung für grosses Orchester von Richard Strauss. Erläuterungsschrift von Friedrich Rösch nebst einer umschreibenden Dichtung von Eberhard König. Leipzig, F. E. C. Leuckart. O. J.

Kreutzer. — Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Wert. Von Johannes Kreutzer. Zwei Bände. Mit zwei Bildnissen von J. V. Eissarz. Leipzig, R. Voigtländer. 1900.

Krieger. — Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Tagebuch des Professors J. A. Freylinghausen über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4. 10. September 1727. Mit Einleitung und Erklärungen herausgegeben von Bogdan Krieger. Berlin, Alexander Duncker. 1900.

Kroff. — Leben und Streben. Kleine Erzählungen. Von Friedrich Kroff. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1900.

Lamy. — La France du Levant. Par Etienne Lamy. Paris, Librairie Plon. 1900.

Landau. — Geschichte der italienischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von Marcus Landau. Berlin, Emil Felber. 1899.

Lanzalone. — L'arte voluttuosa. Di Giovanni Lanzalone. Salerno, Fratelli Iovane. 1900.

Larpe. — „Die Dachfenster!" Erzählung. Von Karus von der Larpe. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Laßwitz. — Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständniß. Von Kurt Laßwitz. Berlin, Emil Felber. 1900.

Lenz. — Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von Max Lenz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Leudesdorf. — Aus der Praxis eines alten Arztes. Von Max Leudesdorf. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1900.

Lewald. — Gefühltes u. Gedachtes (1838—1888). Von Fanny Lewald. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1900.

Louis. — Giordano Bruno. Seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Von Gustav Louis. Berlin, Emil Felber. 1900.

Lublinski. — Neu-Deutschland. Fünf Essays von S. Lublinski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Meinhardt. — Allerleiraub. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Meyer-Förster. Karl Heinrich. Erzählung von Wilhelm Meyer-Förster. Illustriert von Adolf Wald. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Meyer's Reisebücher. Paris und Nord-Frankreich. Vierte Auflage. Mit zehn Karten und dreissig Plänen. Leipzig und Wien, Bibliographischgs Institut. 1900.

Meyer's Sprachführer. Französisches Conversations-Wörterbuch. Von Emil Pollak. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Nauticus. — Beiträge zur Flotten-Novelle 1900. Von Nauticus. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1900.

Oordt. — Paul Krüger und die Entstehung der südafrikanischen Republik. Von J. F. van Oordt. Bis zur dritten Lieferung. Basel, Benno Schwabe. 1900.

Otto. — Das deutsche Handwerk in seiner culturgeschichtlichen Entwicklung. Von Eduard Otto. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Paschen. — Weltwirthschaft und Flotte. Ein Vortrag zur Flottenverstärkung von K. Paschen. München, C. H. Beck. 1900.

Paul. — Harpagos. Schauspiel in fünf Acten. Von Adolf Paul. Lübeck, Lübcke & Hartmann. O. J.

Paul. — König Kristian II. Schauspiel in fünf Acten. Von Adolf Paul. Lübeck, Lübcke & Hartmann. 1899.

Perfall. — Pygmalion. Novelle. Von Anton Freiherrn von Perfall. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Pictor. — Asphodelos. Von F. S. Pictor. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). O. J.

Ploetz. — Voyage à Paris. Sprachführer für Deutsche in Frankreich. Von Karl Ploetz. Fünfzehnte Auflage. Berlin, F. A. Herbig. 1900.

Recht, Das, Finnlands und seine Wehrpflichtfrage. Eine kurze actenmässige Betrachtung von einem finnländischen Juristen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Rembe. — Afrikanischer Todtentanz. Nach den Erinnerungen eines englischen Officiers vom Stabe des General Buller. Erster Theil: Von London nach Ladysmith. Von A. C. Rembe. Berlin, Fussinger. 1900.

Rico. — Der Meisterfahrer. Roman. Von C. S. Rico. München, C. H. Beck. 1900.

Robertson. — Graf Campello und die katholische Reform in Italien. Von Alexander Robertson. Deutsche genehmigte Uebersetzung. Mit einem Einführungsworte von W. Beyschlag. Halle a. S., J. Fricke. 1900.

Roehl. — Beiträge zur preussischen Handwerkerpolitik vom Allgemeinen Landrecht bis zur Allgemeinen Gewerbeordnung von 1845. Von Hugo Roehl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Sack. — Monistische Gottes- und Weltanschauung. Versuch einer idealistischen Begründung des Monismus auf dem Boden der Wirklichkeit. Von J. Sack. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1899.

Schaukal. — Tage und Träume. Gedichte. Von Richard Schaukal. Leipzig, C. F. Tiefenbach. Separat-Conto. O. J.

Schubin. — Peterl. Eine Hundegeschichte. Von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Schuppe. — Was ist Bildung? Im Anschluß an die Petition um Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium. Von Wilhelm Schuppe. Berlin, R. Gaertner's Verlagshandlung (Hermann Heyfelder). 1900.

Speck. — Seehandel und Seemacht. Eine handelspolitische Skizze von E. Speck. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1900.

Sperl. — Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Dritte Auflage. Zwei Bände. München, C. H. Beck. 1900.

Spier. — Hans Thoma. Ein Porträt. Von A. Spier. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1900.

Steiner. — Haeckel und seine Gegner. Von Rudolf Steiner. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Storm. — Der Schimmelreiter. Novelle. Von Theodor Storm. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Strack. — Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der „Volksmedicin" und des „jüdischen Blutritus". Von Hermann L. Strack. Fünfte bis siebente Auflage.

Streckfuß. — Ein Thaler. Criminal-Novelle. Von Adolf Streckfuß. Dritte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Suphan. — Allerlei Zierliches von der alten Excellenz. Paul Heyse zum 70. Geburtstag. Von Bernhard Suphan. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1900.

Tetzner. — Die Slowinzen und Lebakascherben. Land und Leute, Haus und Hof, Sitten und Gebräuche, Sprache und Literatur im östlichen Hinterpommern. Mit einer Sprachkarte und drei Tafeln Abbildungen. Von E. Tetzner. Berlin, Emil Felber. 1899.

Teutonicus. — Die deutsche Colonialpolitik in Theorie und Praxis. Von Teutonicus. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1900.

Thossan. — Ledige Bräute. Roman von O. Eugen Thossan. Leipzig, C. F. Tiefenbach. Separat-Conto. O. J.

Toynbee. — Ricerche o note dantesche. Di Paget Toynbee. Traduzione dall' inglese, con aggiunte dell' autore. Serie prima. Bologna, Nicola Zanichelli. 1899.

Tugan-Baranowsky. — Geschichte der russischen Fabrik. Von M. Tugan-Baranowsky. Vom Verfasser revidirte deutsche Ausgabe von B. Minzès. Berlin, Emil Felber. 1900.

Verlaine. — Gedichte. Von Paul Verlaine. Uebersetzt von Otto Hauser. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Viebig. — Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel. Von C. Viebig. Mit Umschlagszeichnung von Max Liebermann. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Welter. — Siegfried und Melusine. Dramatisirte Volkssage in drei Abtheilungen. Von Nikolaus Welter. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Wollmar. — Der deutsche Reichs-Krieg. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Leopold Wollmar. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Neid.

Eine Erzählung
von
Ernst von Wildenbruch.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Es waren einmal zwei Kinder. Zwei Knaben. Brüder. Geschwister. Die Kinder hatten Eltern.

Wenn man so von Eltern spricht, dann klingt das immer, als wäre das so ein Ding, gewissermaßen ein Mensch. In Wahrheit ist das ganz anders. Vater und Mutter sind jedes ein Mensch für sich, und die Menschen sind verschieden. Sehr. Der Vater also von den Beiden war ein Beamter. Ein Jurist. Und Juristen sind noch mehr Beamte als Andere. Was ein guter Jurist sein will, der muß denken können wie ein Mathematiker, ganz unkörperlich, was man so abstract nennt. Und wer ein ganzes Leben lang so abstract denkt, wird es zuletzt selbst; und dann sieht er die Welt wie ein Schachbrett an und die Menschen darauf wie Schachfiguren, die jede ihre vorgeschriebene Gangart haben, im Uebrigen aber sich nicht unterscheiden, weil sie alle von Holz oder von Elfenbein oder von irgend einer Masse überhaupt sind. Und wenn so eine Schachfigur einen anderen Gang gehen will, als die Regel befiehlt, dann — dann geht das einfach nicht. So eine ist abgeschmackt. Ist abgeschmackt — es gibt ja schlimmere Worte — aber wenn er so vom Gericht kam, die Acten unterm Arm, in seinem schwarzen Gerichtsfrack — denn damals trugen sie ja noch Fräcke — und unzufrieden war mit irgend etwas, dann kam das: „es ist abgeschmackt", und das war dann jedesmal, als wenn Eis zerhackt würde, und die Eissplitter flogen umher und trafen, wohin es war, in das Gesicht, in die Augen, aber immer dahin, wo es wehe that.

Er war nämlich ein Rath am Gericht, an einem Oberlandesgericht, und ein sehr angesehener, ein Senatspräsident.

Vielleicht wäre er gern Gerichtspräsident gewesen, und es wurmte ihn heimlich, daß er's nicht war. Denn er war ehrgeizig und stolz und eigentlich furchtbar leidenschaftlich. Aber er zeigte das nicht, hatte sich immer in der Gewalt, wie wenn er immer am Tische säße als Senatspräsident, schluckte Alles in sich hinein. Und so etwas ein Leben lang. Das ist wie eine Feuers-

brunst in einem Bergwerk, wo man die Schächte zubaut, damit sie erstickt. Inwendig frißt das doch weiter, und einmal, bei Gelegenheit bricht das doch heraus, und dann wird so etwas fürchterlich.

In seiner Jugend mußte er ein stattlicher Mann gewesen sein, schlank und groß; daher wird es sich erklärt haben, daß er solch' eine Frau bekommen hat, wie er sie gehabt hat. Denn die Frau — das war eine herrliche Frau.

Ich weiß nicht, das heißt, ich habe es immer scheußlich gefunden, wenn Menschen von ihrer „schönen Mutter" sprechen. Ein Muttergesicht ist ganz etwas Anderes als schön, das ist heilig. Ich bin jetzt nahe an die siebzig Jahre, und wenn ich denke, wie lange das her ist, daß sie nicht mehr da ist, dann ist mir, als wäre es eine Ewigkeit. Aber noch jetzt, wenn ich so einsam für mich hingehe oder des Nachts liege und nicht schlafen kann, dann sehe ich ihr Gesicht. Dann ist mir wie an dem Tage, als das Bild da gemalt wurde von den beiden Brüdern. Das war an einem Sommertag. Und da setzte sie sich uns gegenüber, damit wir hübsch still hielten. Ihren Strohhut hatte sie an den Bändern — denn damals banden die Frauen die Hüte noch unterm Kinn zusammen — um den Arm gehängt und eine Häkelarbeit vorgenommen. Und immer über die Arbeit sah sie zu uns hinüber und freute sich und sah so glücklich aus wie später niemals wieder, niemals wieder.

Daß nämlich das Bild gemalt wurde, das war ihr Werk gewesen, das hatte sie durchgesetzt, während er es eigentlich gar nicht hatte haben wollen. Wenigstens, daß auch der ältere von den beiden Jungen auf dem Bilde war, daran lag ihm nun schon gewiß gar nichts, denn —

Aber wie gesagt, denn ihren Willen hatte sie auch; nur daß es eine ganz andere Art war als wie der seine. So eine Art warmer Südwind, bei dem die Geschöpfe aufleben, gegen einen harten, kalten Nordost, der Alles erfrieren macht.

Aber mit dem Bilde, das hatte sie durchgesetzt. Das war ihr ein Bedürfniß gewesen. So etwas liebte sie. Wie sie denn überhaupt gar nicht abstract war. Sondern sie hatte etwas, was er nicht hatte, wovon er keine Ahnung hatte, was er gar nicht verstand, Phantasie! Phantasie! Phantasie!

Und damals, als das Bild gemalt wurde, war überhaupt Alles noch gut. Wenigstens so ziemlich. Da saßen die beiden Brüder noch einträchtig beisammen und hatten einander lieb. Während später — aber das ist eigentlich nicht richtig — denn der Kleine hat den Anderen immer lieb gehabt, auch später. Aber der Andere — — An dem Tage aber war auch der Andere dem Kleinen noch gut und hielt ihn an der Hand und sagte: „Schnudri, jetzt mußt Du still sitzen, sonst kann der Maler Dich nicht malen." Und da lachte der Kleine. Und wenn er lachte, das war immer so rührend anzusehen, weil es immer aussah, als thäte ihm das Lachen eigentlich weh. Und es sah auch gar nicht bloß so aus, sondern wahrscheinlich war es wirklich so, weil der arme, kleine Junge innerlich krank war, was der Andere damals freilich noch nicht wußte. Das hat er später erst erfahren, und als er es später erfuhr, war es zu spät; da war Alles vorbei — Alles vorbei.

An dem Tage aber, als er sagte: „Schnudri, jetzt mußt Du still sitzen," da war der Kleine ganz glücklich. Denn er hörte es so gern, daß der Bruder

ihn Schnudri nannte; denn das war ihm ja ein Zeichen, daß ihm der Bruder gut war. Und mehr wollte er ja gar nicht. Nur gut sollte er ihm sein; denn es war eine so zärtliche Seele in dem kleinen Jungen, eine so feine!

Und daß er an dem älteren Bruder hing, das kam vielleicht auch daher, daß er ihn bewunderte. Denn der konnte alles Mögliche, was er nicht konnte. Der war größer und stärker als er und hatte runde, rothe Backen und eine breite Brust, und er hatte schmale Backen und eine eingesunkene, kleine Brust. Wenn sie neben einander her gingen, konnte der Schnudri kaum Schritt halten mit dem Anderen und fing an zu keuchen. Und dann nahm ihn der Andere an der Hand und ging langsamer. Das heißt, das that er früher; später nicht mehr. Später, wenn er hörte, daß der Kleine neben ihm einher keuchte, that er, als hörte er es nicht, gab ihm auch nicht die Hand und ging nicht langsamer. Weil er ein Hund geworden war und schlecht wie eine Canaille!

Aber das allein, daß der Bruder größer und stärker war als er, das war es nicht, was das Brüderchen an ihm bewunderte. Sondern es war noch etwas Anderes. Nämlich der Andere wußte immer sehr schöne Spiele anzugeben, die sie zusammen spielten. Immer fiel ihm was Neues ein, und das dachte er sich dann im Stillen so aus, und dem Kleinen — das war merkwürdig — fiel nie etwas ein. Sondern wenn sie zusammen hinaus gingen in Wald und Feld, oder auch wenn sie bei schlechtem Wetter zu Hause spielten, wartete er immer ganz still und geduldig, was der Andere heute Neues angeben würde. Und wenn der es ihm dann gesagt hatte, leuchteten ihm die Augen, und dann mit dem allergrößesten Eifer machte er sich daran, daß er das neue Spiel nur ja recht genau ausführte und so, daß der Bruder zufrieden war.

Da wurde alles Mögliche gespielt. Zum Beispiel „Kaufmann". Dazu gingen wir am See entlang, an dem unsere Stadt lag. Und an einer Stelle des Ufers lagen eine Masse Kieselsteine. Unter denen suchten wir uns welche aus, und jeder Kieselstein bedeutete ein Geldstück: einen Silbergroschen, ein Fünfgroschen-, ein Zehngroschenstück — damals gab's noch keine Markrechnung — und die schönsten waren Thaler. Dann wurde gezählt bis Hundert, und wer bis dahin die schönsten Kiesel zusammen gesucht hatte, der war der reichste Kaufmann und hatte gewonnen. Und zu Hause hatten wir einen kleinen Verkaufsladen; den hielt die Mutter unter Verschluß. Da war alles Mögliche drin: Mandeln und Rosinen, Pfeffermünzkügelchen und Lakritzenstangen und Mehlweißchen, was so eine Art Pfefferkuchen war; und mit unseren Kieselsteinen kauften wir uns dann von der Mutter aus dem Laden. Denn die Mutter, die spielte mit uns, aber der Vater nicht. Sondern wenn der dazu kam, störte er uns.

Zwar für gewöhnlich ging er nur ganz rasch durch das Zimmer hindurch, um an seine Acten zu kommen. Aber einmal kam es vor, da blieb er stehen und erkundigte sich, wie das Spiel wäre, und was es für Regeln hätte. Und weil nun, wie das gewöhnlich der Fall war, der Aeltere von den Beiden mehr Kiesel gefunden hatte und also mehr kaufen konnte als der Kleine, so sagte der Vater: „Das ist ja abgeschmackt; natürlich ist da der große Bengel dem

Kleinen voraus." Und dabei griff er ohne Weiteres in den einen Kasten, wo die Rosinen und Mandeln waren, und gab dem Kleinen eine Hand voll. Darauf machte der Kleine ein ganz langes Gesicht und sah sich ganz ängstlich nach dem Bruder um, als ob er es nicht annehmen wollte, weil er fühlte, daß das doch alles Spiel zerstörte. Dann aber, wie ihn der Vater unters Kinn faßte und sagte: „Na, was besinnst Du Dich denn, Häuschen" — denn in Wirklichkeit hieß der Schnudri Hans — da nahm er die Rosinen und Mandeln und fing an, davon zu essen. Dabei aber sah er sich immer wieder nach dem Bruder um. Und im Augenblick, als der Vater hinaus war, lief er auf den Bruder zu und legte ihm die Arme um den Hals und sagte ihm ganz hastig ins Ohr: „Das gilt ja nicht; das weiß ich ja; ich habe auch nur ganz wenig Rosinen gegessen und will Alles gleich wieder hinein thun." Und damit lief er auch wirklich zu dem Kasten und that Alles wieder hinein, was ihm der Vater gegeben hatte. Alsdann so blieb er an dem Kasten stehen, ganz verschüchtert, als hätte er ein Unrecht begangen, und wie er den Bruder so mitten im Zimmer stehen sah und sah, daß der Bruder mit keinem Auge zu ihm hinsah, sondern immer nur an den Boden vor sich hin, da fragte er ganz kleinlaut: „Wollen wir denn jetzt nicht weiter spielen?" Darauf aber schüttelte der Andere den Kopf und sagte: „Nie! Und ich will überhaupt gar nicht mehr spielen!"

Und wie der Kleine das hörte, wurde er ganz still, und dann mit einem Male fing er an zu weinen, bitterlich, und lief zu der Mutter hin und steckte den Kopf in ihren Schoß und sagte: „Ich kann doch nichts dafür! Ich kann doch nichts dafür!"

Und der Andere — der Andere — wenn er damals gewußt hätte, der Andere, was er jetzt weiß — daß er den Ton, mit dem es heraus kam, das: „Ich kann doch nichts dafür!" hören und wieder hören würde, ein Leben lang und auch jetzt noch, da er an die siebzig Jahre alt ist, in so mancher, mancher schlaflosen Nacht — dann würde er gekommen sein und weiter mit ihm gespielt haben und gesagt haben: „Nein, nein, Du kleine, Du feine, Du kluge Seele, Du bist nicht schuld, und ich will Dir nicht weh thun und Dir nicht noch mehr aufladen als Dir schon zu tragen gegeben ist." Aber weil er das Alles damals nicht wußte, kam er nicht und spielte mit ihm nicht weiter. Und auch als die Mutter ihn rief und mit den traurigen Augen ansah und sagte: „Sei doch nicht so häßlich gegen Deinen kleinen Bruder; sieh doch, wie er sich grämt" — auch da kam er nicht, sondern schüttelte den Kopf und lief zur Stube hinaus. Wie ein Hund lief er hinaus, wie ein böser, verstockter. Denn es war ihm auch zu Muthe wie einem Hunde, der einen Fußtritt bekommen hat. Und das war das Wort, was er vorhin gehört hatte: „Natürlich ist da der große Bengel dem Kleinen voraus!" und der Ton, mit dem das Wort heraus gekommen war, der kalte, scheußliche Ton, der ihm jetzt auch noch immer wieder kommt, wenn er Nachts nicht schlafen kann, wie ein Splitter von zerhacktem Eis, mitten hinein ins Herz!

Neben dem „Kaufmannsspiel", von dem ich gesagt habe, gab es aber noch andere: „Paschen und Grenzsoldat", „Jagd" und „Post und Reise", was der Schnudri sehr gern hatte, weil er dabei immer in einem kleinen Wagen

gefahren wurde. Und an bestimmten Stellen, wo die „Post“ an Hindernisse kam, schmiß der Wagen um; und weil das immer die nämlichen Stellen waren, wußte der Kleine schon vorher, wo er umgeschmissen werden würde, und fürchtete sich immer ein bißchen, aber er freute sich doch noch mehr und bereitete sich vor, und jedesmal gab es dann ein Gequietsche vor lauter Vergnügen.

Das schönste von allen Spielen aber war das „Matrosenspiel“, das konnten wir aber nicht alle Tage spielen, sondern immer nur, wenn der Wind wehte; und je mehr Wind, um so besser. Dann ging es in den Wald hinaus. In dem Walde stand eine alte, große Linde; und auf die kletterten wir hinauf. Die Linde, das war unser Schiff. Darum, wenn wir in die Nähe von dem Baume kamen, commandirte der Aeltere: „Alle Mann an Bord!“ und dann krähte der Kleine hinter drein: „Alle Mann an Bord!“ und lief, so schnell er laufen konnte, daß er an den Baum und hinauf kam. Aber das wurde ihm jedesmal etwas schwer. Denn obschon die Zweige der Linde ziemlich tief ansetzten, war es doch für den kleinen Jungen zu hoch; darum mußte ihm immer der Andere, der vorauf geklettert war und schon in der untersten Gabel stand, die Hand hinunter reichen, und an seiner Hand zog er sich dann hinauf. Alsdann so hieß es: „Matrosen in die Toppen!“ und der Schnudri krähte wieder nach. Dann wurde weiter hinauf geklettert, und der Baum war jetzt unser Mast. Und wenn der Wind den Mastbaum packte und herüber beugte und hinüber, dann war das ein herrliches Vergnügen. Wenn die Aeste durch einander rauschten und an einander schlugen, dann hieß es: „Die Taue knarren!“ und: „Die Taue knarren!“ wiederholte der Kleine. „Es ist ein mächtiger Sturm“ — „es ist ein mächtiger Sturm.“ Dann holten wir unsere Taschentücher hervor und faßten die Zipfel zusammen und hielten sie so, daß sich der Wind hinein setzte und sie aufbauschte wie kleine Segel. „Jetzt segeln wir!“ sagte der Aeltere; „jetzt segeln wir!“ sagte der Kleine. „Hü — wie das geht!“ „Hü — wie das geht!“

Und wenn wir dann eine Zeit lang gesegelt waren, ging es noch einmal den Baum hinauf, immer höher, beinahe bis in die Spitze. Da war es am schönsten. Da zweigten sich mehrere Aeste nach rechts und links, so daß eine ziemlich große Gabel entstand. Und wenn wir uns dicht zu einander drängten, konnten wir beide in der Gabel sitzen. Das war die Cajüte. Und da setzten wir uns dann hinein, und der Kleine, weil er sich immer ein bißchen fürchtete, hielt sich mit seinem einen Arm an den Aesten, mit dem anderen schlang er sich um den Bruder, ganz eng, ganz eng. Und wenn er sich so an mich drückte, dann konnte ich sein Herz an meinem Leibe schlagen fühlen; das ging immer so rasch: puck, puck, puck; beinahe als wenn es flatterte wie ein kleiner Vogel, oder als wenn es das Pendel einer Uhr gewesen wäre, die zu rasch lief, zu rasch. Aber das Alles habe ich mir erst später gesagt, als die Uhr abgelaufen war und das Pendel stand. Damals gab ich nicht Acht darauf. Damals war ich ja selbst noch ein Kind, und daran, daß ein Kind sterben könnte, daran denkt ein gesundes Kind nicht. Wenn also nun die Beiden in ihrer Cajüte saßen und der Wind sie wiegte herüber — hinüber, herüber — hinüber, dann nach einem Weilchen fing der Schnudri an und fragte: „Wo fahren

wir denn jetzt?" Denn er wußte, daß er so fragen mußte, weil das zum Spiel gehörte. Und dann sagte der Andere: „Jetzt fahren wir an Spitzbergen vorbei nach dem Nordpol!" oder: „Jetzt fahren wir nach Ostindien." Und jedesmal wußte der Schnudri, was er darauf zu sagen und zu thun hatte, und das that er auch immer wie am Schnürchen. Wenn es hieß: „Nach Spitzbergen!" dann fing er an zu schnattern, als wenn ihn fröre, und rief: „Na ja, darum wird es ja auch so kalt! Puh! Und da kommt ja schon ein Eisbär gelaufen! Den müssen wir schießen. Puff — da liegt er." Dagegen, wenn es hieß, daß wir nach Indien führen, dann fing er an zu schnaufen wie vor Hitze: „Na ja," sagte er dann, „da sehe ich ja schon die große Stadt Calcutta. Und da kommt ja auch schon der Großmogul. Guten Morgen, Herr Großmogul, wie haben Sie geschlafen?" Und jedesmal, wenn er den Großmogul begrüßte, war ihm das so komisch, daß er lachte, lachte, daß sein magerer, kleiner Körper an meinem Leibe schütterte. Und das Alles hatte sich der Aeltere ausgedacht. Immer fuhr er mit dem kleinen Bruder durch die weite Welt, immerfort erzählte er ihm, und Alles, was er erzählte, stand ihm immer ganz leibhaftig vor Augen. „Jetzt fahren wir durch den indischen Ocean," hieß es; „der ist so blau, daß, wenn man die Hand hinein taucht, kommt sie wieder heraus, als wenn man sie in blaue Tinte gesteckt hätte. Der ist so tief — wohl zwanzigtausend Meilen tief. Und ganz, ganz unten ist es wunderschön. Da sind große Wiesen, aber die sind nicht grün wie die hier oben, sondern ganz blau. Und auf diesen Wiesen gehen die Meermänner spazieren und auf die Jagd. Und wie man hier oben nach Hirschen und Rehen jagt, so jagen sie da unten nach Fischen. Aber natürlich nicht mit Flinten; die würden ja im Wasser nicht losgehen, sondern mit Spießen. Und die Spieße sind ganz von Gold und haben Spitzen von lauter Diamanten. Und jetzt steigen wir aus," hieß es weiter, „und jetzt sind wir in China. Da laufen die Chinesen herum, und die sind so gelb, daß ihre Köpfe aussehen wie Citronen, und die Augen darin sind so klein wie kleine, schwarze Rosinen. Jetzt kommen wir an die große Mauer. Und auf der großen Mauer da laufen immerfort die Wächter auf und ab und lassen Niemanden heraus und Niemanden hinein, wenn er nicht die Parole weiß. Und die Parole, die heißt: ‚Plumpudding'."

Und jedesmal, wenn der Schnudri das hörte, wurde er ganz schwach vor Lachen und drückte seinen Kopf und sein Gesicht an den Bruder und stöhnte zuletzt, weil er nicht mehr lachen konnte: „Oh — oh — oh!"

„Und weil wir die Parole gewußt haben," erzählte der Andere weiter, „sind wir durch die große Mauer durchgekommen, und jetzt sind wir in einem Wald, der ist so groß, daß er gar kein Ende hat; so groß wie ganz Asien. Und in dem Walde sind alle Thiere, die man sich nur denken kann: Löwen und Tiger, Hirsche und Rehe, Elephanten und Giraffen, und dann noch eines, das ist das merkwürdigste von allen, ein Thier, das es sonst gar nicht weiter gibt, das Einhorn." Und jedesmal, wenn der Kleine von dem Einhorn hörte, machte er ganz große Augen und hörte ganz lautlos zu. Und der Andere beschrieb es ihm dann so genau, als hätte er es eben erst gesehen: „Das ist ein Thier ungefähr wie ein Pferd und ganz weiß. Aber nicht wie ein

Schimmel so weiß, sondern viel weißer noch, wie es sich gar nicht beschreiben läßt. Auf der Stirn hat es ein Horn, aber nicht so ein krummes wie das Nashorn eins hat, sondern ganz grade und lang und so spitz wie eine Lanze. Von seinen vier Hufen ist der eine von Gold, der andere von Silber, der dritte ist so schwarz wie eine Steinkohle und der vierte wie einer von den blauen Steinen, wie Mama welche um den Hals trägt." Unsere Mutter trug nämlich einen Halsschmuck von Amethysten.

Und das Alles sich auszudenken und zu erzählen, machte dem Anderen solches Vergnügen, daß er oft gar nicht aufhören konnte und es manchmal beinahe schon dunkel war, wenn sie von ihrem Baume herunter kletterten und alsdann — was hast Du, was kannst Du — machten, daß sie nach Hause kamen. Und mit dem Allen, was er gehört hatte, war der Kleine dann immer so voll geladen wie eine kleine Kanone, daß er es gar nicht aushielt, sondern losschießen mußte gegen irgend Jemanden. Das war dann gewöhnlich die Mutter. Auf die lief er mit ausgebreiteten Armen zu und prustete vor Lachen: „Mama, Mama, weißt Du, wie die Parole heißt, damit sie Einen durchlassen durch die große Mauer? Plumpudding! Plumpudding!"

Und weil die Mutter sich immer freute, wenn der kleine Kerl vergnügt war, nahm sie ihn dann manchmal auf den Schoß und ließ sich noch mehr von ihm erzählen, und wenn sie dann hörte, was sich ihr Aeltester Alles ausgedacht hatte, schüttelte sie manchmal leise den Kopf und sah sich nach ihm um und lächelte. Das war dann jedesmal so merkwürdig anzusehen, halb traurig, halb freudig, aber Alles zusammen so sanft, so schön, so — so — Aber einmal wieder, als der Schnudri auf ihrem Schoße saß und ihr gerade erzählte, was er von dem Einhorn gehört hatte, da erschien der Vater auf der Schwelle von seinem Arbeitszimmer. Es hatte ihn Niemand kommen sehen, und erst als er plötzlich sagte: „Von wem hast Du denn all' das dumme Zeug?" da merkten wir, daß er da war.

Alsdann, wie der Kleine stumm wurde, wie er das immer wurde, wenn der Vater zu ihm sprach, faßte er ihm wieder unters Kinn und sagte: „Wer hat Dir denn das Alles erzählt, Hänschen?" Darauf drehte der Schnudri ganz ängstlich das Gesicht zu dem Bruder herum, und der Vater zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wollte: „Na ja! — Das ist doch die Abgeschmacktheit in der Potenz," sagte er darauf zu dem Anderen, „daß Du Deinem kleinen Bruder solchen Unsinn vorerzählst! Besser, als daß Du Dich mit Einhörnern und solchem Zeug abgibst, wäre es, wenn Du Dich mit Deinen Rechnenaufgaben beschäftigtest. Deine Censur im Rechnen und Mathematik ist wieder einmal miserabel ausgefallen."

Darin hatte er nun recht. Denn Mathematik, und was damit zusammenhing, wollte dem Jungen absolut nicht in den Kopf. Darum, als der Vater die Thür wieder hinter sich zugeworfen hatte, stand er wie vor den Kopf geschlagen da. Er schämte sich. Aber nicht darüber, daß er im Rechnen und Mathematik nichts taugte, sondern es war eine ganz andere Scham in ihm, eine viel tiefere, schlimmere. Wie ein heißes Feuer stieg sie in seinem Innern auf und ging ihm über den ganzen Leib, daß er feuerroth wurde von Kopf

zu Füßen. Kein Feuer, das den Menschen erleuchtet, sondern im Gegentheil ein rauchiges, das Alles dunkel machte da drinnen. Und der Rauch, der sich damals in der Seele des Jungen entwickelte — wenn ich überlege — ganz hat er sich eigentlich nie wieder verzogen, bis heute, siebzig Jahre lang.

Denn das Schlimmste war, daß er eigentlich nicht sagen konnte, warum er sich schämte. Denn er war ja noch ein Kind. Zwar dem Kleinen gegenüber hieß er ja immer „der Große". Aber er war noch nicht groß, war auch noch ein Kind.

Immer, wenn er dem kleinen Bruder erzählte von dem indischen Ocean, von dem großen Wald und dem Einhorn im Walde, war ihm das so gegenwärtig gewesen, daß er zuletzt gar nicht mehr fragte, ob es wahr sei oder nicht. Und weil das Alles so etwas ganz Anderes war als das, was er in der Schule zu lernen und zu arbeiten hatte, versteckte er es wie eine geheimnißvolle Sache, beinahe wie eine verbotene in sich. Nur dem kleinen Bruder erzählte er es, und dem band er es auf die Seele: „Du darfst Niemandem davon sagen, höchstens der Mama."

Und nun war doch Alles an den Tag gekommen. Und im Augenblick, als es heraus kam, war auch gleich so hineingefahren worden. Alles war dummer Unsinn! Darum schämte er sich. Denn er war damals noch zu klein, um sich gegen den Verstand zur Wehr zu setzen, der ihm da gegenüber stand; er wußte damals noch nicht, daß gar nicht Alles Unsinn ist, was solch einem kalten, abstracten Juristenverstande so erscheint.

Seine Erzählungen, das war ihm immer gewesen wie eine andere Welt, in der er sich vor seinem Vater versteckte und vor seinem Mathematiklehrer. Und nun war das Alles aufgedeckt und gab's kein Versteck mehr. Darum war der schwarze Rauch in ihm, von dem ich gesagt habe; und er grämte sich, grämte sich.

Zwar am nächsten Tage stieg er wieder mit dem kleinen Bruder auf den Baum, und als sie in der Cajüte saßen, wollte er wieder anfangen, zu erzählen. Im Augenblick aber, als er den Mund aufthat, war es ihm, als hörte er das von gestern: „Das ist ja die Abgeschmacktheit in der Potenz" — ganz deutlich, mit dem kalten, verächtlichen, gräßlichen Ton — und das Wort brach ihm vom Munde ab; er sah nichts mehr vom indischen Ocean und vom Wald und vom Einhorn, sondern nur noch die graue Schiefertafel zu Hause, wo er ein Exempel zu rechnen hatte. Und als der kleine Bruder ganz schüchtern fragte: „Fahren wir denn heute nicht?" sagte er kurz und wild: „Nein — kann nicht mehr," und stieg vom Baum hinunter, der Kleine ganz stumm hinter drein, und ging mit ihm nach Hause und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort, denn in seinem Herzen war die Verzweiflung.

Und an dem Allen — daß das Alles so gekommen war, das hatte ihm eigentlich der kleine Bruder angerichtet. Zwar, wenn er gerecht gewesen wäre, hätte er sich ja sagen müssen, daß der Kleine gar nicht schuld daran war. Der Mama hatte er es erzählt, und das hatte er ihm ja selbst erlaubt, und hatte nicht gemerkt, daß der Vater hinzugekommen war. Weil er sich vor Freude gar nicht zu lassen vermochte, hatte er Alles ausgeschwatzt, aus lauter Be-

wunderung. Das Alles hätte er sich sagen müssen, wenn er gerecht gewesen wäre. Aber er war nicht gerecht. Er hatte vom Vater das Temperament geerbt, das böse, heftige, während der Kleine sanft war, wie die Mutter. Darum wurde Alles stumm in ihm, was da zum Guten reden wollte, und nur der Groll blieb lebendig, der finstere, verstockte. Der kleine Bruder war doch an Allem schuld. Und von dem Tage an nistete sich in seinem Herzen etwas ein, etwas Schreckliches, so eine Art von Haß gegen den kleinen Bruder.

Eine Art von Haß, mit Neid vermischt. Denn was er schon lange dunkel gefühlt hatte, das wurde ihm nun immer deutlicher: daß der Kleine dem Vater lieber war als er. Vielleicht eben, weil der Vater in ihm das nämliche Temperament spürte, wie in sich selbst, das ihm wahrscheinlich böse Stunden bereitete, von denen er Niemandem etwas sagte; während der Kleine, wie ich schon gesagt habe, ganz das sanfte, liebe Temperament von der Mutter hatte. Auch in der Schule war der Kleine ganz anders als der Andere; ein viel besseres Lern-Kind; schrieb eine viel sauberere Handschrift, rechnete viel besser, ja sogar sehr gut; brachte auch immer sehr gute Censuren nach Hause. War mit seiner Kleidung viel ordentlicher, überhaupt in Allem viel gründlicher, so daß es eigentlich gar nicht zu verwundern war, daß der Vater ihn lieber mochte als den Andern.

Aber das ist eben das Leiden in den Kindern, daß sie keine Vernunftgründe haben, um ihrem Gefühle aufzuhelfen, wenn es verwundet wird. Und darum — wer ein Kind in seinem Gefühle verwundet, der begeht ein Verbrechen — ein — ein —

Und darum, weil der Junge fühlte, daß sein Vater häßlich gegen ihn war und lieblos, fing er an, seinen Vater zu hassen. Und in dem Vater auch den kleinen Bruder, den der Vater mehr liebte als ihn. Darum, wenn der Kleine mit ihm spazieren ging und mit ihm spielen wollte, sagte er bei sich: „So — also? Zu Hause bist Du schon der Verzug und Hahn im Korbe, und nun bin ich Dir gut dazu, daß ich Dir auch noch zu Gefallen sein soll?“ Und dann, wenn der kleine Bruder nach seiner Hand griff und sich daran hängen wollte, zog er die Hand zurück und gab sie ihm nicht. Wenn der Kleine mit den stummen Augen zu ihm aufsah, ob er ihn nicht wieder einmal „Schmudri“ nennen würde, nannte er ihn „Hans“, und wenn er wartete und lauschte, ob sie nicht wieder einmal auf den Baum und in die Cajüte steigen und durch die Welt reisen würden, biß er die Zähne auf einander und spielte nicht und erzählte ihm nichts.

Und nun weiß ich nicht, ob der arme, kleine Junge sich dessen bewußt war, was in der Seele des Bruders vorging; aber das Eine weiß ich, daß er stiller wurde und trauriger von einem Tage zum andern. Er war ja krank, und solche kranke Kinder — das ist ja, als wenn sie schon vom jenseitigen Licht etwas in den Augen hätten, daß sie wie kleine Hellseher Dinge sehen, allen Erwachsenen verborgen. Wohl möglich darum, daß er wohl geahnt hat, was für ein Wurm an dem Herzen des Bruders fraß. Und wenn er es gefühlt hat, was muß sie dann gelitten haben, die arme, stumme Seele, die kleine! Da er doch fühlte, daß er nicht schuld war und nicht ändern konnte, nicht helfen!

Damals habe ich erfahren, daß die Seelen der Menschen einander ansehen können, ohne daß die Augen mit einander sprechen, ohne daß sie den Mund brauchen; habe erfahren, daß der Mensch für den Nebenmenschen ein Kraut ist, an dem er sich das Leben essen kann — oder den Tod.

Ja, es gibt solche Seelen, in deren Nähe wir aufblühen; und was man die großen Menschen nennt, sind eben solche, an deren Seele Tausende aufblühen, während an dem gewöhnlichen Menschen nur eine oder ein paar. Und es gibt dagegen Seelen, von denen der eisige Frost zu uns herüberweht, so daß wir an ihnen verkommen und verwelken. Und so ist es damals gewesen, daß der kleine Junge verwelkt ist an der Seele seines Bruders, neben der er herging wie ein armer, kleiner Bettler, weil er sie brauchte, und die der Andere vor ihm zuschloß wie ein hartherziger Schuft!

Ich habe das Leben verstehen gelernt seitdem und Dinge verstehen gelernt, die ich damals nicht verstand. Ich habe es mir wiederholt, tausend und tausendmal, daß er krank war, der Kleine, und gestorben sein würde so wie so. Aber in der schlaflosen Nacht, in der schrecklich geheimnißvollen Stunde, wo uns die Dinge gegenüber treten, so, wie sie sind, wo kein Tageslärm die Stimme des Gewissens übertönt, und kein Sonnenlicht das Nachtgesicht der Reue verdunkelt, da ist das Bewußtsein über mich hergefallen und hat zu mir gesprochen: „Es ist nicht wahr, was Du Dir einredest. Er ist verwelkt und verkommen an Deinem bösen, finstern, harten Herzen, Dein kleiner Bruder, Dein armer, weicher, kleiner Bruder!“ Und daß er mir das später ins Gesicht gesagt hat, der Mann — er — der Eishacker — so wie er mir Alles sagte, ins Gesicht hinein, ohne alle Rücksicht, das hat einen Riß zwischen uns gemacht, über den ich nicht wieder hinweg gekommen bin, hat mir mein Leben vergiftet; denn das Leben eines Menschen ist vergiftet, der in Feindschaft seines Vaters gedenkt.

Als nun die Eltern merkten, daß der Kleine immer blässer wurde und immer elender, da natürlich schlossen sie ihn immer zärtlicher in ihr Herz. Und weil sie anfingen, sich um ihn zu sorgen, so forschten sie nach, woher es kommen möchte, daß es so bergab mit ihm ging. Aber zunächst bekamen sie es nicht heraus, denn der kleine Junge sagte nichts. Allen Gram, den ihm der Bruder bereitete, verschloß er in seinem stummen Herzen, und davon wurde das kranke, kleine Herz natürlich noch kränker. Er wollte den Bruder nicht verrathen. Immer, wenn der Vater so hart zu dem Anderen sprach, dann sah man, wie der Kleine darunter litt, weil er doch den Bruder so lieb hatte. Dann zuckte es ihm durch den ganzen kleinen Körper, und sein Gesicht wurde ganz lang und sah gar nicht mehr wie ein Kindergesicht aus, sondern wie das eines alten Menschen. Und das war jedesmal ein so jämmerlicher Anblick, daß die Mutter es gar nicht mehr mit ansehen konnte; und darum kam es vor, wenn der Vater so heftig, beinahe wüthend gegen den Anderen losfuhr, daß sie aufstand und sagte: „Aber Graumann“ — denn das war merkwürdig, daß sie ihn nie beim Vornamen nannte —, „aber Graumann, denk doch an Hänschen! Sieh doch Hänschen an!“ Und dann brach der Vater in seinem Strafgericht ab und nahm Hänschen unters Kinn und streichelte ihn und ging

hinaus. Aber dem Anderen gönnte er darum doch kein gutes Wort, so daß alsdann die Mutter aufstand und den Kopf des Anderen in ihre Arme nahm und ihn küßte. Und dabei weinte sie — weinte, — denn sie fühlte, was sich da anspann zwischen Vater und Kind; daß das etwas Böses, etwas Schreckliches war. Und von da an wurde auch die Mutter immer stiller und immer trauriger.

Eines Tages aber, als der Kleine mit der Mutter allein war, muß ihm doch das Herz übergegangen sein, und er muß der Mutter erzählt haben, wie es zwischen ihm und dem Bruder stand. Und ob der Vater wieder dazu gekommen ist — ich weiß es nicht — aber soviel ist sicher, er hatte es auch erfahren. Und sobald er es erfahren hatte, muß ihm gleich die Wuth zu Kopfe gestiegen sein, denn mit einer Stimme, daß das ganze Haus erdröhnte, rief er den Anderen herein. Und wie der nun vor ihm stand und ihn nicht ansah, weil er ihn nicht mehr ansehen konnte, sondern den Kopf zur Erde senkte, da muß er sich jedenfalls gedacht haben, daß er ein böser, schlechter, verstockter Bube sei, mit dem man nicht anders sprechen dürfe, als mit äußerster Strenge. Und vielleicht, wenn er in dem Augenblicke sanft und freundlich zu ihm gesprochen und ihm vorgestellt hätte, wie unrecht das war, was er an dem kleinen Bruder that, vielleicht, daß dann Alles geschmolzen wäre, was sich in der verrauchten Seele zu verhärten angefangen hatte, daß Alles noch gut geworden wäre; aber statt dessen ging es gleich in einem Tone los, als wäre jedes Wort ein Peitschenhieb gewesen, der den Jungen zusammenhauen sollte. „Und jetzt auf der Stelle gehst Du mit Deinem kleinen Bruder! Und gehst ordentlich, langsam mit ihm spazieren! Und wenn Ihr nachher nach Hause kommt, erkundige ich mich. Und wenn Du's anders gemacht hast, sprechen wir uns anders!"

Und damit wies er uns hinaus. Und ich mußte den Schnudri an der Hand nehmen, und die kleine, magere Hand zitterte in der meinigen. Sie zitterte! Die Hand des Brüderchens zitterte in des Bruders Hand! Und der Bruder fühlte es, er sah die eingefallenen Wangen und die Augen darüber, mit dem hohlen Blick. Und in seinem Herzen war keine Mahnerstimme, die ihn warnte, vorsichtig zu sein mit dem gebrechlichen, kleinen Geschöpf, in seiner Seele kein Mitleid, kein Erbarmen, sondern nur Gefühle für das eigene Leid und die eigene Beschimpfung und die eigene Kränkung. Und jetzt hatte er es ja vor Augen, daß es der kleine Bruder gewesen war, der ihm das eingerührt hatte. Darum gewann der Teufel Macht über ihn, und in seiner verwilderten Seele stieg ein scheußlicher Gedanke auf: Rache! Er nahm den kleinen Wagen mit, den sie brauchten, wenn sie „Post und Reise" spielten, und sprach kein Wort, und der Kleine ging lautlos neben ihm her. Als sie ins Feld hinaus gekommen waren, sagte er: „Wir wollen Post und Reise spielen, setz' Dich ein". Und obwohl man dem Kleinen ansah, daß er sich fürchtete, wirklich fürchtete, that er doch ganz gehorsam, was ihm der Andere befohlen hatte, und setzte sich still in das Wägelchen. Nur mit den Händen hielt er sich fest an den Seiten des Wagens, beinahe krampfhaft. Aber das hatte der Andere wohl bemerkt, die Canaille, und er dachte bei sich: „Das soll Dir doch nichts helfen". Darauf nahm er die Deichsel des Wagens in die Hände und fing an zu laufen

und den Wagen hinter sich her zu ziehen, immer schneller, immer toller, immer wilder. Und wie das so über Stock und Stein ging und gar nicht den gewohnten Weg, da fing der Kleine an zu merken, daß das gar kein Spiel mehr war wie früher, sondern ganz etwas Anderes; er fing an, zu weinen und dann zu schreien, ganz laut, ganz kläglich. Aber der Andere that, als hörte er es nicht, und plötzlich an einer Stelle, wo der Kleine es sich nicht versah, mit einem Krach warf er den Wagen um, so daß der kleine Kerl hinausflog und mit Kopf und Gesicht auf die Erde schlug. Und so, mit dem Gesicht an der Erde, blieb er liegen, eine lange Zeit, eine merkwürdig lange Zeit, daß es fast unheimlich wurde. Und als er sich dann endlich aufrichtete, da hatte er eine dicke Beule an der Stirn. Denn an der Stelle, wo der Andere ihn umgeworfen hatte, lagen Steine, und auf einen davon war er mit der Stirn aufgeschlagen.

Als der Andere das sah, bekam er einen Schreck, und so niederträchtig er auch schon geworden war, so that ihm das Brüderchen in dem Augenblick doch leid. Darum wollte er ihm die Erde vom Gesicht abwischen und ihm gut zureden.

Aber inzwischen hatte sich der Kleine aufgesetzt und die Arme um die Beine geschlungen und den Kopf auf die Kniee gesenkt und schluchzte vor sich hin. Und wie der Bruder herantrat und ihn trösten wollte, schüttelte er den Kopf, als sollte er nicht kommen, sollte nicht kommen. Und wenn er in dem Augenblick aufgestanden wäre und dem Anderen ein Strafgericht gehalten hätte wegen seiner Schändlichkeit, so wäre es nicht halb so schrecklich gewesen wie der kleine, stumme Kopf, der immer hin und her ging, hin und her, so traurig, als wären die Gedanken darin so trostlos gewesen, daß kein Mund sie aussprechen konnte. Darum blieb der Andere stehen, wo er stand, und getraute sich kein Wort zu sagen und wartete, bis daß der Kleine von selbst aufstand und anfing, nach Hause zu gehen. Und auf dem Nachhauseweg gingen sie neben einander her; der Kleine faßte nicht nach der Hand des Bruders, sah nicht zu ihm auf, und der Andere sah nicht zu ihm hin, und das Schweigen, das zwischen den Brüdern war, redete eine Sprache — eine Sprache —

Zu Hause natürlich wurde die Beule sogleich entdeckt, und es kam auch heraus, wie er zu der Beule gekommen war, und es dauerte nicht lange, so wußte auch der Vater, was geschehen war.

Und da zeigte es sich, wie das ist, wenn ein Mensch seine Leidenschaft immer hinunterschluckt, und die Leidenschaft eines Tages sich nicht mehr halten läßt, sondern herausbricht. Denn für gewöhnlich hatte er so kalte Augen und Züge wie von Stein. Aber an dem Tage, als er gehört hatte, was geschehen war, wurden die Augen — ganz gräßlich wurden sie, — die Glieder flogen am Leibe, und wenn nicht in dem Augenblicke die Mutter dazwischen gefahren wäre — mit einem Schrei kam sie zwischen beide — so glaube ich, er hätte den Jungen am Halse genommen und erwürgt. Weil aber die Mutter dazwischen kam, blieb er stehen und wollte etwas sagen. Denn zuerst konnte er nicht sprechen, so furchtbar war die Aufregung in ihm und die Wuth. Und endlich sagte er: „Solch ein niederträchtiger Lümmel!“ Und als der Junge das hörte und den Vater so vor sich stehen sah und fühlte, wie der Vater

ihn haßte, da kam etwas über ihn, — als wenn er verrückt geworden wäre in dem Augenblick — als wenn ein wildes Thier in seinem Leibe gesessen hätte und plötzlich heraus kam. Da vergaß er, daß der Mann ihm gegenüber sein Vater war, daß der Mann ein starker, erwachsener Mann war, der ihn mit einem Streich in Grund und Boden hätte schmettern können. Er hob beide Fäuste auf und ballte sie und stieß damit in die Luft nach dem Vater hin und schrie, — so laut er konnte, schrie er: „An dem Allen bist Du schuld! Du! Du! Ich habe eine Menge mit dem Schnudri gespielt. Und die Spiele haben ihm immer sehr gut gefallen. Und dann hast Du uns alle Spiele zu nichte gemacht. Und aus unserem Laden hast Du die Mandeln und Rosinen genommen. Und hast gesagt, ich wäre ein großer Bengel. Und hast sie an den Schnudri gegeben. Und was ich dem Schnudri erzählt habe von dem Einhorn in dem großen Walde, das wäre Alles Unsinn, hast Du gesagt. Und darum kann ich ihm nichts mehr erzählen. Und weiß nicht mehr, was ich mit ihm spielen soll. Und daß das Alles so gekommen ist —"

In dem Augenblick aber stürzte sich die Mutter auf den Jungen. Wie eine Verzweifelte stürzte sie sich auf ihn und hielt ihm die Hände, beide weiche Hände, vor den Mund, — ja — es sind sechzig Jahre her, — und noch jetzt fühle ich, wie weich die Hände waren, die sie dem Jungen vor den Mund drückte. Und als der Junge die Hände an seinem Gesicht fühlte, fing er an zu weinen, zu heulen. Denn er fühlte, was er an dem kleinen Bruder gethan hatte, und fühlte, wie gräßlich das Alles war, daß er so sprach und schrie, und konnte sich doch nicht helfen, nicht helfen. Und als er so zu heulen anfing, drückte die Mutter seinen Kopf an sich, fast, als wenn sie ihn ersticken wollte mit seinem Weinen. Und ihren Shawl — denn es fror sie damals schon immer so, und darum trug sie auch in der Stube immer einen Shawl — ihren Shawl, den wickelte sie förmlich um den Jungen seinen Kopf, als wenn sie ihn verstecken wollte. Vielleicht, weil es ihr graute, ihn anzusehen, vielleicht auch, weil sie ihn schützen wollte. Und zu dem Allen sprach sie kein Wort. Nur das Keuchen konnte ich hören, weil dann ihre Brust ging, als sie mich an sich drückte, so fest, so fest, so fest. Dann riß sie ihn fort, aus dem Zimmer hinaus. Als sie mit ihm auf den Flur gekommen war, ließ sie ihn los. Aber es war nicht, als wenn sie ihn freiwillig losließe, sondern die Arme fielen ihr herab, wie von selbst. Und auf dem Flur stand eine Bank. Auf die setzte sie sich. Aber es sah wieder nicht so aus, als ob sie sich freiwillig setzte, sondern als ob sie darauf niederfiele. Ihr Kopf fiel hintenüber, an die Wand. Sie machte beide Augen zu, ihr Gesicht wurde so blaß, als wenn gar kein Blut mehr darin gewesen wäre, und der Mund ging ihr halb auf, so daß sie aussah wie eine Todte. Als der Junge, der vor ihr stand und immer auf sie hinblickte, das sah, wollte er wieder anfangen zu schreien und zu heulen. Aber da that sie die Augen auf, riß sie auf, und die Augen waren so verstört, so verstört. Und wollte etwas sagen, konnte aber nicht sprechen, sondern winkte ihn heran. Und da kniete der Junge vor ihr nieder, zwischen ihren Knieen, und umfaßte ihre Kniee mit seinen beiden Armen. Und sie beugte sich auf seinen Kopf, legte die Hände auf seinen Kopf,

faltete die Hände auf seinen Kopf. Auf die gefalteten Hände drückte sie das Gesicht. Und dann kam ihr das Weinen. Und so furchtbar weinte sie, so furchtbar, daß ihr ganzer Leib sich schüttelte und zuckte. Und während sie so weinte, sprach sie immer vor sich hin, sie murmelte nur, so daß der Junge nicht verstehen konnte, was sie sagte. Aber es klang, als wenn sie betete. Und sicherlich war es auch so: sicherlich hat sie in dem Augenblick gebetet für die Seele ihres Kindes, für die arme, verlorene Seele. Sicherlich hat sie voraus gesehen in dem Augenblick in die weite, weite Zukunft, in die Zeit, wo sie nicht mehr da sein würde, um ihm zu helfen, um die Einzige zu sein, die ihn noch liebte, und hat geahnt, was für eine Zeit das für ihn sein würde, was für ein Leben! Was für ein Leben!

Nachdem sie alsdann zu weinen aufgehört hatte, that sie die Hände vom Kopfe des Jungen und legte sie um sein Gesicht und zog seinen Kopf zu sich herauf, so daß sie ihm ins Ohr sprechen konnte, und dann sagte sie: „Weißt Du denn nicht mehr, was ich Dir gesagt habe? daß Kindern, die nach ihren Eltern schlagen, die Hände aus dem Grabe wachsen? Wie konntest Du denn nur die Fäuste gegen den Papa erheben? Warum bist Du denn jetzt so? So häßlich und böse gegen Deinen kleinen Bruder? Siehst Du denn nicht, wie er sich grämt? Weil er Dich doch so lieb hat! Hänschen ist doch so schwach; also solltest Du doch doppelt gut zu ihm sein. Und statt dessen wirfst Du ihn mit dem Wagen um, so daß er sich Beulen an den Kopf schlägt. Weißt Du denn nicht, daß Du Deiner Mutter das Herz brichst, wenn Du so bist? Willst Du denn das? Hast Du denn Deine Mutter gar nicht ein bißchen lieb?"

Und indem sie so sprach, hielt sie den Kopf ihres Jungen an ihre weiche Brust gedrückt; ein so milder Hauch ging von ihr aus, von ihrem Kleide, ihrem Munde, ihrem ganzen Wesen, beinahe, wie ein Duft von Blumen, und doch noch anders, noch lieblicher, und indem der Junge die holde Luft athmete und ihre sanften, traurigen Worte hörte und daran dachte, wie er sie da eben hatte sitzen sehen, so blaß, beinahe als wenn sie todt gewesen wäre, und eine Ahnung, daß das Alles, was er da umfaßt hielt, die Güte, die Liebe, die Mutter, daß ihm das Alles einmal verloren gehen könnte und er dann nichts mehr haben würde, nichts, und da kam ihm die Reue, der Kummer, der Jammer, und all' der Neid, der sein Herz verbittert hatte, all' die Verstocktheit, die seine Seele verhärtet hatte, all' das Böse, Schlechte, Niederträchtige wurde noch einmal weich, und er wurde noch einmal wieder gut; denn von Haus aus war er nicht schlecht, war es nicht, — nur Fußtritte konnte er nicht vertragen. Darum, statt daß er vorhin geheult hatte, fing er jetzt an, bitterlich zu weinen, und küßte die Mutter ins Gesicht, immer wieder und noch einmal.

Und weil sie eine so feine Seele war, eine so kluge, eine, wie ich gesagt habe, daß die Menschen daran aufblühen und warm und lebendig werden, so mochte sie wohl fühlen, daß es jetzt nicht gut gewesen wäre, wenn sie dem Jungen noch mehr zusetzte, sondern daß es am besten war, wie es jetzt war. Darum streichelte sie ihm das Haar und küßte ihn und sagte nur: „Und morgen, nicht wahr, gehst Du wieder wie früher mit Hänschen? Und spielst mit ihm? Und bist gut zu ihm? Bist wieder mein lieber Junge?"

Und darauf nickte der Junge, — Alles wollte er thun, Alles.

Und alsdann ging sie in die Stube zurück und dann wieder heraus und führte den Kleinen an der Hand mit sich. Dem Kleinen hatten sie inzwischen, der Beule wegen, den Kopf verbunden; und wie das kleine Gesicht unter dem weißen Verbande beinahe verschwand, sah das so jämmerlich aus, so jämmerlich, daß der Andere wieder zu weinen anfing. Aber da sagte die Mutter: „Hör' nur jetzt auf zu weinen; morgen ist Hänschens Kopf wieder heil, und dann ist Alles wieder gut. Nicht wahr, Hänschen?" Darauf hing sich der Kleine an ihr Kleid und sah zu der Mutter auf und dann auf den Bruder und dann wieder auf die Mutter und sagte: „Post und Reise will ich nicht wieder spielen." Und die Mutter drückte ihn an sich, ganz vorsichtig, daß sie ihm nicht wehe that, und sagte: „Nein, nein, er wird etwas Anderes mit Dir spielen. Ihr habt ja noch eine Menge anderer Spiele. Aber jetzt gebt Euch die Hände, gebt Euch die Hände."

Aber da sah es so aus, als wenn der Kleine sich fürchtete, und es zuckte ihm durch den Leib, wie es immer geschah, wenn der Vater zu ihm sprach, vor dem er sich auch immer fürchtete. Darum nahm die Mutter seine kleine Hand in ihre Hand und winkte den Bruder heran und sagte: „Komm her und gib Hänschen die Hand und sag ihm, Du wirst ihm nie wieder weh thun." Und unter Stocken und Schluchzen nahm der die Hand des Brüderchens und sprach nach, wie die Mutter ihn geheißen.

Alsdann so setzte sie sich auf die Bank, auf der sie vorhin gesessen hatte; den Schnudri nahm sie auf ihren Schoß, und den Anderen winkte sie heran, daß er sich zu ihr setzen sollte, an ihre andere Seite. Auf dem rechten Arme hielt sie den Kleinen an sich, den linken hatte sie um den Anderen geschlungen, und so saßen die drei, und keines sprach ein Wort, so daß eine tiefe Stille entstand. Und weil es schon Nachmittag gewesen war, als das Alles geschah, und im Flur noch kein Licht angezündet war, so wurde es immer dunkler. Und wie die Mutter so zwischen den beiden Brüdern, ihren Kindern, saß, mit dem Kopfe zurückgelehnt an die Wand, immer vor sich hin denkend — wer weiß es, was sie da Alles gedacht haben mag —, da schimmerte ihr Gesicht durch das Dunkel ganz weiß, fast schneeweiß, so daß es dem Jungen, indem er zu ihr aufblickte so erschien, als säße da ein Engel zwischen ihnen, wie er sich immer vorgestellt hatte, daß die Engel aussehen müßten, schneeweiß von Kopf zu Füßen und im ganzen Gesicht. Und endlich, nach einer langen Zeit seufzte sie auf, und das klang, als wenn sie fort gewesen wäre, weit fort, und nun zurück käme. Dann richtete sie den Kopf von der Wand auf, legte die rechte Hand auf den Kopf des Kleinen, die linke auf des Anderen Haupt und drückte sie zueinander, daß ihre Stirnen sich berührten, ganz leise, damit es dem Kleinen nicht weh' that, und auf die beiden Köpfe drückte sie die Lippen, so daß sie beide zugleich berührte, und dann sprach sie, mit einer Stimme, die ganz anders klang als gewöhnlich, so wunderbar, so tief: „Meine Kinder, meine Kinder, denkt daran, was der Herr Christus gesagt hat, der so gut war und ohne Neid — Menschen müssen nicht neidisch sein auf einander, alle Menschen müssen sich lieben. Aber Geschwister noch mehr als alle Anderen, die müssen

sich noch mehr lieben. Und wenn Geschwister sich nicht lieb haben, kommen sie in die Hölle."

So sagte sie. Und der Ton, mit dem sie das sagte, der war so wunderbar, so friedlich, daß mir in dem Augenblick war, als spräche Gott selber vom Himmel herab, so daß ich das Wort nie wieder vergessen konnte, sondern es behalten habe, sechzig Jahre lang, ein Leben lang. Und in den sechzig Jahren habe ich erfahren, daß es die Wahrheit gewesen ist, was sie damals sprach, die Wahrheit! die Wahrheit!

Von da an gingen die beiden Brüder wieder mit einander spazieren, neben einander und Hand in Hand, so daß es aussah wie früher. Aber es war doch nicht mehr, wie es früher gewesen war. Denn obgleich Keiner es dem Anderen sagte, so war es doch so: sie fürchteten sich vor einander. Der Kleine — das merkte man ihm an und konnte man sehen, was für eine feine Seele in dem Kinde war — der Kleine zwar wollte den Anderen vergessen machen, was geschehen war, und hing sich an seine Hand und bemühte sich beinahe, Unterhaltung zu machen, wenn er den Bruder so stumm vor sich hingehen sah. Aber wenn der Andere eine plötzliche Bewegung machte oder ein heftiges Wort sprach, dann zuckte er unwillkürlich zusammen, durch den ganzen Leib, wie er es früher nie gethan hatte. Und das Alles sah der Andere, und er merkte daran, daß der Kleine sich zwang, und daß im Grunde seiner Seele das Mißtrauen saß. Und darum war es ihm, als ginge in dem kleinen Bruder sein böses Gewissen neben ihm her, und er getraute sich nicht mehr, die Spiele mit ihm zu spielen, die sie früher gespielt hatten, weil er immer dachte, daß das Brüderchen sich vor ihm fürchten würde. Und an das Erzählen, wie früher in der Cajüte, dachte er schon gar nicht mehr; denn auf seiner Seele lag es jetzt immer wie eine Centnerlast, wie ein Alp.

Und trotz alledem — wenn damals — denn die Seele eines Menschen, in der es so hergegangen ist, die ist ja wie ein umgestürzter Acker, wo es nur darauf ankommt, was hineingesät wird — wenn damals ein Säemann gekommen wäre, ein kluger, wahrhaft kluger, herzenskluger, und die Saat gestreut hätte, aus der das Heil für die Menschen aufgeht, einzig und allein Vergebung, Vergebung, Vergebung, statt des tauben, todten Zeugs, was so schöne Schulmeister-Namen hat, Zucht und Ordnung, heilsame Strenge, und wie es heißt — es hätte damals — auch damals noch, Alles — aber —

Und die Gelegenheit war eigentlich so günstig.

Denn dieses Alles, was ich da gesagt habe, hatte sich im Winter zugetragen, nicht allzu lange vor Weihnachten. Und jetzt rückte die Weihnachtszeit heran. Weihnachten aber, das ist eine so wunderbare Zeit. Da werden die Menschen ein paar Tage lang besser. Kinder, die krank gewesen sind, werden gesund, und Kinder, die nicht mehr kindlich gefühlt haben, lernen wieder fühlen, daß sie schließlich doch Alles nur durch die Eltern haben. Denn in der Zeit werden ihnen die Eltern heilig, weil sie mit dem Weihnachtsmann sich unterhalten, der doch eigentlich Niemand anders ist als der liebe Gott.

Und so, als der heilige Abend heranrückte, ging es auch den beiden Kindern, den verstörten. Die Erwartung und die Freude ging in ihren Herzen auf,

wie ein Licht; erst nur leise, dann aber immer heller, zuletzt wie ein brennender Lichterbaum, der da drinnen angezündet war, lange vor dem wirklichen. Und vor dem Freudenlichte ging aller Schatten, alles Dunkle aus ihren Seelen, das da hinein gekommen war, und es war, als ob sie sich in dem hellen Lichte wieder fänden, daß der Aeltere den Schnudri wieder erkannte, und der Schnudri den Anderen.

Statt hinauszulaufen ins Feld, gingen sie jetzt durch die Straßen der Stadt spazieren. In den Straßen war es ja jetzt viel schöner, als da draußen. Da waren die vielen Läden mit den herrlich erleuchteten Schaufenstern, und in den Schaufenstern all' die wundervollen Sachen. Namentlich die Spielwaarenläden. Vor denen blieben die Beiden schier stundenlang stehen, und Einer machte den Anderen auf die einzelnen Herrlichkeiten aufmerksam. Und in ihren Köpfen machten sie sich förmlich ein Verzeichniß, so daß sie am nächsten Tage immer genau wußten, was Alles neu hinzu gekommen war.

Da kam auch dem Aelteren die Lust wieder, sich Geschichten auszudenken und sie dem kleinen Bruder zu erzählen. Wenn sie eine Eisenbahn im Schaufenster stehen sahen, setzte er sich mit dem Schnudri im Geiste hinein, und dann fuhren sie, fuhren immer durch ungeheuer lange Tunnels, wo es pechrabenschwarze Nacht drin war, so daß den Kleinen das Gruseln ankam und er sich an den Bruder drückte. Oder durch alle Hauptstädte der Welt. Und wenn sie nach Paris kamen, fuhren sie gleich bei einem „ganz berühmten" Hôtel vor, wo sie sich ein Mittagessen von mindestens zwanzig Gerichten auftischen ließen. Und wenn sie alsdann nach Haus gingen, sagte der Schnudri: „Jetzt sieh nur, was ich für einen dicken Bauch gekriegt habe; so colossal haben wir in Paris in dem berühmten Hôtel zu Mittag gegessen." Dabei zeigte er auf seinen Leib, und der kleine Leib war so mager, so mager, — denn obschon der Kleine jetzt wieder ganz vergnügt geworden war, wollte es doch körperlich gar nicht wieder mit ihm werden, aber auch gar nicht.

Und eines Tages, als sie wieder an die Spielwaarenläden kamen und vor das Schaufenster traten, thaten beide zu gleicher Zeit einen Schrei, ja geradezu einen Schrei, obschon sie sich gleich darauf Mühe gaben, ihre Aufregung zu unterdrücken; so ungeheuer war die Wirkung von dem gewesen, was sie da im Schaufenster angekommen sahen: das war nämlich eine Kürassieruniform, Küraß, Helm und Säbel, und sogar noch eine Trompete dazu. Wie das so vor ihnen hing und flimmerte und blitzte, da wurden beide ganz lautlos und standen, und standen, und endlich, wie betrübt, gingen sie nach Haus.

Zu Hause aber — wie das die Art des Kleinen war — lief der Kleine gleich wieder mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu: „Mama! — Mama!" — Und dann kletterte er ihr auf den Schoß und erzählte ihr ins Ohr, was sie da gesehen hatten von der Kürassieruniform. Und dabei zitterte er vor Aufregung am ganzen Leibe, so daß die Mutter ihn wieder an sich drücken mußte und „rege Dich nicht so auf, Hänschen," sagte, — „rege Dich nicht so auf."

Am nächsten Nachmittage aber gingen die Eltern zusammen in die Stadt. Und da zog der Kleine den Anderen in die Ecke der Stube und flüsterte ihm zu: „Paß auf, was ich Dir sage, sie gehen und kaufen den Kürassiergeneral!“ Denn daß die Uniform nur für einen General sein könnte, das stand für den Kleinen fest.

Und von dem Augenblick an wurde die Kürassieruniform geradezu der einzige Gedanke in den Köpfen der Beiden, so daß sie sogar des Nachts davon träumten. Der Aeltere aber faßte den Plan zu einem großartigen Spiele, und als er es dem Schnudri erzählte, wurde der ganz Feuer und Flamme.

Mit einigen von ihren Schulkameraden — natürlich sollten das nur ihre besten Freunde sein, und sie wurden auch gleich namentlich Alle festgestellt — wollten sie sich am ersten oder zweiten Feiertag, je nachdem das Wetter sein würde, zusammenthun zu einem Spiel „Pascher und Grenzsoldat“. Sobald der Kleine das gehört hatte, fing er vor Entzücken an, auf einem Beine herumzutanzen. „Famos! Und Du bist der General von den Grenzsoldaten.“

Das hatte sich der Andere im Stillen auch schon so gedacht; denn die Kürassieruniform war ja, wie es schien, nur einmal vorhanden, also konnte nur Einer von ihnen beiden sie bekommen. Aber der Schnudri war doch eigentlich zu schwach dafür und zu klein, während er sich im Geiste schon sah, wie er mit geschwungenem Säbel durchs Feld galoppirte und seine Soldaten gegen die Pascher anführte. Und dem Schnudri leuchtete das auch gleich so ein, daß ihm gar kein anderer Gedanke kam, zumal doch der Andere es wieder gewesen war, von dem der Gedanke zu dem famosen Spiele ausging. Darum war das Einzige, was er sagte, nur, daß er fragte: „Bei welcher Partei soll ich denn aber sein? Pascher oder Grenzsoldat?“ Worauf der Andere erwiderte: „Natürlich bist Du auch Grenzsoldat, und ich gebe Dir die Trompete, und dann bist Du der Trompeter von den Grenzsoldaten und galoppirst immer neben dem General.“ Und wie der Kleine das hörte, wurde er ganz taumelig vor Freude, und galoppirte durch das Zimmer, legte die hohle Hand an den Mund und machte „tütü! tütü!“, als wäre es schon die Trompete. Und obschon die Trompete doch eigentlich nur etwas Jämmerliches war im Vergleich zu der ganzen herrlichen Kürassieruniform, die der Andere bekommen sollte, war der kleine Junge doch ganz zufrieden damit, und es schien ihm bloß ganz natürlich, daß der Andere die ganze Herrlichkeit bekam, und es war kein Hintergedanke in ihm, keine Bitterkeit, sondern in dem kleinen Leibe war die Anmuth größer, als die manches Erwachsenen, in dem armen, kranken Körper eine Seele, so schön, so schön, so gesund, so rein, und ohne die Krankheit, an der die Menschen kranken, ohne Neid. Ohne Neid. Ohne Neid!

Und so rückte nun der heilige Abend immer näher, und es waren bis zu ihm nur noch wenige Tage, und täglich standen die Beiden vor dem Kalender und zählten, wie viel Tage noch dazwischen waren. Und der Aeltere sagte zu dem Schnudri: „Siehst Du,“ sagte er, „das sind jetzt die kürzesten Tage vom ganzen Jahr. Weißt Du, warum sie so kurz sind? Weil sie wissen, daß sie eigentlich ganz überflüssig sind und dem heiligen Abend bloß den Weg vertreten. Darum machen sie, daß sie so schnell aus der Welt kommen als nur

möglich.“ Und wie der Schnudri an den Späßen des Anderen immer ein großes Vergnügen empfand, so auch an diesem. Nun lief er schnurstracks wieder zu der Mutter und wollte sich ausschütten vor Lachen: „Mama, jetzt gib mal Acht, weißt Du, wer ich bin? Einer von den kürzesten Tagen. Siehst Du, die sind so kurz — ‚guten Morgen‘ sagen sie und dann gleich darauf ‚gute Nacht.‘“ Und damit machte er der Mutter eine Verbeugung und gleich darauf noch eine und lief davon. Aber es war merkwürdig — die Mutter, die sonst immer so froh dreinschaute, wenn sie ihr Kerlchen vergnügt sah, blieb heute ganz ernst, beinah traurig. Ja, es sah beinah aus, als ob sie verweinte Augen hätte, so daß ich immer bei mir denken mußte, sie hätte da still in ihrem Zimmer über ihrer Arbeit gesessen und vor sich hin geweint. Worüber denn nur? Und dann fiel es mir ein, daß heute Morgen, bevor der Vater auf das Gericht ging, da hatte ich Vater und Mutter so laut mit einander sprechen hören, beinah heftig, als wenn sie sich zankten. Als die Thür aufging, und der Vater heraustrat, hatte ich noch die letzten Worte der Mutter gehört: „Doch nur jetzt nicht! Nur jetzt nicht!“ Aber der Vater hatte sich nicht mehr umgesehen, sondern mit dem Hut auf dem Kopf war er davon gegangen, zum Hause hinaus, den Kopf so gesenkt und die Augen in die Erde gebohrt, was immer ein Zeichen war, daß irgend etwas wieder „abgeschmackt“ in der Welt war, daß es in dem Bergwerke dadrinnen brannte, brannte, brannte. Und ich weiß nicht — aber von dem Augenblick an legte es sich dem Jungen auf das Herz — wie ein Vorgefühl, eine Ahnung, wie etwas Schweres, das ihm das Herz erdrückte, so daß er sich gar nicht mehr freuen konnte, wie er sich bisher gefreut hatte.

Dann endlich, wie nun der Tag gekommen, an dem Abends beschert werden sollte, weil da die Kinder in das Zimmer nicht hineindurften, wo aufgebaut wurde, drückten sich die Beiden im Hause herum; der Kleine immer am Schlüsselloch, um in die Weihnachtsstube hineinzugucken, der Andere aber still in irgend einer Ecke. Darauf, als die Mutter aus dem Zimmer heraustrat, und als sie merkte, daß der Schnudri durch das Schlüsselloch geguckt hatte, drohte sie ihm mit dem Finger und lächelte. Aber es war ein so schwaches Lächeln, gar kein recht freudiges, sondern als ob traurige Gedanken dahinter ständen. Und wie sie den Anderen so dahinten stehen sah, in der Ecke, blieb sie stehen, als überlegte sie etwas, und dann ging sie hin zu ihm, legte den Arm um ihn und ging mit ihm hinaus, in ein anderes Zimmer, wo sie mit ihm allein war. Da ging sie mit ihm auf und ab, sagte erst gar nichts, und endlich fing sie an, und man hörte, wie schwer es ihr wurde.

„Heut ist nun Weihnachten,“ sagte sie, „und das, was ich Euch neulich gesagt habe, als ich mit Euch auf der Bank saß, nicht wahr, das hast Du behalten? Daran wirst Du denken! Nicht wahr? Und mein lieber Junge sein, daß Menschen nicht neidisch sein sollen auf einander? Und Hänschen ist noch so schwach; ein krankes kleines Kind. Und so einem armen kranken Kinde dem thut man doch gern etwas besonders Gutes an. Und das begreifen die Anderen. Nicht wahr?“ Dann schwieg sie. Und es war, als wenn sie eigentlich noch mehr hätte sagen wollen, als ob sie aber

nicht recht gewußt hätte, ob sie es sagen sollte. Beinah als wenn sie sich davor fürchtete. Und weil der Junge auch nicht wußte, was er erwidern sollte, so gingen sie noch eine Weile stumm mit einander auf und ab. Und dann blieb sie stehen, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf den Kopf. Ganz schwer drückte sie die Lippen darauf, und es war ein so langer, langer Kuß — beinah, wie wenn man Jemanden küßt, den man vor einer schweren Gefahr weiß, oder von dem man Abschied nimmt. Ja — wie wenn sie Abschied nähme — so war es. Denn während ihm sonst immer zu Muthe war, als küßte ihn das Leben selbst, wenn die Mutter ihn küßte, ging es heute wie ein kalter Strom von ihren Lippen durch ihn hin, vom Kopf bis zu den Füßen.

Und nun endlich, als es dunkel geworden war, kam die Mutter und kleidete die Beiden zur Bescherung an, in ihre Sonntagssachen. Der Vater war im Zimmer geblieben, und aus dem Zimmer erscholl jetzt eine Klingel, was so viel heißen wollte als: „Jetzt könnt Ihr kommen." Und die Klingel, die tönte so kurz, so grell und gar nicht wie eine freundliche Einladung, sondern wie ein Befehl. Darauf nahm die Mutter die Beiden an der Hand, und so mit ihnen ging sie hinein.

Als wir eintraten, war das ganze Zimmer ein Meer von Glanz. Alle Lichter brannten. Aber vor dem strahlenden Baume stand es wie ein Schatten; das war der Vater in seinem langen, schwarzen Gehrock. Er war ja von Natur lang und groß, heute aber sah er aus, als wäre er noch länger gewesen als gewöhnlich. Die Mutter ließ die Hände ihrer Jungen los und ging auf die andere Seite des Zimmers hinüber, die Beiden aber blieben auf der Schwelle, weil sie sahen, daß der Vater zwischen ihnen und dem Baume stehen blieb. Er wollte ihnen zuvor noch einige Worte sagen, und das that er denn auch. „Bevor Ihr an Eure Tische tretet," sagte er, „wünsche ich, daß Ihr Euch überlegt, was Weihnachten bedeutet. Weihnachten bedeutet das Ende eines Jahres, und wenn ein Jahr zu Ende geht, sollte sich ein Jeder Rechenschaft geben, wie er sich im Laufe des Jahres verhalten hat, ob er Anlaß zur Zufriedenheit gegeben hat oder zur Unzufriedenheit. Und ob das Erstere oder das Letztere der Fall gewesen ist, das wird ein Jeder an dem erkennen, was er am Weihnachtsabend geschenkt bekommt. Und darnach möge dann ein Jeder sich für das nächste Jahr einrichten und ernste, feste Entschlüsse fassen, damit, wenn im abgelaufenen Jahre nicht Alles so gewesen ist, wie es hätte sein sollen, dieses im nächsten Jahre anders und besser wird." Und während er beim Beginn seiner Ansprache die Beiden angesehen hatte, als spräche er zu beiden gemeinsam, richtete er die letzten Worte ganz ausschließlich an den Aelteren, an den Großen. Und unter seinen Worten stand der Junge mit gesenktem Haupt; die Worte gingen über ihn hin wie ein eisiger Strom, und trotz der Wärme, die von dem brennenden Baume kam, fing er an zu zittern, wie im Frost. Denn hinter all' dem Licht und dem Glanz stieg ihm die Erinnerung wieder auf an all' die schrecklichen Dinge, die da gewesen waren, die da untergetaucht waren unter der Erwartung, der Freude, und die nun wiederkamen, wie etwas, was immer da sein würde, vor dem es kein Entrinnen gab.

„Und nun kommt heran," sagte der Vater, und damit trat er auf die Seite.

Im Augenblick aber, als er zur Seite trat und die Aussicht auf den Baum frei machte, kam ein Jubelgeschrei, als ob das ganze Zimmer bersten sollte. Von dem Schmudri kam das her, und es war geradezu merkwürdig, daß der Kleine so viel Kraft in der Lunge hatte, um solch einen Laut von sich zu geben. Unter dem Weihnachtsbaume flimmerte, funkelte und blitzte es; das war der Küraffiergeneral, Küraß, Helm und Säbel; auch die Trompete fehlte nicht, und das Alles lag auf dem Kleinen seinem Tische. Solch ein Entzücken nun wie damals an dem kleinen Jungen habe ich mein ganzes Leben lang bei keinem Menschen gesehen. „Der Küraffiergeneral," schrie er, „der Küraffiergeneral!" Dann galoppirte er rund um die Stube, flog auf den Vater zu und kletterte an dem hinauf, lief auf die Mutter zu, sprang ihr auf den Schoß und küßte sie, wie nicht gescheidt. Und von der Mutter zu dem Bruder, den er mit seiner Umarmung anlief, als wenn er ihn umreißen wollte. Er hatte eben gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß er die Uniform bekommen könnte, darum war seine Ueberraschung so ungeheuer groß; der Andere würde sie bekommen, so hatte er gedacht. Und der Andere hatte sie nicht bekommen. Auf dessen Tisch lagen ein paar Bücher, die er für die Schule brauchte; auch eine Reisebeschreibung, eine vernünftige, in der vom Einhorne nichts stand, dann noch einige nützliche Gegenstände — und weiter nichts. Von Spielsachen nichts.

Und vor dem Tische stand er nun, und das weiße Tischtuch, das von den paar Büchern kaum zugedeckt wurde, sah ihn an wie ein blasses, weißes, leeres Gesicht, in dem nur eins zu lesen war: Vorwurf, Vorwurf. Er konnte sich kaum entschließen, eins der Bücher zu berühren. Endlich that er es doch, weil er den Blick des Vaters auf sich gerichtet sah, weil er sich fürchtete und sich schämte. Denn die schreckliche Scham von damals war wieder in ihm; das mächtige Feuer, das Alles dunkel in ihm machte, dunkel. Und unterdessen sah er, wie der kleine Bruder schier närrisch vor Freude herumtanzte. Und da kam ihm ein ganz sonderbares Gefühl, — als gehörte er gar nicht mehr mit dem kleinen Bruder zusammen, als wären sie gar nicht Brüder mehr, als wäre der Kleine das Kind seiner Eltern, er aber nicht mehr, sondern als wäre er ganz fern von dem Allen hier, ganz wo anders, ganz da draußen, ganz allein. All' diese Gedanken, all' diese Vorstellungen, das ging ihm durch den Kopf, als wenn schwarze Flügel ihm um die Ohren schlügen. Darum fühlte er zunächst kaum einen Kummer, überhaupt nichts Bestimmtes, sondern nur eine dumpfe Betäubung.

Und wie er so stand und gar nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte, fühlte er, wie sich von hinten zwei Arme um ihn legten, das waren die Arme der Mutter, und wie sich ein Gesicht an sein Gesicht schob, das war wieder die Mutter, und sie flüsterte ihm ins Ohr, so leise, als ob Niemand außer ihm es hören sollte: „Du bist mein lieber Junge — das weißt Du — nicht wahr?" Aber er regte kein Glied, er konnte nicht, denn zum ersten Mal im Leben war ihm auch die Mutter fremd geworden, und nichts war

in ihm als eine Angst und ein kaltes Grausen. Darum, als die Mutter ihm weiter sagte: „Komm mit mir, der Vater erwartet, daß Du Dich bedankst," setzte er keinen Widerstand entgegen, sondern ließ sich führen, ganz willenlos, ganz mechanisch — ja — mechanisch — denn heute noch fühle ich, wie das war, als er die paar Schritte da hinüberging zu dem langen, schwarzen Mann in dem langen, schwarzen Rock. Wie wenn Einem die Füße eingeschlafen sind, so daß man sie gar nicht fühlt, sondern immer denkt, sie müßten unten Einem abbrechen wie Stücke Holz, so war das.

Der Vater hatte sich in den Armstuhl gesetzt und die Zeitung vorgenommen. Als nun die Mutter mit dem Jungen zu ihm herantrat, ließ er die Augen nicht von der Zeitung, drehte sich auch nicht herum, sondern sagte nur: „Nun?" Darauf sagte die Mutter für mich: „Er will sich bedanken." Der Vater las in seiner Zeitung weiter und zuckte mit den Achseln, und das sah so aus, als wollte er sagen: „Das glaube ein Anderer." Alsdann, nach einiger Zeit ließ er die Zeitung sinken, wandte sich herum und sagte: „Daß Du im Rechnen kein Held bist, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Trotzdem, was ein Deficit ist, das wirst Du doch wohl wissen? Und dann wird es Dir auch klar sein, daß dieses Jahr mit einem gehörigen Deficit abschließt. Laß Dir das jetzt als eine heilsame Lehre dienen für das kommende Jahr und sorge dafür, daß das nächste Jahr besser abschließt." Und nachdem er das gesagt hatte, nahm er seine Zeitung wieder auf und fing an, weiter zu lesen. Der Junge aber, als er hörte, daß der Vater nicht weiter sprach, richtete das Haupt auf, das er bis dahin gesenkt gehabt hatte, und als er sah, daß der Vater ihn nicht mehr ansah, sah er ihn von der Seite an, und da war es ihm, als ob es nie auf Erden ein menschliches Wesen geben würde, vor dem er solches Entsetzen empfände wie vor dem Manne, der da saß, und der sein Vater war. Darum, ganz still ging er in eine Ecke, hinter dem Baume, und setzte sich dort hin und sah auf den Lichterbaum und in der Stube umher und auf die Menschen da vorn, und es kam ihm vor, als wäre das eine ganz andere Stube als früher, als wären das Menschen, die er gar nicht kannte, und als wäre das Alles, was er erlebte, ein gräßlicher, gräßlicher Traum.

Von seiner Ecke aus sah er dann, wie die Eltern dem Schnudri den Küraß anlegten, den Säbel umschnallten und den Helm aufsetzten. Aber der Körper des kleinen Jungen war viel zu mager und dürftig für die Sachen, so daß sie ihm alle nicht paßten. Der Helm rutschte ihm beinahe über das kleine Gesicht, der Küraß und das Säbelkoppel waren zu weit; die Sachen waren eben auf einen größeren Jungen berechnet. Und als er sah, daß der Kleine ein betrübtes Gesicht machte, freute er sich. Den Kummer des kleinen Bruders zu sehen, das war an dem heiligen Abend seine Weihnachtsfreude.

Aber die Mutter wußte der Sache abzuhelfen. Sie holte rasch ein paar alte Zeitungen herbei, stopfte davon einen Ballen in den Helm, ein paar Ballen unter den Küraß, dann holte sie einen Hammer und einen runden Nagel und schlug damit noch ein paar Löcher in den Riemen des Säbelkoppels, und als nun die Sachen dem Schnudri wieder anprobirt wurden, saß

Alles wie angegossen, und der kleine Kerl stand mitten im Zimmer und strahlte vor Wonne und Vergnügen, daß sein Gesicht fast noch heller glänzte als der Küraß, in dem die Lichter spiegelten. Und wie er da stand — unterm Weihnachtsbaum — so froh, so glücklich, ohne eine Ahnung, daß Jemand es ihm mißgönnen könnte, weil er selbst vom Neid nichts wußte, so sehe ich ihn stehen, immer noch, heute noch, nach sechzig Jahren noch, den Kleinen, das Brüderchen, dem er seine Freude nicht gönnte, — seine unschuldige Freude, die auch seine letzte sein sollte — in seinem armen, kleinen, unschuldigen Leben — der Andere — die Canaille, der Satan, der Hund!

Und bis dahin war der Kleine so von der eigenen Freude erfüllt gewesen, daß er noch an gar nichts Anderes hatte denken können. Erst nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, fiel ihm der Bruder wieder ein, und er ging an dessen Tisch, um zu sehen, was der Schönes bekommen hatte. Und als er vor dem Tische stand und sah, wie traurig der aussah, wurde er ganz still, und sein Gesicht wieder ganz alt, und über den Tisch hin blickte er in die Ecke, hinter dem Baume, wo er den Anderen sitzen sah. Da wurde er ganz rathlos; das konnte man an seinem Gesichte wahrnehmen. Es fiel ihm ein, was zwischen ihm und dem Bruder verabredet worden war, daß sie mit den Schulkameraden „Pascher und Grenzer" spielen wollten, und daß der Andere der General hatte sein sollen — und nun war es so gekommen, und das Alles war doch nicht mehr möglich.

Was sollte denn nun werden? Er wußte sich keinen Rath. Er grämte sich für den Bruder — das sah man ihm an. Daneben aber konnte er doch die Freude nicht unterdrücken, daß er die Uniform bekommen hatte — das sah man ihm auch an. Und plötzlich, weil er den Drang fühlte, irgend etwas zu thun, trat er hinter den Baum, zu dem Bruder, und ohne ein Wort zu sagen, bot er ihm die Trompete an, die er in Händen trug. Die wollte er ihm schenken; so hatte er doch etwas. Und nun war das ja von dem Kleinen so gut gemeint, wie nur möglich, aber es kam zur unrechten Zeit. Denn dem Anderen, der auch daran gedacht hatte, wie er als General den Kleinen zu seinem Trompeter hatte machen wollen und der schon zu den Schulkameraden geprahlt hatte, wie er morgen als Kürassiergeneral erscheinen würde, kam es vor wie eine furchtbare Beschimpfung, daß er nun vorlieb nehmen sollte mit dem elenden Ding da, der Trompete. Wie ein Almosen erschien es ihm, das der Kleine, der Alles bekommen hatte, ihm hinwarf, wie einem Bettler. Darum, als der kleine Bruder ihm die Trompete hinhielt, riß er sie ihm aus der Hand, — wie ein böser Affe riß er sie ihm aus der Hand. In seinem Herzen war eine Wuth, ein Haß und ein Neid — mit beiden Händen packte er die Trompete, um sie zu zerbrechen, und weil er sie nicht zerbrechen konnte, verbog er sie, so daß sie einen Knick bekam und nicht mehr zu gebrauchen war. Das Alles geschah ganz lautlos, so daß die Eltern nichts davon hörten und sahen. Nur der kleine Bruder sah es, und der wurde leichenblaß, als er es sah, und wollte aufschreien. In dem Augenblick aber kam dem Anderen das Bewußtsein, was er gethan hatte, und die erbärmliche Angst vor dem Manne im langen, schwarzen Rock, und unwillkürlich sah er hinüber, wo der

saß, ob der auch nichts gesehen hätte. Und als der kleine Bruder den Blick gewahrte, schluckte er den Schrei hinunter, den er hatte thun wollen. — Solch ein Kind war das! Solch eine Seele war in dem kleinen Kind! Schluckte den Schrei hinunter, schluckte Alles hinunter, Schreck, Kummer, Jammer und blieb ganz still, ganz lautlos, und nahm die verbogene Trompete rasch wieder an sich und stopfte sie irgendwohin, versteckte sie, daß Niemand sie finden, Niemand sehen sollte, was der Andere gethan hatte, Niemand den Bruder strafen sollte! Nur sprechen konnte er an dem Abend mit dem Bruder nicht mehr, kein Wort, kein Wort. Mit dem Bruder nicht mehr, und überhaupt mit Niemandem mehr, sondern er wurde ganz still; lachte nicht mehr und freute sich nicht mehr, und so blaß, wie er in dem Augenblick geworden war, als der Andere ihm die Trompete verbog, so blieb er den ganzen Abend. Nur von Zeit zu Zeit sah er nach der Ecke hin, wo der Bruder war, und immer, wenn er es that, war eine Angst in seinen Augen, eine Angst —

Und, wie gesagt, das blieb den ganzen Abend so, ja, es wurde eigentlich immer schlimmer. Wie ein armes, kleines Thier, das den Raubvogel über seinem Kopfe sieht, oder irgend etwas Schreckliches wittert, das nach ihm blinzelt, so war es mit dem Kinde, so daß er am ganzen Leibe zitterte, als die Mutter ihm sagte: „Jetzt, Hänschen, denk' ich, gehen wir zu Bett!" Und als sie ihm den Helm abnahm und den Küraß und den Säbel, fing er plötzlich an, lautlos zu weinen. Lautlos, wie solche kranke Kinder weinen. Und als die Mutter ihn an sich drückte und fragte: „Warum weinst Du denn, Hänschen?" sagte er: „Aber morgen gehört sie mir doch wieder?" Darauf lächelte die Mutter, und als sie fühlte, wie er zitterte, setzte sie sich und nahm ihn auf den Schoß: „Wem soll sie denn sonst gehören? Freilich doch gehört sie Dir. Meinst Du denn, es wird Jemand kommen, sie Dir wegnehmen?" Und so etwas Aehnliches war es gewiß, was er meinte; aber er sagte es nicht, sondern drückte seinen kleinen Kopf an die Mutter, und allmählich hörte er auf, zu weinen.

In der Nacht aber — die Brüder schliefen nämlich in einem und demselben Zimmer, und für gewöhnlich schliefen sie ein, sobald sie sich hingelegt hatten — in dieser Nacht aber konnte der Andere nicht einschlafen, weil ihn die bösen Gedanken wach hielten. Und wie er so noch dalag, merkte er, daß auch der Kleine nicht schlief, sondern es war, als wenn er immerfort träumte und horchte. Als wenn er immerfort in Angst gewesen wäre, daß plötzlich etwas Schreckliches geschehen würde, daß Jemand kommen und ihm seine Uniform wegnehmen würde, so war es. Und als es ganz tief in der Nacht und im Hause Alles ganz still war, da muß in dem Weihnachtszimmer irgend eine Thür aufgestanden und zugeklappt, oder irgend etwas gefallen sein, — es kam von dem Weihnachtszimmer ein Geräusch.

Im Augenblick also, wie das Geräusch kam, war der Kleine in seinem Bette auf und aus dem Bette heraus, und so, wie er war, im Hemd und ohne Schuh und Strümpfe, lief er aus dem Schlafzimmer hinaus, auf den dunklen, kalten Flur hinaus und in das Weihnachtszimmer hinüber. Gleich darauf kam er dann wieder, und wie er ging, klipperte und klapperte etwas, und da

war es der Helm, der Küraß, der Säbel, die ganze Kürassieruniform, die er mit sich schleppte und die er auf sein Bett legte und zu sich unter die Decke nahm, als wenn er gemeint hätte, daß er anders nicht sicher gewesen wäre und doch Jemand kommen und sie ihm fortnehmen würde.

Und dieses Alles machte er so leise, als er nur konnte. Kaum einen Laut gab er von sich. Nur als er wieder in sein Bette kroch, konnte man hören, wie es ihn schauderte und fror, daß ihm die Zähne im Munde klapperten. Und dieses Alles hörte der Andere, und weil das Laternenlicht von der Straße ins Zimmer schien, konnte er es auch sehen. Und auch er gab keinen Laut von sich. Unter seiner Decke lag er zusammengeringelt wie ein böses Thier, und Alles, was er dachte, war nur, daß es kindisch war, was der Kleine that, kindisch und lächerlich. Und wenn er voraus hätte sehen können in die Zukunft, so würde er gewußt haben, daß einmal eine Zeit kommen würde, wo er sein halbes Leben dafür hingegeben hätte, wenn er in der Nacht aufgestanden wäre und dem kleinen Bruder gesagt hätte: „Fürchte Dich nicht! Ich will Dir Deine Sachen nicht nehmen. Und wenn Du Dich vor mir nicht zu fürchten brauchst, brauchst Du es vor keinem Anderen. Denn alle Anderen gönnen Dir ja Deine Freude.“ Aber er kam nicht und sagte nichts, sondern in seinem Herzen war nur der giftige Neid, als er sah, wie der Kleine das Alles zu sich ins Bett nahm, wonach er verlangt hatte, weil es dem Kleinen gehörte und nicht ihm, dem Anderen.

Darauf nun, am nächsten Tage, was der erste Weihnachtsfeiertag war, kamen die Schulkameraden, mit denen sie sich verabredet hatten, daß sie zusammen „Paschen und Grenzer“ spielen wollten. Der Schnudri hatte seine Kürassieruniform angelegt, denn es machte ihn doch ungeheuer stolz, sich so zeigen zu können. Für den Anderen aber, als er sah, wie die Jungen sich erstaunten, als sie den Kleinen mit der Uniform sahen und nicht ihn, für den war das ein fürchterlicher Augenblick. Sie fragten ihn ja nicht geradezu, aber er las es doch in ihren Augen: „Warum hast denn Du sie nicht gekriegt?“ Erklären konnte er ja nichts; dazu hätte er Dinge erklären müssen, die er selbst kaum verstand. Darum, wie nun ein allgemeines, verlegenes Schweigen entstand, ging ihm wieder die Scham über den Leib, vom Kopf bis zu Füßen, daß er blutroth wurde. Ihm war, als wenn man ihn mit der Faust auf den Kopf geschlagen hätte, so daß er den Kopf gar nicht erheben konnte. Und so zogen sie denn ins Feld hinaus und waren Alle ganz still.

Als sie hinausgekommen waren, blieben sie Alle stehen, als wenn sie sich berathen wollten, aber Niemand wußte etwas zu sagen. Alle sahen auf die beiden Brüder, namentlich den Aelteren, was der sagen würde, weil er es doch immer war, der bei den Spielen Alles angab; aber weil der nichts sagte, sagte auch kein Anderer etwas.

Endlich fragte Einer: „Aber, wer soll denn nun General sein?“ Darauf zeigte der Aeltere auf den Kleinen und sagte: „Na, wer? — Da steht er ja.“ Das sagte er aber nicht in gutem Sinne, sondern aus Bosheit, weil es ihm wie ein Hohn vorkam, daß der Kleine der Anführer sein sollte, und weil er wußte, daß die Anderen es auch so aufnehmen würden. Und so war es auch.

Denn der Schnudri war ja beinah der Kleinste und Schwächste von Allen. Darum erschien es den übrigen Jungen wie eine Beleidigung, daß er sie commandiren sollte. Und außerdem erschien es ihnen überhaupt ungerecht, daß er solch eine schöne Uniform bekommen solle. Denn unter den Jungen war es eine allgemeine Ansicht, daß der Kleine ein verzogenes Muttersöhnchen wäre, weil sie doch nicht wußten, daß er krank war. Oder, wenn sie es gewußt hätten, würden sie vermuthlich doch keine Rücksicht darauf genommen haben. Denn darin sind ja die Jungen wie die Thiere in einer Herde; wird ein Stück krank, so gehört es nicht mehr zu ihnen. Aber Rücksicht darauf nehmen — das gibt es nicht.

Darum, als der Andere gesagt hatte: „Da steht er ja", wurde ein allgemeines Gemurmel unter den Jungen, und der Eine, der vorhin gefragt hatte, sagte: „Na, das wäre mir auch ein schöner General." Und wie er das gesagt hatte, wurde aus dem Gemurre ein allgemeines Gejohle, und der Kleine stand ganz verdonnert mitten unter den Anderen, weil er merkte, daß sie alle gegen ihn waren, und weil er doch auch fühlte, daß er zu schwach war, um sie anzuführen. Und wie er so dastand und den Kopf hängen ließ, trat Einer auf ihn zu und sagte: „Weißt Du, was Du thun sollst? Deine Uniform sollst Du ausziehen, und sie Deinem Bruder geben; denn für den paßt sie doch viel besser, als wie für Dich." Darauf stimmten alle die Uebrigen mit „ja! ja!" dem bei. Der Kleine aber verzog das Gesicht, als wenn er zu weinen anfangen wollte, und drückte die Hände über der Brust zusammen, wie um seinen Küraß fest zu halten, weil er doch um alle Welt die schöne Uniform nicht hergeben wollte. Der Andere aber, wie er gehört hatte, was für ein Vorschlag gemacht worden war, und daß der Schnudri die Uniform hergeben sollte für ihn — mit einem Mal kam ihm ein Gedanke, und er sagte: „Jetzt will ich Euch sagen, was wir spielen wollen: Rebellion! Der Hans also ist der General, und wir Anderen sind die Soldaten. Und die Soldaten also machen die Rebellion gegen den General. Und der General will ihnen entwischen, und die Soldaten verfolgen ihn. Und dazu kriegt er zwanzig Schritte Vorsprung. Und wenn er bis da oben auf den Berg rauf kommt" — in der Mitte der Ebene war nämlich ein Hügel — „dann hat er gewonnen. Wenn er aber vorher eingeholt wird, dann haben die Soldaten gewonnen, und dann wird dem General seine Uniform weggenommen."

Das war denn ein Vorschlag, der sofort zündete. „Ein famoses Spiel! Ein famoses Spiel!" Feuer und Flamme waren sie gleich alle mit einander. Aber Höllenfeuer war es, und von dem Teufel angezündet, der einstmals dem Kain zugeflüstert hatte: „Schlage deinen Bruder Abel todt." Wenn er hinauf kam bis auf den Berg, dann sollte ihm seine Uniform gehören dürfen — jawohl — aber sie wußten, daß er nicht hinaufkommen würde, daß sie ihn vorher einholen und berauben und vergewaltigen würden, den armen, schwachen, kleinen Kerl.

Ein Spiel nannten sie das, — und es war kein Spiel, sondern etwas Ernsthaftes, Furchtbares, Gräßliches, ein Stück Menschenniedertracht, die sich einen unschuldigen Mantel umhing, wie sie das immer thut, weil sie sich

schämt und fürchtet vor dem Gottesauge dadrinnen in der Seele; Neid, höllischer, verdammter, verfluchter Neid, der sich Spiel nannte, während er in Wirklichkeit die Jungen, so, wie sie waren, in Wölfe verwandelte, in habgierige Bestien. Und daß so Etwas vorging, daß er plötzlich umgeben und umringt war wie von Wölfen, das muß er gefühlt haben, der kleine Junge; das sah man seinem Gesicht an, wie er umhersah, so kläglich, wie er nach seinem Bruder sah, seinem großen Bruder, ob ihm der nicht zu Hülfe kommen würde. Aber der — von dem ging ja die ganze Geschichte aus; und in dessen Seele war jetzt wahr und wahrhaftig der Teufel los, daß er nichts Anderes mehr denken konnte, als daß die Uniform, nach der er sich so rasend gesehnt hatte, ihm nun für einige Zeit wenigstens doch gehören würde, doch!

Darum sah man dem Kleinen an, wie ihm die Sache unheimlich wurde, und wie er dicht am Weinen war, und wie er am liebsten gar nicht mitgespielt hätte, sondern fortgegangen und weit davon gewesen wäre, weit davon. Aber das Alles war nun nicht mehr möglich, und die Jungen würden ihn auch gar nicht davon gelassen haben. Sondern sie sagten ihm: „Hier, wo wir jetzt sind, bleibst Du also stehen. Wir gehen jetzt zwanzig Schritt zurück. Dann wird gezählt eins — zwei — drei — und bei drei fängst Du an zu laufen, nach dem Berge hin, und wir hinterher.“ Und damit so ging der ganze Haufe von ihm fort, zurück, und indem sie gingen, zählten sie laut ihre Schritte, bis daß sie zwanzig gezählt hatten; und alsdann so machten sie wieder Kehrt, und Einer zählte ganz laut eins — zwei — drei. Und im Augenblick, als das „Drei“ heraus kam, fing die ganze Meute an zu laufen, zu laufen — und Jeder schrie, so laut er schreien konnte: „Fangt den General! fangt den General!“ Und wenn in dem Augenblicke ein Erwachsener vorübergegangen wäre und es mit angesehen hätte, dann, in der Art, wie die Erwachsenen über die Kinder denken, würde er wahrscheinlich gesagt haben: „Sieh' Einer, wie die munteren Jungen sich amüsiren“. — und nicht geahnt würde er haben, daß das, was er für ein Vergnügen hielt, in Wahrheit ein Wettlauf war um Leben und Tod. Ja! Um Leben und Tod! Denn wie er die Meute losbrechen sah, fing auch der Kleine zu laufen an, so schnell die kleinen Beine vermochten. Aber gleich bei den ersten Schritten muß er gefühlt haben, daß es eine verlorene Sache war, daß sie ihn einholen würden. Wie er das Geschrei hinter sich hörte, muß es ihm gewesen sein als käme eine Indianerhorde hinter ihm drein, die ihm die Kopfhaut abziehen würde, so daß ihn die Todesangst ergriff und die Verzweiflung. Darum gleich nach den ersten Schritten fing er an zu schreien, ganz gellend, ganz kreischend. Was es war, konnte man nicht verstehen, aber es klang, als wenn er „nein! nein! nein!“ schrie. Sie sollten ihm das nicht thun, sollten nicht so gegen ihn sein. Aber natürlich hörte Keiner darauf, sondern die Hetzjagd ging weiter. Der Helm flog ihm vom Kopfe. Wie er zur Erde rollte, waren gleich drei, vier darüber her, aber der Andere stieß sie alle fort; Keiner außer ihm sollte den Helm haben und die Uniform. Er setzte sich den Helm auf; und dann mit einem „Hussah“ weiter und wie ein wildes Thier hinter dem Kleinen her. Denn wie ein toller Hund, so war er gerade, der nichts mehr von Allem weiß, was

er früher geschont und geliebt hat, sondern nach Allem schnappt und beißt. Die Uniform! die Uniform! Das war das Einzige, was er noch denken konnte und fühlen. Wie eine Fackel, die ihm der Teufel vor die Augen hielt, so war das. Und darauf, wie der Kleine die Schritte immer näher hinter sich hörte und das keuchende Laufen und die Stimmen, die schon ganz heiser geworden waren von dem rauhen Geschrei, blieb er plötzlich stehen, lief nicht weiter, blieb stehen, gab Alles verloren, warf sich zur Erde, ganz schnell, streckte beide Arme von sich und drückte das Gesicht in das feuchte, graue, kalte Wintergras. In dem Augenblick waren sie über ihn her, und Allen voran der Andere, der Bruder über den Bruder.

Die Schnallen, mit denen der Küraß an den Schultern des Kleinen fest gemacht war, schnallte er auf. Das Säbelkoppel, das der Kleine um den Leib hatte, schnallte er ihm ab. Alles rack — rack — rack. Alles mit ein paar Griffen. Alles so rasch, obschon ihm die Hände vor Leidenschaft flogen, wie ein Räuber, der Jemanden überfallen hat und ausplündert. Und dann eben so rasch den Küraß an die eigenen Schultern, das Säbelkoppel um den eigenen Leib. Und dann den Säbel herausgerissen. Und „hurrah" — jetzt war er der General! Und „hurrah", jetzt hatten sie einen Anführer, wie es sich gehörte. Jetzt konnten sie spielen. Jetzt wollten sie spielen, „Pascher und Grenzsoldat", gehörig, so daß man sich am Kragen kriegte und raufte und prügelte; denn sie waren Alle wild geworden, wild, wild. Zwar der Kleine lag noch immer an der Erde, die Arme ausgestreckt, das Gesicht ins Gras gedrückt, und schluchzte und wimmerte, daß der kleine Körper gegen den Erdboden stieß. Aber — ach was — das Muttersöhnchen! Es war ihm ja gar nichts geschehen. Er würde sich schon beruhigen und, wenn er sich ausgeheult, aufstehen und nachkommen. Alles war doch ein Spiel; und Spaß muß doch Jeder verstehen. Darum jetzt nur fort von hier und vorwärts, daß wir zum Spiel kommen! Fort — denn ob es den Anderen so ging, wie ihm, daß sie eine Art Grauen fühlten, als sie den Kleinen nicht aufstehen sahen — ich weiß es nicht — aber wahrscheinlich war es so. Wahrscheinlich war es so, daß sie fühlten, sie hätten da etwas gethan, was sie lieber nicht hätten thun sollen, nicht hätten thun sollen.

Und so wurde denn nun losgespielt, so wild und toll und wüthig wie nur möglich. Eine Stunde lang, und noch eine, und immer weiter. Und endlich kam dann eine Pause, und in der Pause ein Umhersehen, ein Hälserecken, ein Fragen von Einem zum Anderen — war denn der Kleine nicht nachgekommen? Nein — der Kleine war nicht nachgekommen. Also in einem Hui ging es nach der Stelle zurück, wo vorhin, — aber die Stelle war leer. Er war nicht mehr da — war fort — wo denn hin? Und darauf, als nach all dem Lärm und Geschrei eine Stille eintrat, eine ganz lautlose, allgemeine, kam Einer damit heraus — er glaubte — er hätte gesehen, wie der Kleine ganz allein übers Feld gegangen wäre — nach der Stadt zu — nach Hause zu. — Und da mit einem Mal — wie wenn Jemand in einem wüsten Rausch gewesen ist und plötzlich zur Besinnung kommt — so ging es dem Betreffenden, so war ihm zu Muthe. „Nach der Stadt zu wäre er gegangen?" — „Ja! — Als ob er eins getrunken gehabt hätte — ganz taumelig — und die Hände am Kopf."

Wie ein eiskalter Strom ging es dem Jungen über den Leib und sauste und brauste ihm in den Ohren. Keinen Laut konnte er hervorbringen. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Ohne ein Wort zu sprechen, knöpfte er sich den Küraß ab, und den Säbel ab, nahm den Helm vom Kopf. Nichts vom Spiel mehr; das Spiel war ihm verleidet. Die Uniform, nach der er so wüthend verlangt hatte, sie war ihm verleidet. Am liebsten hätte er sie von sich geworfen, fort. Aber das ging doch nicht; es war doch dem Kleinen sein Eigenthum. Also mußte er sie dem Kleinen wieder bringen, nach Haus. Und indem er das dachte — nach Haus — war ihm, als wenn eine Hand in seiner Brust gewesen wäre, mit langen, eisernen Fingern, die sich um sein Herz legten und sein Herz zusammendrückten, langsam, wie eine Schraube.

Keiner von Allen dachte mehr ans Spielen; Keiner sprach ein Wort. Wie eine Herde von stummen Thieren zogen sie nach der Stadt zurück. Es war ein grauer, nebliger Wintertag. Kein Strahl von Sonne, auch keine Ahnung davon. Wie sie nun in die Nähe der Stadt kamen und die Stadt vor ihnen lag und der graue Himmel über den Dächern, den Ziegeldächern, auf denen die rothen Ziegel ganz rostbraun aussahen vor Alter, so daß Alles in einander verschwamm, so öde, so grau in grau — wie er das Alles sah — da war es ihm — da überkam es ihn — als wenn da etwas Todtes vor ihm läge — wie ein todtes Gesicht, das er früher gekannt, das ihm zugenickt und gelächelt hatte, und das nun gestorben war und die Augen auf ihn richtete, erloschene, in denen nie wieder Licht sein würde, nie wieder. Und nicht wie ein Gesicht nur — wie ein großer, stummer, todter Leib, so sah es aus, daß er denken mußte, so müßte es aussehen, wenn die Mutter vor Einem läge, kalt, stumm und todt. So war ihm zu Muth; und so stark fühlte er das, so furchtbar, daß er nicht weiter gehen konnte, sondern stehen bleiben mußte. Und dabei schlugen der Küraß und der Helm und der Säbel, die er in den Händen trug, an einander, und gaben einen leisen Klang, beinah wie eine ferne, ferne Glocke. Und da war es ihm, als wäre irgendwo, wo er sie nicht sehen konnte, eine Uhr, eine große Uhr, und als schlüge die Glocke in der Uhr mit einem Tone, wie er nie einen gehört, so tief, so dumpf, so schwer. Und heute, da sechzig Jahre um sind seit dem Augenblick, weiß ich, wo die Uhr war, die er damals nicht sehen konnte — in seiner Seele — und was die Uhr damals schlug: Schicksal, Schicksal, Schicksalstunde!

Eine solche Angst war in ihm, solch' ein Grauen, daß er am liebsten gar nicht in die Stadt zurück und nach Hause gegangen wäre, sondern in die Welt, irgend wohin — vielleicht noch lieber in den See, in das kalte Wasser hinunter und den Tod. Ja — so war ihm, so war ihm zu Muthe. Aber die Sachen des Kleinen, die ihm in den Händen wie Blei lagen, weil er sie dem Kleinen genommen hatte, geraubt, gestohlen, er mußte sie doch zurück bringen an den Kleinen. Darum mit den Anderen ging er in die Stadt, und als sie in die Stadt gekommen waren, wandte er sich in der Richtung, wo das Haus der Eltern lag. Als er aber an die Straße kam und das Haus von ferne sah, packte ihn das Grausen wieder so, daß er nicht darauf zu gehen konnte, sondern umkehrte und in eine Nebenstraße ging und aus der in eine

andere und wieder in eine andere, immerfort, die ganze Stadt entlang, wie sinnlos, wie betäubt, wie ein verwildertes Thier, das vom Hofe gelaufen ist und sich nicht wieder zurück getraut. Essen und Trinken — Hunger und Durst — danach fragte er nicht, daran dachte er nicht, davon wußte er nichts. Erst als es dunkler und immer dunkler, zuletzt fast ganz dunkel wurde, und weil er doch nicht auf der Straße bleiben konnte in der Nacht, und weil er so müde geworden war, daß er kaum mehr gehen konnte, sondern beinah hingefallen wäre und liegen geblieben auf dem Pflaster, schlich er nach Hause, ganz langsam, leise, ganz leise. Und nun hatte er sich vorgestellt, wenn er in die Nähe von dem Hause käme, dann würde darin ein Lärmen und Toben sein, und bis auf die Straße hinaus würde er die Stimme hören, vor der er sich so fürchtete, die Stimme des Vaters, die mit dem Tone, den er kannte, mit dem schrecklichen Tone durch das ganze Haus donnerte: „Wo steckt der Bengel? Wo bleibt er?" Und als er nun an das Haus heran kam, lag das Haus so dunkel, so still, und kein Laut war rings herum zu hören, kein Laut. Eigentlich hätte ihm das ja lieb sein müssen — aber dennoch war es ihm nicht lieb, sondern — er wußte selbst kaum, was — unheimlich, unheimlich.

Also klinkte er die Hausthür auf, ganz vorsichtig, ganz leise, und dann auf den Fußspitzen, wie ein Verbrecher schlüpfte er hinein. Und im Hause war Alles dunkel, und so, wie es draußen gewesen war, so war es drinnen, ganz still Alles, daß man keinen Laut hörte, fast todtenstill.

Kein Mensch war zu sehen, nicht der Vater, nicht die Mutter und der Kleine erst recht nicht. Darum tappte er sich über den Flur nach dem Zimmer hin, wo er mit dem kleinen Bruder zusammen schlief; da wollte er hinein, ins Bett und sich verstecken. Im Augenblick aber, als er die Thür ergreifen wollte, kam ein Lichtschein, und den Gang herauf, der nach der Küche führte, kam Jemand, und die da kam, das war die alte Köchin. Sie hatte ein Licht in der Hand, und weil sie gehört haben mochte, daß Jemand da herum schlich, blieb sie stehen und hielt die Hand vor das Licht, damit sie erkennen konnte, wer es war — und wie sie da stand und das Licht ihre Stirn beleuchtete, die so alt und voll Runzeln und Falten war, das sehe ich noch, daß ich es malen könnte, so genau. Darauf, als sie erkannt hatte, wer es war, ließ sie die Hand herab und sagte — und auch das, wie sie sprach, höre ich heute noch ganz deutlich und genau — und sagte — kein Vorwurf war in dem Ton, wie sie sprach, nicht einmal ein Erstaunen, sondern nur etwas so Schweres, als wenn sich die Worte aus ihrem Munde heraus schleppten — und sagte: „Wo bist denn Du gewesen? Weißt Du denn nicht, was hier geschehen ist? Und daß Hänschen im Sterben liegt?"

So sagte sie, und als sie so gesagt hatte, war dem Jungen, als würde ihm ein Nagel, ein ganz langer Nagel vom Kopf herunter durch den ganzen Leib geschlagen und nagelte ihn am Fußboden fest. Und was man den kalten Schweiß nennt, damals in der Stunde habe ich das kennen gelernt.

Darauf, wie ein Rasender wollte er auf und in die Stube der Eltern hinein, aber da faßte ihn die alte Köchin am Arm und sagte, und diesmal sprach sie ganz hastig, ganz flüsternd, ganz angstvoll: „Nein, nein, da darfst

Du nicht hinein, Vater und Mutter sind ja da bei ihm drin, und Niemand darf hinein." Und dann, wie der Junge am Thürpfosten lehnte, selber so starr und steif wie ein Stück Holz, machte sie die Thür zu dem Zimmer auf, wo die Brüder schliefen und leuchtete hinein und sagte: „Geh Du nur jetzt und leg Dich zu Bett, da ist nun nichts mehr zu machen."

Und als sie so hinein leuchtete und er hinein trat in das Zimmer, da sah er, daß das Bett, in dem der Kleine sonst lag, nicht mehr da war, und an der Stelle, wo es gestanden hatte, war ein leerer Fleck. Und was damals in dem Zimmer war, das ist seitdem in seinem Herzen geworden, ein leerer Fleck. Ein leerer Fleck! Sechzig Jahre sind hingegangen seitdem, und der leere Fleck ist geblieben, nichts hat ihn ausgefüllt; nur ein Schattengesicht, das mich ansieht mit traurigen Augen, an dem kein Leib mehr ist, kein Leben, das mich ansieht in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann!

Dann bewegt es die Lippen, dann hör' ich's: „Kann nicht mehr spielen mit Dir, nicht mehr sitzen mit Dir in der Cajüte und den Arm um Dich schlingen und zuhören, wenn Du erzählst von dem großen Wald und dem Einhorn und den Thieren darin. Nie mehr — nie mehr — — —

Die Erzählung brach ab.

Aus der Ecke hinter mir, von wo die Erzählung gekommen war, kam es hervor; mit schwerem Schritt kam der alte Graumann hervor. Auf einen Stuhl fiel er nieder; auf den Tisch, daran ich saß, warf er die Arme, auf die Arme fiel sein graues Haupt. „O Bruder! O Brüderchen! O armer, kleiner Bruder!"

Ein Stöhnen durchschütterte ihn. Wie ein alter Baum sah er aus, den Sturmwind schüttelt, als wenn er ihn brechen wollte.

„Und am nächsten Tage" — aber er vollendete den Satz nicht. Vom Stuhl, auf den er niedergesunken war, sprang er auf. „Aber das kann ich nicht erzählen! Kann ich nicht erzählen!" Im Zimmer stürmte er auf und ab. „Wie er an der Thür stand, an der Thür des Zimmers, wo sie ihn hinein getragen hatten, den Kleinen, in seinem Bett. Wie er hinein wollte und nicht hinein konnte, weil die Thür von innen verriegelt war. Wie er an der Thür klinkte und hinein wollte, mit Gewalt. Bis daß wieder die alte Köchin kam und ihn am Arme nahm und zurückzog und sagte: ‚Mach doch keinen solchen Lärm. Es darf ja kein lautes Wort gesprochen werden im Haus.' Wie er dann stehen blieb auf dem Flur, immer die Augen auf der Thür; und sein Schluchzen verschluckte und seine Thränen, daß ihm ein Geschmack im Munde wurde und in der Kehle, als wenn er Gift hinunter würgte. Und wie die alte Köchin immer wieder kam und versuchte, ihn von der Stelle fortzubringen und wie er nicht fortzubringen war, sondern auf den Küraß zeigte und den Helm und den Säbel, die er den ganzen Tag nicht aus den Händen ließ, und sagte: ‚Ich muß ihm doch seine Sachen wieder bringen, seine Sachen wieder bringen.' Worauf dann die Alte sagte: ‚Ach laß doch die Sachen; was soll er denn noch damit! Er weiß ja von nichts mehr etwas.' Worauf es ihm erst ganz klar wurde, wie es um den kleinen Bruder stand, und daß er ihn vielleicht nie wieder sehen würde. Und so kam es auch. So geschah es auch.

Aber das Alles kann ich nicht mehr erzählen! Was ich keinem Menschen erzählt habe, das habe ich Ihnen erzählt. Aber das kann ich nicht, das können Sie nicht verlangen! Sechzig Jahre lang hat das Alles begraben gelegen da drinnen in mir. Sprechen muß der Mensch. Nicht nur zu sich selbst; wenn er immer nur zu sich selbst spricht, das macht verrückt. Sprechen muß der Mensch zu einem anderen Menschen. Sechzig Jahre lang habe ich keinen gefunden. — Sie sind ein weicher Mensch, ein guter Mensch, ein feiner Mensch, — zu Ihnen habe ich gesprochen. Darum habe ich das Grab aufgebrochen, worin die alten Geschichten liegen, die schrecklichen Geschichten. Nun sind sie wieder wach geworden, die Todten wieder lebendig geworden. Nun ist es wieder da, und ich wieder drin, mitten drin, in der Hölle! In der Hölle! Und das Wort ist wieder da — hier in meinen Ohren — das gräßliche, das er nachher mir gesagt hat, der Mann von Stein, der Mann von Eis — ‚Daran, daß Dein kleiner Bruder gestorben ist, daran — bist —', und der Schrei ist wieder da, mit dem die Mutter sich dem Manne entgegen warf, als er das sagte — mit einem Gesicht — wie ich es nie an ihr gesehen — so verzerrt, so — so — gar nicht mehr das Gesicht meiner Mutter, meiner sanften, süßen Mutter — wie sie den Arm gegen ihn ausstreckte, ganz lang: ‚Es ist nicht Dein Kind nur, sondern meines auch! Und meinem Kinde das Leben vergiften — das sollst Du nicht! das darfst Du nicht! das — das —', und wie sie dann — krach — zur Erde fiel, ganz starr, ganz weiß, wie mit einem Schlage, bevor Jemand sie aufzufangen vermochte, — das Alles erzähle ich Ihnen nicht, erzähle ich nicht. Wie soll ein Mensch das erzählen, ein Mensch von Fleisch und Blut, — wie kann er das? Aber zeigen will ich Ihnen — kommen Sie mit —, Ihnen, dem ich Alles gesagt, Ihnen will ich zeigen, was kein Mensch gesehen, — kommen Sie mit."

Er nahm die Lampe auf, die auf dem Tische stand, und wandte sich nach dem Schlafzimmer. Als er bemerkte, daß dort bereits eine Lampe stand, setzte er jene wieder nieder. „Kommen Sie." Er schritt mir voran; ich folgte ihm. Indem ich aufstand, fühlte ich, daß mir die Glieder so schwer geworden waren, daß ich Mühe hatte, mich zu erheben.

In dem Schlafzimmer, an der Wand, dem Bette gegenüber, war ein Vorhang von schwerem, dunkelgrünem Stoff. Es fiel mir ein, daß man mir von einem solchen erzählt hatte.

Der Vorhang war geschlossen. Er trat heran, und mit einem Griff schlug er ihn aus einander. Das Licht der Lampe, die unter dem Bilde der beiden Brüder stand, fiel auf die Stelle; an der Wand, im stillen Lichte leise blinkend, hingen die Stücke einer Kinderuniform, einer Küraſſieruniform, ein kleiner Helm, ein Küraß, ein Säbel und eine verbogene Trompete, — wie so etwas ausgesehen hatte vor sechzig Jahren.

Keiner Bewegung fähig, wortlos stand ich da. Diese armen, kleinen Ueberbleibsel lang vergangener Zeit, diese Erinnerungszeichen an Dinge und Menschen, von denen auf Gottes weiter Welt nur ein Mensch noch, ein einziger, etwas wußte, — so hatte dieser Mensch sie festgehalten und bewahrt in seinem liebeverlangenden, liebeberaubten, tiefen, unglücklichen Herzen!

Zwischen der Lampe und dem Vorhang, mitten im Zimmer, stand ein Stuhl; auf diesen Stuhl hatte er sich gesetzt, beide Arme auf der Lehne, das Gesicht in die Arme gedrückt, so daß das graue Haupt gerade vor mir war. Eine unwillkürliche Regung erfaßte mich, ich beugte mich nieder und drückte die Lippen auf sein graues Haar. Er blickte nicht auf, er nickte nur, und es sah aus, als hätte er gesagt: „Ja, nicht wahr? Ja, nicht wahr?"

Als ich sah, daß er keine Bewegung machte, aufzustehen, und weil ich fühlte, daß er für heute nichts mehr zu sagen hatte, beugte ich mich zu seinem Ohr. „Lassen Sie mich jetzt gehen," sagte ich, „aber wenn Sie erlauben, komme ich wieder!" Statt aller Antwort griff er nach meiner Hand, und seine Hand sagte, was sein Mund nicht aussprach: „Komm wieder! Laß mich nicht allein! Komm wieder!"

Geräuschlos verließ ich ihn. Ueber die dunkle Treppe tappte ich mich hinunter. Die Hausthür war geschlossen; ich mußte den Vater der Kinder, durch die ich heute die Bekanntschaft des alten Mannes gemacht hatte, herausklopfen, damit er mir aufschloß. Am Nachmittag war ich gekommen — als ich über die Brücke zur Stadt zurück ging, schlug es von den Thürmen Mitternacht. Tief, dumpf und schwer kam der Klang über das Wasser. Ich blieb stehen. An die Uhr mußte ich denken, von der er mir gesagt hatte, die unsichtbare, die in seiner Seele Schicksal, Schicksal, Schicksalsstunde geschlagen hatte. Ueber das Brückengeländer sah ich hinunter in den winterlichen Strom, auf dessen grauem Rücken die Eisschollen dahin rauschten. Von der Strömung getrieben, stürmten sie, wie ein angreifender Haufen, gegen das Ufer, auf dem die Häuser der Stadt lagen. Aber das Bollwerk stand fest; machtlos prallten sie dagegen, und zerschellend setzten sie ihren Lauf fort. Gegen die Elemente hat der Mensch Schutzwehr und Dämme gefunden — wer schützt den Menschen wider den Menschen? Wer schützt ihn gegen sich selbst? Der Stern, der in Jahrtausenden immer einmal aufgeht aus einem göttlichen Herzen, der heilige Stern, den wir Liebe und Vergebung nennen, wann endlich bleibt er am Himmel, um nicht wieder unterzugehen? Das Wort, das ich heute vernommen hatte, als letzten aus sechzig Jahren qualvoller Erfahrung gekelterten Lebensspruch, wann endlich wird es Gebot für jeden Einzelnen — „Fülle das Herz Deiner Nebenmenschen mit Glück?"

Reiseeindrücke aus Marokko.

Von

Theobald Fischer.

[Nachdruck untersagt.]

Die sich periodisch erneuernden blutigen Aufstände in Marokko, die Schwierigkeiten, in welche die marokkanische Regierung fast unaufhörlich mit den europäischen Mächten verwickelt ist, und die das Erscheinen von Kriegsschiffen, nicht gar selten auch deutschen, vor den wichtigsten Küstenplätzen herbeiführen, lenken immer wieder die Blicke der gesitteten Völker auf dieses heute einzigartig in der Welt dastehende Reich. Bei deutschen Lesern kommt noch hinzu, daß die deutschen Interessen in Marokko in den letzten fünfzehn Jahren ganz außerordentlich gewachsen sind und wir deshalb wie wegen der sowohl an und für sich wie mit Rücksicht auf unsere überseeischen Beziehungen wichtigen Weltstellung dieses Landes allen Anlaß haben, demselben gespannte Aufmerksamkeit zu schenken. Um so mehr, als Frankreich soeben die marokkanische Frage von der Sahara aus aufzurollen und ein Umsturz im Innern sich vorzubereiten scheint.

Marokko ist seit zwanzig Jahren Gegenstand meiner Studien. Im Frühling 1888 habe ich dasselbe zum ersten Male betreten. Die Forschungspläne, die ich damals im Auge hatte, erwiesen sich aber als unausführbar. Das Gebirgsland von Nord-Marokko, auf welches es mir ankam, ist noch heute unerforscht und wird im Angesichte von Europa, in Hörweite der Kanonen von Gibraltar noch für lange Zeit einer der unbekanntesten Theile, vielleicht sehr bald der unbekannteste Theil von Afrika sein. Dafür sorgen die von dem Sultan unabhängigen, freiheitliebenden Gebirgsberbern, die, außerordentlich wachsam und argwöhnisch, unfehlbar jeden Europäer, in welcher Verkappung immer er bei ihnen einzudringen suchen sollte, entdecken und umbringen würden. Im Februar 1899, während meines Aufenthaltes dort, ging in Tanger das Gerücht um, die Rhiata, einer dieser Stämme, welcher das Gebirge östlich von Fâs bewohnt und die Heere des Sultans oft genug blutig heimgeschickt hat, hätten zwei Engländer als Spione ergriffen, erschossen und ihre Leichen verbrannt. Ob etwas Wahres daran war, werden auf

europäischer Seite wohl nur wenige Eingeweihte wissen, denn officiell kann sich auch England in diesem Falle nicht um seine Sendlinge kümmern. Daß aber solche, und ähnlich wohl auch französische, abgesehen von den männlichen und weiblichen Missionaren, die sich nicht nur in den beiden Hauptstädten, sondern auch bereits in kleineren Orten des Inneren niedergelassen haben, das Land erforschen, unterliegt keinem Zweifel. Im Gegensatz zu den übrigen sind auch die Gebirgsberbern des Nordens durch den lebhaften, von Gibraltar und Spanien aus betriebenen Schmuggel mit vortrefflichen Hinterladern bewaffnet und so dem Heere des Sultans überlegen.

Als es mir endlich im Februar 1899 möglich wurde, meine marokkanischen Forschungspläne wieder aufzunehmen, hatte ich sie dahin abgeändert, daß sie nur dem Gebiete zwischen dem Atlasgebirge und dem atlantischen Oceane, dem Atlas-Vorlande, galten. Das ist der bei Weitem wichtigste Theil des bei uns gewöhnlich als Sultanat Marokko bezeichneten großen Ländergebietes an der Nordwestecke von Afrika, das Herzland desselben. Thatsächlich reicht nämlich die Herrschaft des Sultans nicht viel weiter als dieses weithin offene Atlas-Vorland; ja, ich konnte zu meinem Schaden feststellen, daß selbst da das Ansehen desselben nicht überall sehr groß ist. Man unterscheidet im Lande selbst auch ganz allgemein das dem Sultan wirklich unterworfene Gebiet, das Beled el Makhzen (Land der Kanzlei, Land der Regierung), vom Beled es Sfiba, dem von unabhängigen Stämmen bewohnten. Und dieses macht wirklich $^3/_4$, wenn nicht mehr, der etwa dem $1^1/_2$fachen des Deutschen Reiches an Ausdehnung gleichkommenden Ländergruppe aus, die unsere Kinder in der Schule als Sultanat Marokko auswendig lernen. Der größere Theil derselben ließe sich am besten unter den neuen Begriff der Interessensphäre einreihen. Aber selbst diese ruht auf so schwachen Füßen, daß kein Hahn danach krähen wird, wenn die Franzosen soeben die Oasengruppe von Tidikelt in Besitz genommen haben und dem die Besetzung der noch weit wichtigeren von Gurara und Tuat wahrscheinlich sehr rasch werden folgen lassen. Diese tief in die Sahara vorgeschobenen, aber mit vom Atlas kommendem Wasser gespeisten Oasen waren thatsächlich unabhängig und benutzten den Sultan von Marokko, der ja für die mohammedanische Welt der Nordwestecke Afrika's das geistliche Oberhaupt ist, nur als deckenden Schild.

Mein diesmaliger Aufenthalt in Marokko hat im Ganzen vier Monate umfaßt, von Februar bis Juni. Ich sah mich zuerst zu einem mehr als zweiwöchentlichen Aufenthalte in Tanger gezwungen und lernte schon da mich daran gewöhnen, daß in Marokko Zeit keinen Werth hat. Ich nützte diesen Aufenthalt, so weit die Zeit nicht von den Reisevorbereitungen in Anspruch genommen war, gründlich aus, zu Ausflügen und kleineren Reisen, um mich an die Anstrengungen und Entbehrungen zu gewöhnen, die nähere und weitere Umgebung von Tanger kennen zu lernen und namentlich den Mann zu erproben, den ich als Dolmetscher, Koch, Diener und Karawanenführer in meinen Dienst genommen hatte. Also eine sehr wichtige Person. Es war dies ein Araber aus Algerien, der lange Jahre als Spahi, d. h. in der leichten eingeborenen Reiterei der Franzosen, gedient, dabei Französisch gelernt

und etwas europäische Cultur angenommen hatte. Er hatte namentlich im Dienste von Franzosen schon viele Reisen in Marokko gemacht, freilich stets auf den altbegangenen Wegen, die ich eben vermeiden wollte. Er hat sich im Allgemeinen bewährt und mich nicht mehr betrogen, als es landesüblich und namentlich durch die zahlreichen Gesandtschaftsreisen sozusagen als festes Herkommen eingebürgert ist. Durch angemessene, sorgsam vorbedachte Behandlung und dadurch, daß ich seinen Vortheil möglichst mit dem meinigen verknüpfte und ihm eine bevorzugte Stellung einräumte, habe ich mir vielen Aerger und manche aufregende Scene, von denen man in den Berichten der Reisenden sonst liest, erspart. Ich überließ ihm vor allen Dingen die Verantwortung für die Last- und Reitthiere und gegenüber meinen übrigen Leuten und schob ihn gewissermaßen als Puffer zwischen sie und mich. Dies System hat sich sehr gut bewährt; nur selten bin ich in die Nothwendigkeit versetzt worden, ein kräftiges Wort zu reden.

Von den kleinen Reisen von Tanger aus möchte ich nur eine hervorheben, welche als Probe meiner Leistungsfähigkeit dienen konnte. Es galt einem Ausfluge nach dem 40 Kilometer südlich von Tanger gelegenen Küstenstädtchen Azila. Durch Vermittlung unserer Gesandtschaft, die sich auf Empfehlung vom Auswärtigen Amte in Berlin meiner außerordentlich thatkräftig angenommen hat, und der ich zu großem Danke verpflichtet bin, nahm ich vertragsmäßig einen von der Regierung gestellten berittenen Schutzsoldaten in meinen Dienst; mein Führer miethete für mich und sich selbst Pferde. An Gepäck und Vorräthen wurde nur das Unentbehrlichste mitgenommen, da ich an die angesehenste jüdische Familie in Azila empfohlen war und sowohl den Hin- wie den Rückweg in je einem Tagesritt machen wollte. Es war Ende Februar, also noch in der Regenzeit. Heftiger Sturm und Regen, das in dieser Jahreszeit Tanger kennzeichnende, aber auch unerträglich machende Wetter, herrschte am Morgen, so daß mein Dolmetscher höchst erstaunt war, als ich ihm ein für alle Mal erklärte, daß nach dem Wetter nie gefragt werden würde. Wir ritten also ab. Ich wünschte, um eben das Land kennen zu lernen, den sogenannten inneren Weg zu nehmen, auf welchem man erst bei Azila selbst das Meer wieder erreicht. Das erwies sich sehr bald als unmöglich: der schwere rothe Thonboden, welcher hier vorherrscht, war durch die anhaltenden Regen unergründlich geworden. Schon einige Tage vorher hatte ich mich davon überzeugen können: der kleine Esel, den ich gewöhnlich zur größeren Bequemlichkeit ritt, weil ich meiner Studien wegen häufig absteigen mußte, versank mit dem Hintertheil derartig im Schlamme, daß ich absteigen und denselben mit Hülfe des Dolmetschers wieder herausheben mußte. Es blieb uns nichts übrig als in südwestlicher Richtung so bald wie möglich das Meer zu erreichen, um den von der Brandung festgeschlagenen Strand als jeder Zeit gangbaren Weg zu benutzen. Dazu waren alle Bäche und Flüsse angeschwollen, und etwa alle halben Stunden prasselte ein heftiger Regen, zuweilen mit Hagel abwechselnd, auf mich herab. Den Sturm hatte ich stets im Gesicht, zehn Stunden lang! Denn mehr als 5 Kilometer in der Stunde war es unmöglich gegen den Sturm und bei der Beschaffenheit der Wege zu

machen. Gefrühstückt wurde im Sattel. Es sei gleich hier bemerkt, daß bis heute in ganz Marokko von einem künstlich gebahnten Wege, geschweige von Fahrstraßen keine Rede ist. Ebenso sind Brücken so selten, daß die wenigen aus der guten alten Zeit erhaltenen in der ganzen Landschaft El Kantara, die Brücke, heißen.

Bis ans Meer führte der Weg durch die menschenleere, immergrüne Macchia von Cherf el Akab und el Hawara, die zahlreichen Wildschweinen Unterschlupf bietet. Erst wenige Tage vorher war die alljährlich von den Europäern in Tanger, zu denen Jagdliebhaber zum Theil von weit her stoßen, abgehaltene Wildschweinsjagd beendigt worden. Die ganze Jagdgesellschaft, Damen und Herren, haust Tage lang unter Zelten, bei schlechtem Wetter in dieser Jahreszeit nicht angenehm. Man jagt die Wildschweine zu Pferde mit der Lanze — eine durchaus nicht ungefährliche Jagd.

Am Strande erschwerten nur der Wind und die Mündungen der Flüsse und Bäche das Vorwärtskommen. Nach fünfeinhalbstündigem Ritt erreichte ich den größten dieser Flüsse, den Mharhar, an der Mündung Tahaddart genannt, der so tief und wasserreich ist, daß er selbst bei Ebbe mit Hülfe der Barre nicht durchritten werden kann. Da der Strandweg im Winter allein die Verbindung zwischen Fäs und Tanger ermöglicht, dieser Uebergang also sehr wichtig ist, so ist hier eine plumpe Barke als Fährboot aufgestellt. Die Fährleute hatten sich am Süduser in einer Reisighütte hinter der Düne verkrochen, und es dauerte lange, bis es gelang, durch Rufen und Schießen ihre Aufmerksamkeit zu wecken, noch länger, bis sie sich entschlossen, die Fahrt bei dem herrschenden Unwetter zu wagen. Endlich sah ich, wie sie einige beladene Esel einer Handelskarawane, die im Gebüsch versteckt gewesen war, herbeiführten, mit ihren Lasten ins Boot beförderten und abstießen. Man sah, daß sie schwer gegen Sturm und Wellen ankämpften. Mitten im Strome, der zur Zeit hier etwa so breit war wie die Elbe bei Dresden, verloren sie plötzlich den Muth; sie kehrten um, luden Esel und Ladungen wieder aus und verschwanden!

Meine Lage war nicht angenehm. Fast zwei Stunden schon war ich auf der kahlen Düne schutzlos dem Sturm und Regen ausgesetzt. Das Thermometer zeigte nur 12° C. Es schienen also nur zwei Möglichkeiten gegeben: entweder mit müden Thieren, wenn auch mit dem Winde, nach Tanger zurück oder ohne Zelt oder irgend welchen Schutz und Vorräthe im Gebüsch die Nacht verbringen. Ich versuchte es noch mit einem Dritten: meine Leute mußten ihre Stimmen aufs Aeußerste anstrengen, Drohungen und Verwünschungen wurden nicht gespart, mein Soldat schwang drohend sein Gewehr. Das wirkte endlich. Die Fährleute kamen wieder aus ihrer Hütte hervor, machten das Boot flott, diesmal ohne Ladung, und arbeiteten sich durch den Wogenschwall hindurch. Fünf Meter vom Ufer saß das hochbordige Boot fest. Nachdem Gepäck und Sättel ins Boot gebracht waren, galt es, die Thiere einzuschiffen. Welche Arbeit! Das Pferd des Soldaten, von dem man annahm, daß es schon Erfahrungen gesammelt habe, mußte den Anfang machen. Es wurde ins Wasser geführt und mehr oder weniger höflich eingeladen, ins

Boot zu springen. Es weigerte sich aber ganz entschieden, diesem Ansinnen Folge zu leisten. So wurde nun ein Strick an das eine Vorderbein gebunden und dieses von zwei Mann so über die Bordwand gehoben. Durch reichliche Prügel zwang man es dann, auch mit dem anderen Vorderfuß auf das Boot zu springen, und durch Schieben und Prügel wurde es schließlich zum entscheidenden Sprunge auch mit dem Hintertheile gezwungen. Die anderen beiden Pferde ließen sich durch dies Beispiel nicht belehren; es mußte mit jedem genau das gleiche Verfahren eingehalten werden. Zuletzt stieg ich auf den Rücken eines der Fährleute und wurde so ins Boot befördert. Das Ausschiffen ging etwas leichter von statten. Ich hatte von Glück zu sagen; denn nicht selten kommt es vor, daß die Fährleute, denen ihr Leben mehr werth ist, für kein Geld die Ueberfahrt wagen. Mein Dolmetscher erzählte mir, daß er einmal mit englischen Reisenden in Folge dessen im Gebüsch die Nacht schutzlos habe verbringen müssen.

In der beschriebenen Weise habe ich später mit meiner ganzen Karawane den Uebergang über den Um-er-Rbia an der Meschera bu Challû, über den Bu Regreg bei Salé und über den Sebu bei Meschera Bab el Ksiri bewerkstelligt. Das sind auch die einzigen Punkte in ganz Marokko, wo Fährboote aufgestellt sind, denn die wenigen Brücken finden sich nur bei kleineren, fast immer furthbaren Flüssen.

Der Uebergang über den Tahaddart hatte so viel Zeit erfordert, daß es nun scharf zu reiten galt, um vor Thorschluß Azila zu erreichen; ja, ich mußte den Soldaten vorausschicken, um das Thor offen zu halten. Denn in ganz Marokko werden mit Sonnenuntergang nicht nur die Stadtthore, sondern auch die Thore, welche im Inneren die einzelnen Stadtviertel von einander trennen, geschlossen. Das würde etwaige Abendgesellschaften selbstverständlich unmöglich machen, hat eben auch den Zweck, nächtliche Zusammenkünfte, Verschwörungen und Aufstände zu erschweren. Während meines erzwungenen siebzehntägigen Aufenthaltes in Marrakesch ist mir dieser frühe Thorschloß überaus hinderlich gewesen. Wie oft mußte ich nach größeren Ausflügen bei der Unkenntniß der Entfernungen in gestrecktem Galopp zurück reiten, um noch in die Stadt zu gelangen!

Noch zwei Flüsse galt es vor Azila auf der Barre zu durchreiten, den Wed el Rha dicht vor Azila und den stark angeschwollenen Wed Aïscha weiter nördlich. Um die Schwierigkeiten, welchen der Verkehr in diesem Lande unterliegt, noch weiter zu kennzeichnen, möchte ich erwähnen, daß in eben dieser Gegend zwischen dem Wed Aïscha und dem Wed Karrub, einem linken Zuflusse des Mharhar, die ich beide Ende Mai auf demselben Wege ohne alle Hindernisse durchritten habe, die deutsche Gesandtschaft unter Graf Tattenbach, die im April 1890 auf dem Wege nach Fâs war, sechs Tage lang, wie mir ein Theilnehmer erzählte, auf dem Plateau von Gharbia zwischen den angeschwollenen Flüssen gefangen war. Es regnete unablässig, das Lager verwandelte sich in einen Sumpf, die Lebensmittel begannen auszugehen! Endlich ließ der Regen nach, und die Flüsse wurden gangbar. Wenn dergleichen einer wohl ausgerüsteten und von den höchsten örtlichen Beamten

des Sultans geleiteten Gesandtschaftskarawane geschehen kann, so wird man sich eine Vorstellung machen können, welchen Schwierigkeiten der gewöhnliche Waarenverkehr unterliegt.

Ich gelangte glücklich nach Azila hinein und fand bei dem jungen jüdischen Ehepaare, das das beste Haus von Azila bewohnte, die denkbar liebenswürdigste Aufnahme. Spanisch, das mein Gastfreund und ich in gleichmäßig bescheidener Weise handhabten, ermöglichte die Verständigung. Der junge Mann stammte aus Azila, das eine starke jüdische Bevölkerung hat, war aber sehr jung nach Brasilien ausgewandert, wie sehr viele marokkanische Juden, wohl wegen ihrer alten Beziehungen zu Portugal — die in der brasilischen Einwandererstatistik so auffallende marokkanische Einwanderung setzt sich lediglich aus Juden zusammen — war dort in Pará Artillerieofficier gewesen und nun, offenbar mit einem gewissen Vermögen, wieder heimgekehrt. Er hatte Grundbesitz erworben bezw. von seinem alten Vater, den ich auch kennen lernte, und der Azila nie verlassen hatte, übernommen und trieb daneben Ausfuhr von Vieh, Fellen u. dergl. Ich benutzte den folgenden Tag, um die Stadt und auf längeren Ritten die Umgebung kennen zu lernen.

Azila ist ein unsäglich armseliges, verkommenes Nest von kaum 1000 Einwohnern. Von außen sieht es, namentlich von fern, recht stattlich aus, denn die hohen, von den Portugiesen errichteten Mauern und Thürme, durch die nur zwei Thore, eines an der See- und eines an der Landseite, führen, sind leidlich erhalten. Einige hohe Dattelpalmen, eine weithin leuchtende weiße Kubba, von einer Gruppe hochstämmiger Zwergpalmen umgeben, die in Nord-Marokko nicht selten sind, schaffen namentlich an der Nordseite eine außerordentlich malerische Scenerie. Aber im Innern welch' ein Gewirr enger, von Schmutz, Unrath und Haufen kostbaren Düngers, den man in den Gärten so gut brauchen könnte, gefüllter Straßen mit niedrigen, armseligen, baufälligen Häusern, überall Zeichen der Verarmung! Azila, an deren Stelle schon eine phönikische und römische Siedelung Zilis — der Name ist wohl ursprünglich berberisch — gestanden hat, verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß hier von Tanger südwärts zum ersten Male eine etwa 15 Meter hohe Felstafel jungtertiärer Schichten, wegen größerer Widerstandsfähigkeit von der Brandungswelle zu einem stumpfen Vorgebirge heraus präparirt, unmittelbar gegen das Meer vorspringt. Eine Klippenreihe, gegen welche das Meer mächtig brandet, weist, in geringem Abstande der Küste vorgelagert, an einer Stelle eine Lücke zur Durchfahrt auf und schafft so eine kleinen Fahrzeugen zugängliche, wenn auch wenig geräumige Hafenbucht, die einzige zwischen Tanger und Larasch. Dies und die fruchtbare, jetzt freilich als öde Zwergpalmensteppe daliegende Umgebung machte Azila lange Zeit zu einem der wichtigsten Stützpunkte der Portugiesen in Marokko. Als Festung, als welche es noch heute gilt, konnte es allerdings nie zu rechter Blüthe gelangen, und dadurch, daß es dem Fremdhandel verschlossen, ist sein Schicksal besiegelt. Drei kleine Fischerboote, die einzigen auf der 75 Kilometer langen Küstenstrecke zwischen Tanger und Larasch, unterhalten heute die Beziehungen zum Meere! Etwas Ackerbau, etwas Viehzucht, ein wenig Handel und Weberei grober Teppiche und Wollenstoffe ernährt die Bewohner.

Das Haus meines Gastfreundes zeigte echt arabische Bauart, ganz ähnlich demjenigen, welches mir später in Marrakesch von einem deutschen Schutzbefohlenen zur Verfügung gestellt wurde. Ist man durch die sich nur auf Klopfen öffnende Thüre eingetreten, so befindet man sich in einem engen Gange, welcher in geringer Entfernung von der Thüre im rechten Winkel gebrochen ist. Hier befinden sich Sitze für die Thürhüter und Diener. Dieser Gang öffnet sich auch noch nicht geradeaus, sondern nach einer Seite auf den inneren, viereckigen Hof. In meinem Hause in Marrakesch, das ganz neu gebaut war, konnte dieser Gang vom Hofe aus durch zwei Schießscharten unter Feuer genommen werden: wie eine Festung mitten in der 80 000 Einwohner zählenden Hauptstadt! Man kann von der Straße, nach welchem auch außer der Thüre keine andere Oeffnung angebracht ist, nicht in das Haus hineinsehen und nur schwer in dasselbe eindringen. Am Ende des Ganges oder auch vom Hofe führt eine durch eine Thüre verschließbare, enge, steile Treppe, wiederum im rechten Winkel gebrochen, in das obere, den Frauen vorbehaltene Stockwerk. Inmitten des cementirten Hofes sammelt sich das Regenwasser in einer Cisterne, bezw. wird es in dem wasserreichen Marrakesch, wo jedes Haus in der Ecke des Hofes einen Brunnen besitzt, in die Abzugscanäle geführt. Alle Räume des Hauses öffnen sich nach diesem Hofe, unten durch breite, hohe Thüren, oben durch Fenster oder in offenen Terrassen. Hier zeigt sich denn auch in der Ausschmückung der Räume, namentlich durch bunte Arabesken und architectonische Verzierungen, Holztäfelungen und dergl., noch etwas Luxus. Vornehmere Häuser, wie ich solche in Fâs sah, sind sogar noch sehr reich ausgestattet, wenn auch nur ärmlich gegen früher. Alles Leben ist so nach innen gekehrt. Nach der kahlen, oft baufällig erscheinenden Außenseite der Häuser kann man nicht auf das Innere schließen; der furchtbare Despotismus zwingt jeden Schein von Wohlstand zu vermeiden.

Der Einblick, welchen ich bei meinem Gastfreunde in das Familienleben dieses jungen, allerdings „europäisch" beeinflußten Haushalts erlangte, war nicht uninteressant. Das Elternpaar besaß drei kleine Mädchen, die alle in Brasilien geboren waren. Trotz der ziemlich kühlen Witterung liefen sie bloßfüßig und in sehr leichter, etwas schmutziger Gewandung herum, zeigten sich aber als recht wohlerzogen. Die junge Hausfrau kochte und bediente den Gast und den Gatten beim Essen selbst, obwohl eine junge schieläugige, und eine alte, corpulente Dienerin, überdies ein Araber als männliches Factotum vorhanden waren, der die Rolle zu spielen schien wie bei uns ein Dienstmädchen, andererseits aber zu Fuß, „als Läufer", seinen Herrn auf Ausflügen, das Gewehr tragend, nach Landessitte begleitete. Nur mit Mühe und auf die liebenswürdigste Aufforderung hin gelang es mir, die Hausfrau zu bewegen, sich für kurze Zeit mit an den Tisch zu setzen. Die Speisen waren alle sauber und gut zubereitet, bestanden freilich, da Fleisch in dem armen Orte selten zu haben ist, nur aus Geflügel und Fisch. Aber recht bezeichnend wurde Alles in unglaublicher Fülle aufgetragen, und eine Mahlzeit reihte sich an die andere.

Es lohnt vielleicht, im unmittelbaren Anschluß daran ein Gastmahl zu schildern, welches mir ein deutscher Schutzbefohlener in dem 22 Kilometer süd-

westlich von Marrakesch gegen den Fuß des Atlas hin gelegenen Oasenstädtchen Tameslocht gab. Zum Verständniß sei schon hier erwähnt, daß in Marokko nur Derjenige seines Lebens und Eigenthums sicher ist, dem es gelingt, sich den Schutz einer europäischen Macht zu erwerben. Nachdem lange Zeit mit dieser Schutzverleihung unerhörter Mißbrauch getrieben worden war, indem die Consuln einzelner Mächte, namentlich solcher, die ganz und gar keine wirklichen Interessen in Marokko haben und auch gar nicht in der Lage sein würden, wirklichen Schutz zu gewähren, diesen Schutz Jedem, der zahlen konnte, darunter recht vielen unlauteren Elementen, verliehen, ist das Verhältniß unter Beseitigung der schreiendsten Mißbräuche vertragsmäßig mehr oder weniger einheitlich dahin geregelt, daß jedes in Marokko ansässige europäische Handelshaus das Recht hat, eine gewisse Anzahl (bei den deutschen vier) Eingeborener als Semsare, gewissermaßen als Vermittler des Handels, Einkäufer, und dergl. als Vertrauenspersonen anzunehmen und unter den Schutz seines Staates zu stellen. Es erwachsen dem Betreffenden natürlich daraus große Vortheile, aber das Verhältniß ist kein lebenslängliches, der Schutz kann wieder entzogen werden. Der Schutzbefohlene steht in einer gewissen Abhängigkeit von der Schutzmacht und dem betreffenden Handelshause. Das erklärt, daß die Schutzbefohlenen, wie ich dankbar anerkenne, gern bereit sind, jeden Angehörigen der Schutzmacht, namentlich wenn derselbe, wie in meinem Falle, nachdrücklich empfohlen ist, in jeder Weise zu fördern. Dadurch, daß nun deutsche Handelshäuser Niederlassungen auch in Marrakesch — meines Wissens die einzigen europäischen — und in Fâs gegründet haben, gibt es auch so tief im Innern deutsche Schutzbefohlene und deutsche Interessen. Viel ausgedehnter und, wenn ich nicht irre, der Zahl nach nicht begrenzt, ist aber das Schutzverhältniß niedrigeren Grades, das der sog. Mochallads. Dies hat sich dadurch ausgebildet, daß außer in und um Tanger Europäer kein Grundeigenthum erwerben dürfen, auch eine der Maßregeln, durch welche die marokkanische Regierung europäische Einflüsse fern zu halten bemüht ist. Diese Bestimmung wird umgangen dadurch, daß der Mochallad der Scheineigenthümer von Grundstücken, Herden und dergl. des Europäers ist und von diesem demnach einen gewissen Schutz genießt. Jedes Handelshaus darf jährlich fünf neue Mochallads bei der Gesandtschaft zur Aufnahme vorschlagen, so daß die Zahl derselben und damit natürlich auch die Schwierigkeiten für die marokkanische Regierung beständig wachsen. Wenn z. B. — und ich habe einen bestimmten Fall im Auge — der Kaïd, der Provinzgouverneur, die Summen, die er, sei es als regelrechte Steuern aufbringen muß, sei es um sich zu bereichern oder durch Bestechung in seiner Stellung zu behaupten, nöthig hat, sich in der landesüblichen Weise verschafft, indem er irgend einem Unterthanen die Herde wegnimmt, um sie zu verkaufen, so erklärt der Betreffende, wenn er Mochallad ist, die Herde sei Eigenthum des oder des Europäers, der natürlich auch seinerseits mit Nachdruck auftritt: der Kaïd muß seine Beute fahren lassen.

Um der mir persönlich vorgetragenen Einladung des erwähnten deutschen Schutzbefohlenen zu entsprechen, ritt ich denn eines Morgens in Begleitung des jungen deutschen Kaufmanns, der als einziger Deutscher neben vielleicht

noch acht bis neun anderen Europäern in Marrakesch wohnt, aus dem Südwest-Thore, dem Bab Roab. Mein Schutzsoldat und der Diener meines Begleiters durften zum Ausdruck der Würde des Europäers nicht fehlen. Der Weg durch die steinige, tischgleiche Steppe, die sich an der Südwestseite unmittelbar vor den Thoren ausbreitet, und über die nur einzelne, aus Olivenhainen und Dattelpalmen gebildete Berieselungsanlagen verstreut sind, wurde selbstverständlich in beiden Richtungen mit Uhr und Kompaß sorgsam aufgenommen und hat für den Geographen viel Anziehendes. Tameslocht selbst, von welchem ich einige wohlgelungene photographische Aufnahmen gemacht habe, ist ein verhältnißmäßig sauberes Städtchen mit einer schönen Moschee und einigen ansehnlichen, europäischen Schutzbefohlenen gehörigen Häusern. Es verdankt sein Dasein der Fülle von Wasser, welches der in geringer Entfernung aus dem Atlas hervorbrechende Tensift-Zufluß Rherhaya zu Berieselungszwecken spendet. Die Bevölkerung, die berberischen Ursprunges ist, ließ keine Spur von Fremdenhaß erkennen, so selten der Ort auch von Europäern besucht wird.

Wir wurden von unserem Gastfreunde am Thore empfangen und in sein Haus geleitet; hier, in einem äußeren, in der Mitte mit einer kleinen Gartenanlage gezierten Hofe, auf welchen die zum Empfang von Männern bestimmten Räume münden, wurden uns zunächst zur Erfrischung nach dem fast dreistündigen, heißen Ritte der landesübliche, durch grüne Pfefferminzblätter gewürzte Thee und von den selbstverständlich unsichtbar bleibenden Frauen fein hergestellte Honigkuchen aus Weizenmehl dargeboten. Den Thee bereitete der Hausherr selbst über einem hübschen, kupfernen Kohlenbecken in einem schön geformten kupfernen Kessel, die beide in Mogador in altüberlieferter Form hergestellt werden. Den Thee, möglichst heiß und überaus süß — der Zuckerverbrauch ist in Marokko ein relativ großer, die Einfuhr, meist aus Frankreich, bedeutend — trinkt man aus kleinen, bunten Mokkatassen europäischen Ursprungs, jede verschieden von der anderen. Zugleich wurde ein flacher Korb mit Datteln, Feigen und Walnüssen (aus dem Atlas) herumgereicht. Der Thee spielt in Marokko genau die Rolle des Kaffees in der Türkei; er wird überall sofort vorgesetzt, und man hat im Lauf des Tages Gelegenheit, ungezählte Täßchen zu trinken. Thee ist auch auf der ganzen Reise fast mein einziges Getränk gewesen, da ich alkoholische Getränke grundsätzlich vermied, und das Wasser fast überall so schlecht ist, daß ich es ebenfalls grundsätzlich niemals unfiltrirt und ungekocht getrunken habe, selbst wenn mir die Zunge am Gaumen klebte. Im schlimmsten Falle band ich mir ein feuchtes Tuch vor den Mund. Freilich nützte dies nicht sehr viel, denn die Lufttrockenheit war schon im Mai so groß, daß es meist in einer halben Stunde wieder völlig trocken war. Der Pfingstsonntag wird mir unvergeßlich sein. An diesem Tage war ich zwischen Fâs und Tanger in der Umgebung des Zerhun-Gebirges in Folge der mangelnden Ortskenntniß meines Führers zehneinhalb Stunden im Sattel, ohne etwas zu essen und zu trinken, außer ein wenig saurer Milch, die ich in einem Nomadenlager erlangte, bei 38,5° C. im Schatten! Um sechs Uhr Abends erreichte ich endlich meine Karawane und konnte mich an mehreren Litern Thee erquicken. Dann war ich aber wieder so frisch, daß ich noch

einundeinhalbe Stunde in der Abendkühle zu Fuß gehen konnte, um die mit den Kameelen vorausgeschickten und inzwischen schon aufgeschlagenen Zelte zu erreichen.

Nachdem wir uns so in dem kühlen, nur mit Polstern und Matratzen ausgestatteten Raume, der zugleich als Schlafzimmer für Gäste diente, erfrischt und ausgeruht hatten, folgte ein Spaziergang, der zu verschiedenen photographischen Aufnahmen benutzt ward und in einem Garten unseres Gastfreundes endigte. Dort waren bereits im Schatten blühender Apfelsinen- und anderer südlicher Fruchtbäume mitten im üppigen Grün Teppiche und Polster gelegt, auf denen wir zwei Europäer uns ausstreckten, während der Hausherr das nun beginnende Mahl wiederum mit Bereitung und Darreichung von Thee begann. Dann wurde von einem Negersklaven, wie sie in Marokko außerordentlich zahlreich sind, Waschwasser aus kupferner Kanne über unsere Hände geschüttet, während der Hausherr selbst die Gäste ehrte, indem er eigenhändig aus schöngeformtem silbernem Gefäß, das in eine offene Spitze auslief, uns Kopf und Schulter reichlich mit Rosenwasser besprengte. Diese Ehrung wiederholte sich während der langen Dauer des Mahles abwechselnd mit Durchräucherungen mit duftigem Sandelholz, das in einem silbernen Gefäße mit durchbrochenem Deckel entzündet war. Dieser letzte Genuß wurde auch meinem Soldaten und dem Diener gegönnt. Auch für Tafelmusik war gesorgt. Drei alte Männer mit grauem Bart und Haar bildeten die Hauscapelle. Als Instrument zur Begleitung ihres Gesanges diente ihnen die Taricha, ein bunt bemalter Thoncylinder, der an der einen, etwas breiteren Oeffnung mit einem Stück Schaf- oder Ziegenfell überspannt, an der anderen offen, in der Mitte etwas zusammengedrückt ist. Indem man mit der flachen Hand auf das überzogene Ende schlägt, erzeugt man trommelähnliche Töne. Der eine der drei alten Barden begleitete lediglich durch Händeklatschen. Der Inhalt der Gesänge entzieht sich leider meiner Kenntniß; er war aber derartig, daß die Gesichter der greisen Sänger, namentlich des einen, vor Begeisterung strahlten. Selbstverständlich belohnten wir die Sänger und die Dienerschaft reichlich.

Vielleicht wünscht der Leser auch die Speisenfolge kennen zu lernen? Als erster Gang erschien in einer großen Schüssel mit konischem Deckel Taschin, ein Gericht, das aus großen Brocken gedünsteten Hammelfleisches besteht, das mit Oliven und Limonenschnitten in einer stark gepfefferten Oeltunke liegt. Der Hausherr reichte dazu mit der Hand abgerissene Stücke frischen Brotes, wie es allgemein in Marokko in flachen, etwa 25 cm im Durchmesser haltenden Laiben gebacken wird. Es ist frisch ganz gut, hält sich aber nur wenige Tage. Ich hatte dies Gericht schon vor dreizehn Jahren in Süd-Tunesien kennen gelernt, wo mir ein Schech des halbnomadischen arabisirten Berberstammes der Freschisch in seinem Zelte ein Gastmahl gab. Es sagt dem europäischen Gaumen, weil zu fett und zu stark gewürzt, nicht recht zu. Als zweiter Gang erschien eine mächtige Schüssel Kuskussu, das nordafrikanisch-arabische Nationalgericht, wieder mit Hammelfleisch. Mit feiner Butter zubereitet, wie hier, ist es ein wundervolles Gericht; leider aber wird es in Marokko, wo man nur

ranzig gewordene Butter gut findet, meist mit solcher bereitet und ist dann für Europäer ungenießbar. Wie oft habe ich meine Gastfreunde kränken müssen, indem ich es ablehnte, den vorgesetzten Kuskussu zu essen. Aber wichtiger als die Gesetze der Höflichkeit ist auf einer solchen Reise peinlichstes Fernhalten aller gesundheitsstörenden Einflüsse. Kuskussu wird aus jeder Sorte Mehl, am besten natürlich aus Weizenmehl hergestellt, das, ein wenig angefeuchtet, von den Frauen mit der Hand zu griesähnlichen Körnchen gerollt wird und dann, an der Sonne getrocknet, lange haltbar ist. Um daraus das Gericht herzustellen, wird dieser Grundstoff in besonderen eisernen oder irdenen Töpfen mit Butter gedämpft und dann, nicht selten mit einem Saffranüberguß, mit Stücken von Hammel- oder Hühnerfleisch überdeckt, aufgetragen. Selbstverständlich ißt man mit den Fingern, und es gehört eine gewisse Fertigkeit dazu, den Kuskussu zu Kugeln zu ballen. Da diese dem Europäer abgeht, so erfordert es die arabische Höflichkeit, daß der Gastgeber dies thut und dem Gast die Kugeln in den Mund schiebt. Mit Staunen habe ich gesehen, welche unglaubliche Mengen Kuskussu der Marokkaner verzehren kann. Ich hatte namentlich unter meinen Leuten einen Neger, der, wenn mir, wie es oft geschah, eine reichliche Muna (Gastgeschenk) geboten wurde, eine Leistungsfähigkeit im Essen besaß, die über das Menschliche hinausging. Immerhin hatte er sich zweimal krank gegessen und konnte der Karawane nicht folgen. Da seine sonstigen Leistungen diesen nicht entfernt gleich kamen, so war ich schnöde genug, ihn, als ich in Casablanca den Ocean wieder erreichte, unter Abzug einer Tageslöhnung zu entlassen.

Als weiterer Gang kamen wieder Datteln, Feigen, Walnüsse und Apfelsinen, die zu pflücken man nur den Arm auszustrecken brauchte. Den letzten Gang bildete ein ganzes Viertel eines Hammels, außerordentlich saftig und wohlschmeckend, über offenem Feuer am Spieß gebraten. Der Hausherr riß mit der Hand die saftigsten Stücke, namentlich knusprig gebratene Fetttheile, ab und reichte sie den Gästen. Derartigen Braten vermögen allerdings nur die von den aromatischen Pflanzen der Mittelmeerflora genährten Hämmel zu bieten.

Als Getränk beim Mahle diente in großen, tiefen Schalen herumgereichte süße und saure Milch. Einer der Tischgenossen nach dem Anderen, von mir angefangen, trank in langen Zügen und reichte die Schale dem Nachbar.

Jedes Gericht ging von uns, den zwei Europäern und dem Hausherrn, an die „Marschallstafel", welche mein Soldat, der Diener und die drei Musikanten bildeten, von dieser an die weiter abseits sitzende Dienerschaft des Hauses. Das Mahl hatte auf meinen Soldaten einen so überwältigenden Eindruck gemacht, daß meine übrigen, in Marrakesch zurückgelassenen Leute, den Dolmetscher eingeschlossen, von Schmerz erfüllt waren, nicht dabei gewesen zu sein. Händewaschen deutete den Schluß des Mahles an. Nachmals Thee.

Ins Haus unseres Gastfreundes zurückgekehrt, wurden uns sehr verlockend aussehende gebratene junge Hühner zum Abschieds-Imbiß geboten. Als wir die gänzliche Unfähigkeit zu weiteren culinarischen Genüssen darlegten, ließ der Hausherr frische Brote kommen, die er geschickt aufschnitt und je eins als

Hülle eines Huhnes verwendete, so daß sie unsere Diener als Wegzehrung mitnehmen konnten. Zum Glück hatten wir einen scharfen Ritt vor uns, um Marrakesch vor Thorschluß zu erreichen. So blieb das Gastmahl von Tameslocht ohne üble Folgen.

Doch begeben wir uns wieder nach Azila. Im Laufe der zwei Tage waren die Flüsse noch mehr angeschwollen, die Wege noch grundloser geworden. Ein Araber, der am Tage vor meiner Rückkehr nach Tanger auf dem kürzesten Landwege auf gutem Pferde von dort gekommen war, hatte zwölf Stunden gebraucht. So schlug ich denn den einzig möglichen, wenn auch sehr viel längeren Weg längs des Meeres bis zum Kap Spartel ein und benutzte von da die Straße, welche die internationale Leuchtthurm-Commission angelegt hat. Sie führt von diesem Kap mit dem einzigen, und von jener Commission erbauten und unterhaltenen Leuchtthurm in ganz Marokko nach Tanger über die Höhe des Djebel. Alle Karawanen von Fâs nach Tanger mußten in dieser Zeit diesen Umweg machen trotz der Kosten, welche das Uebersetzen über den Tahaddart verursacht. Mein Gastfreund geleitete mich zu Pferde noch bis an die Mündung des Wed Aïscha und ließ durch seinen Diener untersuchen, ob die Barre überhaupt gangbar war. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte ich einfach wie Graf Tattenbach warten müssen, bis sich das Wasser verlaufen hatte.

Endlich waren alle Vorbereitungen beendet, ich schiffte mich in Tanger auf einem kleinen französischen Handelsdampfer ein und erreichte auf ungewöhnlich günstiger Fahrt am fünften Tage Mogador, den südlichsten dem auswärtigen Handel geöffneten Küstenplatz von Marokko. Das Einschiffen auf der Rhede von Tanger war sehr schwierig, denn es tobte ein heftiger Oststurm. Tanger ist wegen seiner im Vergleich zu Gibraltar ungeschützten Lage an der Meerenge ein arges Windnest, was im Sommer allerdings angenehm ist. Durch die Meerenge nämlich und durch den schmalen Westzipfel des Mittelmeeres, der im Norden wie im Süden von hohen Gebirgen begrenzt wird, vollzieht sich der Luftdruckausgleich zwischen dem namentlich im Winter große Gegensätze der Erwärmung und des Luftdrucks gegenüber den gleichen Breiten des Oceans aufweisenden Mittelmeere und dem Ocean. Die Meerenge wird dadurch zu einem der greulichsten Zuglöcher der Erde. Bald bläst es aus Westen, bald aus Osten.

Wenig südlich von Kap Spartel trat herrliches Wetter ein, so daß mein Dampfer alle Küstenplätze anlaufen konnte, und es mir sogar möglich war, überall zu landen, eine seltene Gunst an dieser gefürchteten, beständig von heftiger Brandung bestürmten Küste. Kaum war ich in Mogador gelandet, als der Sturm wieder losbrach, und mein Dampfer schleunigst das hohe Meer gewinnen mußte, um nicht an die Küste geworfen zu werden.

In Mogador rüstete ich meine Karawane aus, da inzwischen auch mein großes Gepäck dort eingetroffen war. Dank der überaus liebenswürdigen und thatkräftigen Hülfe unseres dortigen Consuls, Herrn von Maur, eines aus-

gezeichneten Kenners von Land und Leuten, war das in vier Tagen möglich. Es galt, Maulthiere und Pferde zu kaufen, was sich empfiehlt, um von den Vermiethern unabhängig zu sein, ferner Leute anzuwerben, vor Allem einen Soldaten, der vertragsmäßig jeden Reisenden begleiten muß, zum Ausdruck, daß derselbe mit Erlaubniß und unter dem Schutze der Regierung reist. Die Menschenkenntniß unseres Consuls verschaffte mir einen relativ so tüchtigen Soldaten, daß ich denselben auf der ganzen Reise behalten und erst in Tanger entlassen habe. Dann galt es auch, die drei von der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, der ich für Förderung meiner Reise zu großem Danke verpflichtet bin, mir geliehenen Zelte der Landesnatur anzupassen. Sie hatten Dr. von Drygalski in Grönland gedient! Mit Rücksicht auf die heftigen Wirbelstürme, die schon im Frühling im Innern gelegentlich auftreten, und die mein Dolmetscher schon hinreichend kennen gelernt hatte, mußten die Stricke verstärkt und die Zeltpflöcke sorgsam hergerichtet werden. Zu letzteren wählt man, des Felsbodens wegen, das festeste Holz, das im Lande vorkommt, das wirklich eisenfeste Holz von Argania sideroxylon, einem ölhaltige Früchte tragenden Baume, der auf der ganzen Erde nur in Südwest-Marokko vorkommt, allerdings — wie ich nachgewiesen habe — viel weiter nach Norden, als man bisher annahm, nämlich noch nördlich vom Um-er-Rbia, dem Strome Mittel-Marokko's. Recht bezeichnend war es, daß ich, um die Zeltpflöcke rechtzeitig zu bekommen, einfach meinen Soldaten in die Werkstätte des Schreiners stellen mußte mit dem Befehl, denselben keine andere Arbeit anrühren zu lassen, bis die Zeltpflöcke fertig gehauen waren. Könnte man doch bei den Handwerkern unserer Kleinstädte so verfahren!

Am Morgen des Palmsonntags, den 26. März, ritt ich aus dem Thore von Mogador gegen Nordnordosten, um den Tensift, den Hauptfluß von Süd-Marokko, zu erreichen. Das nächste Ziel war das Thal von Aïn Hadschar, an der Südostseite des schmalen, nahe der Küste steil aufsteigenden Dschebel Hadid (Eisengebirge). Ich legte diese Strecke in Gesellschaft der Familie und des ganzen Haushalts unseres Consuls zurück, der, wie alljährlich, im Frühling und im Herbst an diesem lieblichen Fleckchen Erde ein paar Wochen verbringt. Zuweilen schließen sich auch andere Familien an. Mogador ist ein weißer Steinhaufen, sozusagen auf einer Insel, an der Landseite von einem breiten Gürtel vegetationsloser hoher Dünen umgeben, ohne alles Grün. Ohne eine solche Abwechselung, zumal auch gesellige Zerstreuungen bei der geringen Zahl der Europäer kaum geboten werden, würde das Leben dort unerträglich sein. Der sinnige Deutsche flüchtet sich da in die Natur. Eine herrliche Quelle, die unter Felsen hervorbricht, daher Aïn Hadschar, die Steinquelle, genannt, schafft hier, 25 Kilometer von Mogador, nur etwa 10 Kilometer vom Meere, aber durch einen mit Buschwald bedeckten Bergrücken davon getrennt, eine Gartenoase, die freilich heute verwildert daliegt. Im Thale selbst findet sich keine Siedelung, nur eine malerische Kubba; auf den umgebenden Höhen aber erblickt man zahlreiche kleine Berberndörfer. Ich schlug meine Zelte neben denjenigen unseres Consuls auf und genoß ein paar Tage die Gastfreundschaft dieser lieben Menschen. Die Umgebung, die landschaftlich, geo-

graphisch und geologisch äußerst anziehend ist, zeigt allenthalben die Spuren eines uralten, wohl auf die Karthager zurückgehenden Eisenbergbaus. Aïn Hadschar ist wie geschaffen, um einmal ein klimatischer Wintercurort ersten Ranges zu werden.

Am 30. März brach ich von Aïn Hadschar auf und erreichte in starkem Tagemarsche den Tensift bei Sidi Aïssa el Bochabia, wo derselbe aus engem Felsenthore, etwa 18 Kilometer vom Meere, in die kleine Küstenebe El Amr eintritt. Hier lag die Grenze des wissenschaftlich Unbekannten. Das untere, vielgewundene, felsige, daher wenig wegsame Tensiftthal war bisher so gut wie unbetreten. Das bestimmte mich, den Versuch zu machen, demselben zu folgen, um den Lauf des Flusses zu erforschen und aufzunehmen. Es gelang allerdings nur, indem ich mich anderthalb Tage von meiner Karawane, die gebahnte Wege nördlich vom Flusse einschlug, trennte und nur von meinem Soldaten und einem Ortseingeborenen als Führer und Furthsucher begleitet, vordrang. Ich mußte den Fluß nicht weniger als siebzehnmal durchreiten, was nur bei dem ungewöhnlich niedrigen Wasserstande möglich war. Die Trennung von meiner Karawane und dem Dolmetscher, der eben zugleich Karawanenführer war, hatte für die Erforschung, abgesehen von anderen Unbequemlichkeiten, den Uebelstand, daß ich, zu Sprachlosigkeit verurtheilt, keine Erkundigungen einziehen konnte. Der Fluß durchströmt zum Theil ein furchtbar ödes Steppenland.

Am 4. April traf ich in Marrakesch ein und fand, wie schon erwähnt, dank der werkthätigen Hülfe des dort wohnenden jungen deutschen Kaufmanns Henri Marx, Vertreter des gleichen Hauses in Mogador, Unterkunft in dem mir zur Verfügung gestellten Hause eines deutschen Schutzbefohlenen. Das liebenswürdige Entgegenkommen seitens der Herren Marx und aller in Marokko lebenden Deutschen wird mir immer in dankbarer Erinnerung bleiben. Hier bewährte sich mein Spahi vorzugsweise als Koch, denn ich mußte, ganz wie draußen in der Steppe, eigenen Haushalt führen. Da der Geleitsbrief des Sultans, in dessen Residenz ich mich jetzt befand, noch immer nicht ausgefertigt war, obwohl er schon im Februar, sofort nach meiner Ankunft von Seiten der Gesandtschaft beantragt worden, so verlängerte sich mein Aufenthalt in Marrakesch auf siebzehn Tage; denn da wenig sichere Gegenden vor mir lagen, so konnte ich ohne einen solchen Geleitsbrief nicht weiter. Ich nutzte diese Zeit gründlich zur Erforschung der näheren und weiteren Umgebung von Marrakesch aus. Hier, nach zwei Monaten, stieß nun endlich auch mein von vornherein in Aussicht genommener Begleiter, der österreichische Hauptmann E. Wimmer, ein naher Verwandter, zu mir. Er war im Augenblicke der Abreise von Wien erkrankt, hat mich aber in der zweiten Hälfte der Reise in überaus dankenswerther Weise bei meinen vielseitigen Arbeiten unterstützt. Zugleich mit ihm kam ein bekannter deutscher Weltreisender an, Herr Graf Joachim Pfeil, um mit uns für die nächsten drei Wochen Freude und Leid zu theilen. Beide Herren hatten den viel begangenen Weg von Mogador her benützt.

Der wissenschaftlich wichtigste, schwierigste und anstrengendste Theil der Reise folgte nun. Am 21. April, als endlich der Sultansbrief in meine Hand

gelangt war, brachen wir von Marrakesch auf. Zunächst ging es nach Osten durch die Hochebene immer näher ans Gebirge und schließlich in eines der Atlasthäler hinein bis Demnat. Hier fand ich eine ausgesucht unhöfliche Aufnahme Seitens des Stellvertreters (Khalifa) des Gouverneurs, der selbst noch in Marrakesch war, das einzige Mal auf der ganzen Reise — so weit Beamte des Sultans in Frage kommen. Denn Ausspucken, Flüche und Verwünschungen der Bevölkerung habe ich oft genossen. Das hat mir aber keinen Kummer gemacht. Auch das ließ sich ertragen, daß man gelegentlich alle Lebensmittel verweigerte, da ich schon einmal mit Conserven auskommen konnte. Schlimmer war es, wenn mir Milch verweigert wurde, auf die ich großes Gewicht legte. Im Winter und im Frühling, wenn die Steppe überall grün ist und Futter reichlich vorhanden, ist auch fast überall Milch zu erhalten. Einmal, allerdings in der Nähe einer Zauia (etwa eines Klosters), die immer Sitze des mohammedanischen Fanatismus sind, verhöhnte man mich noch, indem man Kuhherden mit strotzenden Eutern an meinem Lager vorbeitrieb.

Als ich in Demnat einritt, erwartete ich vergebens, daß mir der Khalifa oder wenigstens ein von ihm Beauftragter entgegenkomme, um mich zu begrüßen und den Lagerplatz anzuweisen, obwohl ich einen Reiter vorausgeschickt hatte, um mich anzumelden. Ich ritt durch die Stadt bis vor die Kasbah, keine amtliche Persönlichkeit ließ sich sehen, trotzdem uns Hunderte von Menschen umdrängten. Da riß mir die Geduld, und ich ergriff, wie ich wußte, das einzig wirksame Mittel: ich gab mit dem nöthigen Mienenspiel, das Alle verstanden, meiner Empörung über diese Art, einen Europäer, einen Deutschen, zu empfangen, der mit einem Geleitsbriefe und als Gast des Sultans reise, kräftigen Ausdruck; ich erklärte, solch ein Empfang sei mir noch nirgends zu Theil geworden, und ich würde darüber sofort an den Sultan berichten. Mein Dolmetscher mußte dies der lauschenden Menge übersetzen, und ich glaube, er hat es in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken gethan, denn er wußte wohl noch besser als ich, daß es schlimm um uns stehen werde, wenn es nicht gelänge, den Leuten zu imponiren. Darauf gab ich Befehl, die ganze Karawane solle umkehren und das Lager auf einem freien Platze aufgeschlagen werden, den ich innerhalb der Stadtmauern, nahe dem Thore, beim Einreiten gesehen hatte. So geschah es. Noch waren meine Leute nicht mit dem Aufschlagen der Zelte fertig, da zeigte sich die Wirkung: der Khalifa mit Gefolge erschien, um sich zu entschuldigen und uns einzuladen, in der Kasbah abzusteigen. Ich wies ihn zurück und verharrte dabei, ich würde dem Sultan berichten. Nicht lange dauerte es, da kam eine Schar von Dienern und brachte eine reiche Muna (Gastgeschenk), wie sie allerdings die Gouverneure Denen zu liefern verpflichtet sind, die mit einem Geleitsbriefe des Sultans reisen: einen Hammel, ein halb Dutzend Hühner, einen Korb mit Eiern, ein halb Dutzend (kleiner) Zuckerhüte, einige Packete Kerzen und reichlich Gerste für die Thiere. Ich wies Alles mit Stolz und Verachtung zurück, wobei ich freilich Mühe hatte, mir das Lachen über die Komödie zu verbeißen. Erst auf dringendes Bitten meiner Leute, denen der etwaige Verlust der schönen Sachen doch nahe ging, ließ ich mich herab, sie anzunehmen und schließlich dem Khalifa auf noch-

maliges Bitten zu erklären, daß ich versöhnt sei und keinen Bericht an den Sultan machen werde. Ein derartiges Auftreten war unerläßlich, denn der Marokkaner erkennt nur in dem den Herrn, der auch als solcher auftritt. Ich wäre auch meinen Leuten gegenüber, auf die ich, wenigstens noch für den vor mir liegenden neuntägigen, anstrengenden Marsch durch zum großen Theil unbekanntes Gebiet angewiesen war, verloren gewesen, wenn ich mir diese unziemliche Behandlung hätte gefallen lassen.

Zum Theil erklärte sich allerdings das Benehmen des Khalifa. Der arme Mann hatte den Kopf verloren und war selbst in einer sehr gefährlichen Lage. Schon am frühen Morgen, beim Aufbruch aus der Kasbah von Tissist, wo wir die letzte Nacht verbracht hatten, kam die Nachricht, zwanzig Insassen des Gefängnisses von Demnat seien ausgebrochen. Auch bei uns wäre das keine der Bevölkerung und der verantwortlichen Behörde angenehm klingende Nachricht. Nun vollends in Marokko! Wie ein Gefängniß in Marokko beschaffen, ist ja oft geschildert worden, niemals übertrieben, so haarsträubend uns auch diese Schilderungen erscheinen mögen. Dem entspricht die Stimmung der Gefangenen. Diese sind entweder thatsächlich der Abschaum der Bevölkerung, Räuber und Mörder, oder ganz unschuldige, biedere Leute, die nur das Unglück haben, dem örtlichen Machthaber zu mißfallen oder im Verdachte stehen, Geld zu besitzen. Daß Leute bloß zu Erpressungszwecken ins Gefängniß geschickt werden, ist eine alltägliche Erscheinung, selbst in Tanger unter den Augen der europäischen Vertreter soll dies vorkommen. Die Furcht des Khalifa war also eine doppelte und wohlbegründete, einmal vor den ausgebrochenen Verbrechern, andererseits vor seinem Kaïd, der ihn dafür zur Verantwortung ziehen würde. Aber auch die Bevölkerung selbst war in Furcht und Aufregung, namentlich die zahlreiche Judenschaft, die dort in sehr gedrückter Lage ist und bei jedem Aufstande zuerst geplündert wird. In der That ertönte die ganze Nacht hindurch Geschrei und fielen Schüsse, so daß von Nachtruhe kaum die Rede war. Man sagte mir, es seien die Juden, die auf diese Weise ihre Wachsamkeit bekundeten. Meine Lagerwache war in dieser Nacht auch besonders stark.

Auf der ganzen Reise nämlich wurde jede Nacht eine Wache, je nachdem zwei bis sechs Mann, um die Zelte aufgestellt, ganz abgesehen davon, daß wir mit Revolvern, zum Theil auch mit Gewehren bewaffnet waren, und daß ich stets den schon erwähnten Soldaten bei mir hatte. Auf dessen Ansuchen mußten die Bewohner des Dorfes oder Zeltlagers, bei welchem ich nächtigte, die Wachen stellen. Ich entschädigte dieselben in der Regel durch ein kleines Geldgeschenk, wie ich auch stets den Leuten, welche die Muna brachten, den Werth derselben annähernd ersetzte, obwohl ich wußte, daß die armen Bauern, denen man einfach wegnimmt, was als Muna geboten werden soll, und meist das Doppelte und Dreifache, nichts davon erhielten. Um Wachen zu erlangen, andererseits auch der Sicherheit im Allgemeinen wegen, die Nachts eine sehr geringe ist, mußte ich daher stets entweder inmitten eines Zeltlagers das meine aufschlagen oder, was noch schlimmer war, in einer Kasbah übernachten. Da galt es lange Gespräche mit dem Gastgeber zu führen, während ich die kost-

bare Zeit zur Ergänzung und Lesbarmachung der im Laufe des Tages im Sattel gemachten Notizen brauchte. Ja, es kam wohl vor, daß eigens mir zu Ehren Sänger die halbe Nacht sangen. Dazu der Lärm der Esel, die einer nach dem anderen ihre Stimme erhoben, das Bellen der zahlreichen, bissigen Hunde, das Krähen der Hähne, das Geschwätz und Singen der Wachen, die sich so munter erhielten, und schließlich die Ueberfülle von Ungeziefer! Wie glücklich war ich, wenn ich einmal außerhalb eines bewohnten Orts, mitten in der freien Steppe mein Lager aufschlagen konnte. Ohne Wache bin ich nur einmal gewesen. Es war am Ufer des Sebu, den ich nach einem heißen, anstrengenden Marsche an der Meschera Bab el Ksiri überschritten hatte. Das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel sollte nur anderthalb Reitstunden entfernt sein. Aber ich mißtraute nach vielfachen Erfahrungen dieser Angabe und ließ unmittelbar am Flusse, weit ab von jedem bewohnten Orte, Halt machen. Mein Soldat und der Dolmetscher mußten in der Nacht wachen, da in dieser Gegend nur Versuche, unsere Thiere zu stehlen, zu befürchten waren. Die Futterfrage war leicht gelöst: ein Feld mit reifer Gerste, dicht neben dem Lager, nährte Kameele, Pferde und Maulthiere.

Von Demnat ging der Marsch in zunächst nördlicher Richtung durch die subatlantische Hochebene an den Um-er-Rbia, den wir an der Meschera bu Challu überschritten; dann am rechten Ufer des Stromes, dessen Lauf dort noch ganz unbekannt war, durch die öde Steppe des Beni Meskin nach Nordwesten und schließlich, als es nicht mehr möglich war, dem Strome, der dort in eine wilde Felslandschaft eintritt, zu folgen, in ziemlich nördlicher Richtung über die fruchtbare Hochebene von Schania an die Küste, die wir bei Casablanca erreichten. Auf diesem Marsche wurde also das Atlasvorland in seiner größten Breite gequert. Das hat, wie die zusammenfassende Darstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise zeigen wird, unsere Vorstellungen über die wichtigsten geographischen Verhältnisse des Landes vielfach berichtigt und geklärt.

Auch die weitere Reise, von Casablanca zunächst in zweitägigem Marsch an der Küste entlang nach Rabat, von da wiederum in östlicher Richtung ins Innere nach Meknäs und Fäs, der nördlichen Hauptstadt, und von da auf oft begangenen Wegen nach Tanger war an Ergebnissen reich. —

Wenn ich zum Schluß die über Marokko im Ganzen empfangenen Eindrücke in einige Sätze zusammenfassen darf, so kann ich nur sagen, daß dasselbe als ein von der Natur reich ausgestattetes, nach Lage und Weltstellung außerordentlich bevorzugtes Land erscheint, das aber durch eine grauenvolle Willkürherrschaft verödet und entvölkert ist. Kein Mensch ist seines Lebens und Eigenthums sicher. Der Dorfschech schindet seine Bauern, um sich zu bereichern; hat er sich vollgesogen, so fällt er dem Kaïd zum Opfer, der seinerseits über kurz oder lang, wenn ein Anderer für seine Stelle mehr bietet oder die freiwilligen Geschenke, die er dem Sultan und seiner Umgebung alljährlich bringen muß, nicht groß genug erscheinen, unter irgend einem Vorwande an den Hof befohlen, seiner Schätze beraubt wird und im Kerker verschwindet. Die Sultane ihrerseits endigen meist durch Gift. Nur Derjenige, der gar

nichts hat, ist einigermaßen sicher. Jedes Streben nach Erwerb wird durch dies System erstickt. Kunst und Handwerk, von deren Blüthe in früheren Jahrhunderten man noch hie und da Spuren sieht, sind in den tiefsten Verfall gerathen. Einem geschickten Handwerker wird seine Geschicklichkeit zum Fluch: er muß gegen schlechten Lohn für den Kaïd oder den Sultan arbeiten. Alte Familien mit ererbtem Reichthum gibt es kaum noch. Jeder sucht zu verstecken, was er besitzt: der Reiche vergräbt sein Geld, der Bauer verbirgt seine Getreidevorräthe und was er sonst an werthvoller Habe besitzt, in Matamoren, unterirdischen Behältern, die er in dunklen Nächten herstellt, und deren Spuren er so sorgsam verwischt, daß kein Anderer sie auffinden kann. Aufstände der gequälten, bis aufs Mark ausgesogenen Bewohner der einzelnen Provinzen gegen ihren Gouverneur oder den Sultan sind an der Tagesordnung. Um sie zu verhindern, wird geflissentlich der Haß und die Eifersucht von Stamm zu Stamm, von Provinz zu Provinz genährt und gelegentlich eine Provinz der anderen zum „Auffessen", wie der Kunstausdruck lautet, überlassen. Grauenvolle Scenen sind mir von einem zuverlässigen Gewährsmanne aus dem Aufstande der südöstlich von Rabat im Innern wohnenden Berberstämme im Jahre 1897 berichtet worden. Der Sultan selbst zog gegen sie zu Felde. Anfangs wurde zur Anfeuerung der Soldaten für jeden eingelieferten Kopf eines Aufständigen 1 Duro (5 Francs) gezahlt. Als aber zu viele Köpfe eingingen — die Soldaten zogen es natürlich vor, friedlichen Kameeltreibern und ähnlichen Leuten die Köpfe abzuschneiden —, setzte man den Preis herab und zahlte schließlich gar nichts mehr. Das hatte aber zur Folge, daß sofort Massendesertionen im Heere eintraten, da die Soldaten mit etwa 40 Pfennigen, die sie täglich als Sold erhielten, um so weniger leben konnten, als bald Hungersnoth im Lager ausbrach, da es Niemand der Unsicherheit wegen wagte, Getreide aus den Küstenplätzen, wo reiche Vorräthe vorhanden waren, ins Innere zu bringen. Die Tausende von Gefangenen, die man gemacht hatte, wurden zu Hunderten, jeder mit einem Ringe um den Hals, an Ketten zusammengeschlossen. Fast ohne Nahrung ließ man sie im Freien — es war im Winter, wo in dieser Gegend Nachtfröste vorkommen — in einem Sumpfe liegen, so daß täglich, wenn sie sich am Morgen erheben durften, fünfundzwanzig bis dreißig Todte zwischen den Lebenden hingen. Die Gefangenen, die nach Marrakesch und nach Mogador in das große, als Gefängniß dienende Mauerviereck auf der vor der Stadt liegenden Insel gebracht wurden, starben bei solcher Behandlung zu Tausenden. In Marrakesch ließ man einmal vier Tage lang die Todten unter den Lebenden liegen.

Wenn sich diese Scenen unter den Augen des Herrschers und des Großveziers vollzogen, so möge noch ein anderes Bild das väterliche Walten eines Provinz-Gouverneurs veranschaulichen. Diese Thatsachen reichen allerdings ins Jahr 1871 zurück, sind aber heute noch gerade so möglich. Gewährsmann ist der berühmte englische Botaniker Sir Joseph Hooker, der 1872 das fragliche Gebiet bereiste. Einer der furchtbarsten Blutsauger war der Kaïd von Haha, einer Landschaft südwestlich von Mogador. Da er aber einen großen Theil seiner Erpressungen an den Sultan ablieferte, konnte er sich lange be-

haupten. Sich stetig erneuernde Aufstände wurden mit unerhörter Grausamkeit unterdrückt. Einmal wurden Hunderte von Aufständischen mit dem sogenannten „Lederhandschuh" bestraft. Schon das Vorhandensein eines solchen Kunstausdrucks ist bezeichnend. Es wird dabei dem beklagenswerthen Opfer die eine Hand mit einer Kette auf dem Rücken befestigt, in die andere gibt man ein Stück ungelöschten Kalk, schließt sie, umwickelt sie fest mit einem Stück rohen Leders und taucht sie in Wasser. Nach neun Tagen wird die gefesselte Hand frei gegeben. Ist inzwischen noch nicht der Brand eingetreten, und befreit der Tod nicht den Unglücklichen von seinen Qualen, so ist er für sein Leben ein Krüppel. Endlich, 1871, zwang ein Aufstand den zugleich in eine Fehde mit dem Kaïd der Nachbarprovinz Mtuga verwickelten Biedermann zur Flucht. Aber mit Hülfe des Kaïds der anderen Nachbarprovinz Schedma gelang es ihm, nicht nur sich selbst und seinen Harem, sondern auch seine Schätze, einundzwanzig Maulthierladungen, in Sicherheit zu bringen. Er kam glücklich nach Marrakesch, opferte dem Sultan die Hälfte seines Blutgeldes und verbrachte den Rest seiner Tage in Frieden. Bei der Erstürmung und Zerstörung seiner Kasbah fand man zwei eingemauerte Skelette, in denen man die Reste zweier Neffen des Scheusals erkannte, die vor einigen Jahren spurlos verschwunden waren. Neben der Beute, welche die Aufständischen machten, befanden sich auch große Vorräthe von Butter und Honig, die zu verschmausen sie sich sofort angelegen sein ließen. Bald zeigten sich die Folgen: in Voraussicht dessen, was kommen werde, hatte der fürsorgliche Herrscher vor Antritt der Flucht noch Zeit gefunden, diese Vorräthe zu vergiften!

Durch und durch verfault und verrottet, wie er ist, würde dieser Staat, dessen Zustände eine Schmach für das christliche Europa sind, dem ersten Stoße von außen erliegen. Daß ein solcher nicht erfolgt, dafür sorgt die Eifersucht der Mächte.

Die sieben Infanten von Lara.

Von

Heinrich Morf.

[Nachdruck untersagt.]

Motto:
Daß die Leute jetzt und künftig
Davon zu erzählen haben.

I.

Es war um 1830.

Auf Spanien lastete die Herrschaft Ferdinand's VII. Das absolute Königthum führte ein Regiment des Schreckens mit Häschern und Henkern, und die Geistlichkeit leistete den Beistand der Inquisition. Die Männer der Freiheit, die Kerker und Galgen hatten entgehen können, hatten sich nach dem Ausland, besonders nach England, gewandt. Eine merkwürdige Zeitschrift, die unter dem Titel „Die Mußestunden spanischer Emigranten" von 1824—1827 zu London erschien, legt Zeugniß ab von den Erregungen und Gedanken, welche das Leben eines freieren Landes in diesen patriotischen Männern weckte, die ein heutiger Sprachgebrauch als „Intellectuelle" bezeichnen würde.

Auch in der Literatur des Landes herrschte das Autoritätsprincip; und wie das politische Regiment Ferdinand's VII. sich auf französische Bajonette stützte, so war das spanische Schriftthum damals nach der Mode des französischen Classicismus regelstreng und geradlinig zugeschnitten.

Der französische Classicismus ist der literarische Begleiter, die literarische Form des Absolutismus.

Längst war damals im übrigen Europa unter der Führung Englands und Deutschlands eine freiere Literatur erwacht, und Frankreich selbst schüttelte in einer lange vorbereiteten, lärmenden literarischen Revolution die Fesseln seines Classicismus ab.

In Spanien war noch Alles still. Demüthig trug seine Literatur das fremde Joch, uneingedenk ihres alten nationalen Reichthums und ihrer glänzenden Vergangenheit. Das nationale Theater der Comedias und die nationale Epik der Romanzen, welche beide ihre Stoffe der vaterländischen Geschichte entnahmen, galten in gleicher Weise als plebejisch und trivial und erschienen der Beachtung durch den Gebildeten unwerth.

Das Ausland hatte sie indessen zu Ehren gezogen.

Schon 1783 hatte die Bibliothèque universelle des romans dem französischen Publicum eine Reihe von Cid-Romanzen zur Kenntniß gebracht, die dann Herder's Quelle werden sollten. In England übersetzten R. Southey, J. Gibson, Lockhart, J. H. Frere spanische Epik. 1815 gab Jakob Grimm seine Silva de romances viejos heraus, die erste kritische Auswahl wirklich volksthümlicher Romanzen im Urtext. 1817 folgte der Deutsche Depping; 1822, mit einer kleinen Sammlung, der Franzose Abel Hugo, der Bruder Victor's. 1825 vervollständigte ein spanischer Flüchtling in London, Vicente Salva, die Depping'sche Sammlung in einem Neudruck.

Erst seit 1828 folgte Spanien selbst in der Person Augustin Duran's, der in diesem Jahre eine kleine Collection von Maurenromanzen herausgab und damit den Grundstein legte zu seinem großen Romancero general, der 1849—1851 in zwei Bänden erschienen ist und gegen zweitausend Romanzen enthält. Im eigenen Lande hatte Duran wiederum in einem Deutschen, dem Hamburger Kaufmann N. Böhl von Faber, einen Vorarbeiter gefunden.

So ist bei der Hebung des Schatzes spanischer Epik das germanische und romanische Ausland vorangegangen, und weitherum im Abendland haben die Romanzen enthusiastische Bewunderung erregt zu einer Zeit, da sie im eigenen Lande ob der Ausländerei des Classicismus in Mißachtung gefallen waren.

Unter den jungen Männern, welche die Restauration aus Spanien vertrieb, befand sich auch ein edler Cordobese, Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, der spätere Freund des Grafen von Schack, der 1865 als Director der spanischen Akademie verstorben ist. Er hatte seit 1824 auf englischem Boden eine Zufluchtsstätte und im Cid-Uebersetzer J. H. Frere einen Freund gefunden, der in der spanischen Nationalliteratur mehr bewandert war als er selbst und ihm hier ein Führer ward. Seine classischen Vorurtheile schwanden, und er griff, um in der Verbannung ein hohes Lied auf sein ruhmreiches aber unglückliches Vaterland zu singen, zur Sage von den sieben Infanten von Lara.

1829 ward das merkwürdige Heimwehepos zu Malta begonnen und 1833 zu Tours abgeschlossen. Es erschien unter dem Titel „Das maurische Findelkind (El moro expósito) oder Córdoba und Burgos im X. Jahrhundert" 1834 zu Paris, mit der Vorrede eines anderen Flüchtlings, des stürmischen Antonio Alcalá Galiano, welche das literarische Manifest einer neuen romantischen Dichtung Spaniens ist.

Der Dichter hat aber nicht nur mit den classischen Kunstgesetzen, sondern auch mit dem Stoffe selbst frei geschaltet. Ihm lag hauptsächlich an der poetischen Verklärung seiner Vaterstadt Córdoba im Glanze maurischer Cultur und an der Verherrlichung der starken, rauhen castilischen Königsstadt Burgos. Es sind zwei durch ihre starke Gegensätzlichkeit sehr wirksame Handlungsschauplätze.

In Córdoba lebt im Palast des Großveziers Almanzor ein junger Maure Namens Mudarra, dessen Herkunft geheimnißvolles Dunkel umgibt. Er gilt als ein Findelkind, vernimmt aber eines Tages aus dem Munde seines greisen Erziehers, daß er der Sohn einer Schwester des allmächtigen Almanzor ist, hervorgegangen aus einer geheimen Verbindung dieser

maurischen Fürstin mit einem christlichen Gefangenen, Gonzalo Gustioz, dem Herren von Lara. Diesen Gonzalo hatte einst sein eigener Schwager Rodrigo (Ruy) Velazquez an die Mauren verrathen, um sich für einen Schimpf zu rächen, welchen Gonzalo's Söhne, die Infanten von Lara, der Frau Rodrigo's (Doña Lambra) angethan. Und weiter berichtet der alte Erzieher, daß Ruy Velazquez es bei dieser einen Treulosigkeit nicht habe bewenden lassen, sondern daß er auch seine Neffen, die sieben Infanten, an die Mauren verrathen habe. Ihre Köpfe habe der maurische Sieger dem unglücklichen gefangenen Vater Gonzalo triumphirend vorgelegt und den Verzweifelnden dann frei gegeben, so daß er nach Castilien zurückgekehrt sei. Noch lebe er dort, ein blinder Greis, gequält von dem verrätherischen Schwager Rodrigo.

Der Bastard Mudarra zieht als Rächer seines gebrochenen Vaters und seiner erschlagenen Halbbrüder nach Castilien, gibt sich dem Vater zu erkennen, tödtet den Onkel Rodrigo und läßt sich taufen.

Angel Saavedra hat in seinem Gedichte die sagenhafte Ueberlieferung vom tragischen Schicksal des Hauses Lara nicht nur ganz frei ausgebaut, mit erfundenen Personen und Episoden romantisch geschmückt, sondern er hat die Lara-Sage selbst schon in stark alterirter Form überliefert bekommen. Denn er fand sie im Wesentlichen bei einem Dramatiker des XVII. Jahrhunderts, Matos Fragoso, dessen Comedia „Der Verräther gegen sein eigen Blut" um 1630 erschienen war. Die epische Ueberlieferung war Saavedra zwar nicht ganz fremd, aber sie ward in seiner Hand nicht fruchtbar.

Wenden wir uns zu dieser und zur Geschichte.

Die Geschichte kennt den Namen Almanzor's (Al-manzor billâh = von Gott unterstützt), der zu Ende des X. Jahrhunderts (976—1002) Großvezir (Hadschib) des Chalifen von Córdoba Hischam II. und ein gefürchteter Gegner der Castilianer und Leonesen war. Sie kennt auch den Namen des Vorgängers Almanzor's: Ghâlib's († 981), der als Generalissimus die Nordgrenze des Omajjadenreichs gegen die Christen vertheidigte und in der Sage unter dem Namen Galve wiederkehrt. Damals dehnte sich dieses Omajjadenreich nördlich bis über den Duero hin aus. Hier fanden unaufhörlich Grenzkriege statt, und es mag namentlich die Schlacht von Cascajar bei Gormaz am Duero genannt sein. Oft genug suchten die unter sich uneinigen castilianischen und leonesischen Fürsten und Feudalherren das Bündniß mit den Mauren und riefen in ihren Zwistigkeiten maurische Hülfe ins Christenland. Mancher beging da Verrath an der Sache seines Glaubens und seines Vaterlands. Auch die Sage vom Cid weiß davon zu erzählen. Ja, der Kern von Almanzor's Heer bestand schließlich aus christlichen Söldnern.

Die centrale Figur der spanischen Geschichte dieses wilden Jahrhunderts ist der sagenberühmte Graf von Castilien Fernán Gonzáles († 970). Zur Zeit Almanzor's regierte in Castilien der Sohn Graf Garci Fernandez, der zu Burgos Hof hielt. Er fiel 995 in einer Schlacht gegen Almanzor.

Die castilischen Urkunden dieser Epoche weisen verschiedene Namen auf, die wir in unserer Sage finden: Gundesalbo Gudestioz (Gonzalo Gustioz);

Roderico Velasquiz, das arabische Mutarra und den Frauennamen Flamula (Lambra). Doch fehlt jeder Anhaltspunkt, um die Helden der Sage mit den urkundlichen Trägern dieser Namen zu identificiren.

In der Geschichte Galiciens begegnen wir um die Mitte des zehnten Jahrhunderts einem mächtigen Grafen Rodrigo Velázquez, der sich gegen König Bermudo II. auflehnt, und dessen auch arabische Historiker Erwähnung thun. Von ihm erzählen spanische Chronisten, daß er die Mauren nach Galizien gerufen habe. Doch begegnet diese Ueberlieferung schweren chronologischen Bedenken, und auf alle Fälle handelt es sich hier um ein Ereigniß der galizischen und nicht der castilischen Geschichte. —

Und noch ein Wort über den Namen: Infanten von Lara.

Lara ist der Name einer südlich von Burgos gelegenen castilischen Stadt, die einst Hauptort eines großen, reichen Landstrichs gewesen, der nach ihr den Namen, „District von Lara" (Alfoz de Lara), trug und zu welchem auch die Orte Barbadillo, Salas, Vilviestre gehören, die im oberen Thale des Arlanza liegen, von wo man durch die Fichtenwälder von Canicosa hinüber ins Quellgebiet des Duero, ins Thal des Ebrillos gelangt. Von Barbadillo bis zum Ebrillos sind es etwa acht Wegstunden.

Wiederholt war das Land Lara der Schauplatz heftiger Kämpfe gegen die Mauren unter Ghâlib, und wohl mag sich auch in diesem Grenzstrich — estremadura — zur Zeit des Grafen Garci Fernández ein Familienstreit abgespielt haben, in welchem verrätherischer Weise die Mauren zur Hülfe gerufen wurden und die ganze Jugend eines castilischen Hauses den Tod fand, — ein Familienzwist wie Dutzend andere, der in der Landesgeschichte spurlos vorübergegangen ist, während um seines besondern romantischen Charakters willen die Sage sich an ihn heftete, ihn im Geiste der Zeit verklärte und seine Kunde durch die Jahrhunderte bis zu uns trug.

Da Infant später der Titel der Königskinder ist, so hat man für die angeblichen „Königskinder" von Lara schon im XIV. Jahrhundert phantastische Genealogien aufzustellen unternommen. „Infant" heißt aber in der alten epischen Sprache einfach der Junker, ähnlich wie enfant in den französischen Chansons de geste. Ueberdies heißen die Junker in den ältesten Berichten infantes de Salas. Der alte Gonzalo Gustioz erscheint als Herr von Salas, welches im Alfoz de Lara liegt. Schon früh sehen wir das bekanntere Lara an die Stelle von Salas treten, und die neueren Bearbeitungen der Sage kennen die „Infanten von Salas in Lara" nur noch unter dem Namen der Infanten von Lara. —

Drei Jahrhunderte nach dem Ereigniß, um 1280, muß die Sage schon berühmt gewesen sein. Damals ließ König Alfons X., der Gelehrte, von Castilien, die große Allgemeine Geschichte Spaniens (Crónica general) verfassen, in welcher neun Capitel der Geschichte der Infanten von Salas gewidmet sind: acht erzählen den Familienzwist, der zum Untergang führt; das neunte berichtet kurz die Rache Mudarra's.

Die ganze Erzählung hat poetischen Charakter. Es lebt der Geist des Epos in diesem Berichte der Crónica general, und wir wissen heute durch die

Forschungen des Catalanen Milá y Fontanals, daß die Compilatoren der Crónica general als Quellen alte Heldenlieder, sogenannte cantares de gesta, benutzt haben.

Denn das alte Castilien besaß eine Epopöe. Leider ist sie bis auf wenige Trümmer verloren. Nur ein ehrwürdiges Denkmal zeugt von entschwundener Pracht, auch es ein Torso: der Cantar vom Cid, ein Fragment von 3700 stark verderbten Versen. Das Vorhandensein anderer Cantares, z. B. über die Maurenschlacht an der Furth von Cascájar, wo Garci Fernández Almanzor schlug, oder über die Belagerung von Zamora, können wir aus allerlei Anspielungen erschließen. —

Von all den Barbarenreichen, welche auf den Trümmern der römischen Monarchie sich erhoben, hat allein dasjenige der Franken im nördlichen Gallien eine mächtige und originelle Epopöe geschaffen. Das Frankenreich ist der eigentlichen Herd der romanischen Heldendichtung. In seinen üppig aufgegangenen Chansons de geste ist die Geschichte der merovingischen und karlingischen Zeit niedergelegt: germanische (fränkische) Heldennamen, germanische Institution, germanische Sitten sprechen aus diesen romanischen Versen. Denn die Germanen der Völkerwanderung waren das epische Ferment in der neuen romanischen Welt.

Nach allen Richtungen der Windrose wanderten diese Chansons de geste aus: nach Norden, über den Rhein, nach Süden. Mit den französischen Pilgern zogen sie auf den Lippen des Jongleurs durch Italien. Sie erschallten auf der Pilgerstraße, welche die französischen Gläubigen nach Santiago in Galizien führte, und auch die französischen Ritter, welche ihren spanischen Glaubensgenossen im Kampfe gegen die Mauren, in der Reconquista, beistanden, brachten sie mit sich. So kamen Chansons de geste wohl schon sehr frühe nach Spanien und dienten da den einheimischen nationalen Heldenliedern als Vorbild, in welchen Protagonisten und Lebensformen ja auch germanischen Ursprungs waren (Gothen und Sueven).

Der Hergang entzieht sich näherer Kenntniß. Aber leicht erkennbar sind die Spuren, welche das französische Nationalepos in der spanischen Epik zurückgelassen hat. Es hat nicht nur die Entwicklung der spanischen Cantares de gesta — schon dieser Name ist augenscheinlich französischer Herkunft — und zwar sowohl in der Führung der Handlung als im sprachlichen Ausdruck bedingt, sondern es hat einzelne derselben überhaupt erst ins Leben gerufen. Der Franzose nimmt die geringere schöpferische Kraft des spanischen Epikers ins Schlepptau.

Auch die metrische Form der Cantares erlitt Störungen durch die französischen Chansons. Doch ist der nationale Vers der spanischen Epik noch deutlich genug zu erkennen: es ist eine Langzeile von 14 Silben, mit Cäsur nach der siebenten. Und diese Langzeilen sind nicht durch Vollreim, sondern durch bloßen Gleichklang der Vocale (Assonanz) zu beliebig langen Reihen (Tiraden) verbunden:

Und der König Don Alfonso war erfüllt von wilder Rache:
Schickte nach Burgos ein Schreiben, das dort eintraf noch vor Abend,

Schwergewichtig und versiegelt, mit ausdrücklichem Ermahnen:
Daß Niemand dem Eid, dem Flüchtigen, anerbieten dürft' ein Lager:
Und an dem, der's ihm gewährte, sollt' der Ausspruch sich erwahren,
Daß mit seiner Augen Licht er verliere seine Habe.
(Cantar del Cid, Vers 22 ff.)

Es ist das im Wesentlichen der alte katalektische Septenar in der rhythmischen Form, in welcher ihn schon die römischen Soldaten sangen:

Caesar Gallias subegit, Nicomedes Caesarem:
Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias,
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem!

Er findet sich in der lateinischen Hymnendichtung des Mittelalters wieder, ist im französischen Volkslied häufig und ist jenen norditalienischen Bänkelsängern eigenthümlich, welche man Torototela-torototà heißt: eine uralte romanische Weise.

Wie in Frankreich, so wurden auch in Spanien diese Cantares de gesta von Spielleuten (juglares) vorgetragen, welche den Vortrag mit ihrer Geige (vihuela, franz. vielle) begleiteten: in leiser Melodie ging der Klang des Instrumentes neben dem recitirten Worte her, und ein kräftiger Bogenstrich markirte den Assonanzvocal des Versschlusses.

Von germanischer Sitte, welche in den altspanischen Cantares zum Ausdruck kommt, mag hervorgehoben sein, daß der Mantel eines Weibes für den Verfolgten als Asyl gilt; daß die Tödtung eines Freien mit Geldbuße gesühnt werden kann; daß einem Weib die Röcke gekürzt werden, um es als Dirne öffentlich zu brandmarken.

Züge, die als Gemeinplätze mittelalterlicher Epik oder der epischen Poesie überhaupt bezeichnet werden müssen, die aber in ihrer näheren Ausgestaltung auf die französische Heldendichtung, ja auf eine ganz bestimmte Chanson de geste als Vorbild hinweisen, sind z. B. die folgenden:

Der in heidnischer Gefangenschaft schmachtende christliche Held gewinnt die Liebe einer heidnischen Fürstentochter; der Sohn, der dieser Verbindung das Leben verdankt, ein Held wie sein Erzeuger, wird einst dessen Rächer. — Eine Schachpartie führt zu Streit, zu bösem Wort und Thaten des Zorns, die als weittragendes episches Motiv verwendet sind. — Der Verlust eines Jagdfalken lockt den Helden abseits und führt zu einem Umschlag der Handlung. — Die Theilstücke eines entzwei gebrochenen Ringes gelten als Erkennungszeichen. — Die in der Feldschlacht sterbenden Helden nehmen sich gegenseitig die Beichte ab und ertheilen sich die Absolution. — Träume gelten als Orakel. Eine specifisch spanische Form des Orakels ist der Vogelflug (los agüeros), der in der französischen Epik keine Rolle spielt, während seine Bedeutung in der castilischen Heldensage hervorragend ist.

Doch kehren wir zur Sage von den unglücklichen Infanten zurück.

Ihr tragischer Untergang, den wir in die siebziger Jahre des X. Jahrhunderts setzen dürfen, ward also zum Gegenstand epischer Verherrlichung, und dies Epos hatte sich mit der Reconquista als ein nationales Lied über ganz Spanien verbreitet. Als um 1280 Alfons X. die Crónica general abfassen

ließ, war der Cantar von den Infanten von Salas hochberühmt. Die Crónica folgte seinem Bericht und wandelte seine Verse in poetische Prosa, wobei bisweilen noch die alten Reime (Assonanzen) durchdringen. So ist der Inhalt des Epos, wie es in der Mitte des XIII. Jahrhunderts in Spanien gesungen wurde, durch die Handschriften der Crónica general uns erhalten.

Wir nennen diese älteste für uns erreichbare Gestalt der Sage den ersten Cantar oder die erste Gesta.

Das Volksepos steht bekanntlich nie still, sondern ist, so lange es wirklich lebt, in stetem Flusse begriffen. Es wandelt sich, indem es sich dem Wandel der Zeiten anpaßt. Scenen, Personen, für welche eine spätere Zeit das nöthige Verständniß nicht mehr hat, werden den neuen Interessen entsprechend umgebildet oder fallen gelassen; neue, zeitgemäße Ergänzungen werden aufgenommen.

Im Allgemeinen wird das Epos bei diesem Wandel eine Einbuße an ursprünglicher Poesie erleiden. Indem die lebendige Anschauung jener Zustände schwindet, aus denen einst das Epos erwachsen ist, indem die Zeit es von dem in das Dunkel der Vergangenheit versinkenden Ereignisse löst, macht sich das Bedürfniß geltend, das Lied, das ursprünglich nur ein kurzer Commentar eines allgemein bekannten Geschehnisses gewesen, mit allerlei erklärender, abrundender Zuthat zu versehen, um ihm Verständniß und Interesse einer späteren Zeit zu sichern. Die poetische Glosse stellt sich ein. Es wird eine Einleitung hinzu gedichtet, welche das unerklärlich gewordene Ereigniß motiviren soll. Es wird ein Schluß hinzugefügt, in welchem Tugend belohnt und Schuld gesühnt erscheint, und an mancher Stelle wird der knappe ursprüngliche Bericht durch Einfügung epischer Gemeinplätze zerdehnt. Es gesellt sich mit der Zeit eine Art novellistischen Interesses zum nationalen. Das Gedicht, das einst ein Lied innerster Erregung der Zeitgenossen gewesen, wird für die Nachkommen zu einer poetischen Erzählung, die vor Allem dem Unterhaltungsbedürfnisse dient. In diesem Sinne lebten und wandelten sich die altspanischen Epen noch bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts: es ist eine Epoche allmählich ersterbenden Lebens, ähnlich, wie wir sie in jener Zeit auch für die französischen Chansons de geste kennen.

So wandelt sich auch der Cantar der Infanten von Lara vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert weiter. Und noch zwei Mal wird er in dieser späteren Zeit von Historikern als Quelle benutzt, so daß er noch zwei Mal für uns in Chronikform erreichbar ist: einmal um die Mitte des XIV. und einmal zu Anfang des XV. Jahrhunderts. Wir nennen diese Gestaltungen den zweiten und dritten Cantar. Sie stehen sich sehr nahe.

Für uns kommt hauptsächlich der zweite Cantar in Frage. Er ist in einer Ueberarbeitung der alten Crónica general. der sogen. Segunda Crónica, erhalten. Als nämlich unter König Alfons XI. in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Crónica general Alfons des Gelehrten einer Revision unterworfen wurde (abgeschlossen 1344), da benutzten die Revisoren für den Abschnitt über die Infanten von Lara die ihnen zeitgenössische Form der epischen Ueberlieferung, den sogen. zweiten Cantar.

In diesen späteren Cantares des XIV. Jahrhunderts ist besonders die Gestalt des Verräthers neu aufgearbeitet. Er ist zum unpersönlichen Typus gemacht. Sein Verhältniß zum Herrscher von Castilien erscheint modernisirt, sein späteres Schicksal romanhaft und mit mannigfachen Entlehnungen aus der französischen Epik erweitert. Der Schauplatz der Handlung, der ursprünglich, dem localen Charakter der Sage entsprechend, nur ein eng begrenztes Gebiet umfaßte, ist über ganz Castilien ausgedehnt.

Dabei ist die metrische Form banaler und sind die epischen Formeln häufiger geworden. Es herrscht in den Assonanzen der billigste Reimvocal, a (wie in den späteren französischen Chansons 6), der sich bereits 62% der Versschlüsse unterthan gemacht hat und somit auf dem Wege zur Alleinherrschaft sich befindet, wie sie ihm z. B. in den norditalienischen Torototela-torotota zugefallen ist. —

Ueber der revidirten Chronik von 1344 wurde die ursprüngliche Fassung Alfons' X. vergessen, und die spanischen Historiker des XV. und XVI. Jahrhunderts benutzten ausschließlich die Handschriften dieser Segunda Crónica.

Indessen hat uns das XIV. Jahrhundert nicht nur diese erweiternde Ueberarbeitung der alten Königschronik geschenkt, sondern auch eine leicht gekürzte Revision, und diese allein ist bis jetzt (zum ersten Mal 1541 zu Zamora) gedruckt worden. In ihr ist auch die Geschichte der Infanten von Lara abgekürzt, und zwar ist der verschlimmbessernden Hand des Redactors alles das zum Opfer gefallen, was diesem guten Mann als besonders roh und unglaubwürdig erschien. So ist manch' altes charakteristisches Detail aus seiner Version verschwunden.

Demnach standen denn bis heute die Dinge so, daß nur diese verkürzte Form der alten Crónica general Alfons' X. und nur diese etwas verstümmelte Form der Lara-Tradition[1]) durch den Druck bekannt war, während die älteren und vollständigeren Formen ungekannt in den noch unerforschten Handschriften der ursprünglichen und der erweiterten Chronik der beiden Könige Alfons' X. und XI. schlummerten.

Sie aus diesem jahrhundertelangen Schlummer zum Leben zurückgerufen zu haben, ist das Verdienst eines jungen, vielversprechenden spanischen Forschers, Ramón Menéndez Pidal[2]). Er ist der Märchenprinz, der das entschlafene Dornröschen geweckt hat, und zum Danke hat es ihm manches Geheimniß der alten Zeit verrathen. R. M. Pidal hat überhaupt das Dunkel, das über der Entwicklung der ältesten spanischen Königschroniken schwebte, gelichtet. Er hat das, worüber hier berichtet wird, überhaupt erst ans Licht gezogen und mit dem Zauberstab seiner Forschungen in den spanischen Archiven eine fontaine de jouvence erschlossen, an der die ganze alte spanische Sage, auch diejenige vom Cid, sich verjüngen wird. Wir warten voller Ungeduld auf sein Buch über den Cid. —

---

[1]) In Deutschland hat sie 1860 W. L. Holland drucken lassen: „La Estoria de los siete infantes de Lara", Tübingen. „Ludwig Uhland in dankbarer Verehrung gewidmet."

[2]) La leyenda de los infantes de Lara, Madrid 1896. XVI u. 448 S. 8°.

Sehen wir uns nun das alte Epos, wie es sich in der Prosa der Crónica general widerspiegelt, näher an. Ich folge dabei im Wesentlichen den acht ersten Capiteln der ursprünglichen Redaction Alfons' X.; doch erlaube ich mir, einzelne, augenscheinlich alte Züge aus dem zweiten Cantar herüber zu nehmen. Die Rache Mudarra's (IX. Capitel) erzähle ich ganz nach dem ausführlichen Berichte dieses zweiten Cantars.

II.

Ruy Velázquez, der Herr von Vilviestre in Lara, hatte eine Schwester, Doña Sancha. Dieselbe war die Gattin des Gonzalo Gustioz, des Herrn von Salas, geworden und hatte ihrem Gemahl sieben Söhne geboren, welche die Infanten von Salas hießen[1]). Sie wurden, wie dies Sitte war, von einem Hofmeister erzogen, der ein trefflicher Caballero war und Muño Salido hieß. Der Graf von Castilien, Garci Fernández, schlug sie alle sieben an einem und demselben Tage zu Rittern.

Sie waren schon erwachsen, als der Bruder ihrer Mutter, Ruy Velázquez, sich ebenfalls vermählte, und zwar mit einer Base des Grafen Garci Fernández, mit Doña Lambra. Zu dieser Hochzeit, welche mit großem Gepränge in Burgos gefeiert wurde, lud Ruy Velázquez auch Schwester und Schwager aus Salas mitsammt den sieben Neffen ein. Fünf Wochen dauerten die Festlichkeiten und das Spielen. Stiergefechte und Buhurt ergötzten, Spielleute trugen ihre Cantares vor. In der letzten Woche ließ Rodrigo am Ufer des Arlanzon einen tablado errichten, ein hohes Gerüst aus Holzstücken, das eine Burgfassade darstellte, und versprach dem, der es mit seinem Lanzenwurfe zu Fall brächte, ein großes Geschenk. Ein Vetter der Doña Lambra, Alvar Sánchez[2]), traf die Spitze des tablado mit so gewaltigem Wurfe, daß man dessen Schall drinnen in der Stadt vernahm und Doña Lambra triumphirend zu ihrer Schwester Sancha und ihren sieben Neffen sprach: „Seht, welch' gewaltiger Ritter dieser Alvar Sánchez ist; er taugt mehr als alle Anderen." Die Infanten lachten; sie waren eben in ein Spiel vertieft. Der jüngste aber, Gonzalo González[3]), nahm seine Lanze, brach mit einem Knappen, der einen Falken trug, nach dem Arlanzonufer auf, warf nach dem tablado und zerschmetterte das Mittelstück. Deß freuten sich Doña Sancha und die Brüder; Lambra aber ärgerte sich.

Alvar Sánchez begann Gonzalo zu schmähen, und dieser versetzte ihm einen solchen Faustschlag, daß er ihn mit zerschmettertem Antlitz todt zu Füßen des Pferdes hinstreckte.

[1]) Die spätere Ueberlieferung hat aus den sieben Söhnen Kinder eines und desselben Wochenbettes, Siebenlinge, gemacht. Solch' wunderbare Geburten finden sich in vielen Volkssagen (z. B. in der Stammsage der Welfen: Zwölflinge), gelten als Zeichen des Ehebruches und bringen Schimpf und Schande. Doña Sancha wird denn auch in späteren Liedern der Siebenlinge wegen von ihrer Schwägerin puerca (Bache) gescholten.

[2]) Spätere Versionen setzen Alvar Sánchez in sträfliche Beziehungen zu Doña Lambra, wie sie denn überhaupt das Bild dieses unheilvollen Weibes stark ins Häßliche ziehen.

[3]) Die Söhne eines Gonzalo heißen nach dem Vater: González (alte Genetivform), wie die eines Rodrigo, eines Diego: Rodriguez, Diaz.

Das Wehgeschrei der Doña Lambra erfüllte die Luft: nie sei eine Frau an ihrer Hochzeit so entehrt worden wie sie. Ihr Mann, Rodrigo, eilte herbei und schlug Gonzalo mit einem Lanzenschaft über den Kopf, daß das Blut aus fünf Wunden quoll. Er holte zum zweiten Schlag aus, da sprach Gonzalo: „Oheim, sollte ich von diesem Schlage sterben, so mögen meine Brüder es Euch nicht anrechnen, aber einen zweiten Schlag ertrage ich nicht.“ Als Rodrigo ihn doch führte, entriß Gonzalo seinem Knappen den Falken und schlug damit dem Oheim ins Gesicht, daß er blutete. Dieser rief nach den Waffen. Seine Leute und diejenigen der Infanten folgten dem Rufe, und blutiger Streit stand bevor, als der Graf Garci Fernández und der Vater Gonzalo Gustioz erschienen und Frieden stifteten. (I. Capitel.) Und es fügte sich, daß die Infanten von Salas mit ihrem Lehrer Muño Salido die Muhme Lambra nach ihrem Schlosse Barbadillo zu geleiten hatten, während die beiden Schwäger Gonzalo Gustioz und Ruy Velázquez mit dem Grafen von Castilien über Land zogen.

Eines Tages brachten die Infanten von der Falkenjagd reiche Beute ins Schloß Barbadillo, und während das Mahl gerüstet wurde, erholten sie sich im Garten am Ufer des Flusses. Gonzalo entledigte sich der Oberkleider und begann, seinen Falken in den Wellen zu baden. Doña Lambra sah ihn vom Schlosse aus und sprach zu ihren Damen: „Seht, wie Gonzalo sich in Unterkleidern ergeht; ich glaube, er thut es, um unser Liebesverlangen zu erregen. Ich muß mich an ihm rächen.“

Und sie rief einen ihrer Mannen und sprach zu ihm: „Nimm eine Gurke, tauche sie in Blut und wirf sie dort dem Gonzalo mit dem Falken vor die Brust[1]), und dann fliehe zu mir; ich will Dich schon schützen.“ Der Mann that, wie ihm befohlen, und besudelte Gonzalo mit der Gurke. Dieser fuhr auf. Die Brüder nahmen es erst für einen schlechten Scherz. Er aber sagte ihnen: „Brüder, nehmen wir unsere Schwerter und gehen wir auf jenen Burschen zu. Erwartet er uns ruhig, so wissen wir, daß es sich um einen Scherz handelt, und dann wollen wir ihn laufen lassen. Flieht er aber zur Muhme Lambra, so wissen wir, daß sie ihn gesandt hat, und dann soll auch ihr Schutz ihn nicht vor dem Tode retten.“

Vor den anrückenden Infanten floh der Mann zu Doña Lambra, und sie barg ihn in ihrem Mantel. Die Infanten verlangten ihn heraus, und da sie sich weigerte, zerrten sie ihn unter ihrem Mantel hervor und erschlugen ihn, so daß sein Blut auf ihr Kopftuch und ihr Kleid spritzte.

Dann ritten die Infanten sammt der Mutter Sancha weg von dem Schlosse Barbadillo und kehrten heim nach Salas.

Doña Lambra aber ließ inmitten ihres Schloßhofes eine Bahre aufstellen und schwarz behängen, und da weinte und klagte sie mit ihren Frauen drei

---

[1]) In einem Fuero aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts wird mit hoher Buße belegt, „wer einen Anderen mit einem Ei oder mit einem Darm oder mit einer Gurke oder mit etwas Anderem bewirft, was den Mann besudeln kann“. Andere Fueros führen ähnliche symbolische Verunreinigungen an.

Tage lang, zerriß ihre Gewänder und nannte sich eine Wittwe, die keinen Mann habe, der sie schütze [1]). (II. Capitel.)

Als dann Ruy Velázquez nach Barbadillo heimkehrte, ging ihm Frau Lambra klagend, mit zerrissenen Gewändern entgegen, warf sich ihm zu Füßen und erzählte ihm ihre Unbill.

„Schweigt," sagte Rodrigo zu ihr, „und geduldet Euch; Ihr sollt eine Rache haben, von der die ganze Welt reden wird." Und so geschah es.

Er sandte einen Boten nach Salas und bat den Schwager Gonzalo und seine sieben Söhne um eine Zusammenkunft. Dieselbe fand statt, und es erfolgte eine scheinbare Versöhnung. Rodrigo sparte schlaue, heuchlerische Worte nicht und gewann der Infanten volles Vertrauen.

Kurze Zeit darauf bat er Gonzalo um eine zweite Zusammenkunft. „Schwager," sagte er zu ihm, „Ihr wißt, daß meine Hochzeit mich schweres Geld gekostet hat. Graf Garci Fernández schenkte mir nicht so viel, als ich dachte. Der Maurenkönig Almanzor von Córdoba hat mir seine Hülfe versprochen. Dankbar wäre ich, wenn Ihr mit einem Brief von mir zu ihm reisen und auch mit Eurem Wort meine Bitte bei ihm unterstützen wolltet; das reiche Geschenk, das Ihr von dort zurückbringt, will ich gerne mit Euch theilen."

Gonzalo sagte zu, und Rodrigo ließ durch einen Mauren, der arabisch schreiben konnte, einen verrätherischen Brief an Almanzor aufsetzen, der folgenden Wortlaut hatte:

„Ich, Ruy Velázquez, grüße meinen Freund Almanzor, den ich von ganzem Herzen liebe, und thue Euch zu wissen, daß der Ueberbringer dieses Briefes Gonzalo Gustioz von Salas ist. Seine Söhne, die Infanten, haben mir und meinem Weibe Schmach angethan, und ich kann mich hier, im Lande der Christen, nicht an ihnen rächen, wie ich gerne möchte. Deshalb sende ich Euch ihren Vater, damit Ihr ihm das Haupt abschlagt. Dann werde ich mein Heer aufbieten, mitsammt den sieben Infanten, und gegen Euch in die Gefilde von Almenar ziehen. Und Ihr mögt Euer Heer sammeln und mir dorthin entgegen marschiren mit Euren Feldherren Viara und Galve, die meine guten Freunde sind. Ich liefere ihnen meine sieben Neffen aus, die sie enthaupten mögen. Denn diese Sieben sind Eure schlimmsten Feinde, und wenn Ihr sie umgebracht habt, so wird das Land der Christen Euch zufallen."

Diesen Brief ließ er versiegeln und den maurischen Schreiber, um des Geheimnisses sicher zu sein, aus der Welt schaffen. Dann brachte er den Brief nach Salas, und Gonzalo machte sich auf den Weg nach Córdoba. Almanzor las den Brief und sagte zu Gonzalo: „Ruy Velázquez verlangt, daß ich Dir

[1]) Von diesen beiden Beleidigungsscenen zu Burgos und auf Schloß Barbadillo hat die erstere ihre Parallele in der französischen Epit, während die zweite als rein und echt spanisch erscheint. Sie gibt wohl allein den eigentlichen Ausgangspunkt der Familienfehde an. Die Scene zu Burgos ist eine nachträglich hinzugefügte, auf einem epischen Gemeinplatz beruhende Einleitung, die überdies den Besuch der Infanten auf Barbadillo nicht eben glücklich vorbereitet. — Der zweite Cantar schickt eine dritte Einleitung voraus: Rodrigo zeichnet sich bei der Belagerung von Zamora aus, worauf ihm der Graf von Castilien seine Base Lambra zusagt.

das Haupt abschlage; ich will Dir wohl und thue es nicht; aber mein Gefangener bleibst Du." (III. Capitel.)

Inzwischen ging Ruy Velázquez zu den sieben Infanten und theilte ihnen mit, daß er sein Heer aufgeboten habe, um einen Raubzug ins Maurenland, in die Gefilde von Almenar[1]) zu unternehmen. Die Infanten versprachen mit Freuden, dem Oheim zu folgen, der sie am Flüßchen Ebrillos erwarten will. Sie nehmen Abschied von der Mutter Sancha und reiten fort an der Spitze von zweihundert Rittern und vom greisen Muño Salido begleitet. Im Fichtenwald (pinar) von Canicosa begegnet ihnen ein Vogelflug. Muño Salido erkennt das Vorzeichen als ein ungünstiges und bittet die Infanten, nach Salas zurückzukehren. Gonzalo, der jüngste der Infanten, erhebt Einsprache. Aber Muño besteht auf seinem Rath: „Nimmer werdet Ihr Eure Mutter wieder sehen; laßt sie nur wissen, daß sie im Schloßhof sieben schwarze Bahren errichten und Euch als todt beweinen mag."

„Don Muño Salido," fährt da Gonzalo auf, „wäret Ihr nicht mein Lehrer, ich erschlüge Euch. Ich verbiete Euch, weiter so zu reden, denn wir kehren nicht zurück."

„Zum Unglück habe ich Euch erzogen," seufzt Muño, „da Ihr meinen Rath verschmäht. Kommt, nehmt von mir Abschied, denn ich werde Euch nimmer wieder sehen."

Und sie nahmen Abschied von ihm und setzten ihren Ritt fort. Muño wandte sich gen Salas; aber unterwegs besann er sich anders. Was wollte er, der Greis, den Tod fürchten, den seine jungen Zöglinge, welche das Leben noch vor sich hatten, nicht fürchteten! „Eine Schande wäre es für mich, im Alter die Ehre zu verlieren, die ich mir in der Jugend gewann." Und er kehrte um und zog den Infanten wieder nach. (IV. Capitel.)

Er traf sie am Ebrillos bei ihrem Oheim Rodrigo, der Muño's Benehmen tadelte und darüber mit ihm in Streit gerieth. Ein Ritter Rodrigo's zog das Schwert gegen den Alten; ihn schlug der junge Gonzalo mit einem Faustschlag nieder. Beinahe wäre es darüber zu einem allgemeinen Kampfe unter den Christen gekommen. Aber Gonzalo erbot sich, die fünfhundert Solidi gesetzlicher Buße für den Todtschlag zu zahlen. Rodrigo nahm die Sühne an. (V. Capitel.)

Versöhnt zogen sie folgenden Tages zusammen nach den Gefilden von Almenar. Rodrigo legte sich mit den Seinen in ein Versteck und hieß die sieben Infanten einen Raubzug ins offene Maurenland unternehmen. Da tauchte plötzlich ein gewaltiges Maurenheer auf, zehntausend Fähnlein stark. Rodrigo hielt verrätherische Zwiesprache mit den Generalen Viara und Galve. Der greise Muño war davon Zeuge. „Elender," ruft der ihm zu, „Gott gebe Dir Deinen Lohn! So lange die Welt besteht, werden die Menschen von Deinem Verrathe reden."

---

[1]) Almenar liegt östlich von Soria am Rituerto, einem Zufluß des Duero. In der Nähe von Almenar nimmt der Rituerto das Flüßchen Arabiana auf, dessen Gefilde später als der Schauplatz des folgenden Kampfes bezeichnet werden.

Er eilte, die Infanten in Kenntniß zu setzen. Bald ist er mit ihnen von der Uebermacht eingeschlossen. „Kinder," ruft er ihnen tröstend zu „habt keine Furcht. Der Vogelflug, den ich Euch für böse ausgab, war in Wahrheit ein glückverheißender. Wir werden unsere Feinde besiegen, und ich will voran gegen den ersten Heerhaufen stürmen ... Gott mag Euch gnädig sein!" Und er spornte sein Pferd gegen die Mauren, tödtete ihrer eine große Zahl und fiel endlich unter ihren Streichen.

Und nun tobte der Kampf. Die Christen vernichteten die beiden ersten Schlachtreihen der Mauren und drangen auf die dritte ein. Fünfzehnhundert Mauren bedeckten die Walstatt, und erst zweihundert castilische Ritter waren gefallen — das ganze Gefolge der sieben Infanten. Sie waren allein noch übrig.

Sie empfahlen sich Gott und dem Apostel Santiago und kämpften, kämpften. Als sie zu ermatten begannen, baten sie um Waffenstillstand, zogen sich auf eine Anhöhe zurück und wuschen sich Staub und Schweiß von den Gesichtern. Es waren nur noch ihrer sechs. Einer der Brüder war schon der Uebermacht erlegen. (VI. Capitel.)

Sie sandten ihren Aeltesten, Diago, zum Oheim Rodrigo und baten ihn um Hülfe. Er aber wies sie ab: „Meint Ihr, ich hätte die Schmach vergessen, die Ihr mir zu Burgos und meinem Weibe Doña Lambra auf Barbadillo angethan? Ihr seid ja tapfere Caballeros, — denkt darauf, Euch selbst zu helfen."

Aber manch' einer der Ritter Rodrigo's mißbilligte den Verrath. Dreihundert tapfere junge Leute eilten den Infanten zu Hülfe. Und wieder begann die Schlacht. Ueber zweitausend Mauren fielen, aber auch die dreihundert Helfer bedeckten die Walstatt, und die sechs Infanten waren so müde, daß sie die Arme nicht mehr zum Schwertstreich zu erheben vermochten. Da erbarmten sich ihrer die beiden Maurengenerale Viara und Galve, ließen den Kampf abbrechen, brachten die Erschöpften in ihr Zelt und ließen sie speisen und tränken.

Als Rodrigo das hörte, erschien er im Maurenlager und forderte unter Drohungen den Tod der sechs Infanten. Viara und Galve ließen sich einschüchtern. Man brachte die Infanten auf das Schlachtfeld zurück. Der Kampf begann von Neuem, und diesmal fielen die Feinde so dicht über die sechs Streiter her wie Regentropfen. Der Jüngste, Gonzalo, verrichtete von Allen die größten Heldenthaten. Zehntausendundsechzig Mauren fanden in wenig Stunden ihren Tod.

Nun aber war es mit den Kräften der Infanten zu Ende. Auch ihre Pferde konnten nicht mehr, und ihre Waffen waren zerbrochen. So kamen sie zu Fall, nicht von den Feinden, sondern von der Ermattung überwunden. Die Mauren erstachen ihnen die Pferde unterm Leib, fielen über die Wehrlosen her und schlugen ihnen die Köpfe ab, Einem nach dem Anderen, in der Reihenfolge ihres Alters. Als die Reihe an den Jüngsten, Gonzalo, kam, da raffte er sich noch einmal auf, schlug seinen Henker nieder, entriß ihm das Schwert und tödtete, ehe er überwunden werden konnte, noch zwanzig Feinde[1]).

[1]) Die Chansons de geste berichten von Saracenenschlachten, die einen ganz ähnlichen Verlauf nehmen. Daß der jüngste Bruder der Stärkste und Leidenschaftlichste ist, ist ein epischer Gemeinplatz.

Ruy Velazquez war Zeuge dieser Hinrichtung. Dann nahm er Abschied von den Mauren und wandte sich heimwärts nach Vilviestre. Die Mauren aber zogen mit den acht Köpfen der Infanten und Muño's nach Cordoba. (VII. Capitel.)

König Almanzor ließ die Häupter inmitten seines Palastes auf ein weißes Tuch legen, den Kopf des alten Muño voran und dann die übrigen in der Reihenfolge ihrer Geburt. Dann ging er in den Kerker des Vaters und sprach:

„Gonzalo Gustioz, wie geht es Dir?"

„Gut, durch Eure Gnade," erwidert der Gefangene, „denn wenn der Herrscher seinen Gefangenen zu besuchen kommt, so heißt das, daß er ihn frei geben will."

„Das werde ich thun," sagt Almanzor, „und deshalb komme ich. Doch muß ich Dir erst sagen, daß mein Heer in den Gefilden von Almenar mit den Castiliern sich geschlagen hat, und daß acht Köpfe von castilischen Adeligen mir gesandt worden sind, von sieben Jünglingen und einem Greise. Sie sollen aus dem Lande Lara sein. Du sollst sie sehen, um mir zu sagen, ob Du sie kennst."

Er führt ihn nach dem Palast zu dem weißen Tuche, und so bald Gonzalo Gustioz die Häupter seiner Lieben erblickt, stürzt er wie todt zu Boden. Als er wieder zu sich kam, begann er so heftig über ihnen zu weinen, „daß es ein Wunder war".

Und er sprach zu Almanzor: „Ich kenne diese Gesichter wohl: es sind meine Söhne, die Infanten von Salas, und ihr Lehrer Muño." Hierauf nahm er die Köpfe, einen um den anderen, und zählte in stolzer Trauer die Tugenden eines jeden seiner Lieben auf.

Es folgt eine Todtenklage ergreifender Art, von echt epischer Stilisirung; vielfach formelhaft im Ausdruck, aber lebensvoll individualisirt in der Wiedergabe der hervorragenden Persönlichkeit. Die einzelnen Züge, die der Vater von seinen Söhnen erzählt, die Eigenschaften, die er ihnen nachrühmt, geben ein Bild des spanischen Ritterideals, und ihre Aufzählung ist ebenso sittengeschichtlich interessant wie poetisch wirksam[1]).

Zuerst nahm er in die Arme das Haupt des Muño Salido
Und sprach mit ihm als wäre er lebend:
„Gott erhalte Dich, Muño Salido, mein Gevatter und Freund!
Was ist mit meinen Kindern geschehen, die ich in Eure Hand gelegt habe?[2])
Denn in Leon und Castilien wart Ihr sehr gefürchtet,
Und von noch Mächtigern als Ihr wart Ihr geschirmt.
Gott möge Euch verzeihen, mein Gevatter und mein Freund,

[1]) Die folgende Scene ist in der ursprünglichen Crónica mit wenigen Zeilen resümirt. Ich nehme hier die ausführlichere Darstellung des zweiten Cantar herüber, dessen Verse an dieser Stelle in der Prosa der späteren Chroniken fast unversehrt erhalten sind, und gebe sie nach R. M. Pidal's glücklicher Restitution in wörtlicher Uebersetzung. — Mit dieser Scene ist in beiden Cantares ein epischer Gemeinplatz verbunden: Gonzalo Gustioz ergreift ein Schwert, fällt über die herum stehenden Mauren her und tödtet ihrer eine Anzahl, ohne dafür weiter bestraft zu werden.

[2]) Die epische Anrede wechselt, wie im Französischen, häufig zwischen Du und Ihr.

Wenn Ihr eines Sinnes wart mit ihrem Oheim Rodrigo!
Aber das werdet Ihr nicht gethan haben nach Allem, was ich von Euch gesehen.
Ihr werdet den Vogelflug beobachtet haben als Lehrer und Pathe,
Und es wird Euch nicht haben glauben wollen Gonzalo, mein Sohn.
Verzeiht mir, Gevatter und guter, lieber Freund,
Daß ich so große Falschheit über Euch gesprochen habe."

Das Haupt Muño's, er legte es an seinen Ort zurück,
Und das des Diago, er nahm es in seine Arme,
Das Haar sich raufend und den Bart seines Antlitzes.
„Allein bin ich und unglücklich beim Kriegsspiel dieses Festes!
Mein Sohn Diago González, Euch hatte ich am liebsten.
Ich that es mit Recht, denn Ihr wart der Erstgeborene.
Euch liebte der Graf von Castilien, denn Ihr wart sein Richter,
Und Ihr trugt auch sein Banner an der Furth von Cascájar,
Nach Art eines Helden habt Ihr es mit Ehren aus der Schlacht getragen.
An jenem Tage, mein Sohn, habt Ihr eine große That gethan.
Ihr habt das Banner aufgehoben und es ins Haupttreffen gestellt.
Dreimal senkte es sich, und dreimal habt Ihr es wieder erhoben,
Denn Ihr erschlugt mit ihm zwei Könige und einen Vezir.
Die Mauren flohen nach ihren Zelten, und nicht mehr kamen sie hervor. —
Als Held gälte Ruy Velázquez, wäre er am Tage von Cascájar gefallen. —
Die Mauren wachten jene Nacht und flohen nach Gormaz.
Euch gab an dem Tage der Graf das Land Caraço als Erbe;
Die eine Hälfte war bewohnt, die andere noch zu bevölkern.
Da Ihr nun starbt, mein Sohn, wird Caraço entvölkert werden."
Das Haupt des Don Diago, er begann es zu küssen;
Er badete es in Thränen und legte es an seine Stelle zurück.
Wie Jeder geboren worden war, in dieser Reihenfolge nahm er sie zu sich.

Das Haupt des Don Martin, er nahm es in seine Arme.
„O, Sohn Martin González, hochgeehrter Mann,
Wer würde meinen, daß in Euch so viel Tüchtigkeit war!
Einen solchen Brettspieler wie Ihr gab es in ganz Spanien nicht.
Weise und maßvoll spracht Ihr in der Versammlung.
Mag ich leben oder sterben, meinetwegen kümmre ich nicht,
Aber grausamen Schmerz hege ich um Eure Mutter Doña Sancha:
Ohne Söhne, ohne Gatten, wird sie trostlos sein."
Das Haupt des Martin González legte er weinend hin,
Und das des Suero nahm er in seine Arme.

„Mein Sohn Suero González, guter, treuer Geselle,
Mit Eurer Tüchtigkeit dürfte ein König sich zufrieden geben.
Der Falkenkunde Meister wart Ihr; Ihr hattet nicht Eueres Gleichen,
Wenn es galt, mit Falken zu jagen, oder wenn die Zeit ihrer Mauser kam.
Ein schlimmes Hochzeitsfest bereitete Euch der Bruder Euerer Mutter.
Mich brachte er in den Kerker, und Euch führte er zur Enthauptung.
Lebende und Künftige werden ihn Verräther nennen."

Er küßte das Haupt und legte es weinend zurück.
Dasjenige des Fernán González, er nahm es in seine Arme:
„Sohn, hochgeehrter Mann, der Du Deinen Namen von einem guten Herrn hast,
Vom Grafen Fernán González, der Euch taufte.
Mit Euern Eigenschaften müßte ein Kaiser zufrieden sein.
Ein Tödter von Bären und Ebern, der Ritter Meister,

Zu Fuß oder zu Pferd — kein Anderer war Euch überlegen.
Schlechter Gesellschaft Freund ward Ihr nimmer,
Sondern in große und adelige Gesellschaft, da gehortet Ihr hin.
Euer Oheim Rodrigo hat Euch schlimme Hochzeit bereitet,
Denn Euch hieß er tödten und mich gefangen setzen.
Verräther werden ihn Alle nennen, die Lebenden und die Künftigen."

Er küßte das Haupt und legte es an seine Stelle.
Das des Ruy González, in seine Arme nahm er es:
„Sohn, Ruy González, verständiger Mann,
Mit Euern trefflichen Eigenschaften würde ein König vollkommen sein.
Treu gegen Euern Herrn, wahrhaft gegen den Freund,
Ward Ihr der waffentüchtigste Ritter, den man je gesehen.
Schlimme Hochzeit bereitete Euch Euer Oheim Rodrigo:
Euch ließ er enthaupten und mich zum Gefangenen werden.
So habt Ihr nun verlassen diese elende Welt,
Er aber hat für immer das Paradies verloren."

Das Haupt küssend legte er es an seinen Ort nieder.
Das des Gustioz González, er nahm es in seine Arme,
Von Staub und Blut reinigte er es wohl,
Und laut jammernd küßte er es auf die Augen:
„Mein Sohn Gustioz Ihr wart von guter Art.
Nie würdet Ihr eine Lüge gesagt haben, für allen Reichthum Spaniens nicht.
Ein Ritter hoher Tüchtigkeit, ein trefflicher Schwertführer,
Denn wem Ihr einen vollen Hieb versetztet — ohnmächtig oder todt blieb Der liegen.
Unglücksbunde wird von Euch, mein Sohn, nach dem Lande Lara kommen."

Dann küßte er das Haupt und legte es an seinen Ort.
Das des Gonzálo, in seine Arme nahm er es,
Das Haar sich raufend in lautem Jammer:
„Mein Sohn Gonzálo, Euch liebte Eure Mutter.
Eure trefflichen Eigenschaften, wer könnte sie erzählen?
Ein guter Freund für die Freunde, seinem Herrn treu ergeben,
Ein Kenner des Rechts, liebtet Ihr, Recht zu sprechen.
In den Waffen gewaltig, hattet Ihr nicht Eueres Gleichen.
Freigebiger Spender Eueres Gutes, um die Eurigen zu beschenken.
Nie sah Jemand Einen, der wie Ihr tablados herunter warf.
In den Gemächern, mit den Damen ward Ihr geschickt in Euerer Rede;
Eure Geschenke gabt Ihr ihnen mit vollendeter Anmuth.
Scharfsinn war Dem von Nöthen, der mit Euch sich in der Rede messen wollte,
Und ein witziger Kopf mußte er sein, wenn er nicht den Kürzern ziehen wollte.
Die mich um Euretwillen fürchteten, werden meine Feinde sein,
Und wenn ich auch nach Lara zurückkehre, so werde ich nichts mehr gelten.
Ich habe keinen Verwandten noch Freund mehr, der mich rächte.
Besser wäre mir der Tod als diesen Jammer zu sehen."

Das Haupt Gonzálo's, aus der Hand fällt es ihm, hinunter auf die andern.
Und er stürzte zu Boden wie todt und wußte nichts mehr von sich.
Es jammerte den Almanzor; auch er begann zu weinen.

Um den gebrochenen Gonzalo Gustioz wieder aufzurichten, sendet ihm Almanzor seine eigene Schwester, „die ein sehr schönes junges Mädchen war

und wohl zu reden verstand“[1]). „Tröstet,“ sagt Almanzor zu ihr, „jenen Christen, der ein vornehmer Mann ist, mit guten Worten, und Ihr thut mir einen großen Gefallen.“ Erst sträubt sie sich, gibt dann aber den Drohungen des Bruders nach und tritt in das Gemach, wo neben den Häuptern der Todten Gonzalo ausgestreckt liegt.

Sie richtet ihn auf und, um ihn zu trösten, gibt sie vor, auch ihr habe eine Feldschlacht sieben Söhne, mitsammt dem Gemahl, dem König von Sevilla, geraubt, und doch habe der Schmerz sie nicht getödtet. „Zwar ist Euer Haupthaar gebleicht, aber Euer Gesicht ist noch frisch, und Ihr könnt wohl noch Söhne zeugen, welche die andern zu rächen vermögen.“

Gonzalo horchte auf diese ihre Worte, faßte sie und sprach: „Ihr habt den Gedanken ausgesprochen. Gott lasse ihn in Erfüllung gehen, denn mit Euch will ich den Sohn zeugen, der die anderen rächen soll.“

Sie wollte sich ihm entziehen, sagte, daß ihr Bruder Almanzor sie beide tödten würde. Aber Gonzalo erklärte, daß er um aller Mauren Spaniens willen sie nicht mehr loslasse. Obwohl er durch seine Gefangenschaft geschwächt war, vergaß er das in dieser Stunde. Und es gefiel Gott, daß sie einen Sohn empfing, der Mudarra genannt und der Rächer seiner Halbbrüder ward.

Als die Prinzessin das Gemach verlassen, erschien der ahnungslose Almanzor und gab Gonzalo frei. Er schenkte ihm die acht Häupter seiner Lieben und versprach, ihn nach Castilien geleiten zu lassen. Ehe Gonzalo abzog, kam die Prinzessin noch einmal zu ihm und sprach zu ihm: „Wenn ich einen Sohn von Dir gebären sollte, wo soll er seinen Vater suchen?“ Gonzalo brach seinen Ring entzwei und reichte ihn der Maurin als Erkennungszeichen: „Er mag mich, wenn er erwachsen, in Salas aufsuchen.“ (VIII. Capitel.)

Freudig empfing Doña Sancha zu Salas den heimkehrenden Gatten[2]). Der aber ließ den Koffer öffnen, in welchem die acht Häupter lagen, und sprach zu seinem Weibe: „Sieh das Geschenk, das Dir Dein Bruder Rodrigo sendet!“ Doña Sancha stürzte zu Boden und blieb lange Zeit wie todt liegen.

Ganz Castilien trauerte um die Erschlagenen.

Ruy Velázquez aber lehnte sich gegen den Grafen Garci Fernández auf, nahm alle seine Burgen in Besitz, und da die Infanten todt waren, so sah sich der Graf außer Stande, den mächtigen Verräther und Rebellen zu züchtigen. Derselbe nahm auch seinem Schwager Gonzalo Gustioz alle seine Schlösser weg, bis auf das einzige, Salas. Da lebte Gonzalo, vom Weinen blind, mit seinem Weibe, zwischen zerfallenden Mauern, von der Mildthätigkeit seiner Leute erhalten.

---

[1]) Was nun geschieht, wird in den Chroniken verschieden erzählt. Ich folge der ausführlicheren und originelleren Version des zweiten Cantar.

[2]) Das neunte Capitel der alten Chronik von 1280 gibt vom Folgenden nur ganz kurzen und im Einzelnen abweichenden Bericht. Rodrigo erscheint darin nicht als ein Rebell, sondern lebt mit den anderen Großen am Hofe des Grafen von Castilien. — Ich folge der Erzählung des zweiten Cantar.

Jeden Tag ließ Doña Lambra nach den Fenstern der Unglücklichen sieben Steine werfen, damit sie die Zahl ihrer verlorenen Söhne nicht vergäßen! „Und das dauerte achtzehn Jahre, bis Gott es anders fügte."

Am Hofe Almanzor's wuchs Mudarra heran und ward der beste Ritter des Reiches neben seinem Onkel. Seine Herkunft war in Dunkel gehüllt. Eines Tages gerieth er beim Schachspiel in Streit mit dem Maurenkönig von Segura, und der schalt ihn: hijo de ninguno (Niemandssohn). Mudarra erschlägt den Beleidiger mit dem Schachbrett und eilt zur Mutter, von der er das Geheimniß seiner Abstammung, das Schicksal seines Vaters und seiner christlichen Halbbrüder erfährt.

Er entschließt sich, den Vater aufzusuchen, und zieht nach Castilien mit einer Schar christlicher Ritter, die ihm Almanzor aus seinen Gefangenen ausgewählt hat.

Inzwischen träumte die alte Mutter Doña Sancha zu Salas einen merkwürdigen Traum: Ein Falke kam von Cordoba her geflogen und setzte sich auf ihre Hand. Er war so groß, daß seine ausgebreiteten Flügel sie und ihren Gatten beschatteten. Dann flog er zu Ruy Velázquez und ließ sich auf dessen Schulter nieder, die er mit seinen Krallen so heftig faßte, daß er ihm den Arm ausriß. Ein Blutstrom entquoll der Wunde, — sie, Doña Sancha, sei darauf niedergekniet, um das Blut des verrätherischen Bruders zu trinken.

Der Traum ging in Erfüllung.

Am nämlichen Tage erschien Mudarra in Salas. Er trat, um gleich den Christen zu beten, in eine Kirche, die am Wege lag, sah dort die Häupter der Infanten, seiner Brüder, aufbewahrt und that weinend den Racheschwur. Dann stellte er sich dem blinden Gonzalo als seinen Sohn Mudarra Gonzalez vor. Der Vater zögerte mit der Anerkennung: er will Doña Sancha die Treue weder mit einer Christin noch mit einer Maurin gebrochen haben. Diese aber, die in den Gesichtszügen Mudarra's diejenigen ihres Jüngsten, Gonzalo's, zu erkennen vermeint, hilft dem Alten über die Schwierigkeit hinweg: „Verleugnet nicht Euer eigen Blut aus Scham vor mir! Möchtet Ihr doch Sünden, wie diese, sieben und noch mehr begangen haben!"

Mudarra weist das Ringstück vor, und Gott läßt ein doppeltes Wunder geschehen: der zerbrochene Ring fügt sich zusammen, und seine Berührung macht den alten Vater wieder sehend.

Man begibt sich zusammen nach Burgos zum Grafen Garci Fernández. Dort wird Mudarra getauft, und Doña Sancha adoptirt ihn, indem sie ihn durch den einen Aermel in ihren weiten Mantel hinein schlüpfen ließ und durch den anderen ihn heraus zog[1]). Mit hundert Anderen wird er unter großen Festlichkeiten vom Grafen zum Ritter geschlagen.

Dann wird der Rachezug gegen Ruy Velázquez unternommen. Eines nach dem anderen seiner Schlösser fällt. Er selbst flieht durch Castilien dahin. Endlich erreicht ihn Mudarra bei Espeja. Rodrigo hat hier Zeit gefunden,

[1]) Man erinnere sich der deutschen Bezeichnung „Mantelkinder" als Ausdruck der Legitimirung.

einen Reiher zu jagen, wobei ihm ein Edelfalke verloren ging. Während er ihn sucht, melden ihm seine Späher Mudarra's Nahen, und er erwartet ihn.

Ein Zweikampf findet statt, und schwer verwundet sinkt Rodrigo zu Boden. Mudarra lädt den Blutenden auf ein Saumthier und führt ihn nach dessen Schloß zu Vilviestre. Dann schickt er Boten nach Salas, um seine Mutter Doña Sancha rufen zu lassen, „damit sie zu dem hohen Feste komme". Eiligst kam sie und voller Freuden, und festlich wurde sie empfangen. Mudarra geleitete sie ins Schloß und sprach zu ihr[1]):

„Sehet hier den Verräther, laßt ihn jetzt richten!"
Der Verräther schloß die Augen, nicht begehrte er sie zu schauen.
Es betrachtete ihn Doña Sancha am Boden, wo er lag,
Ausgestreckt auf Decken; es entströmte ihm reichliches Blut.
Sie sprach: „Dank sei Dir, himmlischer Herr und König,
Da ich den Traum schaue, den ich träumte, daß ich von seinem Blute tränke."
Hierauf beugte sie die Kniee, um vom Blut zu trinken.
So bald dies ersah Mudarra González,
Faßte er sie an den Armen und half ihr wieder auf.
„Thut es nicht, Señora! Gott verhüte, daß solches geschehe,
Daß Blut eines verrätherischen Mannes in so edeln Körper fließe!
Da ist er in Euern Händen, befehlt, ihn zu richten!"

Nachdem man sich über die Hinrichtung berathen und das Zerstücken, das Schinden, das Verbrennen erwogen, entschied Doña Sancha, daß mit ihm eine Art tablado errichtet werde, indem man ihn mit Händen und Füßen an zwei Balken aufhänge. Darauf sollten alle Diejenigen, die durch ihn zu Schaden oder in Trauer gekommen seien, mit Pfeilen, Lanzen, Speeren nach ihm werfen, bis sein Leib in Fetzen zu Boden falle.

Und so geschah es. Dann steinigten sie die am Boden zerstreuten Reste des Unglücklichen, und so viel Steine warfen sie auf ihn, daß zehn Wagenladungen damit voll gemacht werden könnten. „Noch heute geht Keiner an dem Orte vorüber, ohne an Stelle eines Vaterunsers einen Stein danach zu werfen und zu sagen: ‚Seine Seele sei verdammt! Amen'."[2])

III.

Das ist das altspanische Epos, welches erst die Forschungen R. M. Pidal's uns erschlossen haben. Es ist ein Stück von seltsamer Schönheit, ein Denkmal jener wilden Zeit, in welcher mit dem nationalspanischen Gedanken der Reconquista noch die ganze Unbotmäßigkeit der brutalen Feudalherren in verhängnißvollem Streite lag. Es stellt uns nicht sowohl den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Mauren, dar, als den Kampf der Sonderinteressen einzelner Familien — nicht die nationale Vereinigung unter der Monarchie,

[1]) Es folgen hier noch einige der von R. M. Pidal wieder hergestellten Verse in wörtlicher Uebertragung.

[2]) Das Bedürfniß die Rache vollständig auszukosten, führte die späteren Ueberarbeiter dazu, Mudarra auch an Doña Lambra Hand legen zu lassen. Im Schlußbericht der alten Crónica fehlt Doña Lambra gänzlich.

sondern die Zwietracht des Feudalismus, die starken Erregungen und Gegensätze, die brutalen Leidenschaften, in welchen das Leben jener ursprünglichen Menschen verlief.

Aber insofern der Cantar von den sieben Infanten die unvergleichliche Tapferkeit spanischer Helden besingt, ist er doch ein Lied zum Ruhm der Nation, geeignet, dem nationalen Gedanken zum Ausdruck zu dienen. Aus ähnlichen feudalistischen Anfängen heraus hat sich dann das um ein Jahrhundert jüngere Epos vom Cid zu einer nationalen Dichtung entwickelt.

Wiederholt ist in der bisherigen Darstellung auf einzelne jüngere Zuthaten hingewiesen worden, welche den epischen Berichten über die Infanten von Lara anhaften. Auf einen Hauptpunkt mag hier noch aufmerksam gemacht werden. Durch die ganze Erzählung des ersten Cantar geht ein leicht erkennbarer Riß:

Rodrigo veranlaßt die Infanten zu einem Raubzug auf maurisches Gebiet zu einer Zeit, da ihr Vater in friedlicher Mission nach Córdoba gegangen ist. Man versteht nicht, daß die Infanten dem Oheim freudig Folge leisten, da sie ja doch durch ein solches Unternehmen das Leben des fernen Vaters gefährden. Es ist die Reise Gonzalo Gustioz' nach Córdoba ungenügend mit der Haupthandlung, dem Untergang der sieben Söhne, verbunden[1]). Der Verräther Rodrigo erschwerte und complicirte sich seine Aufgabe durch die Sendung des Vaters ganz unnöthig. Hätte er diesen Vater mit den Söhnen nach Almenar gelockt, so würde er sich seiner viel sicherer entledigt haben.

Das erweckt den Verdacht, daß die ganze poesiereiche Erzählung von Gonzalo's Fahrt nach Córdoba und seinen dortigen Schicksalen eine nachträgliche Erweiterung der ursprünglich viel einfacheren Gesta darstellt, eine Erweiterung, die aus dem Bedürfniß hervorgegangen ist, den Infanten einen Rächer erstehen zu lassen. Und für diese Erweiterung lieferte die französische Epik das Schema.

Die älteste Form des Epos besang also wahrscheinlich nur den heldenhaften Kampf der Infanten von Salas, und es ist wohl möglich, daß an Stelle des greisen Lehrers Muño ursprünglich der Vater selbst mitzog und sein graues Haupt bei Almenar verlor. Und da die Phantasie des Volkes eine Niederlage durch Verrath zu erklären pflegt, so ist vielleicht auch die Figur des Verräthers Rodrigo bloß dieser Phantasie entnommen. Doch machen die Zeitläufte die Wirklichkeit dieser Gestalt durchaus glaubhaft.

Daß das tragische Ereigniß schon gleich im X. Jahrhundert poetische Darstellung gefunden haben muß, erhellt daraus, daß die Grenze zwischen Castilien und dem Maurenland, die sich mit dem Vordringen der Reconquista immer mehr nach Süden verschob, richtig ins Herz des heutigen Castiliens, zwischen das Flüßchen Ebrillos und Almenar, gelegt wird. Almenar ist Sarazenenland. Diese Topographie kann nur einem zeitgenössischen Liede entstammen.

[1]) Der rationalistischen Auffassung der späteren Zeit ist dieser Mangel zum Bewußtsein gekommen, und so finden wir denn im zweiten Cantar einen Versuch, den Kriegszug von Almenar anders zu motiviren: die Infanten haben erfahren, daß ihr Vater in Córdoba gefangen gehalten wird, und wollen ihn befreien.

In der Marienkirche zu Salas wird noch heute ein Kasten verwahrt, der vermoderte Schädelstücke enthält, in welchen man die Reste der vor neunhundert Jahren gefallenen Köpfe sehen will. Schon der zweite Cantar erwähnt ja diese Reliquie. Die Mönche von San Pedro de Arlanza und die von San Millan de la Cogolla streiten sich um die Ehre, die Leiber der tapferen Infanten in ihren Mauern zu bergen.

Gewiß halfen diese Reliquien die Erinnerung an die Sage erhalten.

Daß wir sie heute in ihrem ganzen Umfang kennen, ist das Verdienst der alten Königschronik: sie ist das Herbar dieser und anderer epischer Blumen des alten Castilien geworden.

Mit dem ausgehenden XIV. und dem beginnenden XV. Jahrhundert sind die langen epischen Gedichte, die Cantares, allmählich vergessen worden, und der Umstand, daß ihr Inhalt in den Chroniken zu lesen stand, mag ihren Zerfall in der mündlichen Ueberlieferung gefördert haben.

Nur einzelne, besonders fesselnde Scenen, namentlich dialogische, einzelne Höhepunkte des epischen Berichts, erhielten sich im Munde des Volkes und lebten als Fragmente weiter: das sind die (volksthümlichen) Romanzen.

Daß die Romanzen nicht auf halber Entwicklung stehen gebliebene embryonale Epen sind, wie man früher angenommen hat, sondern im Gegentheil Bruchstücke altersschwach gewordener, verwitterter, geborstener Epen, das hat vor fünfundzwanzig Jahren schon Milá y Fontanals gezeigt, und das hat R. M. Pidal nun vollends mit großem Scharfsinn erwiesen.

Die spanische Romanzenpoesie ist ein episches Trümmerfeld.

Die Romanzen sind selbständig gewordene Tiraden der letzten Cantares. Ihr Versmaß ist dasjenige der Cantares: der assonirende vierzehnsilbige Vers, was nachdrücklich hervorgehoben werden mag, da wir gewohnt sind, sie in siebensilbigen Kurzzeilen zu lesen. Das Dunkle, Sprunghafte, Abrupte, das manche Romanzen haben, und das oft ihren geheimnißvollen Reiz erhöht, schreibt sich eben davon her, daß sie aus einem weiteren Zusammenhang gelöste Fragmente sind.

Von den Romanzen, welche sich im XV. Jahrhundert aus dem Cantar de los Infantes ablösten, sind uns heute noch ein halbes Dutzend erhalten. Sie zeigen wieder mannigfachen Wandel in Handlung und Namen. Die a-Assonanzen sind zu fast ausschließlicher Herrschaft gelangt.

Die Scenen, welche in ihnen zu meist ganz fragmentarischer Darstellung kommen, in mannigfachen Variationen wiederholt und oft merkwürdig an einander geschweißt erscheinen, sind:

Die Hochzeit Rodrigo's und der Doña Lambra.
Die Klage der beleidigten Doña Lambra.
Die Abfassung des verrätherischen Briefes an Almanzor.
Der Untergang der Infanten.
Der Vater mit den Häuptern seiner Lieben.
Das Elend des heimgekehrten Vaters[1]).
Der Tod Rodrigo's durch Mudarra.

[1]) Dieser Schilderung entnahm ich den Zug, daß Doña Lambra täglich sieben Steine nach den Fenstern Gonzalo's werfen läßt, was in den Chroniken nicht erzählt ist.

Emanuel Geibel hat zwei dieser ältesten Lara-Romanzen übersetzt[1]). In der einen findet sich die Klage der Doña Lambra also:

„War ich jüngst in Barbadillo, das mir erblich zugefallen;
Aber schlimm mit meinen Wachtern bin ich wahrlich dort berathen;
Denn die Söhne Doña Sancha's wagten zu bedräu'n mich also:
Kürzen wollten sie das Kleid mir, mir zur Schmach und großen Schande,
Und in meinem Taubenschlage füttern ihre Edelfalken;
Auch erschlugen sie den Koch mir, der sich barg in meinem Mantel.
Schafft Ihr mir dafür nicht Rache, lass' ich mich zur Mauriu machen."

Ihr versetzte Don Rodrigo — wohl vernehmet, was er sagte:
„Schweigt, o meine Herrin, schweiget, solche Reden unterlasset!
Volle Rach' an den Infanten denk' ich Euch alsbald zu schaffen,
Denn ich hab' ein Netz für Jene, und so listig will ich's spannen,
Daß die Leute jetzt und künftig davon zu erzählen haben."

Die andere berichtet, wie Mudarra Rodrigo tödtete:

Auf die Jagd geht Don Rodrigo, der sich heißet auch von Lara;
Da ihn Müdigkeit befallen, lehnet er am Buchenabhang:
Und er flucht auf Mudarillo, auf der Renegatin Bastard:
Wenn er in den Wurf ihm käme, schwört er Tod ihm sonder Anstand.

Als der Ritter also ruhte, trat an ihn heran Mudarra,
„Grüß' Euch Gott, mein edler Ritter, dort am grünen Buchenabhang."

„Gleichfalls segn' Euch Gott, Herr Junker, und die Stunde, da Ihr ankamt."

„Sagt mir an, mein edler Ritter, sagt mir, wie man Euch benannt hat."

„Don Rodrigo nennt man mich, der sich heißet auch von Lara;
Bin Gonzalo Bustos' Schwager, bin der Bruder Doña Sancha's:
Und von Lara die Infanten waren nah mir durch Verwandtschaft;
Jetzo harr' ich auf Mudarra, auf der Renegatin Bastard,
Wenn ich ihm begegnen sollte, muß er sterben sonder Anstand."

„Wenn Dein Nam' ist Don Rodrigo, der sich heißet auch von Lara,
Bin Mudarra ich, González, bin der Renegatin Bastard,
Bin der Sohn Gonzalo Bustos' und der Stiefsohn Doña Sancha's;
Waren meine sieben Brüder die Infanten auch von Lara.
Du verkaufteft sie, Verräther, in dem Thal der Arabiana:
Drum wenn Gott im Kampf mir beisteht, kommst Du nicht von diesem Kampfplatz."

„Gönnt mir so viel Zeit, Gonzalo[2]), bis ich meine Waffen anthat."

„Hast Du doch nicht Zeit vergönnet den Infanten einst von Lara;
Mußt nun sterben hier, Verräther, Du, der Todfeind Doña Sancha's."

Das sind, wie man sieht, Ruinen. Aber neues Leben blühte aus diesen Ruinen.

Als in der Mitte des XVI. Jahrhunderts die Crónica general gedruckt und ihr Schatz an nationaler Ueberlieferung allgemein zugänglich wurde, da

[1]) Volkslieder und Romanzen der Spanier, im Versmaß des Originals verdeutscht, Berlin 1843. S. 112 und 120.

[2]) Im dritten Cantar ist erzählt, Mudarra habe diesen Namen in der Taufe angenommen.

schöpften die Kunstdichter daraus vollkommenen Stoff zur Abfassung von eigenen Romanzen (Kunstromanzen) nach dem Muster der volksthümlichen.

Indem diese Dichter die Prosa der Chroniken in assonirende Langzeilen (Romanzenverse) umsetzten, ahnten sie nicht, daß sie ihr, äußerlich wenigstens, die alte Form wiedergaben. Manche dieser Kunstromanzen sind, wie man weiß, Gedichte voll wahrer Schönheit, und einzelne wissen den Ton der Volksromanzen trefflich nachzuahmen.

Etwa drei Dutzend unter den uns erhaltenen Kunstromanzen behandeln die Sage der Infanten von Lara. Aber damit ist das literarische Leben dieser Sage nicht erschöpft.

Aus Romanzen und Chroniken zog seit dem XVI. Jahrhundert das Theater seine kräftige Nahrung. Wie Griechenland und England hat bekanntlich Spanien ein wunderbares nationales Theater geschaffen, das seine Stoffe der vaterländischen Ueberlieferung entlehnt, — ein Theater, farbenprächtig, lebensvoll und zwar voll epischen Lebens. Den Herzschlag dieses Theaters bringt das Blut der Cantares, der Chroniken und der Romanzen. Dies Theater ist der dramatisirte Romancero.

Spanien besitzt eine stolze Nationalliteratur von unvergleichlich herrlicher und harmonischer Einheit der Inspiration. Die Renaissance hat ihr keinen Bruch gebracht.

Auch die Geschichte der Infanten beschritt die Bühne. Ihr kräftigster Gestalter ist Lope de Vega mit seinem Bastardo Mudarra (1612). Juan de la Cueva ging ihm schon 1579 voran; Andere folgten ihm. Juan de Matos Fragoso sei allein hier genannt, weil sein Stück „Der Verräther gegen sein eigen Blut" (um 1650) heute noch auf Liebhaberbühnen Altcastiliens gespielt wird. Der Gracioso zog in die ernste Welt der Infanten ein; auch eine burleske Parodie fehlt nicht. Im Ganzen gibt es wohl ein Dutzend Lara-Comedias.

Mit dem Verfall der nationalen Literatur tritt auch die Sage der Infanten aus dem literarischen Leben und Schaffen zurück.

Dann kommt um 1830 Angel Saavedra und läutet mit den Glocken von Salas die spanische Romantik ein.

So zieht sich die Leyenda de los infantes wie ein rother Faden durch das spanische Schriftthum, und es ließe sich an ihr die Geschichte der spanischen Nationalliteratur entwickeln. —

Nach Saavedra finden auch Andere den Weg nach Salas und Lara. Nur Eines mag hier gedacht sein: des fruchtbaren Fernández y González, der 1853 einen seiner vielen und vielgelesenen historischen Romane Los siete infantes de Lara betitelte. Er ist schlimm mit der ehrwürdigen Sage umgegangen.

Als R. M. Pidal jüngst die Stätten derselben besuchte: Burgos, Lara, Barbadillo, Salas, Vilviestre, fand er keine localen Ueberlieferungen mehr, die mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Cantares zurückreichten, sondern nur solche, welche auf dem Machwerk des Fernández y González, auf der Comedia des Matos Fragoso oder dann auf den Blättern eines jener ärmlichen Volks-

büchlein beruhen, die der Spanier pliegos de cordel [1]) nennt. Da wird, was einst so poesievoll auf den Lippen der Kastilianer gelebt hat, in jammervoller Prosa, jammervoll zerstückt und illustrirt, für drei Kupferstücke ausgeboten. —

Spanien, das der Weltliteratur den Typus des Kriegshelden, den Cid, geliefert, hat die letzten Reste seiner kriegerischen Eroberungen verloren. Möge das Land, nachdem der Alp des Weltmachtstraumes von ihm gewichen, sich den Werken des Friedens zuwenden. R. M. Pidal gibt dafür ein glänzendes Vorbild.

Es ist ein letzter Sieg der Infanten von Lara, daß an ihrer Geschichte ein junger spanischer Gelehrter die höchste Aufgabe der historischen Forschung gelöst hat.

---

[1]) „Schnurbogen"; so geheißen, weil die losen Bogen dieser Geschichten auf Schnüren vor dem Straßenpublicum ausgehängt sind. Die Historia de los siete infantes de Lara umfaßt drei solcher Bogen oder 24 Seiten, wovon indessen 9 Seiten ganz fremden erbaulichen Episoden gewidmet sind.

Die elektrischen Schwingungen und die Telegraphie ohne Draht.

Von

Dr. **Bernhard Dessau** (Bologna).

[Nachdruck untersagt.]

I.

Ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem der optische Telegraph der Brüder Chappe seine ersten Triumphe gefeiert hat. Auf Paris und Lille, die als die ersten des neuen Verkehrsmittels theilhaftig wurden, folgten bald, zumal in Frankreich, zahlreiche weitere Städte, und im Jahre 1829 konnte das „Journal des Débats“ die besondere Leistung verzeichnen, daß die Nachricht vom Tode des Papstes Pius VIII., die achtzig Stunden beansprucht hatte, um von Rom nach Toulon zu gelangen, den Weg von da aus bis nach Paris in vier Stunden zurücklegte Schon aber waren die Tage des Chappe'schen Telegraphen gezählt; in dem elektrischen Telegraphen erstand ihm ein Nebenbuhler, der nach den ersten tastenden Versuchen bereits im Jahre 1833 aus der Studirstube von Gauß und Weber in das Getriebe des praktischen Lebens hinaustrat und sich aus bescheidenen Anfängen mit ungeahnter Schnelligkeit zu einem mächtigen Verkehrsmittel entfaltete; seinem Vorgänger blieb nur die Signalgebung an den Küsten und die Controle des Eisenbahnverkehrs, während der elektrische Draht in raschem Siegeszuge immer weiter vordrang und im Verlaufe weniger Jahrzehnte den Erdball umspannte. Bald schon ließen sich freilich auch Stimmen vernehmen, welche den elektrischen Leitungsdraht nur als ein fürs Erste zwar unentbehrliches, im Grunde aber doch lästiges Hülfsmittel gelten lassen wollten und ihn eher für ein Hemmniß als für einen Bundesgenossen des Fortschrittes erklärten, dessen man sich so bald als möglich wieder entledigen müsse. Sogar Steinheil, einer der Pioniere des elektrischen Telegraphen, beklagte es schon, daß wir nicht mit einem Organe ausgestattet seien, welches für die Elektricität dasselbe leiste wie unser Auge für das Licht; denn ein derartiges Organ würde uns, so meinte Steinheil, die Möglichkeit gewähren, elektrische Signale auf beliebige Entfernungen ohne Zuhülfe-

nahme von Leitungsdrähten zu übertragen. An Versuchen, diese Uebertragung zu verwirklichen und das fehlende Organ durch künstliche Hülfsmittel zu ersetzen, hat es denn auch niemals gefehlt; und vor einigen Jahren kam die Kunde, daß der Italiener Guglielmo Marconi die Aufgabe gelöst habe, daß das Hülfsmittel der Uebertragung in Gestalt der elektrischen Schwingungen gefunden und daß auch ein brauchbares Organ zur Wahrnehmung dieser Schwingungen vorhanden, ja längst bekannt gewesen und nur nicht richtig gewürdigt worden sei. Sollen wir uns nunmehr mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Jahrhundertwende, gleich der vorigen, eine Epoche in den Methoden des Nachrichtenverkehrs bezeichnen werde, daß der elektrische Draht seine Aufgabe als Nachrichtenvermittler endgültig erfüllt und einem leistungsfähigeren Nachfolger das Feld zu räumen habe? Um über diese Frage ein Urtheil abgeben zu können, müssen wir uns zunächst mit dem Wesen und den Eigenschaften dieses vermutheten Nachfolgers vertraut machen.

II.

Es ist allerdings nicht ganz leicht, eine klare Vorstellung davon zu gewinnen, was eigentlich eine elektrische Schwingung ist; unsere Anschauungen sind zu sehr mit dem überkommenen Begriffe des elektrischen Stromes verknüpft. Man pflegte sich früher die Elektricität als ein Etwas — man nannte es ein Fluidum — vorzustellen, welches in dem die Pole einer galvanischen Batterie verbindenden Leitungsdrahte in ähnlicher Weise sich bewege wie etwa das Wasser im Rohre einer Wasserleitung; die galvanische Batterie wurde zu einer Art von Pumpvorrichtung, welche das Fluidum beständig in Bewegung erhält; ein isolirter und mit Elektricität geladener Leiter dagegen wurde mit einem gefüllten Wasserbehälter verglichen. Wie dieser letztere, falls er mit einem nach abwärts führenden Rohre verbunden ist und ein das Rohr verschließender Hahn geöffnet wird, sich alsbald entleert, so gibt der geladene Leiter, wenn man ihn durch einen Draht mit der Erde verbindet, seine elektrische Ladung an diese ab, an jenes ungeheure Reservoir, das anscheinend Alles aufnimmt, ohne jemals voll zu werden. Und ebenso wie endlich, wenn man einen Wasserbehälter, anstatt ihn einfach auslaufen zu lassen, mit einem zweiten Behälter in Communication setzt, eine Strömung des Wassers von dem Behälter mit dem höheren zu demjenigen mit dem niederen Niveau erfolgt, so tritt bekanntermaßen auch, wenn zwei elektrisch geladene isolirte Leiter durch einen Draht mit einander verbunden werden, eine elektrische Strömung ein, deren Richtung, ganz wie diejenige des Wassers, nicht durch die Menge der auf jedem der Leiter vorhandenen Elektricität, sondern durch den Betrag des sogenannten elektrischen Potentials bestimmt wird. Dieses repräsentirt, analog der Höhe des Wasserspiegels in den beiden Behältern, eine Art von Druck; die Strömung geht von demjenigen Leiter aus, in welchem der elektrische Druck stärker ist, und sie hat erst dann ihr Ende erreicht, wenn der Druck in beiden Leitern derselbe geworden ist, oder mit anderen Worten, wenn beide Leiter auf dem gleichen Potential angelangt sind.

Bis hierher bewährt sich unser Bild vollkommen. Eine nähere Betrachtung zeigt freilich, daß der Vorgang, der sich zwischen den beiden Wasserbehältern abspielt, doch nicht ganz so einfach ist, wie er sich dem flüchtigen Blicke darstellen mochte. Der Uebergang des Wassers von dem Behälter mit dem höheren zu demjenigen mit dem niederen Niveau führt nämlich nur dann ohne Weiteres zum Ausgleich des Niveauunterschiedes, wenn in dem die Behälter verbindenden Rohre ein gewisser Widerstand vorhanden ist, welcher verhindert, daß das Wasser eine erhebliche Geschwindigkeit annimmt. Besteht ein solcher Widerstand nicht in genügendem Maße, ist also das Rohr zu weit und nicht lang genug, so tritt das Wasser, durch den Druck im höheren Behälter getrieben, in den niederen Behälter mit einer gewissen Geschwindigkeit und schießt so zu sagen über das Ziel hinaus; es steht dann in dem Behälter, in welchem ursprünglich der Wasserspiegel tiefer gewesen war, für einen Augenblick höher als in dem anderen, und in Folge dessen muß natürlich eine neue Bewegung des Wassers beginnen, welche die entgegengesetzte Richtung hat wie die ursprüngliche und zu einer abermaligen Vertauschung der Niveauverhältnisse führen kann; damit beginnt dann natürlich wieder eine Strömung in der ersten Richtung, kurzum, das Wasser *schwingt* zwischen den beiden Behältern hin und her, und diese Schwingungen würden sich bis ins Unendliche wiederholen, wenn nicht durch den Widerstand im Rohre, der niemals gänzlich fehlt, die Niveauunterschiede immer kleiner, die Schwingungen immer schwächer würden, bis sie schließlich vollständig aufhören. Sollen sie aber von Anfang an überhaupt nicht eintreten, soll also der Niveauausgleich unmittelbar erfolgen, so muß in dem Rohre ein genügender Widerstand vorhanden sein, damit das Wasser fast ohne Geschwindigkeit in dem tieferen Behälter anlangt.

Ganz das gleiche Bild, wie wir es hier entwickelt haben, bietet nun bei näherem Zusehen auch der Ausgleich elektrischer Potentialdifferenzen dar. Bereits im Jahre 1847 war Helmholtz auf Grund theoretischer Ewägungen zu dem Schlusse gelangt, daß dieser Ausgleich unter gewissen Verhältnissen in Gestalt von Schwingungen vor sich gehen müsse; 1853 hatte W. Thomson die mathematischen Gesetze dieser Schwingungen eingehend formulirt, und 1857 gelang es Feddersen, das Vorhandensein dieser Schwingungen durch den Versuch nachzuweisen. Freilich dürfen wir hier den Begriff der Schwingung nicht allzu materiell auffassen; wir müssen uns vielmehr in den Gedankenkreis des Mathematikers versetzen, für welchen eine Schwingung nichts weiter ist, als „ein der Zeit nach periodischer Vorgang", das heißt, ein Vorgang welcher an bestimmten Stellen des Raumes in regelmäßigen Zeitabschnitten jedes mal den gleichen oder doch einen ähnlichen Zustand wieder herbeiführt. Dieser Zustand ist in unserem Falle der Betrag des elektrischen Druckes oder Potentials. Der Uebergang der Elektricität beginnt stets in der Richtung von dem Leiter mit ursprünglich höherem zu demjenigen mit ursprünglich niedrigerem Potential; ist der elektrische Leitungswiderstand des Drahtes gering, der Uebergang also nur wenig behindert, so kommt es zu einer Vertauschung der Potentialwerthe, die dann einen neuen Elektricitätsübergang im entgegengesetzten Sinne

zur Folge hat. Damit ist die erste Schwingung zu Ende, die ursprünglichen Verhältnisse sind, so scheint es, wieder hergestellt; es beginnt eine neue Schwingung, und dasselbe Spiel kann sich unbegrenzt oft wiederholen. In Wirklichkeit freilich fällt auch hier jede nachfolgende Schwingung etwas schwächer aus als die vorhergegangene, und so kommt es früher oder später zum vollständigen Stillstand.

Ueber die Ursachen dieser Dämpfung — so bezeichnet man die fortschreitende Abnahme der Schwingungsintensität — gibt unser Bild keinen genügenden Aufschluß. Allerdings kommen ja, wie wir sahen, die Schwingungen zwischen den beiden Wasserbehältern nach einer gewissen Zeit ebenfalls zur Ruhe; die Ursache liegt aber hier ausschließlich in der Reibung, während eine damit vergleichbare Ursache, nämlich der Leitungswiderstand des Verbindungsdrahtes, zwar an der Dämpfung der elektrischen Schwingungen betheiligt ist, aber nicht allein zu ihrer Erklärung ausreicht. Die bei Beginn der Entladung zwischen den beiden Leitern thätigen elektrischen Kräfte repräsentiren nämlich einen gewissen Betrag an Energie, der sich messen und in Zahlen ausdrücken läßt, und das Gleiche gilt von der bei der Entladung im Drahte entwickelten Wärme, die aus der Verwandlung jener Energie hervorgegangen ist; führt man nun beide Messungen aus, so zeigt sich, daß die entstandene Wärme nur einen Theil der bei der Entladung verschwundenen Energie darstellt, daß also ein Rest für anderweitige Vorgänge verbraucht worden sein muß. Welcher Art diese Vorgänge sein dürften, davon erhalten wir einen Begriff, wenn wir anstatt der Schwingungen des Wassers zwischen den beiden Gefäßen etwa die Schwingungen einer Stimmgabel zum Vergleiche ins Auge fassen. Auch die Zinken einer durch Anschlagen in Schwingungen versetzten Stimmgabel kommen ja nach einer gewissen Zeit zur Ruhe; zum Theil ist die vorhanden gewesene Energie durch die unvollkommene Elasticität der Stimmgabel verbraucht und in Wärme umgesetzt worden, ein Theil ist aber an die umgebende Luft übergegangen und hat dieselbe in Schwingungen versetzt, welche sich nun als Schallwellen nach allen Richtungen ausbreiten. Ein analoger Vorgang ist es nun auch, welcher bei der elektrischen Entladung den nicht in Wärme umgesetzten Antheil der Schwingungsenergie aufgebraucht hat: die durch die Entladung geweckten elektrischen Schwingungen sind von dem Drahte aus an das umgebende Medium mitgetheilt worden und haben sich in diesem nach Art einer Wellenbewegung nach allen Richtungen ausgebreitet. Die Ausbreitung gleicht ganz derjenigen der Schallwellen und geht wie diese mit einer bestimmten Geschwindigkeit vor sich; während an einer Stelle des Raumes eine Schwingung stattfindet, werden die benachbarten Stellen in Mitleidenschaft gezogen; von hier aus schreitet der Schwingungszustand immer weiter fort und hat sich, wenn an der Ausgangsstelle eine Schwingung vorüber ist, auf eine Entfernung ausgebreitet, welche man als Wellenlänge bezeichnet, und deren Messung im Verein mit der Zeitdauer einer Schwingung die Möglichkeit gewährt, die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Schwingungen im Raume ausbreiten, kennen zu lernen.

Einen Vorgang, wie er hier beschrieben wurde, vermochte die ältere Auffassung der elektrischen Erscheinungen weder vorherzusehen, noch ist sie im Stande, eine Erklärung für denselben zu bieten. Denn sie sucht den Sitz der elektrischen Vorgänge ausschließlich in den mit Leitungsvermögen begabten Körpern; die Nichtleiter, von welchen jene Körper getragen oder umgeben sind, haben an diesen Vorgängen keinen Antheil und erfüllen lediglich die passive Aufgabe, als „Isolatoren" zu verhindern, daß die elektrische Ladung den Leiter verlasse. Anders dagegen nach der durch Maxwell begründeten neueren Auffassung. Nach dieser müssen wir uns vorstellen, daß jede Ladung eines Leiters (wenn wir das Bild der elektrischen Ladung, welches die Elektricität mit etwas Materiellem vergleicht, überhaupt beibehalten wollen) auch auf den umgebenden Nichtleiter ganz ebenso wie auf einen benachbarten Leiter die bekannte Influenz ausübt, deren Streben dahin geht, die allenthalben in gleichen Mengen vorhandenen entgegengesetzten Elektricitäten von einander zu trennen; nur ist in den Leitern die Elektricität frei beweglich und die Trennung darum auf größere Entfernungen möglich, während der Nichtleiter etwa — so können wir uns vorstellen — aus lauter kleinen Zellen aufgebaut ist, die gegen einander abgeschlossen sind und den Uebergang der Elektricität von einer Zelle zur anderen nicht gestatten. Lediglich innerhalb einer jeden Zelle gehen elektrische Verschiebungen vor sich, die einem mit ihrer eigenen Größe wachsenden Widerstande begegnen und die gesammte Masse des Isolators in einen Spannungszustand versetzen; wird dann die Ladung des Leiters, welche diesen Zustand hervorgerufen hatte, auf irgend welche Weise beseitigt, so hört auch die Spannung wieder auf, und die innerhalb der Zellen des Isolators getrennt gewesenen Elektricitäten vereinigen sich; der Isolator verhält sich also wie eine Feder, die gespannt und dann plötzlich losgelassen wird. Zwar sind die elektrischen Verschiebungen innerhalb des Isolators zu geringfügig, um einzeln in die Erscheinung zu treten, sie werden aber bemerkbar, wenn sie sich rasch genug in entgegengesetzten Richtungen wiederholen. Da nun eine elektrische Verschiebung im Isolator, wie wir gesehen haben, durch eine Ladung eines Leiters hervorgerufen wird und mit dem Verschwinden dieser Ladung aufhört, so erfordert ein rascher Wechsel in den elektrischen Verschiebungen innerhalb des Isolators einen ähnlichen Wechsel in den Ladungen des Leiters. Oder mit anderen Worten: in dem Leiter müssen elektrische Schwingungen stattfinden; diese theilen sich den unmittelbar an den Leiter grenzenden Schichten des Isolators mit, indem sie in denselben rasch wechselnde elektrische Verschiebungen vom gleichen Rhythmus, also ebenfalls elektrische Schwingungen hervorrufen, welche dann ihrerseits wieder auf ihre Umgebung einwirken; auf solche Weise breitet sich dann der Schwingungszustand nach Art einer Wellenbewegung von Ort zu Ort durch den Isolator aus.

III.

Heinrich Hertz, der zu früh Verstorbene, hat das Verdienst, diese Vorgänge, die bis dahin nur als mathematische Abstractionen existirt hatten, in der Welt der Erscheinungen verwirklicht zu haben. Seine epochemachenden

Forschungen, welche seitdem durch zahlreiche Gelehrte fortgesetzt und erweitert worden sind, bezeichnen einen wichtigen Schritt in der Erkenntniß des Zusammenhanges der Naturkräfte; durch sie hat die geniale Hypothese Maxwell's, welche in den Lichtschwingungen elektrische Vorgänge im Aether oder, mit anderen Worten, elektrische Schwingungen erblickt, eine ungeahnte Stütze erhalten. In der That ist die Geschwindigkeit, mit welcher sich die elektrischen Schwingungen von Ort zu Ort ausbreiten, genau gleich derjenigen, mit welcher auch das Licht den Raum durcheilt; die elektrischen Schwingungen unterliegen der Zurückwerfung und Brechung nach denselben Gesetzen wie die Lichtschwingungen, denen sie auch in ihrem sonstigen Verhalten gleichen, und von denen sie sich offenbar nur der Größenordnung nach, wie etwa die verschiedenen Töne der Notenscala von einander, unterscheiden. Allerdings sind die Abstände in unserem Falle außerordentlich viel größer. Während ein lichtspendendes Theilchen 400 Billionen Schwingungen in der Secunde vollführen muß, falls diese Schwingungen, indem sie unser Auge treffen, den Eindruck der rothen Farbe erzeugen sollen, und während für das Zustandekommen des violetten Lichteindruckes sogar 800 Billionen Schwingungen in der Secunde eine Nervenendigung unserer Netzhaut treffen müssen, erreichen die neuesten Vorrichtungen zur Erzeugung von elektrischen Schwingungen höchstens eine Frequenz von einer halben Billion Schwingungen, und bei den ersten Apparaten, mit welchen Hertz seine Untersuchungen ausführte, war diese Frequenz sogar noch zehnmal geringer, sie betrug nur 50 Millionen Schwingungen in der Secunde. Und doch bedurfte es der Begabung eines Hertz, um die, wie wir sehen werden, im Grunde recht einfachen Mittel ausfindig zu machen, welche derartig rasche Schwingungen — so langsam sie auch im Vergleich mit den Lichtschwingungen sein mögen — zu liefern im Stande sind. Erst damit wurde das Studium der elektrischen Schwingungen möglich und die Geschwindigkeit, mit welcher sich die elektrischen Wirkungen im Raume ausbreiten, einer genaueren Bestimmung zugänglich. Frühere vergebliche Versuche in dieser Richtung hatten zur Genüge gezeigt, daß diese Geschwindigkeit viel zu groß sei, um eine directe Messung zuzulassen; die Möglichkeit einer solchen war erst dann vorhanden, wenn es gelang, periodische Wirkungen, also elektrische Schwingungen, zu erzeugen, welche sich nach Art von Wellen im Raume ausbreiten. Denn die Wellenlänge ist ja, wie bereits erwähnt, nichts Anderes als die Distanz, über welche sich der Schwingungszustand, von Theilchen zu Theilchen fortschreitend, in der Zeit ausbreitet, deren eines der Theilchen zu einer vollständigen Schwingung bedarf; ist also die Anzahl der Schwingungen eines Theilchens in der Secunde und mithin auch die Dauer einer Schwingung bekannt (und diese läßt sich auf Grund theoretischer Betrachtungen aus den Dimensionen der Vorrichtung, welche die Schwingungen erzeugt, berechnen), so braucht man nur die Wellenlänge zu messen, um daraus ohne Weiteres die gesuchte Fortpflanzungsgeschwindigkeit zu erhalten. Auf welche Weise die Wellenlängen gemessen werden, wollen wir hier nicht näher auseinandersetzen; man begreift aber, daß eine Messung im Allgemeinen nur dann möglich ist, wenn eine Anzahl Wellen in dem begrenzten Raume eines Laboratoriums

Platz haben, wenn also die Wellenlänge nicht allzu groß ist. Die ersten Hertz'schen Apparate lieferten, wie schon gesagt, eine Schwingungszahl von etwa 50 Millionen in der Secunde; für die Wellenlänge, das heißt also für die Strecke, über welche sich der Schwingungszustand während der Dauer einer Schwingung, das heißt während des fünfzigmillionsten Theiles einer Secunde, ausbreitet, ergab die Messung einen Betrag von 6 Metern; in einer ganzen Secunde würden sich also die Schwingungen auf eine 50 Millionen mal größere Strecke, mithin auf eine Entfernung von 300 Millionen Metern oder von 300 000 Kilometern, ausbreiten. Mit der gleichen Geschwindigkeit legt aber, wie bekannt, das Licht seinen Weg durch den Raum zurück.

Die Mittel, mit welchen Hertz seine elektrischen Schwingungen hervorbrachte, sind, wie schon gesagt, keineswegs complicirter Art. Die Quelle bildet stets ein Entladungsvorgang; die Frequenz, das heißt die Schnelligkeit, mit der die einzelnen Schwingungen stattfinden und auf einander folgen, hängt von verschiedenen Umständen ab, über welche uns der schon öfter benutzte Vergleich mit dem Uebergang von Wasser zwischen zwei Behältern, in welchen dasselbe Anfangs auf verschiedenem Niveau steht, Auskunft zu geben vermag. Wie wir sahen, können auch hier Schwingungen stattfinden; eingeleitet werden dieselben, nachdem das Wasser aus dem Behälter mit dem höheren Niveau in den anderen überzuströmen begonnen hat, durch die Tendenz zur Fortdauer, welche jeder materiellen Bewegung inne wohnt, oder mit anderen Worten durch die sogenannte Trägheit des Wassers; die Dauer einer jeden Schwingung aber ist, außer durch den numerischen Betrag des Trägheitsfactors, durch die am Ausgleich eines bestimmten Niveauunterschiedes zwischen den beiden Behältern betheiligte Wassermenge, also durch den Querschnitt dieser Behälter, bedingt. Aehnliche Verhältnisse treffen wir auch bei der elektrischen Entladung. Der Trägheit entspricht hier die sogenannte Selbstinduction, welche zwischen den verschiedenen Theilen eines und desselben Leiters stattfindet, wenn ein elektrischer Strom in demselben aufzutreten beginnt oder wieder verschwindet; im ersteren Falle wirkt sie als ein Hinderniß, welches die Entfaltung der vollen Stromstärke verzögert, während sie umgekehrt, wenn die Verbindung der Stromquelle mit dem Leiter unterbrochen wird, die Elektricitätsbewegung in diesem letzteren noch für eine, wenn auch kurze Zeit andauern läßt. Der Größe der Wasserbehälter andererseits entspricht die sogenannte Capacität der Leiter; nur ist diese, d. i. die Elektricitätsmenge, deren es bedarf, um einen gewissen Betrag des elektrischen Druckes in dem Leiter zu erzeugen, nicht so sehr durch den Voluminhalt des Leiters als vielmehr durch die Ausdehnung seiner Oberfläche bestimmt und wird obendrein durch die Nähe eines anderen, mit der Erde verbundenen Leiters in außerordentlichem Maße gesteigert. Es ist bekannt, wie dieser Umstand in der Leydner Flasche, einem Glasgefäße, welches innen und außen bis zu einer gewissen Entfernung vom Rande mit Stanniol beklebt ist, zur Gewinnung großer elektrischer Capacitäten benutzt wird. Im Gegensatz hierzu kommt es, wenn man rasche elektrische Schwingungen erhalten will, darauf an, die Capacität sowohl als die Selbstinduction der

Leiter, in welchen die Entladungen vor sich gehen, möglichst klein zu machen. Diesen Bedingungen würde, so lehrt die Theorie, etwa ein gerader Metallcylinder entsprechen, dessen Enden mit den Polen einer Elektricitätsquelle verbunden werden; indessen könnten bei einer derartigen Anordnung nur schwache Schwingungen entstehen, weil jeder Spannungsunterschied sich durch das gut leitende Metall hierdurch alsbald wieder ausgleicht. Denken wir uns dagegen den Cylinder in der Mitte quer durchschnitten, so muß sich in den beiden Hälften, auch wenn der Abstand zwischen denselben nur gering ist, eine erhebliche elektrische Spannung ausbilden, damit durch den trennenden Luftraum hindurch eine Entladung stattfinden kann; hat diese aber einmal begonnen, so ist die Luft zwischen den beiden Metalltheilen erwärmt, und es ist eine leitende Brücke geschaffen, welche den Schwingungen von da ab freien Durchgang gestattet. Immerhin aber dauern die Schwingungen, wie bereits aus einander gesetzt worden, nach jeder Entladung nur kurze Zeit an, und es muß daher dafür gesorgt werden, daß auf den ersten Funken rasch ein zweiter folgt, welcher neue Schwingungen einleitet; die beiden Cylinderhälften sind deshalb mit den Polen einer Elektricitätsquelle zu verbinden, welche die verbrauchten Ladungen erneuert. Der erste Erreger — so nennt man den Apparat, von welchem die elektrischen Schwingungen erzeugt werden —, dessen sich Hertz bediente, war ganz nach diesen Principien hergestellt; er bestand aus zwei dicken Drähten, von welchen der eine in kleinem Abstande die Verlängerung des anderen bildete; an den einander zugekehrten Enden trugen diese Drähte kleine Kugeln, zwischen welchen der Entladungsfunke übersprang; an den von einander entfernten Enden trugen sie größere Kugeln oder Scheiben, die auf den Drähten verschoben werden konnten; durch diese Verschiebung ließ sich die elektrische Capacität der gesammten Anordnung und damit die Periode der von derselben erzeugten Schwingungen innerhalb gewisser Grenzen variiren. Später hat diese Anordnung verschiedene Abänderungen erfahren, welche theils die Gewinnung rascherer Schwingungen, also kürzerer Wellen, theils eine Steigerung der Intensität der Schwingungen bezweckten. Zu dem ersteren Zwecke benutzte schon Hertz an Stelle der mit Kugeln armirten Drähte einfach zwei Metallcylinder mit abgerundeten Enden; Righi ersetzte dieselben durch zwei Kugeln, welche indessen nicht direct mit der Elektricitätsquelle verbunden wurden; von den Polen dieser letzteren führten Drähte zunächst zu zwei kleineren Kugeln, und zwischen diesen befanden sich, ohne sie zu berühren, die größeren Kugeln des eigentlichen Erregers. Die Ladung des letzteren vollzieht sich dann in der Weise, daß sich zunächst auf den kleinen, mit der Elektricitätsquelle verbundenen Kugeln elektrische Spannung ansammelt, die dann in Gestalt von Funken durch die trennenden Luftintervalle hindurch auf die Kugeln des eigentlichen Erregers übergeht; erst wenn diese genügend geladen sind, kommt auch zwischen ihnen der eigentliche Erregerfunke zu Stande. Die gleiche Anordnung hat auch Marconi bei seinem Erreger adoptirt; dagegen hat er die von seinen Vorgängern als zweckmäßig befundene und auch von ihm Anfangs benutzte Einrichtung, die mittleren Kugeln in Oel zu tauchen, durch welches der Erregerfunken seinen Weg bahnen muß, bei seinen neuesten Apparaten wieder fallen lassen.

Die von den geschilderten Apparaten ausgehenden Schwingungen unterscheiden sich von einander hinsichtlich ihrer Intensität und Wellenlänge; sie besitzen aber stets, wie schon gesagt, die wichtigsten Eigenschaften der Lichtschwingungen; gleich diesen breiten sie sich von ihrem Entstehungsorte nach allen Richtungen aus, lassen sich aber durch Hohlspiegel oder Linsen (die natürlich, entsprechend den größeren Wellenlängen, ganz andere Dimensionen haben müssen als die bekannten optischen Apparate) sammeln und nach bestimmten Stellen des Raumes lenken. Um ihren Verlauf zu verfolgen und zugleich ein Urtheil über ihre Stärke an einem bestimmten Punkte zu gewinnen, bediente sich Hertz eines Apparates, dem er den Namen Resonator gab, weil er auf demselben Princip beruht, das auch dem gleichnamigen acustischen Apparate zu Grunde liegt. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß ein Gegenstand, der Schallschwingungen auszuführen vermag, etwa eine Stimmgabel, durch einen in der Nähe befindlichen tönenden Körper zum Mitschwingen angeregt wird, also scheinbar von selbst in Schwingungen geräth, falls beide die gleiche Tonhöhe, das heißt dieselbe Schwingungszahl haben; denn in diesem Falle, und nur in diesem, treffen die von dem tönenden Körper ausgehenden Schwingungen den anderen gerade in den richtigen Rhythmus, damit jeder neue Impuls die Wirkung des vorhergegangenen verstärken kann. Ganz dasselbe Verhalten zeigen auch die elektrischen Schwingungen; treffen diese auf einen Leiter, dessen Gestalt und Größe eine derartige ist, daß in ihm Schwingungen von derselben Frequenz stattfinden können, so summiren sich die von den einzelnen ankommenden Schwingungen hervorgebrachten Wirkungen, und es bilden sich verhältnißmäßig kräftige Schwingungen aus, auch wenn die Einzelimpulse nur schwach waren. Ein Resonator bildet sonach ein treffliches Mittel zum Nachweis solcher schwacher Impulse. Aus dem Princip der Resonanz ergibt sich nun ohne Weiteres, daß jeder Erreger auch als Resonator für die von einem anderen Erreger von gleicher Größe ausgesandten Schwingungen dienen könnte; Hertz hat es indessen vorgezogen, statt dessen einen Draht von geeigneter Länge zu benutzen, der zu einem Kreis oder Rechteck gebogen ist, so daß zwischen den Enden des Drahtes nur ein kleiner Abstand bleibt; das Auftreten von Resonanzschwingungen in dem Drahte gibt sich dann durch kleine Funken zwischen den Drahtenden kund. Verschiedene Verfahren werden empfohlen, um diese Funken, wenn sie für die directe Beobachtung zu schwach sind, indirect an der in ihnen entwickelten Wärme zu erkennen.

Besser jedoch als diese Verfahren eignet sich in vielen Fällen zum Nachweis der elektrischen Schwingungen eine Vorrichtung, die schon im Jahre 1866 von Varley für andere Zwecke hergestellt worden, und deren eigenthümliches Verhalten gegenüber elektrischen Einflüssen im Jahre 1885 durch den Italiener Calzecchi-Onesti erkannt und später durch Branly näher untersucht worden war. Diese ungemein einfache Vorrichtung besteht in einer mit groben Feilspänen oder anderweitigen Metallstückchen lose gefüllten Glasröhre, in welche von den Enden her zwei Drähte hineinragen. Verbindet man diese mit den Polen einer galvanischen Batterie, so kommt infolge der mangelhaften Berührung zwischen den einzelnen Metallstückchen zunächst gar kein oder doch

nur ein sehr schwacher Strom zu Stande, und die Nadel eines in den Stromkreis eingeschalteten Galvanometers bleibt demgemäß in Ruhe oder wird allenfalls um ein Geringes aus der Ruhelage abgelenkt. Sobald aber elektrische Schwingungen die Röhre treffen, sinkt der Leitungswiderstand mit einem Male außerordentlich, die Stromintensität wächst dementsprechend und gibt sich durch eine starke Ablenkung der Galvanometernadel kund. Es bedarf nur sehr schwacher Schwingungen, um diesen Effect hervorzubringen, und derselbe verschwindet auch nicht, wenn die Einwirkung der elektrischen Schwingungen wieder aufhört; doch genügt dann eine leichte Erschütterung der Röhre, um den ursprünglichen großen Widerstand wieder herzustellen. Nach einer solchen Erschütterung kehrt die Nadel des Galvanometers in ihre Ruhelage zurück und erst eine abermalige Einwirkung elektrischer Schwingungen lenkt die Nadel aufs Neue ab. Der englische Physiker Lodge kam, so scheint es, als der Erste auf den Gedanken, die Erschütterung der Röhre durch eine selbstthätige Vorrichtung zu bewirken; er schaltete zu diesem Zwecke in den Stromkreis außer den bereits erwähnten Apparaten auch eine elektrische Klingel, welche, so bald die Stromstärke in Folge der Einwirkung der elektrischen Schwingungen gestiegen war, in Thätigkeit trat und gegen die Röhre einen leichten Schlag führte, der die Wiederherstellung des Anfangswiderstandes zur Folge hatte; dauerte dann die Einwirkung der elektrischen Schwingungen noch fort, so sank der Widerstand der Röhre von Neuem, die elektrische Klingel trat wiederum in Thätigkeit, und dasselbe Spiel wiederholte sich so lange, als elektrische Schwingungen die Röhre trafen. Lodge, der diese Anordnung im Jahre 1894 zum Studium der elektrischen Schwingungen benutzte, gab der mit Metallspänen gefüllten Röhre den Namen „Coherer“, und diese Bezeichnung — welcher die Auffassung zu Grunde liegt, daß die elektrischen Schwingungen zwischen den einzelnen Metallstückchen Funken erzeugen, welche die sich berührenden Spitzen und Kanten zusammenschmelzen und auf solche Weise einen besseren Contact zwischen denselben herbeiführen — hat in der Adaptirung „Cohärer“ oder in der Verdeutschung „Fritter“ auch bei uns Eingang gefunden und ist zu allgemeiner Annahme gelangt, trotzdem es heute zweifelhaft erscheint, ob die angedeutete Auffassung in allen Fällen zutrifft.

IV.

Nach dem Gesagten bedarf es kaum noch der Erläuterung, auf welche Weise mit Hülfe der elektrischen Schwingungen eine telegraphische Verbindung zwischen zwei nicht zu weit von einander entfernten Orten gewonnen werden kann. Auf der einen Station befindet sich ein Hertz'scher Erreger, der etwa durch einen Ruhmkorff'schen Inductionsapparat in Thätigkeit versetzt wird; in den inducirenden Stromkreis dieses letzteren ist außer der Batterie und dem für die Erzeugung der Inductionsströme nothwendigen selbstthätigen Stromunterbrecher (ein Inductionsstrom tritt ja immer nur dann auf, wenn ein anderer Strom geschlossen oder unterbrochen wird) auch ein Telegraphentaster eingeschaltet. Nur so lange dieser letztere niedergedrückt wird, finden die Schließungen und Unterbrechungen des Stromes in der

inducirenden Spirale des Inductionsapparates statt und entstehen in der anderen Spirale die Inductionsströme, durch deren Entladungen der Erreger functionirt; man ist also in der Lage, durch einfaches Niederdrücken des Tasters in beliebigen Intervallen für eine kürzere oder längere Dauer elektrische Schwingungen zu erzeugen, die sich in der gewöhnlichen Weise durch den Raum fortpflanzen und auch nach der anderen Station gelangen. Auf dieser befindet sich ein Cohärer, welcher mit einer galvanischen Batterie, einer Klingelvorrichtung und außerdem mit einem Telegraphenrelais verbunden ist. Dieses letztere ist bekanntlich im Wesentlichen ein Elektromagnet, der nur schwacher Ströme bedarf, um in Action zu treten und seinen Anker anzuziehen; die Bewegung des letzteren dient dann dazu, den Stromkreis einer zweiten, stärkeren Batterie zu schließen, welche den eigentlichen Telegraphenapparat in Thätigkeit setzt. Sobald nun elektrische Schwingungen den Stromkreis des Cohärers treffen, zieht das Relais seinen Anker an und läßt ihn erst dann wieder los, wenn die Einwirkung der elektrischen Schwingungen eine erhebliche Unterbrechung erleidet. So lange das Relais seinen Anker festhält, bleibt auch der Stromkreis des eigentlichen Telegraphen — eines Morse-Apparates oder des vereinfachten sogenannten Klopfers — geschlossen, und es entstehen je nach der Dauer des Stromschlusses die Striche und Punkte oder beim Klopfer die verschiedenen Tonsignale, aus welchen sich das telegraphische Alphabet zusammensetzt.

Die geschilderte Anordnung findet sich in ihren Grundzügen in dem Marconi'schen Telegraphen. Sie ist aber weder das einzige noch auch das zuerst angewendete Verfahren, mittelst dessen zwischen zwei Orten, zwischen denen gar keine oder doch keine ununterbrochene Drahtleitung besteht, elektrische Signale übertragen werden können. Schon lange, bevor die elektrischen Schwingungen experimentell erforscht waren, war es ja bekannt, daß die Einleitung oder Unterbrechung eines elektrischen Stromes, ja sogar jede Veränderung der Stärke oder der Richtung eines in einem Leitungsdrahte vorhandenen Stromes in einem benachbarten Drahte einen Strom von vorübergehender Dauer hervorruft, der wieder verschwindet, wenn der Strom in dem anderen Drahte ebenfalls verschwunden ist oder eine constante Stärke erlangt hat. Es ist dies die von Faraday entdeckte Erscheinung der Induction. Der bisher von uns betrachtete Vorgang, daß von einem Leiter elektrische Schwingungen ausgesandt werden, die einen anderen Leiter treffen und durch Resonanz in demselben Schwingungen von derselben Periode erwecken, bildet im Grunde auch nur einen besonderen Fall jener allgemeinen Erscheinung; wollen wir für beide Erscheinungen Analogien materieller Art suchen, so finden wir solche einerseits in den Schallschwingungen, die sich in der Luft durch kleine, aber rapide auf einander folgende Druckänderungen geltend machen und durch das speciell hierfür geschaffene Gehörorgan zur Wahrnehmung gelangen, andererseits in langsameren, dafür aber ausgiebigeren Druckänderungen, für welche das Gehörorgan unempfindlich ist, und welche direct beobachtet oder mittelst des Barometers, das seinerseits durch rapide wechselnde Druckänderungen nicht beeinflußt wird, gemessen werden können.

Wie nun die Kenntniß der Induction durch langsamer wechselnde elektrische Ströme älter ist als diejenige der elektrischen Schwingungen, so reicht auch die Benutzung der ersteren für telegraphische Zwecke erheblich weiter zurück. Die ersten praktischen Versuche in dieser Richtung wurden anscheinend in Amerika gemacht. Zunächst handelte es sich nur um geringe Entfernungen, um eine Verbindung zwischen Schiffen und der nahen Küste, um den Nachrichtenaustausch zwischen Schiffen, die einander auf hoher See begegnen, sowie zwischen fahrenden Eisenbahnzügen und den Stationen. Zu letzterem Zwecke brachte Phelps zwischen den Schienen eine isolirte Drahtleitung, sowie unter einem Wagen des Zuges einen zu jener parallelen Draht an; wurde dieser dann im Wagen mit einem Telephon, die Leitung zwischen den Schienen auf der Station mit einer Batterie und einem Stromunterbrecher verbunden, so weckte die Thätigkeit dieses letzteren in dem nahen Drahte Inductionsströme, die bei hinreichend rascher Folge die Platte des Telephons in Schwingungen versetzten, also einen Ton erzeugten, dessen längere oder kürzere Dauer Signale nach Art der Punkte und Striche des Morse-Alphabets lieferte. Edison vervollkommnete diese Einrichtung so weit, daß die Leitung zwischen den Schienen überflüssig wurde und die Uebertragung von einer der gewöhnlichen, neben der Bahnlinie laufenden Telegraphenleitungen aus erfolgen konnte; sein System, dem er eine große Zukunft in Aussicht stellte, wurde in der That im Jahre 1885 auf einzelnen amerikanischen Bahnen versuchsweise eingeführt, aber schon nach kurzer Frist wieder abgeschafft, weil die Einrichtungen nicht benutzt wurden.

An die Möglichkeit einer Ueberbrückung größerer Distanzen durch derartige Einrichtungen hatte wohl Edison selbst damals noch nicht gedacht. Die Versuche wurden jedoch bald darauf durch Preece, den Chefingenieur des englischen Telegraphenwesens, wieder aufgenommen und gerade in der bezeichneten Richtung verfolgt, weil in England das Bedürfniß nach einer Verbindung mit den häufig auf kleinen Felseninseln gelegenen Leuchtthürmen oder den völlig isolirten Leuchtschiffen sich immer dringender geltend machte, die Anlegung kostspieliger Kabel aber, die durch die Brandung an den felsigen Küsten in kurzer Frist zerstört würden, in den meisten Fällen ausgeschlossen war. An verschiedenen Stellen wurden deshalb Versuche vorgenommen; man wählte einen geeigneten Fluß oder Meeresarm und errichtete an beiden Ufern parallel zu einander gewöhnliche Telegraphenleitungen, deren Enden in der üblichen Weise mit der Erde verbunden wurden. Die eine der Leitungen wurde mit einer Batterie sammt Stromunterbrecher oder mit einer Wechselstrommaschine, die andere — wie bei Phelps und Edison — mit einem Telephon in Verbindung gesetzt.

Da die Inductionswirkung mit wachsender Entfernung zwischen den beiden Drähten an Stärke abnimmt, dagegen mit der Stärke des inducirenden Stromes und der Länge der einander gegenüber stehenden Leitungen wächst, so hatten die Versuche zunächst festzustellen, welche Länge die Leitungen bei zunehmender Entfernung zwischen denselben erhalten mußten, damit noch wahrnehmbare Signale zu Stande kamen. Es fand sich, daß bei zunehmender

Entfernung die Länge der Leitungen zwar nicht im gleichen Verhältniß wie die Entfernung selbst zu wachsen braucht, so daß z. B. für eine Distanz von 2 Kilometern anstatt der doppelten die anderthalbfache Länge der Leitungen genügt wie für 1 Kilometer, daß aber die sichere Uebermittelung von Signalen immerhin geradlinige Leitungen von einer Länge beansprucht, für welche auf den Leuchtschiffen und auch auf den meisten Leuchtthurminseln kein Platz vorhanden ist. Anders sind dagegen die Verhältnisse, wenn die Länge der einander gegenüber liegenden Küsten eine größere Entfaltung der Leitungen gestattet. Versuche, die im Jahre 1892 in der Nähe von Cardiff, zwischen der Lavernock-Spitze und der Insel Flat Holm, vorgenommen wurden, ergaben, daß eine Länge der Leitungen von 1200 Metern auf der einen und von 600 Metern auf der anderen Seite für die Uebertragung von Signalen zwischen den beiden Orten, die ungefähr 5300 Meter von einander entfernt sind, ausreichte; seit etwa einem Jahre ist diese Anlage mit einer Batterie und Stromunterbrecher als Zeichengeber und dem Telephon als Empfänger in regelmäßigem Betrieb und hat, den officiellen Berichten zu Folge, so gut functionirt, daß zeitweilig vierzig Worte in der Minute übertragen werden konnten. Preece hält auch eine Verbindung zwischen England und Frankreich über den Kanal hinweg nach diesem System sehr wohl für möglich, und vielleicht ließe sich die Grenze des Erreichbaren noch weiter hinaus schieben, wenn man nach einem Vorschlag von Lodge das Telephon durch einen besonders construirten Empfangsapparat ersetzt, welcher nur Schwingungen von einer gewissen Periode auszuführen vermag, die auf den Rhythmus des Stromunterbrechers der Sendestation abgestimmt sind.

Trotzdem bleibt es fraglich, ob sich auf diese Weise größere Distanzen überbrücken lassen, als es mit Hülfe der elektrischen Schwingungen möglich ist; vor den letzteren hätte das Preece'sche System allerdings den einen Umstand voraus, daß langsamer wechselnde Impulse, wie sie bei der älteren Form der Inductionswirkungen vorkommen, vor Metallen und sonstigen leitenden Massen, mit Ausnahme des Eisens, keinen Halt machen, während rapide elektrische Schwingungen durch größere leitende Massen, die sich auf ihrem Wege befinden, gehemmt oder doch abgelenkt und bedeutend geschwächt werden. Auf der anderen Seite ist man allerdings auch nicht berechtigt, die von Preece erzielten günstigen Ergebnisse ausschließlich auf Rechnung der Induction zu setzen; neben dieser kommt vielmehr, und vielleicht in noch stärkerem Maße als diese, die Leitung durch den Erdboden zur Geltung.

Das feuchte Erdreich ist nämlich ein Leiter der Elektricität, und schon Steinheil, der zuerst auf diese Thatsache aufmerksam wurde, fand in derselben ein Mittel, um für telegraphische Verbindungen die Doppelleitung für Hin- und Rücksendung des Stromes entbehrlich zu machen: er begnügte sich mit einer einfachen Drahtleitung, deren Enden er mit Metallplatten verband, die in die Erde versenkt wurden; der Strom, der sich im Drahte in einer Richtung bewegt, ist dann durch das Erdreich geschlossen. Die einfache und nächstliegende Vorstellung, daß der Strom, wie er durch den Draht in gerader Linie gekommen, nunmehr auch lediglich längs der die beiden Platten ver-

bindenden geraden Linie nach der Ausgangsstation zurückkehre, entspricht jedoch nicht den Thatsachen. In Wirklichkeit verzweigt sich der Strom von den Platten aus im Erdboden nach allen Richtungen, und wenn auch der Ausgleich der zwischen den Platten bestehenden elektrischen Spannung durch eine Strömung vor sich geht, die auf der einen Platte beginnt und auf der anderen endigt, so ist diese Strömung doch keineswegs auf die gerade Linie beschränkt, sondern verfolgt krumme Linien, die sich zum Theil weit von der erwähnten Geraden entfernen. Zwischen zwei Stellen des Erdreiches, auch wenn sie weit von der die Platten verbindenden Geraden entfernt sind, muß daher im Allgemeinen eine gewisse elektrische Spannung vorhanden sein, und diese muß sich, wenn man an solchen Stellen Metallplatten in die Erde senkt und sie außerhalb durch einen Draht verbindet, vorzugsweise durch diesen hindurch, als den besser leitenden Weg, auszugleichen suchen. Mit anderen Worten: der Draht muß einen Theil des Rückstromes aufnehmen, der seinen Weg zwischen den beiden ersten Platten bis dahin ausschließlich durch den Erdboden hatte suchen müssen.

Dieser Vorgang konnte auch bei den Versuchen von Preece nicht ausbleiben, denn bei diesen Versuchen gab es ja zwei von einander unabhängige Leitungen, deren Enden mit den sogenannten Erdplatten verbunden waren, und in einer der Leitungen circulirte der Strom einer Batterie oder einer Wechselstrommaschine. Dieser Strom mußte seinen Rückweg durch die Erde suchen; zum Theil fand er ihn auf dem kürzesten Wege, das heißt auf der geraden Linie, welche die Erdplatten der betreffenden Leitung mit einander verbindet; ein Theil des Stromes mußte aber auch seitwärts ausbiegen, in das Wasser, und bis zu den Platten gelangen, welche die Enden der anderen Leitung bildeten; dieser Theil mußte dann von der zweiten Leitung aufgenommen werden und auf das in dieselbe eingeschaltete Telephon ebenso einwirken wie der durch die Luft hindurch erzeugte Inductionsstrom. Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß eine derartige Uebertragung durch das Erdreich hindurch zwischen zwei mit Erdplatten verbundenen Leitungen, von welchen die eine eine Stromquelle enthält, in der That stattfindet; allerdings wird der Antheil des in der ersten Leitung vorhandenen Stromes, welcher auf solche Weise durch die zweite Leitung abgefangen werden kann, um so geringer ausfallen, je kleiner der Abstand zwischen den Platten der zweiten Leitung ist und je weiter dieselben von den Platten der ersten Leitung entfernt sind; andererseits aber ist das Telephon, welches zur Aufnahme dieser Ströme dient, noch für überaus schwache Ströme empfindlich. Es galt deshalb, festzustellen, bis auf welche Entfernung mittelst dieses Verfahrens deutliche Signale übertragen werden können. Zu diesem Zwecke ließ die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft im Jahre 1894 durch E. und W. Rathenau und Rubens Versuche vornehmen. Die Versuche fanden auf dem Wannsee bei Berlin statt: die Sendestation mit Batterie und Stromunterbrecher befand sich am Ufer und war mit einer 400 Meter langen Leitung verbunden, deren Enden an Metallplatten befestigt waren, welche in das Wasser versenkt wurden; in etwa 50 Meter Entfernung von einander befanden sich auf dem See zwei Boote,

zwischen welchen eine Leitung ausgespannt war, deren Enden ebenfalls in das Wasser tauchten; in diese Leitung war ein Telephon eingeschaltet. So lange die Entfernung zwischen dieser Leitung und der am Ufer befindlichen 5 Kilometer nicht überstieg, blieben die von der letzteren aus in der gewöhnlichen Weise durch rasch auf einander folgende Stromunterbrechungen abgegebenen Signale im Telephon deutlich hörbar. Die Uebertragung war zweifellos durch das Wasser hindurch erfolgt.

V.

Auch der optische Telegraph oder richtiger der unter dem Namen des Heliographen bekannte Signalapparat, dessen Lichtblitze je nach ihrer Dauer die Punkte und Striche des Morse-Alphabets darstellen und mittelst des Fernrohres beobachtet oder photographisch registrirt werden können, ist in neuerer Zeit erheblich verbessert worden; er gehört zur Ausrüstung der Armeen und hat den 180 Kilometer von einander entfernten Inseln Réunion und Mauritius, die sich vergeblich um ein Kabel bemüht hatten, die gewünschte telegraphische Verbindung gebracht. Die von Zickler erfundene lichtelektrische Telegraphie, welche als Uebertragungsmittel die für unser Auge nicht sichtbaren ultravioletten Strahlen, als telegraphisches Zeichen die Auslösung einer Funkenentladung durch diese Strahlen benutzt, bildet im Grunde ebenfalls eine Art von optischer Telegraphie. Wir erwähnen diese Verfahren nur beiläufig, weil dieselben, von Ausnahmefällen abgesehen, lediglich für mäßige Entfernungen brauchbar sind; so lange es sich aber um solche Entfernungen handelt, ist auch die Uebertragung elektrischer Signale ohne verbindenden Draht, wie wir gesehen haben, auf verschiedene Weise möglich und bereits zu einer Zeit verwirklicht worden, als die Verfahren zur Erzeugung und zum Nachweise elektrischer Schwingungen für die Lösung einer solchen Aufgabe noch nicht reif waren. Schon unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Hertz'schen Untersuchungen wurde übrigens auch die große Bedeutung der elektrischen Schwingungen für telegraphische Zwecke klar erkannt und von verschiedener Seite hervorgehoben. So äußerte sich in der Zeitschrift „Fortnightly Review" der bekannte Chemiker Sir William Crookes schon im Februar 1892 folgendermaßen:

„Ob längere Aetherwellen, welche das Auge nicht mehr wahrnimmt, ununterbrochen um uns her in Thätigkeit sind, haben wir bis vor Kurzem niemals ernstlich erforscht. Aber die Untersuchungen von Lodge in England und Hertz in Deutschland offenbaren uns eine fast unbegrenzte Fülle von Aethererscheinungen oder elektrischen Strahlen, deren Wellenlängen Tausende von Meilen bis zu wenigen Fußen betragen. Hier öffnet sich uns eine neue, staunenerregende Welt, von der wir schwerlich annehmen können, daß sie nicht auch die Möglichkeit der Uebertragbarkeit von Gedanken enthalten sollte. Lichtstrahlen dringen nicht durch eine Mauer, auch nicht durch einen Londoner Nebel, wie wir Alle nur zu gut wissen. Aber elektrische Wellen von 1 Meter Länge oder mehr werden solche Stoffe leicht durchsetzen; dieselben werden für sie durchsichtig sein. Es ergibt sich hier die fesselnde Möglichkeit einer Telegraphie ohne Drähte, ohne Pfähle, ohne Kabel, ohne das ganze kostspielige Beiwerk. Setzen wir die Erfüllbarkeit weniger erfüllbarer Forderungen voraus, so rückt die Frage durchaus in den Bereich der Möglichkeit. Wir

können heute Wellen von jeder gewünschten Länge erzeugen, von wenigen Fußen an aufwärts, und eine Aufeinanderfolge von solchen nach allen Richtungen des Raumes ausstrahlenden Wellen erhalten. Es ist auch, wenn nicht bei allen, so doch bei einigen dieser Strahlen möglich, sie durch geeignet geformte, als Linsen wirkende Körper zu brechen und so ein Bündel von Strahlen nach irgend einer gegebenen Richtung zu werfen; große linsenförmige Massen aus Pech und ähnlichen Stoffen hat man dazu benutzt. Auch könnte man in der Ferne einige, wenn nicht alle dieser Strahlen mit besonders eingerichteten Apparaten abfangen und durch verabredete Zeichen mit Morse-Schrift einem Anderen übermitteln . . . Zwei Freunde, die innerhalb der Uebertragungsgrenze ihrer Empfänger leben, könnten ihre Apparate auf specielle Wellenlänge abstimmen und, so oft es ihnen gefällt, durch lange und kurze Strahlung in den Zeichen der Morse-Schrift mit einander verkehren . . . Das sind nicht bloße Träumereien. Alle Erfordernisse, den Plan zu verwirklichen, liegen in dem Bereich der Möglichkeit, und zwar genau auf dem Wege, den die Forschung in allen Hauptstädten Europa's bereits eingeschlagen hat, so daß wir täglich erwarten können, zu hören, die Aufgabe sei praktisch gelöst."

Klarer, als es hier geschehen, könnte man den Grundgedanken der Telegraphie mittelst elektrischer Schwingungen kaum aussprechen. Aehnliche Aeußerungen, auch Versuche in der gleichen Richtung ließen sich noch mehrfach anführen. Ob man danach Marconi als den Erfinder der elektrischen Telegraphie mittelst Hertz'scher Schwingungen bezeichnen will, hängt wesentlich von der Bedeutung ab, die man dem Begriffe des Erfinders zuerkennt. Auch die Apparate, deren sich Marconi zur Hervorbringung und zur Wahrnehmung der elektrischen Wellen bedient, sind ja nur Abänderungen bereits bekannter und zu gleichem Zweck benutzter Vorrichtungen. Aber Marconi hat auf alle Fälle das Verdienst, die vorhandene Idee zuerst in ihren Einzelheiten erfaßt, sie in praktisch brauchbarer Gestalt verwirklicht und dem ersten Erfolge unablässig neue Fortschritte hinzugefügt zu haben. Bei den ersten Versuchen, die Marconi im Jahre 1897 in England mit Unterstützung der dortigen Telegraphenverwaltung vornahm, und die kurz darauf in Berlin von Slaby wiederholt wurden, konnten deutliche Signale nur bis auf eine Entfernung von wenigen Kilometern übertragen werden; noch in demselben Jahre wurde diese Entfernung unter günstigen Bedingungen bereits auf 50 Kilometer gesteigert; am 28. März 1899 wurden zwischen England und Frankreich, ebenfalls auf 50 Kilometer Entfernung, Telegramme übermittelt, und als Marconi unlängst von einer Reise nach Amerika zurückkehrte, wurden die ersten Nachrichten mit der englischen Küste bereits ausgetauscht, als der Dampfer noch etwa 100 Kilometer von derselben entfernt war.

Dazu bedurfte es unablässiger Verbesserungen des ursprünglichen Apparates. In seinen Grundzügen haben wir denselben bereits geschildert: Auf der Sendestation befindet sich ein Righi'scher Erreger mit Inductionsapparat und Taster, auf der Empfangsstation ein Relaisstromkreis, welcher den Cohärer und seine Klopfvorrichtung zur automatischen Wiederherstellung des Anfangswiderstandes enthält, sodann der eigentliche Telegraphenapparat, dessen Stromkreis durch das Relais geschlossen wird, wenn elektrische Schwingungen auf den Cohärer wirken, und der geschlossen bleibt, bis diese Einwirkung eine gewisse Unterbrechung erleidet. Dem Cohärer hat Marconi nach zahlreichen Versuchen eine

von der ursprünglichen etwas abweichende Form gegeben. In einer Glasröhre befinden sich zwei Silbercylinder, deren ebene Endflächen in etwa 1 Millimeter Abstand einander gegenüberstehen; der Raum zwischen denselben ist mit einer Mischung ausgefüllt, die aus etwa 96 Theilen Nickel- und 4 Theilen Silberfeilspänen besteht, denen eine Spur Quecksilber hinzugefügt ist; von den Cylindern führen Drähte durch die Röhrenwandung nach außen, und die Röhre ist luftleer gepumpt und zugeschmolzen. Eine Hauptbedingung für das zuverlässige Functioniren des Apparats ist die richtige Größe und Gestalt der Späne, die sorgfältig ausgesucht sein müssen. Die Möglichkeit, auf größere Entfernungen zu telegraphiren, hängt indessen nach Marconi außerdem noch von einer Reihe von Abänderungen und Ergänzungen ab, die er an der ursprünglichen Anordnung der Apparate vorgenommen hat. Als die wichtigste erwähnen wir, daß die Zuleitungen des Cohärers sowohl wie diejenigen des Erregers einerseits mit einer in die Erde mündenden Leitung, andererseits mit einem frei nach oben in die Luft geführten isolirten Drahte in Verbindung stehen. Worauf der Einfluß der Erdleitung und des Luftdrahtes beruht, ist noch nicht sicher aufgeklärt; Marconi selbst hält es nicht für ausgeschlossen, daß die Uebertragung der Schwingungen auch durch die Erde hindurch erfolgt, während andererseits die in die Luft führenden Drähte — die senkrecht in die Höhe ragen müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen — vielleicht die Aufnahme und Abgabe der durch die Luft übergehenden Wellen vermitteln. In Betracht kommt wohl auch, daß durch die Drähte die Capacität des Systems und damit die Länge der Wellen vergrößert wird, und daß längere Wellen besser im Stande sind, Hindernisse zu überwinden. Jedenfalls muß mit der Entfernung, auf welche die Uebertragung stattfinden soll, auch die Länge der Ansatzdrähte wachsen, wenn auch nicht in gleichem Maßstabe wie diese Entfernung selbst. Nach Marconi genügen z. B. für die Uebertragung auf 1 englische Meile (1600 Meter) Entfernung Drähte von 20 Fuß Länge; für 4 Meilen sind solche von 40, für 16 Meilen solche von 80 Fuß Länge erforderlich. Freilich gelten diese Beziehungen nur so lange, als sich weder Erderhöhungen noch sonstige Hindernisse in der geraden Linie zwischen den beiden Stationen befinden; derartige Hindernisse machen die Uebertragung zwar nicht unmöglich, weil sie von den elektrischen Wellen, ähnlich wie von den Schallwellen, umgangen werden, aber sie üben immerhin einen schwächenden Einfluß, der durch eine vermehrte Länge der Drähte ausgeglichen werden muß.

VI.

Damit stehen wir vor der Frage, bis auf welche Entfernung überhaupt eine Telegraphie mittelst elektrischer Schwingungen möglich erscheint. Man hat von einer Marconi-Telegraphie zwischen Europa und Amerika gesprochen; man hat die Höhe berechnet, welche die beiderseitigen Auffangedrähte erhalten müssen, und man hat sogar angekündigt, daß schon eine Gesellschaft in Bildung begriffen sei, um sich das ausschließliche Recht dieser telegraphischen Verbindung zu sichern. Derartige Projecte sind freilich stark verfrüht, denn die angedeutete Rechnung gründet sich auf die Erfahrungen, die bei den Uebertragungen auf

verhältnißmäßig geringe Entfernungen gemacht wurden, und die bei großen Entfernungen möglicher Weise völlig im Stiche lassen können. So wissen wir z. B. noch nichts über die Absorption der elektrischen Schwingungen durch die Luft; bei den bisherigen Versuchen ist eine solche Absorption nicht hervorgetreten, aber sie ist, wenn auch gering, doch aller Wahrscheinlichkeit nach vorhanden, weil kein Medium bekannt ist, welches für eine Wellenbewegung vollständig transparent wäre. Auch die Krümmung der Erdoberfläche ist in Betracht zu ziehen; eine gerade Linie zwischen Europa und Amerika würde in der Mitte zwischen den beiden Continenten Hunderte von Kilometern unter die Oberfläche des Oceans gerathen, und eine entsprechende Höhe müßten natürlich, falls die Uebertragung in gerader Linie stattfinden sollte, die beiderseitigen Auffangedrähte erhalten, um die Absorption der Schwingungen durch das Meerwasser zu verhindern. Es wird freilich versichert, daß die elektrischen Schwingungen gar nicht in den Ocean eindringen, sondern an der Oberfläche bleiben, indem sie beständig von derselben zurückgeworfen werden; aber auch ein derartiger Vorgang ist nicht ohne eine Schwächung derselben denkbar, die wiederum durch eine vermehrte Länge der Auffangedrähte ausgeglichen werden muß. Und da könnte es dann leicht geschehen, daß die Thürme, welche diese Drähte zu tragen haben, ebenso viel oder mehr kosten als ein transatlantisches Kabel.

Nehmen wir aber an, diese Befürchtungen seien übertrieben, die Verbindung zwischen Europa und Amerika sei heute schon technisch durchführbar und morgen praktisch durchgeführt. Von der Möglichkeit eines regelmäßigen Verkehrs auf solche Entfernungen, von einer Verdrängung der Kabel durch das neue Verfahren ist man auch dann noch weit genug entfernt. Denn ein regelmäßiger telegraphischer Verkehr ist undenkbar, so lange es nicht möglich ist, von jeder beliebigen Station auf der einen Seite aus Nachrichten an eine beliebige Station der anderen Seite und ausschließlich an diese zu übermitteln. Heute aber ist dies noch nicht möglich. Von dem Sendeapparat aus verbreiten sich die elektrischen Wellen nach allen Richtungen; jeder Unberufene, der sich, mit den erforderlichen Apparaten ausgerüstet, auf der Bahn dieser Wellen befindet, gelangt in den Besitz der durch dieselben übermittelten Nachrichten, deren Geheimniß nur durch den Nothbehelf einer verabredeten Sprache erkauft werden kann; und noch schlimmer ist es, daß jeder Empfangsapparat sämmtliche Einwirkungen wiedergeben muß, die seinen Auffangedraht treffen, auch ohne für ihn bestimmt zu sein. So lange es sich, wie bei den bisherigen Versuchen, nur um die Verbindung zwischen zwei Stationen handelte, kam dieser Umstand nicht in Betracht; derselbe müßte aber, selbst auf mäßige Entfernungen, zu einem vollständig unentwirrbaren Chaos führen, wenn das neue System den heutigen Depeschenverkehr auch nur zu erheblichem Theile bewältigen sollte. Daß für größere Entfernungen es nicht wohl möglich ist, die elektrischen Schwingungen durch Hohlspiegel auf einen bestimmten Punkt zu concentriren, zeigt die Schwierigkeit, welche man diesbezüglich schon bei den Lichtstrahlen findet; und ebenso wenig ist man heute im Stande, einen Empfangsapparat so genau abzustimmen, daß er nur auf Wellen von einer

gegebenen Länge reagirt. Die Resonanz, mit deren Hülfe Hertz die Eigenschaften der elektrischen Wellen studirte, besteht nur in grober Annäherung; in Wirklichkeit spricht ein Resonator auch auf Wellenlängen an, die erheblich von der seinigen abweichen, und der Bereich der praktisch in Betracht kommenden Wellenlängen ist nicht groß genug, um zahlreiche Apparate damit von einander unabhängig zu machen.

Selbstverständlich weiß man nicht, welche unerwarteten Fortschritte in dieser Richtung etwa der morgige Tag zeitigen mag; aber es ist müßig, auf ungewisse Möglichkeiten Pläne aufzubauen, und man tritt der Bedeutung einer Erfindung nicht zu nahe, noch steckt man ihrer zukünftigen Entwicklung Grenzen, indem man ihr zunächst das Gebiet des nach vorhandenen Erfahrungen Möglichen als Arbeitsfeld zuweist. Es drängt sich hier der Vergleich mit einem anderen Neuling des Verkehrswesens auf, mit dem Automobil, dem man immer häufiger in den Städten und auf der Landstraße begegnet. Eigentlich ist das Automobil ja kein Neuling; die ersten Dampfwagen waren Automobile, sie bedurften nicht der Schienen, und trotzdem begann ihre mächtige Entwicklung erst mit dem Tage, da man sie auf die Schienen setzte, die kein Hinderniß, sondern ein Hülfsmittel freier Entfaltung wurden. Wer würde heute daran denken, die Lokomotive von dieser „Fessel" befreien und etwa den gesammten Verkehr durch Automobile bewältigen zu wollen? Gewiß hat auch das wieder erstandene Automobil seine Zukunft, aber diese liegt nicht im Wettbewerb mit der Schienenlokomotive, sondern in der Ergänzung des Schienenverkehrs.

Exempla docent. Auch für die Telegraphie ohne Draht steht heute schon ein ähnliches Feld nützlicher Anwendungen offen, und augenscheinlich haben auch Marconi selbst und die von ihm geleitete Unternehmung zunächst ihre Hauptthätigkeit diesem Felde zugewendet. Wir meinen nicht etwa lediglich die Verwendung des Telegraphen ohne Draht im Kriege; auch für die Zwecke des Friedens gibt es zahlreiche Fälle, in denen die Herstellung einer Drahtleitung zu kostspielig oder überhaupt nicht möglich, die Uebermittelung von Depeschen aber nichtsdestoweniger nothwendig oder von Vortheil ist. Da ist vor Allem der Nachrichtenaustausch mit Schiffen, der gerade in der Nachbarschaft der Küste, wo sich zu den Gefahren der Klippen noch die häufigere Begegnung mit anderen Schiffen gesellt, eine besondere Wichtigkeit hat. Man weiß, wie unvollständig die bisherigen Signalvorrichtungen gerade bei Sturm und Nebel ihre Aufgabe erfüllen, und man begreift darum, daß die hervorragendsten deutschen Schiffahrtsunternehmungen damit umgehen, ihre Dampfer mit den Einrichtungen zur Marconi-Telegraphie zu versehen, und daß in der englischen Presse das Verlangen gestellt wird, sämmtliche Schiffe und Küstenstationen seien unverzüglich mit diesen Einrichtungen auszustatten. Wird diesem Verlangen, wie es den Anschein hat, entsprochen, so eröffnet sich für die Telegraphie ohne Draht eine ungleich aussichtsreichere Zukunft, als sie ihr im Kampfe mit den bewährten Systemen der Leitungstelegraphie blühen könnte.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben.

Von

Wilhelm Dilthey.

[Nachdruck untersagt.]

Erster Artikel.

Das Jubelfest der Akademie ist vorüber. Alle, die ihm beiwohnten, fühlten den eigenthümlichen Zug, durch welchen es sich von anderen festlichen Tagen unterschied. Schwerlich hat jemals an irgend einem anderen Orte eine Versammlung stattgefunden, in der so Vertreter der Wissenschaft von allen großen Centren derselben vereinigt waren und die Sprachen aller Culturvölker durch einander schwirrten. Der Begriff, den wir von dem Zusammenwirken der Kulturvölker im Dienste der Wissenschaft haben, erschien verkörpert in dieser Versammlung wie noch nie in einer früheren. Aber mächtiger noch wirkte das Gefühl, welches diese Versammlung wie zu einer Einheit verknüpfte. Vor Kurzem erst hatten die Verhandlungen über die internationale Verbindung der Akademien stattgefunden. Etwas Neues kündigte sich in den Aeußerungen der Redner an, und es gab diesen Tagen ihren geschichtlichen Charakter.

Das Lebensgefühl der heutigen Menschen ist in einer Veränderung begriffen, deren außerordentliche Stärke wir Aelteren vielleicht am besten abzuschätzen im Stande sind. Wie unsere Erde von Telegraphendrähten umsponnen ist, von Schienenwegen durchzogen, scheint sie unter unseren Füßen zusammen zu schrumpfen. Jedes Stück derselben ist gemessen, Pflanzen und Thiere des ganzen Erdballs sind in Museen und Gärten zusammen gebracht, die Schädel aller Menschenrassen sind bestimmt, ihr Gehirn ist gewogen, ihr religiöser Glaube und ihre Sitten sind beschrieben. Und eine neue Art von Schatzgräbern durchwühlt den Boden der Erde nach den Resten untergegangener Culturen. All' das ist das Werk der Wissenschaft: so ist sie auch die natürliche Repräsentation des modernen Geistes, welcher durch die Macht der Causalerkenntniß die Herrschaft über die Natur seit Jahrhunderten herbei zu führen strebt und sich jetzt anschickt, die Erkenntniß auch für die großen Probleme der Gesellschaft fruchtbar zu machen. Die Wissenschaft aber hat im Zusammenwirken der Nationen ihr Werk gethan. Ihr Fortschritt springt von den schöpferischen Köpfen eines Volkes hinüber zu denen des anderen. So verbindet sie die Nationen.

Der Glaube, daß sie oder irgend eine andere Macht den Weltfrieden herbeiführen könne, ist eine Chimäre. Stärker als seit den Tagen der Religionskriege ist heute die Spannung, welche zwischen den großen Culturnationen besteht, da diese jetzt um die Herrschaft auf der Erde und um die wirthschaftliche Ausbeutung der Schwächeren kämpfen. Aber wie der Lichtstrahl durch die stürmische Luft hindurchgeht, ohne von ihr zurückgehalten werden zu können, so ist die Allgemeingültigkeit des Wissens, das Zusammenwirken der Forscher verschiedener Länder im Dienste des Fortschritts der Erkenntniß unabhängig von ihrem wirthschaftlichen Wettkampf und von den Spannungen, welche er hervorruft. Und immerhin liegt in diesem Zusammenwirken der Nationen im Interesse des großen Zweckzusammenhangs der Wissenschaft ein Moment, welches zwar die Spannungen nicht zu mindern vermag, aber doch mitten in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erhält. Dieses Bewußtsein von Zusammengehörigkeit kann nur an Festigkeit und stetiger Energie gewinnen, wenn die großen Akademien der Erde über die Vertheilung ihrer Arbeiten sich verständigen und wenn die persönliche Berührung der Hauptvertreter der Wissenschaft in den verschiedenen Ländern der Erde regelmäßige Formen annimmt. All' dies machte sich in den vergangenen festlichen Tagen bald mit leiserer, bald mit lauterer Stimme vernehmbar. Es gab diesem Jubelfest seinen auszeichnenden Charakter.

In diesen Festtagen ist nun auch die Geschichte der Akademie von Adolf Harnack ausgegeben worden, die in deren Auftrage verfaßt ist. Ein monumentales Werk, das in vier gewichtigen Bänden die Entwicklung der Akademie und die vornehmsten Acten, welche dieselbe beleuchten, enthält. Harnack ist aus seiner Dogmengeschichte als ein Historiker von großem Stil und ganz eigenthümlichem Gepräge bekannt. Ein starkes Gedächtniß, eine Arbeitskraft, welche unter den zeitgenössischen Historikern nur an der Mommsen's ihres Gleichen hat, genaueste Kritik der Quellen, welche auf feste Sprachkenntniß begründet ist: dies Alles ist doch nur die selbstverständliche Vorbedingung seiner historischen Kunst. Wenn alle Vorarbeit gethan ist, wenn sein Geist erfüllt ist von Thatsachen und Combinationen, dann läßt er Alles, was Papier ist, hinter sich; in einem unablässig vorwärts drängenden Strom, welcher breit und voll dahin fließt, reißt seine Geschichtserzählung den Leser mit sich fort; eine starke Subjectivität schaltet über dem Stoff, in Nacherleben und in Urtheilen, in Liebe und in Haß höchst lebendig: sie duldet nichts Unbelebtes; bis in die Anmerkungen hinein erstreckt sich dies starke Empfinden und diese Macht, zu gestalten. Einen Historiker solchen Gepräges mußte es reizen, sich an dem spröden Stoff der Geschichte einer Societät, wie unsere Akademie es ist, zu versuchen. Man kann sagen, daß eine Aufgabe solcher Art hier zum ersten Male die volle Lösung gefunden hat. Das in dem Archiv der Akademie und in den Acten in und aus dem Cultusministerium gesammelte Material ist hier vollständig verarbeitet. Es ist geistig durchdrungen von bestimmten Gesichtspunkten; der officielle Geschichtsschreiber spricht diese mit einer durch seine Stellung gebotenen Vorsicht aus, aber der kundige Leser fühlt, wie sie demselben immer gegenwärtig sind, an

den entscheidenden Stellen. In den Zusammenhang, der so entsteht, sind höchst anschauliche Charakteristiken der Hauptpersonen mit künstlerischem Sinn verwoben. Alles lebt.

Es ist für Den, welcher sich mit der Geschichte des europäischen Geistes in den letzten Jahrhunderten beschäftigt hat, ein außerordentlicher Genuß, die Geschichte der Jahrhunderte zu durchlaufen, wie sie sich in den Schicksalen der Akademie spiegelt. Was ich so im stillen Zwiegespräch mit dem Verfasser bewundernd, dissentirend oder aus eigenen Beschäftigungen hinzufügend, über den Zusammenhang der Geschichte der Akademie mit den großen Veränderungen unserer Cultur und unserer Wissenschaft gedacht habe, möchte ich dem Leser vorlegen. Ein so ausgezeichnetes Werk von so tief gedachter Auffassung ermöglicht es, sich auch von abweichenden Standpunkten aus eine geschichtliche Ansicht des Gegenstandes zu bilden. Indem es in den beiden letzten Bänden die Urkunden selber vorlegt, lädt es den Leser dazu ein. Dem Versuch, den ich hier mache, werden andere Versuche folgen. Denn der Gegenstand hat auch ein actuelles Interesse. Aus der Vergangenheit der Akademie wird man immer hoffen dürfen über ihre nächste Zukunft sich Schlüsse zu bilden. Das Interesse des Publicums an dieser wissenschaftlichen Genossenschaft wird sich durch solche Rückblicke auf ihre Geschichte beleben, und die Akademie muß lebhaft wünschen, daß das geschehe. Institutionen von so feingeistiger Natur sind durchaus auf die Sympathien der öffentlichen Meinung angewiesen.

Die Berliner Akademie hat drei Epochen durchlebt, deren jede einen eigenen Charakter zeigt. In jeder dieser Epochen bestimmt die Lage der Cultur und Wissenschaft die Function, welche diese Genossenschaft ausübt. In den leitenden Personen concentrirt sich das Bewußtsein von dem, was zu thun ist. Hierdurch wird die Verfassung und Organisation dieser Körperschaft für jede Periode bestimmt, und die Leistungen erhalten ihre Richtung.

Die erste Epoche der Akademie steht unter dem Gestirn von Leibniz. Er ruft sie ins Leben, stellt ihr ihre Aufgabe, gibt ihr ihre Organisation und hält sie durch seinen Namen und seine Arbeiten aufrecht. Sie entspringt aus dem Begriff der von der Wissenschaft geleiteten Cultur, wie er ihn gefaßt hat. So ist sie universal, wie ihr Schöpfer, und auf den Zusammenhang der Wissenschaften mit den Aufgaben des Lebens gerichtet, wie das aus seinem Culturbegriff folgt. Diesem Verhältniß entspricht die Verfassung der Akademie. An der Spitze derselben steht ein Präsident, Leibniz. Die Akademie ist der Körper, in dem und mittelst dessen diese universale Seele Leibniz ihre civilisatorischen Absichten zur Durchführung bringen will. Aber dieser Körper functionirt sehr ärmlich. Es fehlen die Geldmittel, es fehlen die rechten Personen; das Mißtrauen des ersten Königs von Preußen, der Neid und die Verständnißlosigkeit der Hauptmitarbeiter in der Akademie hemmen die rastlose Thätigkeit des großen Mannes für seine Societät. So gelingt es, ihn aus Berlin und der Leitung der Akademie zu verdrängen. Mit seinem Rücktritt erlischt der letzte Lebensfunke seiner Schöpfung. In den letzten Jahren Friedrich's I. und unter Friedrich Wilhelm I. führt sie ein trauriges Scheindasein — zu Hause und draußen verachtet. Der Despotismus eines oligarchischen Aus-

schusses raubt den Mitgliedern jede Freude an ihrer Thätigkeit. Die vier Classen, in die sie getheilt ist, verlieren immer mehr ihren inneren Zusammenhang. Sie vegetirt.

Aus der Reform von 1746 geht die Akademie Friedrich's des Großen hervor. Ihre Blüthe und ihren Verfall umfaßt die zweite Periode der Geschichte der Akademie. Diese Periode beginnt mit den glänzendsten Aussichten. In dem Größten unter den Fürsten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat die Akademie jetzt ihren Mittelpunkt. Er setzt ihr ein neues Ziel: sie soll mit arbeiten an dem Culturwerk des aufgeklärten Staates, eine Académie des sciences et des belles lettres, modern in dem ganzen Zusammenhang, der von der mathematischen Naturwissenschaft Frankreichs zur Eleganz der Pariser Literatur und von da zur Aufklärung und Verfeinerung der Sitten, der Religion und der Pflichtbegriffe sich erstrecken soll. Die Akademie wird jetzt auch die Organisation empfangen, die sich aus dieser neuen Stellung ihrer Aufgabe ergibt. Wieder wird sie zu einer Monarchie. Aber nicht ein universaler Gelehrter regiert sie jetzt, sondern der Aufgeklärteste unter den Monarchen dieses aufgeklärten Zeitalters. In seinem Willen liegt die höchst persönliche Kraft, welche ihr Wirken bestimmt. Er regiert durch den Präsidenten, ja schließlich macht er sich selber zum Präsidenten. Die Oligarchie des Ausschusses verschwindet. Das Leben der Akademie vollzieht sich nach ihrem einheitlichen Zweck in den Gesammtsitzungen. Die mathematische Naturwissenschaft von Euler, Maupertuis, Lambert und Lagrange verbreitet den Glanz der Akademie über die Welt. Dem König ist diese Arbeit der großen Forscher die nothwendige Grundlage für das, woran sein Herz hängt — für die philosophische und religiöse Aufklärung seines Volkes und dessen ästhetische Cultur. Der König stirbt, und abermals sinkt die Akademie nach dem Tode des großen Menschen, auf dessen persönliche Initiative sie zugeschnitten war. Sie wird zum Werkzeug der berüchtigten Berliner Aufklärung. Aber auch diese Function der Körperschaft erlahmt und scheint erlöschen zu müssen. Wieder werden an dem Krankenbette des berühmten Patienten Recepte ausgetauscht. Wöllner will sie durch Finanzräthe des Generaldirectoriums stärken und schlägt Preisaufgaben vor über Veredelung der Schafe und Verbesserung der Landesgestüte. Wie die „Literarische Gesellschaft" der Freunde Friedrich's des Großen einst hoffen durfte, ihre Erbschaft anzutreten, so erschien nun, als die Universität in Berlin gegründet wurde, höchst fraglich, welchen Platz die Akademie neben ihr noch behaupten könnte.

Aber eben in dieser großen Krisis bildete sich die Organisation der Akademie, auf welcher sie auch heute noch beruht. Die Ideen, welche das ganze System unserer Unterrichts- und unserer wissenschaftlichen Anstalten in jenen großen Jahren der Reform erneuert haben, wiesen auch der Akademie ihre neuen Wege. Die Männer, welche diese Ideen vertraten, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr, gaben ihr ihre lebenskräftige Organisation. Kein König und kein universaler Gelehrter regieren diese neue Akademie: eine Republik entsteht, in welcher die Einzelnen sich nur als Glieder fühlen, im Dienst des Ganzen. Eben in ihrem freien Zusammenwirken liegt die Repräsentation der universalen

Wissenschaft und die Form, welche die Förderung der Erkenntniß ermöglicht. Diese Akademie hat keinen Präsidenten, kein Consilium. Aus den Verhandlungen gleichberechtigter Mitglieder entspringt die Bestimmung über die Aufgaben, die sie sich stellt, und die Verwendung der Geldmittel für diese Aufgaben. In dieser Verfassung weht überall der Geist Wilhelm von Humboldt's und Schleiermacher's. Wenn die Universität in Berlin der Akademie die Männer zuführte, deren sie bedurfte, so hat diese Verfassung den Mitgliedern derselben Spielraum zur Bethätigung ihrer Kräfte geschaffen. Jeder empfing jetzt Freiheit für diejenige Einwirkung auf das Ganze, deren er fähig ist. Und nun waren eben diese Personen, welche der Akademie ihre neue Verfassung gaben, die Hauptträger des Aufschwunges der Geisteswissenschaften, der sich im neuen Jahrhundert vollziehen sollte. Gleichberechtigt und gleichwerthig treten diese Wissenschaften nun zuerst in dieser Berliner Akademie neben die der Natur. Die Akademie erfaßt jetzt als ihre vorzüglichste Aufgabe wissenschaftliche Unternehmungen, denen die Kraft des Einzelnen nicht gewachsen ist. Diese Thätigkeit steigt fortwährend, die Geldmittel wachsen, und man kann sagen, daß gegenwärtig die Berliner Akademie die größte wissenschaftliche Arbeitsstätte der Welt ist.

So ist die Geschichte dieser Akademie voll von Lehren über die Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit und wissenschaftlichen Fortschritts. Die Akademie von Leibniz war despotisch regiert von ihrem Präsidenten und ihrem Consilium. Hiervon waren Intriguen ihrer Leiter, Unmuth ihrer Mitglieder, Factionen und Sklaverei die Folge, und diese Akademie versank in Unfruchtbarkeit. Die Akademie Friedrich's des Großen concentrirte immer mehr die Macht in die Person des Präsidenten, welchen der König ernannte. Der König vergleicht einmal die Stellung seines Präsidenten recht militärisch mit der eines commandirenden Generals. Hiervon war die Wirkung die bekannte einseitige Leitung der Akademie, häßliche Streitigkeiten, Mangel an Selbstthätigkeit und an fruchtbarer Initiative. Und so stark war der despotische Geist in ihrer Leitung durch Friedrich den Großen, daß nach der mißliebigen Wahl mehrerer Deutschen, unter denen sich auch Lessing befand, sich der König die Ernennung weiterer Mitglieder selber vorbehielt. Erst die Akademie von Humboldt, Schleiermacher und Niebuhr hat in dem Zusammenwirken gleichberechtigter Kräfte innerhalb eines relativ selbständigen Ganzen die Form gefunden, in welcher die Aufgaben einer solchen Körperschaft am besten gelöst werden.

I. Die Akademie von Leibniz.

1.

So weit wir die Cultur des Menschengeschlechtes zurück verfolgen können, finden wir Vereine, in welchen ein Zusammenwirken für die Zwecke der Wissenschaften bestand. Die älteste der mit der Wirklichkeit beschäftigten Wissenschaften, die Astronomie, forderte ein solches Zusammenwirken. In den Priesterschaften des Ostens waren Vereinigungen gegeben, welche gemeinsame Arbeit ermöglichten. Hier wurde die Mathematik gepflegt, und auf den Sternwarten von Aegypten und Babylon waren diese Priesterschaften mit

der Astronomie beschäftigt. In dem Bunde der Pythagoreer setzte sich die gemeinsame Arbeit, an den Aufgaben der Mathematik, Astronomie und Speculation fort. Die von Platon begründete Genossenschaft war auf eben dieselben Wissenschaften vornehmlich gerichtet, und sie zuerst war von allen religiösen und patriotischen Beziehungen losgelöst; von ihr stammt auch der Name „Akademie". Die Renaissance rief dann zunächst in Italien solche Gelehrtenvereine zur Förderung der Wissenschaft in großer Zahl hervor, unter denen die platonische Akademie in Florenz die berühmteste war, und ähnliche Gründungen in anderen Ländern folgten.

Sie sind alle untergegangen, diese älteren Gesellschaften. Denn die Aufgaben, welche sie sich stellten, waren entweder an religiöse Gemeinschaften gebunden, oder sie waren mit der Vertretung einer bestimmten Metaphysik verknüpft, oder sie standen mit vorübergehenden Zwecken in Verbindung, die der Cultur einer Stadt oder eines Landes dienten.

Erst das 17. Jahrhundert hat die Bedingungen geschaffen, unter welchen die modernen Akademien stehen.

Unter allen Fortschritten des menschlichen Geistes ist derjenige, welchen das Jahrhundert von Galilei, Kepler und Descartes vollbracht hat, der schwerste gewesen. Erst in diesem Jahrhundert befreite sich das wissenschaftliche Denken von der Herrschaft der Theologie. Es löste sich aus den Einwirkungen der Phantasie. Der menschliche Geist erfaßte seine Autonomie. Der Fortschritt aus der Traumwelt der Zauberer, Propheten und Priester durch das goldene Thor der künstlerischen Phantasie in das Land der Wahrheit — immer neu hatte er bei den Völkern der alten Welt angesetzt: nun erst, auf dieser Stufe der neueren Völker, in ihrem Zusammenwirken ward in der Dynamik Galilei's das Fundament einer wirklichen Causalerkenntniß der Natur gelegt, und sofort strahlten von ihr nach allen Seiten Anwendungen und Folgerungen aus. Wie, wenn die Bedingungen erfüllt sind, in einer Flüssigkeit der Krystallisationsproceß sich verbreitet. Nun wurde auf allen Gebieten die wissenschaftliche Einbildungskraft des Menschen durch die strengen Methoden geregelt, welche in dem Verfahren Galilei's enthalten waren. Diese Methoden beruhten auf der Verbindung des mathematischen Denkens mit der Beobachtung und dem Experiment. Die Möglichkeiten, die in dem mathematischen Denken lagen, wurden der Erprobung an den Thatsachen unterworfen. So prüfte Galilei an den Thatsachen und durch das Experiment die Möglichkeiten von stetiger Zunahme in den Geschwindigkeiten der Bewegung. Durch ein ähnliches Verfahren leitete Kepler aus dem Material der Beobachtungen Tycho's seine Gesetze ab. Unterordnung der Erfahrungen unter quantitativ bestimmte Gesetzmäßigkeit war von dieser Zeit ab die Methode, durch welche das menschliche Denken in der Physik und Astronomie siegreich vorwärts drang. Seitdem wurde ein einmüthiges Zusammenarbeiten der Forscher auf dem Gebiet des Naturerkennens möglich. Denn sie arbeiteten nun alle auf derselben Grundlage der mechanischen Einsichten und mit denselben Methoden. Diese gemeinsame Arbeit der Forscher in verschiedenen Ländern hatte ein zusammenhängendes und regelmäßiges Fortschreiten in der Naturerkenntniß zur Folge.

Daher wirkte die menschliche Vernunft innerhalb der verschiedenen Culturnationen als eine einheitliche Kraft. Sie unterwarf sich die Wirklichkeit durch die Erkenntniß, und wie sie nun, ihres Gelingens froh, von Erkenntniß zu Erkenntniß stetig vorwärts schritt, schien sich der Zweck des Menschengeschlechts erst zu enthüllen: Autonomie des Denkens, Herrschaft des Menschen über den Planeten, welchen er bewohnt, vermittelst des Wissens, Zusammengehörigkeit Aller, welche so am Ziel des Ganzen mitarbeiten, ein unablässiges, unaufhaltsames, stetiges Fortschreiten dem Weltbesten entgegen. Das Lebensgefühl der Menschheit erreichte hierdurch eine höhere Stufe. Das Bewußtsein erhob sich, daß die Vernunft des Menschengeschlechtes eine Einheit bilde, welche durch das Zusammenwirken der einzelnen Forscher ihr Werk vollbringe und in der fortschreitenden Erkenntniß der Gesetzmäßigkeit des Wirklichen die Herrschaft über unseren Planeten erringen werde. An dem Beginn des 18. Jahrhunderts finden wir die Menschen erfüllt von dem Gedanken eines gesetzmäßigen Fortschritts im Menschengeschlecht. Das furchtbare Gefühl der Unstetigkeit menschlichen Thuns, das immer neu in den einzelnen Menschen, Zeitaltern und Völkern anzusetzen scheint, dies Gefühl eines beständigen Kreislaufes von Geburt, Wachsthum und Untergang in Individuen und in Völkern erfüllte alles Dichten und Denken der alten Welt; auf der Höhe der griechischen Cultur, in diesen von Tempeln, Statuen und dem Klang der Chorlieder erfüllten Städten hat der Mensch das tragische Gefühl von Unbeständigkeit und Zielloſigkeit seines Lebens nie zu überwinden vermocht: nun erst, an dem Beginn des 18. Jahrhunderts, findet er im Fortschreiten der Menschheit, dem Weltbesten entgegen, ein Ziel, das nicht in Eingebungen von Propheten und in Gottesgesandtschaften oder in den Gesichten der Dichter, sondern in erweisbarer Erkenntniß gegeben ist. Es war wie eine neue Religion.

Zwischen den wenigen Personen, welche dieser neuen Wissenschaft ihr Leben widmeten, bestand ein Zusammenhang, welcher durch keine Grenze von Sprache und Nation eingeschränkt war. Sie bildeten eine neue Aristokratie und fühlten sich so. Wie vordem in den Zeiten der Renaissance Humanisten und Künstler sich als eine solche gefühlt hatten. Die lateinische und dann die französische Sprache ermöglichten die leichteste gegenseitige Verständigung und wurden das Instrument dieser wissenschaftlichen Weltliteratur. Paris war schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Mittelpunkt des Zusammenwirkens der Denker und Naturforscher. Dort tauschten Gassendi, Mersenne und Hobbes ihre Ideen aus, selbst der stolze Einsiedler Descartes trat zeitweise in diesen Kreis, und eine Anwesenheit in Paris machte Epoche in dem Leben von Hobbes und dann in dem von Leibniz: denn beide sind dort von dem Geiste der mathematischen Naturwissenschaft ergriffen worden. Dann wurde London ein anderer Mittelpunkt. Die Universitäten standen seitab. Sie lebten in der Tradition der aristotelisch-scholastischen Bildung, unter dem Zunftzwang ihrer Statuten und unter der Herrschaft der Jesuiten oder der protestantischen Kirchenordnungen. Es war eine Ausnahme, wenn Galilei als Professor an der Universität in Pisa unter dem Schutz der mediceischen Fürsten und dann in Padua unter dem der Republik von Venedig seinen großen Entdeckungen

leben durfte. So mußte aus der umfassenden Bewegung des naturwissenschaftlichen Geistes das Bedürfniß entstehen, das Zusammenwirken für den Fortschritt der Wissenschaften, wie es sich gebildet hatte, zu regeln und zu sichern. Das Zusammenwirken vieler Personen zu einem Zweckzusammenhang ist immer der Antrieb zur Bildung einer äußeren Organisation, welche dies Zusammenwirken dann in eine rechtlich geregelte Form bringt. So geschah es auch hier. Die Naturforscher hatten das Bedürfniß, ihre Entdeckungen und ihre mechanischen Erfindungen sich mitzutheilen. Man wollte sich durch solche Mittheilung oft auch die Priorität in Bezug auf das Gefundene sichern; denn in Zeiten, in denen aus neu entdeckten Principien und Methoden überall die Folgerungen gezogen werden, liegen dieselben Erfindungen und Entdeckungen in der Luft und Prioritätsstreitigkeiten entstehen. Vor allem strebte man danach, sich zu Veröffentlichungen zusammenzuthun, da das Publicum für solche Fragen noch klein war. So entstanden an verschiedenen Stellen private „Societäten". Aus einer Gesellschaft von Naturforschern, die in London wöchentlich zusammen kam, ist dann die Royal Society entstanden, als eine Schöpfung der Restauration unter Karl II. Derselbe Geist der Naturwissenschaften und ihrer Verwerthung für die menschliche Cultur, welcher im Lande Bacon's die erste moderne Akademie geschaffen hatte, ist dann auch ein paar Jahre danach, 1666, in Frankreich die bewegende Kraft bei der Gründung der Académie des Sciences durch Colbert gewesen. Aus Interessen ganz anderer Art war die Académie française schon früher entstanden; auch sie hatte in einer Privatgesellschaft ihren Ursprung, welche in literarischen Interessen lebte; Richelieu wandelte sie 1635 in ein staatliches Institut um, in welchem die vierzig Unsterblichen die Wache über Sprache und Literatur halten. Die beiden Institute haben dann neben einander bestanden, bis die Alles regulirende Revolution 1793 die getrennten Institute für Mathematik und Naturwissenschaften, für die historischen Disciplinen und für Sprachen, Literatur und Kunst in dem Institut de France äußerlich zusammen faßte. So bestanden denn als Träger des neuen mathematisch-naturwissenschaftlichen Geistes zwei Akademien in Europa zu der Zeit, als Leibniz Projecte in derselben Richtung auszubilden begann. In dieselben sechziger Jahre, in welchen Karl II. die Royal Society und Colbert die Académie des Sciences gestiftet haben, fallen auch seine ersten Entwürfe.

2.

Leibniz ist der universalste Geist, welchen die neueren Völker bis auf Goethe hin hervorgebracht haben. Wenn es die höchste Leistung der Philosophie ist, die Cultur eines Zeitalters zum Bewußtsein ihrer selbst und zu systematischer Klarheit zu erheben und so die Macht dieser Cultur zu steigern, so hat das seit Platon und Aristoteles kein anderer Kopf so umfassend und so schöpferisch vollbracht als dieser deutsche Philosoph. Die großen Mächte, welche in der Cultur des ausgehenden 17. Jahrhunderts neben einander bestanden, der griechische Idealismus von Platon und Aristoteles, das gereinigte protestantische Christenthum und die neue, auf das Naturerkennen gegründete Wissenschaft der Zeit, verständigten sich in diesem Alles mitfühlen-

den und verstehenden Geiste. Es schien, als habe ihn die Natur zu diesem titanischen Werk ausdrücklich ausgerüstet. Er las Alles, aber nicht wie ein Polyhistor, sondern Lernen und Schaffen waren bei ihm immer eins. „Es klingt seltsam," sagt er einmal, „ich billige das Meiste, was ich lese." Er gab sich der Wahrheit in jeder Schrift und in jeder Thatsache des Lebens hin — bis zur Schwäche. Er umfaßte alle Wissenschaften und bildete sie in der Richtung fort, in der ihre Zukunft lag. Neben Newton selbständig in der Erfindung der Differentialrechnung, der Entdecker des Satzes von der Erhaltung der Kraft, der Erste, welcher in dem Spiel der Vorstellungen unterhalb der Region unserer bewußten Operationen das Princip der psychologischen Erklärung erkannte, einer der Begründer der kritischen Geschichtswissenschaft, lebte er in einem Zusammenhang aller wissenschaftlichen Erkenntnisse, der in der neueren Zeit ohne Gleichen ist. Derselbe Mann war dann von dem großen Problem der Cultur erfüllt, das Einvernehmen der mechanischen Naturerkenntniß mit der christlichen Religiosität herbeizuführen. Von einem solchen Standort aus mußten ihm die unterscheidenden Dogmen der Confessionen unbedeutend und gleichgültig erscheinen, und so entstand ihm seine rastlose Thätigkeit für die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen. Und dies Alles, die Arbeit der Wissenschaften, die Vereinigung der Kirchen unter einander und die Versöhnung beider, ordnete sich in seinem Geiste dem großen Ziel einer alle Nationen umfassenden menschlichen Cultur unter, deren Netz sich für seinen erdumspannenden Geist schon bis nach China und Aegypten erstreckte. Diese Einheit seines Geistes verbirgt sich oft in seinen Schriften. Sie sind meist Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit. So erscheint er in denselben zuweilen mit einer unter seinen Aufgaben ausschließlich beschäftigt. Zumal in seinen Unionsbestrebungen verliert er sich öfters in theologische Compromisse, fernab vom Mittelpunkt seiner Gedanken. In anderen Fällen erscheinen seine Ideen ganz bedingt von der Auseinandersetzung mit irgend einer Richtung der Zeit oder einem Gegner. In Wirklichkeit ist ihm der Zusammenhang seiner Gedanken immer gegenwärtig gewesen.

Das System, in welchem er ihn darzustellen strebte, mußte eine ganz andere Structur haben als das von Hobbes oder von Spinoza. Für Leibniz zuerst war Metaphysik eine Hypothese; denn sie entsprang für diesen positiven Geist aus einem combinatorischen Verfahren, das gleichsam die Enden der einzelnen Wissenschaften durch einen Zusammenhang von Principien zu verknüpfen strebte. So ist er auch in der Metaphysik immer ein Suchender geblieben. Aber in seinem Gemüth war die Einheit gegeben, deren Begründung im System er immer neu erwogen hat. Diese Verfassung seines Gemüthes, welche mit allem Zukunftsvollen in seinem Zeitalter in Einklang stand, war der lebendige Quell all' seines Denkens und Thuns. Aus ihr entsprang auch seine Metaphysik. Sie lag in derselben Richtung, in welcher Bruno, Galilei, Kepler und Descartes sie gesucht hatten. Ein Universum, gleichartig in seinen Theilen, diese Theile verbunden durch eine allumfassende Gesetzlichkeit, innerlich aber zusammengehalten durch einen Sinn, der sie zur Harmonie vereinigt. Im Gegensatz zu aller bisherigen Theologie, welche den Menschen in

judaisirender Selbstsucht zum Mittelpunkt des Weltalls gemacht hatte, und im Einverständniß mit den großen Denkern seit Giordano Bruno fand Leibniz die Bedeutung des Universums darin, daß alle Stufen von Kraft, Leben, Vollkommenheit und Glück in ihm verwirklicht seien. Hierdurch wird für ihn das Universum der Ausdruck der Unendlichkeit des vollkommenen göttlichen Wesens. Die Freude des Erkennens, die universale Sympathie mit diesem höchst lebendigen Universum, in welcher unser Geist mit jedem Theil desselben verknüpft ist, und das so entstehende Streben, uns selbst durch die reine Objectivität des Verhaltens zum Ausdruck und Spiegel der Gottheit in Klarheit des Gedankens, in Freude an der Harmonie der Welt und in Wirken für das Weltbeste zu machen — das ist die innere Seele von allem Denken und Thun in Leibniz.

War es eine neue Religion, war es eine neue dichterische Art, die Welt, das Universum zu erblicken, oder war es ein neues philosophisches System? Es war das Alles zugleich. Wenn er die Wissenschaften zurück verfolgte bis zu den Punkten, an welchen die prästabilirte Harmonie der Monaden, dieser lebendigste Begriff, welchen je ein Mensch von dem Wirklichen gefaßt hat, den Anforderungen einer jeden von ihnen zu genügen schien, so entstand da eine neue Metaphysik, die seelenvollste unter allen. In ihr war die Versöhnung jener großen Weltkräfte erreicht, welche die Cultur des Zeitalters ausmachten: der Mechanismus erwies sich als die Erscheinung einer immanenten Teleologie, das System der Bewegungen als Ausdruck der Relationen von Kräften, und jede dieser Kräfte als Vorstellen und Streben.

Das Recht des menschlichen Geistes, so von der erscheinenden Welt zurück zu gehen auf dies Universum unräumlicher Krafteinheiten, in welchem alle Stufen von Kraft, Leben, Vollkommenheit und Glück verwirklicht sind, ist von Leibniz tiefsinnig begründet worden. Die nothwendigen Wahrheiten, wie sie der Mathematiker oder der Logiker entwickelt, enthalten nur die Bedingungen, an welche jede Ordnung irgend einer möglichen Welt gebunden ist; die Welt, in welcher wir leben, besteht aus Thatsachen, die aus jenen Wahrheiten nicht ableitbar sind. So lange nun unser Geist die ursächlichen Beziehungen der Erscheinungen verfolgt, bleibt ihm das System harter Thatsächlichkeiten fremd, unverstanden, unableitbar. Wir überwinden die Fremdheit der Welt und die todte Thatsächlichkeit dessen, was um uns ist, durch keine Causalbetrachtung und durch kein mathematisches Raisonnement: wir müssen den Leitfaden der Ursachen verlassen, zu einer ganz anderen Gattung von Erklärungsgründen müssen wir übergehen, wenn wir diese Fremdheit besiegen wollen: Sinn, Werthe, Entwicklung, Leben, ein Stufenreich sich auswirkenden Strebens, immanente Zweckmäßigkeit, — das sind die Begriffe, durch welche der menschliche Geist das Universum sich zu eigen macht, durch welche er Bewegung und Bewußtsein nicht äußerlich zusammenbindet, sondern in Eins denkt.

Und wenn nun derselbe Mann, der hier als Metaphysiker redet, die geheimnißvolle Tiefe des Christenthums zu durchdringen strebt, dann wird er den Gott, welcher unter den Bedingungen der nothwendigen Wahrheiten gesetzlich-frei diese Welt als die vollkommenste Verwirklichung aller Stufen von

Kraft, Leben und Glück hervorgebracht hat, an die Stelle der in dem Dogma von der Rechtfertigung und Versöhnung verkündeten, zürnenden und verzeihenden Gottheit setzen. Die christliche Religiosität der Aufklärung wird entstehen, und das harte Antlitz des alttestamentlich bedingten Gottes wird sich mildern und sänftigen.

Und wenn die strengen logischen Bande, in welchen der konstruktive Geist des 17. Jahrhunderts diese Lebensanschauung zusammen hielt, sich lösen, dann wird deren Kern in Lessing, Herder und Goethe fortleben; ihre Innerlichkeit wird in schriftstellerischer Freiheit und in dichterischer Macht weiter wirken.

Kein moderner Mensch hat vor Leibniz die Befreundung jedes Dinges mit dem anderen in einem gemeinsamen Sinn der Welt so gefühlt als er. Niemand hat vor ihm es so als das Ergebniß dieses großen 17. Jahrhunderts begriffen, daß die Aufklärung des Bewußtseins durch die Wissenschaft das Menschengeschlecht besser und glücklicher machen wird. Nie hat vordem Jemand so klar und doch so warm sein ganzes Dasein der Aufklärung und dem Streben nach dem Weltbesten gewidmet. Denn erst sein Glaube, daß in diesem Universum Alles Leben und Entwicklung, die höchste Stufe derselben aber die Aufklärung des Geistes und das glückliche Einverständniß des Gemüthes mit dem Universum ist, erlöste die Einsichtigen von all' den dunklen Dogmen, welche die Seelen der Menschen zusammengeschnürt und beengt hatten. Er erst zeigte ihnen in dem Fortschreiten der Menschheit im Interesse der Cultur des Ganzen ein neues und höheres Ziel des Menschengeschlechts. So ist in diesem großen Leben die tiefste Innerlichkeit mit dem offensten Sinn für die Weltinteressen und mit einer freudigen Kraft des Handelns verbunden.

Er mischt sich heiter in die Maskeraden und Aufzüge, die in Charlottenburg, Berlin und Hannover die lebensfrohen Fürstinnen veranstalten. In einer solchen sollte er einmal als Astrolog mit einem Teleskop in der Hand auftreten und dem brandenburgischen Kurfürsten die große Zukunft seines Hauses voraussagen. In keinem Augenblick aber verläßt ihn dabei der Gedanke an seine großen Pläne, in deren Dienst er diese fürstliche Personen zu stellen gedenkt. Er verfolgt diese Pläne mit der Geduld eines Schachspielers, der, so oft der Zug des Gegners ihn kreuzt, in kühler Bedachtsamkeit neue Gegenzüge ersinnt. Und immer ist der Zusammenhang jedes Planes mit dem tief-innerlichen Begriff der Cultur, in welchem sie alle zusammen gehalten sind, seinem Geiste gegenwärtig.

Auf der Höhe seines Lebens, unter dem Einfluß seiner Doppelstellung in Hannover und Berlin finden wir den Zusammenhang der praktischen Ideen abgeschlossen, an deren Verwirklichung er fortan gearbeitet hat. Von den Tagen ab, in denen Johann Christian von Boyneburg, der Staatsmann von Kur-Mainz, ihn gleichsam entdeckt hatte, haben diese praktischen Ideen mannigfache Wandlungen durchgemacht. Früh erfaßte er den Begriff einer Cultur der Menschheit, getragen von den führenden Nationen Europa's, sich erstreckend über die ganze Erde. Eine Verbindung von Herrschaft über die Natur durch die Kraft der Wissenschaft und von Aufklärung durch den vernünftigen Glauben an einen Zweckzusammenhang der Welt in Gott, sowie an ein Fortschreiten des Menschengeschlechtes auch über diese Erde hinaus in unendlicher Entwicklung.

Seitdem ihm nun aber die wahre Tendenz des Staates Ludwig's XIV., dieses „allerchristlichsten Kriegsgottes", zum Bewußtsein gekommen war, erkannte er in der Vorherrschaft Frankreichs und in der Macht des Katholicismus die große Gefahr für eine ruhig fortschreitende Cultur. Mit dem wärmsten Patriotismus hat er von da ab die selbständige Stellung Deutschlands, die Ausbildung unserer edlen Sprache, das Eintreten unseres Volkes in das Zusammenwirken der Wissenschaften vertreten. An dem kleinen Hof von Hannover fand er eine Heimath seines Wirkens; von da erstreckten sich seine praktischen Ideen über die weite Welt. Er wollte die protestantischen Fürsten Deutschlands mit den Vormächten des Protestantismus, England und den Niederlanden, verbunden sehen. Unter diesem Gesichtspunkte erstrebte er jetzt die Union der protestantischen Confessionen, das Zusammengehen von Hannover mit Brandenburg und die Begründung einer Akademie in Berlin.

Indem er in diesem Zusammenhang von Ideen und Plänen lebte, bildete sich einer der eigenthümlichsten Züge dieser unbeschreiblich genialen Natur aus. Ein Zug, in welchem Descartes' Streben nach einer Universalmethode sich fortsetzte. Nicht auf einzelne Ergebnisse, ja nicht einmal auf metaphysische Conceptionen als solche war er in erster Linie gerichtet. Er suchte Instrumente, welche grenzenlose Möglichkeiten von Leistungen in sich enthielten. Ein solches sollte seine philosophische Zeichensprache sein, dann seine Differentialrechnung, weiter die Principien, unter denen die der Continuität und der Erhaltung der Kraft die vornehmsten waren, und auch in dem Gedanken der Akademie sah er ein solches Instrument, das, einmal in Wirkung gesetzt, nach allen Seiten hin die Cultur zu fördern versprach. Wir werden uns diesen Punkt später wieder vergegenwärtigen müssen, um zu verstehen, wie sein fruchtbarer Geist in wechselnden Plänen die Linien jeder Aufgabe gezogen hat, welche in den Begriff einer Akademie eingeschlossen ist.

Aber wie hätte auch die Kraft des genialsten Mannes zureichen können, die Summe von Arbeit zu vollbringen, der in diesem Zusammenhang enthalten war! Je älter er wurde, desto mehr geizte er mit seiner Zeit. Aus Sparsamkeit mit diesem kostbarsten der Güter war er Hagestolz geblieben Er wohnte in Hannover stattlich, aber in einem gemietheten Hause, als ob er jeden Augenblick bereit sein müßte, es zu verlassen, wenn der Wechsel seiner Pläne es erforderte. Die Bibliothek, die er verwaltete, hat er betrachtet, als wäre sie zu seinem persönlichen Gebrauch; nur ungern ließ er einen Fremden sie betreten. Tage lang verließ er sein Haus nicht. Auf Reisen im Wagen war er mit seinen mathematischen Arbeiten beschäftigt. Er war immer körperlichen Bewegungen abgeneigt gewesen. Und wie er nun ein starker Esser war, fand er sich von der Gicht heimgesucht; er aber wollte nicht dulden, daß die Schmerzen ihn an der Arbeit hinderten, er ließ sich hölzerne Schraubstöcke anfertigen, um sie weniger fühlbar zu machen. Diese Art von gewaltthätigem Regiment über seinen Körper verkürzte ihm das Leben.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten, der Drang, sein Wissen für das Leben nutzbar zu machen, die Pläne für die Cultur, denen er nachging, standen sich gegenseitig im Wege. Auch Goethe hat in Weimar in einer so vielseitigen

Existenz gelebt und unter den complicirten Lebensaufgaben gelitten, die er über sich genommen hatte. Aber sein Weltsinn gab ihm im richtigen Momente ein, sich dem zu entreißen. Er entfloh nach Italien. Zurückgekehrt nahm er seine Beamtenthätigkeit nicht wieder in der alten Ausdehnung auf. Er lebte von da ab dem Zusammenhang seiner Ideen und Dichtungen. Leibniz empfand so stark als Goethe die Ueberlegenheit der großen geistigen Leistungen über das, was er in den Staatsangelegenheiten zu thun vermochte. Als er zum letzten Male mit dem preußischen König in Bezug auf seine Akademie verhandelte, schrieb er stolz: „bei der Nachwelt werde das, was für das Wachsthum der Wissenschaften durch diese geschehe, alle Zeit werthvoll sein, wenn alle politischen Interessen dermaleinst sich geändert haben würden." Aber der Zusammenhang zwischen dem, was er dachte, und was er äußerlich wirken wollte, war doch in ihm viel stärker und umfassender als in Goethe. Er vermochte nicht, sich loszureißen und die Verfolgung seiner Pläne aufzugeben. So ist die Veröffentlichung seiner meisten Entdeckungen zurückgehalten worden. Auch was er selbst zu seinen Lebzeiten publicirte, verspätete sich, und das unbehagliche Gefühl, daß ihm Andere zuvorkamen, lastete auf ihm. Weitaus das Meiste hinterließ er halb vollendet. Wie hätten seine „neuen Versuche über den menschlichen Verstand" gewirkt, wenn sie sogleich Locke entgegengetreten wären! Als sie lange nach seinem Tode erschienen, war Hume inzwischen gekommen, und sie hatten trotz ihrer Genialität etwas Vergangenes in ihren Bezügen. Nicht anders stand es mit seinen großen historischen und juristischen Arbeiten. Mit welchen Gefühlen mag der alternde Mann über dem Schatz seiner Manuscripte gesessen haben! Das war die erste und vielleicht die größte aller Tragödien seines Lebens. Es war ihm nicht vergönnt, positiv und gleichsam zeitlos das Werk seines Lebens zusammenzufassen, wie Spinoza oder Kant es durften.

Und dann standen wieder die wissenschaftlichen Arbeiten seinen Plänen, seinem Eingreifen in das Leben der Zeit entgegen. Diese Pläne sind alle aus dem genialsten Verständniß der Aufgaben menschlicher Cultur entsprungen. Kaum war einer unter ihnen, der nicht wenigstens in seinem Kern später verwirklicht worden wäre. Von der Akademie und der Union der protestantischen Confessionen bis zu den Missionen und Handelsverbindungen nach China hin und den Aufgaben der französischen Politik in Nordafrika. Aber derselbe Mann, dessen Divination dem Jahrhundert voraus eilte, verkannte durchaus die beschränkten, harten und bösen Wirklichkeiten um sich her. Er war gleichsam weitsichtig. Dem vergeistigten Denker blieben diese fürstlichen Personen doch stets unverständlich, welche bis an die Knöchel in sehr irdischen Materien wateten, in Sinnlichkeit und hartem Egoismus, zuweilen auch in Blut, aber Göttern vergleichbar dahin schritten, vorwärts getrieben von dem Gefühl, daß der Staat in ihnen gegenwärtig sei. Und dieser Mangel an Verständniß war gegenseitig. In Hannover hat er nach dem Tode des Fürsten, der ihn berief, kein Vertrauen mehr genossen. Bessere Würdigung fand er bei den beiden großen Fürstinnen, denen er gedient hat. Frauen haben ein lebendiges Gefühl für das Große, das kommt und lebendig ist, wenn es ihnen persönlich entgegen tritt. So fand der stolze Einsiedler der Niederlande, Descartes, in Elisabeth von der Pfalz und in

Christine von Schweden Schülerinnen, und so fand auch Leibniz bei den beiden fürstlichen Freundinnen in Hannover und in Berlin ein Verständniß dessen, was ihn erfüllte, wie bei keiner anderen Person an diesen Höfen. Ohne Sophie Charlotte würde damals die Akademie in Berlin nicht zu Stande gekommen sein. Lebensfreudig bis zum übermüthigen Spiel mit dem Schimmer der Dinge, durch die Mutter in politische Intriguen tief verwickelt, empfand sie doch, wie sie erzogen war, an diesem halbbarbarischen Hofe Bedürfnisse feinerer Art, denen nur Leibniz genug that. Und doch! auch mit diesen glücklichsten Beziehungen seines Lebens hingen die tiefen Enttäuschungen zusammen, die das Alles ihm bringen sollte. Die beiden fürstlichen Frauen verwickelten ihn in das feine Gespinnst ihrer politischen Intriguen. Als sie vor ihm hinweg starben, ließen sie ihn einsam und von Verdacht umgeben zurück.

Das Schlimmste war: Pläne verschiedenster Art hatten sich in ihm solchergestalt verwickelt und verknotet, daß es für den Zuschauer schwer zu unterscheiden war, was ihm Mittel und was ihm Zweck in einem gegebenen Momente war. Zuweilen scheint er seine Akademie als Mittel zu benutzen, um in Berlin politischem Zwecke nachzugehen; dann wieder benutzt er die politischen Personen und Angelegenheiten, um seine Akademie durchzusetzen. Er bedient sich seiner Philosophie, um Dogmen plausibel zu machen und seine Unionspolitik zu fördern; und dann scheint es wieder, als wolle er so den Theologen seine Philosopheme annehmbar machen. Auf diesem Theater der Welt, auf dem damals mehr als je Jeder seine eigenen Zwecke verfolgte, fand er die Stelle, die er selbst einnahm, sein Wirken gleichsam hinter der Bühne, nicht entsprechend dem, als was er sich fühlte. So wurde sein berechtigter Stolz in dieser Welt zur Eitelkeit. Er mischte die eigenen Interessen mit den allgemeinen. Er suchte Geld, um es dann wieder in einem vernachlässigten Haushalt und für große sachliche Zwecke auszugeben. Aeußere Ehren suchte er als eine Nothwendigkeit, die seiner großen wissenschaftlichen Position entspreche, und blieben sie an irgend einer Stelle aus, so vermißte er sie, so weit sein glücklicher Optimismus das zuließ. Es konnte nicht fehlen, daß er den Menschen, mit denen er lebte, auf diese Art dunkel und räthselhaft wurde. Ein unbestimmter Verdacht umgab in der letzten Zeit seines Lebens den Mann, der hier in Berlin als Agent von Hannover und dort in seiner Heimath als von brandenburgischen Interessen bestimmt erschien. Mit Keinem, der einseitig bestimmten Interessen nachging, konnte er dauernd zusammengehen. So kam immer ein Moment, in dem er Mißtrauen erweckte. Er hatte weder politische noch wissenschaftliche Freunde. Immer einsamer wurde es um ihn her. So endete ein Leben, das zu dem höchsten Glück angelegt war, tief tragisch. Welch' ein Gegensatz zwischen diesem Leben und dem von Kant und Goethe, die fern von den Welthändeln in ausgebreiteter Arbeit und dabei tief beschaulich in die späteren Jahre traten und zu immer allgemeinerer Anerkennung aufgestiegen sind!

Aus diesen Eigenschaften des genialen Mannes ergibt sich von selber sein Verhältniß zu der Akademie, die er gegründet hat.

Sein Plan war so groß und so richtig, daß noch heute diese Akademie auf den Wegen weiter schreitet, die er ihr gewiesen hat, und die Wirklichkeit

dessen, was unter ihm und unter seiner Nachwirkung diese Akademie gewesen ist, war, verglichen damit, so geringfügig, daß sie nach seinem Tode sich wie im Sande zu verlieren schien. Ein Contrast merkwürdigster Art, der aber aus dem Verhältniß dieses Mannes, wie wir ihn kennen gelernt haben, zu den Bedingungen seines Wirkens nun verständlich wird.

3.

Es lag in Leibniz ein einziges Talent, die Ergebnisse neuer Studien und Lebensverhältnisse für die Fortbildung seiner Ideen zu benutzen und den Inbegriff des Erworbenen von ihnen aus einer Revision zu unterwerfen. So entwickelte sich ihm sein letzter Begriff der Monade, so haben auch seine Gedanken über die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit immer neue Erweiterungen und Umgestaltungen erfahren, bis sie in dem Plan der preußischen Akademie ihre letzte Zusammenfassung finden.

Kaum in Mainz angelangt, entwirft der Zweiundzwanzigjährige den Plan einer deutschen Societät in Frankfurt unter der Leitung seines Kurfürsten. Derselbe geht von dem Vorbild der vorhandenen Akademien aus, welche nach der Lage der Wissenschaften in der mathematischen Naturerkenntniß ihren Mittelpunkt hatten. Stärker als sie betont dieser Plan die praktische Beziehung zu Industrie und Handel. Vor Allem aber ist der junge Polyhistor darauf gerichtet, diese Societät gleichsam zu einem Archive aller vorhandenen Kenntnisse zu machen. Hier soll eine universale Bibliothek zusammen gebracht werden, eine Realencyklopädie alles dessen, was man weiß, soll hergestellt werden, eine Correspondenz mit den Gelehrten aller Länder soll unterhalten werden, und schon fordert er eine Cooperation dieser Societät mit den Akademien von Frankreich, England und Italien. Mit dem gefährlichen Finanzgenie, das seitdem in immer neuen Projecten sich kund gab, hat er für die Unterhaltung dieser Akademie eine Papiersteuer ins Auge gefaßt. Gleich danach ein zweiter Plan, der das Ziel dieses ersten noch erweitert. Es handelt sich in ihm um eine Societät, welche die gesammte Cultur des deutschen Volkes nach höchsten wissenschaftlichen Principien leiten soll. Dieser Plan war der vollkommenste Ausdruck des Begriffes von Cultur, wie ihn das Jahrhundert gebildet hat und Leibniz ihn repräsentirt. Die wissenschaftliche Arbeit soll in dieser Societät den Fortschritt der Naturerkenntniß erwirken, sie soll die natürliche Gottesverehrung durch eine metaphysische Begründung beleben und leiten, und sie soll die Anwendung der Wissenschaften auf die Cultur auf allen Gebieten beeinflussen. Leibniz weist selber auf Platon's Herrschaft des wissenschaftlichen Gedankens durch die Gemeinschaft der Forscher als seiner Organe hin. Und er anticipirt in einem gewissen Sinne die von Comte geforderte Leitung der Gesellschaft durch den wissenschaftlichen Geist. Gedanken, welche, so wenig sie in die Wirklichkeit der Dinge sich einfügen wollen, doch eine große Tendenz ausdrücken, die seit den Tagen der Pythagoreer und dann stärker seit dem Zusammenwirken der wissenschaftlichen Geister zur Herrschaft über die Natur in Wirksamkeit ist. Auch thut er selbst der Atlantis von Bacon, des Sonnenstaates von

Campanella und der Utopie von Morus Erwähnung; eine solche Verständigung zum Zweck der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, wie diese Schriften sie planen, würde möglich sein, „wenn nicht gemeiniglich der allergrößten Herren consilia zu weit von allgemeiner Wohlfahrt wären“ Der große Begriff der Cultur des Menschengeschlechtes, der sein ganzes Leben beherrschen sollte, sprach sich in diesen Plänen mit dem unerfahrenen Enthusiasmus der Jugend aus. Es war dafür gesorgt, daß er lernte, mit den thatsächlichen Kräften, welche sein Zeitalter beherrschten, zu rechnen.

Zunächst wird nun auch er hineingerissen in die patriotische Bewegung, welche der erste Raubkrieg Ludwig's XIV. in Deutschland erregt hat, und die nun in immer neuen Aeußerungen die letzten drei Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts beherrscht. Es ist die große Wandlung in der deutschen Publicistik, die fortan nicht mehr in der österreichisch-spanischen Monarchie des 16. Jahrhunderts, sondern in dem neuen Staat Richelieu's, Mazarin's und Ludwig's XIV. den Gegenstand ihres Angriffes findet. Man weiß, wie Leibniz an dieser Publicistik seinen unmittelbaren Antheil hat; aber auch seine akademischen Pläne empfangen jetzt eine nationale Färbung. Er rühmt es mit patriotischem Stolz, daß die Deutschen die eigentlichen Erfinder auf dem ganzen Feld der realen Wissenschaften und Künste sind. Aber sie haben „geschlafen“; so konnten die anderen Nationen das Gut des deutschen Geistes an sich reißen und praktisch nutzen; die Deutschen tragen selber die Schuld daran, daß die Franzosen und Engländer sie jetzt weit überflügelt haben, wissenschaftlich, wirthschaftlich, politisch. Sie sollen sich aufraffen und ihr Talent gebrauchen. Sich zusammenthun und organisiren zu Societäten und Akademien, wie das in Frankreich und England geschehen ist. In zwei Entwürfen schallt uns dieser nationale Ton entgegen; der eine stammt noch aus Mainz, der andere ist in der Zeit des Aufenthaltes des Philosophen in Paris und unter den hier empfangenen Eindrücken geschrieben. Es sind dieselben Entwürfe, in denen Leibniz die Achtung und Pflege der deutschen Sprache fordert.

Wie aber hätte sich in dem Deutschland dieser Zeit, in diesem Bündel souveräner Kleinstaaten mit ihrem furchtbaren Egoismus der Plan einer nationalen Akademie verwirklichen lassen! Nur in dem Rahmen der neuen territorialen und dynastischen Gewalten war es möglich, irgend etwas Lebensfähiges zu schaffen; diese bittere Erfahrung hat seit jenen Tagen zwei Jahrhunderte lang Jeder in der langen Reihe der Enthusiasten machen müssen, die sich an Kaiser, Reich und Nation wandten. Leibniz hat sich in diese Wahrheit nicht leicht und nie vollständig finden können; sein Optimismus hat ihn auch in der Folgezeit immer wieder verleitet, organisatorische Pläne für das ganze Reich zu entwerfen. Niemals aber hat er das neue Ziel, das er einer solchen nationalen Societät gesteckt hatte, wieder aus den Augen verloren; wir werden dasselbe in dem Plan der preußischen Akademie wieder finden. Einstweilen freilich schickt er sich in die Dinge; er stellt sich sogar selbst in den Dienst einer der stärksten dieser neuen Kleinstaatenbildungen. Er geht 1676 nach Hannover, und es ist bekannt, wie rührig er hier vierzig Jahre lang für die Sonderinteressen des welfischen Hauses gewirkt hat. Aber wenn

er daran nun die Hoffnung knüpft, daß er hier einen Boden für seine Bestrebungen finden werde, so verkennt er die geistige Verfassung dieses Hofes und doch auch seine eigene Stellung: er hat in Hannover nie Anerkennung und Förderung gefunden, für den Plan einer Societät so wenig wie für seine anderen Gedanken. Und doch wird nun die Uebersiedelung nach Hannover unendlich wichtig für Leibniz: seine Stellung als Bibliothekar und Archivar und der besondere Auftrag seiner Fürsten führen ihn dahin, die Geschichte und die Wissenschaften, die ihr dienen, in den Kreis seiner Studien zu ziehen. Und sogleich wird nun auch dieses neue Element organisatorisch verwerthet: Leibniz geht mit Lebhaftigkeit auf den Gedanken Hiob Ludolf's ein, ein „Collegium historicum imperiale" zu gründen, und er wird im Jahre 1700 eine andere Anregung benutzen, um dem ursprünglichen Programm der Berliner Akademie durch die Einordnung der Geschichte eine über den Arbeitskreis der vorhandenen Akademien hinaus reichende Erweiterung zu geben.

4.

Die Vermählung der Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover mit dem Kurprinzen Friedrich von Brandenburg im Jahre 1684 lenkte seinen Blick auf Brandenburg. Vielleicht daß sich der erste Staat des deutschen Protestantismus für die Kulturideen gewinnen ließ, die den Philosophen beschäftigten. Und sogleich zeigten sich dieser rastlos thätigen Phantasie die weitesten Ausblicke. Der Kurfürst von Brandenburg war als Herzog von Preußen so gut wie Nachbar des Zaren von Rußland, und er stand in guten Beziehungen zu Peter I. Ueber Rußland führte der Weg in das alte Wunderland, nach China. So traten jetzt diese beiden Länder in den Kreis der Pläne des unermüdlichen Mannes. Ein unermeßlicher Horizont schien sich für die Ausdehnung des Handels, der Mission und der Wissenschaft zu eröffnen. Fortan sammelte er alle Nachrichten, die über diese Regionen zu erlangen waren, seine Briefe nach Berlin sind voll von diesen Gegenständen, und wir sehen voraus: wenn Leibniz jetzt eine Akademie gründet, so werden in deren Programm Rußland und China eine Rolle spielen.

Zunächst freilich blieben alle Bemühungen für eine solche Akademie in Berlin fruchtlos. Denn als der Kurprinz zur Regierung gelangte, wurde Eberhard von Danckelmann der allmächtige Minister, und dieser sah, nach den Lebensbedingungen Brandenburgs, in Hannover nur dessen gefährlichen Rivalen. Sophie Charlotte konnte sich auf dem neuen Boden nur höchst vorsichtig bewegen: sie hoffte auf die Zukunft. Diese Vorsicht erstreckte sich auch auf ihre Correspondenz mit Leibniz, und bis zum 9. Mai 1697 kennen wir nur drei Briefe, die zwischen ihnen gewechselt worden sind. Der Unermüdliche suchte andere Wege. Der Geschickteste und Gebildetste unter den brandenburgischen Diplomaten dieser Zeit war Ezechiel von Spanheim. An ihn wandte sich Leibniz. Samuel Pufendorf, der größte unter den publicistischen Geschichtsschreibern, war gestorben: Leibniz wünschte, an seiner Stelle brandenburgischer Historiograph zu werden. Aber er verknüpfte damit sogleich weitere Pläne und Vorschläge.

Aus dieser Zeit stammen fünf Denkschriften, die ohne Zweifel für Spanheim und durch ihn weiter für Danckelmann und den Kurfürsten bestimmt

waren. Auch sie entspringen aus dem Grundgedanken, der ihn durch sein Leben begleitet: die Cultur erfordere die Organisation aller wissenschaftlichen, künstlerischen und wirthschaftlichen Thätigkeiten. Diese Idee ist ohne Zweifel bestimmt, in der weiteren Entwicklung der Gesellschaft noch eine große Rolle zu spielen. Er unterwirft nun von dieser Idee aus die bestehenden Societäten und Akademien der Kritik. Sie erscheinen ihm alle zu beschränkt. Er fordert, wie einst in seinem Jugendplan, ein Conseil, das Ackerbau, Handel und Gewerbe, Erziehung, Kunst und Wissenschaft leite und organisire. Und nun findet er weiter, gerade Brandenburg unter seinem jetzigen Kurfürsten und Minister sei zu dieser Culturarbeit berufen. So nähert er sich wieder der eingeschränkten Wirklichkeit, bietet seine Dienste zur Verbesserung der brandenburgischen Archivverwaltung an, damit die wichtigste Quelle der Geschichtschreibung besser genutzt werden könne, überhaupt aber zur Einrichtung einer Societät der Wissenschaften in Berlin.

Wieder verlorene Liebesmühe. Danckelmann berief den Diener des Hauses Hannover weder nach Berlin noch ging er auf dessen organisatorische Gedanken ein. Die Beziehungen zwischen Leibniz und Berlin beschränkten sich für die nächsten drei Jahre auf privaten Briefwechsel.

Mehrere günstige Umstände wirkten nun dahin zusammen, daß endlich im Jahre 1697 Leibniz den Plan einer Akademie in Berlin wieder aufnehmen und jetzt glücklich durchführen konnte.

Von der Kurfürstin Sophie Charlotte oder den Personen um sie her ist die erste Anregung ausgegangen. An der Tafel der Kurfürstin wurde im Frühjahr 1697 einmal die Bemerkung gemacht, Berlin besitze nunmehr eine Akademie der Künste, auch einige wissenschaftliche Institute, aber noch kein astronomisches Observatorium. Die Kurfürstin veranlaßte den anwesenden Hofprediger Jablonski zu vorbereitenden Schritten in dieser Richtung. Im Herbst dieses Jahres erhielt Leibniz die erste Nachricht von der Idee: er griff sie freudig auf und gab sogleich in seinem Brief an die Kurfürstin dem Project die entscheidende Erweiterung: im Anschluß an dies Observatorium möge eine Akademie der Wissenschaften nach dem Muster der englischen und französischen errichtet werden.

Eben zu derselben Zeit brachten der Uebertritt des Kurfürsten von Sachsen zum Katholicismus und die berüchtigte „Clausel" im Frieden von Ryswick noch einmal die ganze protestantische deutsche Welt in Bewegung. Da lebte nun der alte Gedanke der Union der beiden protestantischen Bekenntnisse zu gemeinsamer Abwehr gegen Rom wieder auf. Er näherte die beiden norddeutschen Rivalen, Brandenburg und Hannover: sie traten darüber in eine Jahre lang fortgesponnene Verhandlung. Leibniz erfaßte die Aufgabe mit Enthusiasmus. Er hatte erkannt, daß die Cultur, wie sie sein Ideal bildete, gegründet auf wissenschaftliche Erkenntniß und vernünftige Gottesverehrung, nur auf dem Boden des Protestantismus möglich sei. Und wie er jeden neuen Gedanken mit denen combinirte, an deren Verwirklichung er bereits arbeitete, einen stützend durch den anderen, so nahm er nun den Schutz und die Förderung des Protestantismus unter die Aufgaben seiner Akademie auf. Einst hatte er

in Mainz die Wiedervereinigung der Protestanten und Katholiken als Bedingung einer gemeinsamen Thätigkeit im Dienste seines Kulturideals bezeichnet: belehrt von der Wirklichkeit der Dinge erfaßte er jetzt eine beschränktere Aufgabe, deren Lösung freilich noch mehr als ein Jahrhundert erforderte.

Aber in Berlin regierte vorläufig Danckelmann, und dieser hielt die von der welfischen Seite so stark betriebene protestantische Union weder für nothwendig noch für möglich. Sollte das neu geknüpfte Band nicht zerreißen, so bedurfte es des Sturzes dieses Mannes, und Ende 1697 gelang der Kurfürstin Sophie Charlotte dieser große Streich. Danckelmann wurde entsetzt und eingekerkert. Es war eines der größten Verbrechen dynastischer Politik. Aber dieses Ereigniß machte die Bahn frei für die Gründung der preußischen Akademie der Wissenschaften. Denn jetzt wurden die Unterhandlungen zwischen Berlin und Hannover über die Union energischer betrieben; unter dem Schutz derselben begann ein reger Briefwechsel zwischen Leibniz und Sophie Charlotte, in welchem Jener immer wieder auf das Observatorium und die Societät zurückkam. Die Anwesenheit von Sophie Charlotte im Januar 1698 und von Jablonski im Herbst des Jahres in Hannover war der weiteren Förderung der Pläne des Philosophen günstig. Sophie Charlotte erwirkte sogar bei ihrem Gemahl die Erlaubniß eines Besuches von Leibniz in Berlin, den dann aber der neue Kurfürst von Hannover, Georg Ludwig, dieses Mal noch verweigert hat.

Und jetzt fügte der Zufall, daß dem Plan der Akademie von einer ganz anderen Seite eine wirksame Unterstützung kam. Am 23. September 1699 hatten die Protestanten auf dem Reichstag sich für die Reception des gregorianischen Kalenders entschieden. Brandenburg mußte an die Durchführung dieser Reform denken. Nun hatte Erhard Weigel, der unermüdliche Vorkämpfer derselben, vorgeschlagen, Herstellung und Verkauf des Kalenders einer Reichsanstalt zu übertragen; die so entstehenden reichen Einnahmen sollten die Entwicklung dieses Instituts zu einer Akademie ermöglichen, welche nicht nur die mit der nächsten Aufgabe in Beziehung stehende Astronomie, sondern auch die anderen mathematischen und physikalischen Wissenschaften und ihre technische Verwerthung fördern sollte. Er hatte sich mit diesem Plan auch an Leibniz gewandt. Dieser hatte genugsam erfahren, daß eine solche Societät für das ganze Reich unausführbar war. Aber für Brandenburg faßte er jetzt den Gedanken, die geplanten Anstalten, Observatorium und Societät, auf die Herstellung und Monopolisirung des Kalenders zu gründen. Er übermittelte im Anfang 1700 die Idee an Jablonski, und sehr wahrscheinlich schlug er sich schon jetzt zum Organisator und Präsidenten dieser Societät vor. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden unterbreitete Jablonski in zwei Denkschriften den Plan dem Kurfürsten. Der Kurfürst stimmte zu, am 19. März 1700. Er willigte auch ein, Leibniz nach Berlin kommen zu lassen und sich darüber mit seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Ludwig, zu verständigen.

Lesen wir diese Eingaben Jablonski's, so zeigt sich, daß sie nur wiederholen, was Leibniz in seinen Briefen längst dargelegt hatte. Leibniz ist der wahre Verfasser. Die Naturwissenschaften ihre Aufgabe, der Kurfürst Protector,

Leibniz Präsident, das Kalendermonopol die finanzielle Grundlage, das Vorbild der Statuten in den französischen und englischen Akademien und bei gutem Ertrag des Monopols in weiterer Perspective — China.

Leibniz billigte die ihm übersandten Denkschriften, aber sie brachten doch das Verhältniß der Wissenschaft zur Cultur, das die Grundidee seiner Akademie war, nicht zum Ausdruck. So ergänzte er sie durch zwei Aufsätze nach dieser Richtung. Hören wir ihn einmal selbst über diese Culturidee seiner Akademie sich äußern: „Solche kurfürstliche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen; sondern man müßte gleich Anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen ein Mehreres zu erwarten Ursach habe. Wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern, überdies auch solche Entdeckungen zu thun, dadurch die überschwängliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet und dessen Wunder besser als bisher erkannt, mithin die christliche Religion, auch gute Polizei, Ordnung und Sitten theils bei heidnischen, theils noch rohen, auch wohl gar barbarischen Völkern gepflanzet oder mehr ausgebeutet würden." So definirt Leibniz im Eingang der ersten dieser beiden Aufsätze das Thema derselben und zeigt dann nach allen Seiten hin, wie die neue Societät diese gewaltige Culturmission erfüllen könne.

Noch eine zweite Veränderung wurde an dem von Jablonski formulirten Programm vorgenommen, und durch sie gelangte der andere Grundgedanke der Leibniz'schen Akademie, ihre Universalität, zum Ausdruck. Jenes Programm umfaßte alle Zweige der Mathematik und Physik und die praktischen Thätigkeiten, welche unter dem Einfluß dieser Wissenschaften stehen. Nun äußerte Kurfürst Friedrich gleich in den ersten Tagen den Wunsch: „daß man auch auf die Kultur der teutschen Sprache bei dieser Fundation gedenken möchte, gleich wie in Frankreich eine eigene Akademie hierzu gestiftet". Ich kann doch Harnack nicht beistimmen, wenn er darum den Kurfürsten als den „geistigen Urheber der historisch-philologischen Classe der preußischen Akademie" bezeichnet. Der Ruhm, der hier für Friedrich III. beansprucht wird, gebührt wieder nur Leibniz. Die Absicht des Kurfürsten ging doch nicht weiter als die der zahlreichen sprachreinigenden Gesellschaften, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland gebildet hatten. Leibniz dagegen hatte kaum von dieser Absicht gehört, als er auch schon erwog, „wie die teutsche Sprachkunst mit den übrigen Wissenschaften zu verbinden sein werde." Er füllte jetzt die letzte Lücke aus, die das Programm der werdenden Stiftung noch zeigte: er fügte in dasselbe die Geisteswissenschaften, im Besonderen die deutsche Geschichte, ein. Handelte es sich doch auch um Studien, die ihm selber längst vertraut geworden waren, die ihn eben jetzt wieder beschäftigten: er dachte an eine zeitgemäße Wiederholung des großen Werkes der Magdeburger

Centuriatoren. Ohne Zweifel haben nur die äußeren Rücksichten auf die Ausführbarkeit Leibniz Anfangs verhindert, diese Studien in den Arbeitsplan der Akademie aufzunehmen.

So, wie Leibniz in diesen Briefen und Denkschriften aus dem Anfang des Jahres 1700 die Idee der neuen Societät entwickelt hat, hat er sie nun, nachdem er im Mai 1700 in Berlin eingetroffen war, verwirklicht. Die beiden Urkunden vom 11. Juli 1700, der Stiftungsbrief und die Generalinstruction — Leibniz hat sie selbst, im Einverständniß mit Jablonski, entworfen — wiederholen demnach nur, was wir schon wissen. Erweiterung und Anwendung der mathematischen und physikalischen Kenntnisse in jeder Hinsicht, zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Besten, Förderung der evangelischen Mission und Cultur, Reinigung und Ausbildung der deutschen Sprache und Pflege der Geisteswissenschaften, namentlich der deutschen Geschichte, der weltlichen und der kirchlichen, und zwar nach den besten Quellen, zur Stärkung des nationalen und politischen Bewußtseins — alles das soll diese Societät zu Berlin in ihren Kreis ziehen. Sie soll zusammenfassen, was sonst in der Welt „Societates und Academiae Regiae Scientiarum, Litterarum, Linguarum et Collegia Historiae, praesertim Germanicae, sacrae vel profanae, ja selbsten auch einigermaßen Collegia propagandae fidei, cultus et virtutis“ getrennt betreiben. Eben diese Universalität soll ihr auszeichnender Charakter sein.

Zugleich ordnen nun diese beiden Schriftstücke im Verein mit Leibniz' Bestallung zum Präsidenten vom 12. Juli 1700 die Verfassung und Einrichtung der jungen Schöpfung. Der Kurfürst übernimmt das Protectorat, Leibniz als Präsident die Leitung der Akademie. Leibniz sah in der Berliner Societät sein persönliches Werk und hoffte in ihr ein Mittel zur Realisirung seiner persönlichen Ideale zu finden: so war es selbstverständlich, daß er diese Societät führen und regieren wollte. Auch war er der einzige Mann, der den allumfassenden Plan der Anstalt übersehen, die verschiedenen Theile desselben zusammenhalten und sie gleichmäßig fördern konnte: er war gewissermaßen die sichtbare Verkörperung dieses universalen Culturideals der Akademie. Neben dem Präsidenten steht das „Consilium“; es soll zunächst aus denjenigen Personen zusammengesetzt werden, die sich um die Gründung der Societät namentlich bemüht haben; Jablonski, der Archivrath Cuneau und der Justizrath Rabener waren hier gemeint. Dieses Consilium verhandelt und beschließt über alle Angelegenheiten der Akademie; ihm steht die Regelung der Arbeit wie die Verwaltung der Finanzen zu, ihm die Wahl neuer Mitglieder. Doch wird es in allen Handlungen an das Einverständniß des Präsidenten gebunden; es soll in dessen Abwesenheit keinen wichtigen Beschluß fassen, ohne sich dieses Einverständnisses vorher versichert zu haben: der Präsident bleibt der wirkliche Herr der Akademie. Und so lange der herrschende Geist von Leibniz diese Stellung behauptet, wird die Gefahr einer solchen oligarchischen Einrichtung zurücktreten. Anders, wenn Leibniz nicht mehr regiert: diese Oligarchie wird dann drückend genug gefühlt werden, sie wird die freudige Thätigkeit in der Akademie überall hemmen. Wir können nicht feststellen, in wie weit dieses Consilium mit seinen Rechten Leibniz' eigenen Ansichten entsprach; wir können

nur sagen, daß er es sich gefallen ließ. War es ein Zugeständniß, das er Jablonski machen mußte? — Die innere Organisation der Akademie bleibt noch unbestimmt. In der Verfügung, daß in regelmäßigen Versammlungen bald Gegenstände der mathematisch-physikalischen Wissenschaften, bald solche der deutschen Sprache und dann wieder der Literatur und Historie behandelt werden sollen, bereitet sich eine Unterscheidung der Classen vor. Und die Veröffentlichung der akademischen Arbeiten durch den Druck ist schon vorgesehen.

5.

Die Akademie war gegründet und ihre Aufgabe bestimmt. Aber sie hat elf Jahre ein höchst provisorisches Dasein geführt; erst am 19. Januar 1711 hat sie förmlich eröffnet werden können. Fast ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis sie zu wirklichem Leben gelangte, und sie hat auch dann ihre Aufgabe nur in viel engeren Grenzen ausüben können, als Leibniz gewollt hat.

Es kann kein Zweifel bestehen, worin das Haupthinderniß lag, das sich der Entwicklung der jungen Stiftung in den Weg stellte. Es war das Mißverhältniß zwischen dem universalen Plan von Leibniz und den geringen Mitteln, die dieser brandenburgische Staat, wie er nun einmal war, zur Verfügung zu stellen bereit war.

Der Staat, den der Große Kurfürst gegründet hatte, war im Vergleich zu den Aufgaben, die der Gewaltige ihm gestellt, arm bei sparsamstem Haushalt. Unter dem ersten König, der die Akademie gegründet, verband sich nun die Eitelkeit eines schwachen Fürsten mit der Selbstsucht eines gewissenlosen Günstlings, um die Finanzen dieses Staates heillos zu zerrütten. Es kam dahin, daß die dringendsten Bedürfnisse der auswärtigen und der inneren Politik nicht mehr befriedigt werden konnten. Wie wären da für eine Societät der Wissenschaften außerordentliche Mittel verfügbar gewesen? Sie mußte sich selbst durch den Ertrag des Kalenderverkaufs ernähren, und dieser reichte nur eben hin, sie vor dem Hungertod zu bewahren. Es ist eine peinlich-belustigende Lectüre, zu verfolgen, wie Leibniz' unerschöpfliche Phantasie in Steuersachen immer neue Privilegien ersinnt, die dem Kurfürsten „nur ein Wort kosten". Wie viel Steuererfindungen der Zukunft er anticipirt. Was für Culturzwecke er mit solchen Privilegien und Monopolien zu verbinden weiß. Wie diese schönen Erfindungen ungelesen in das Archiv wandern oder gebilligt, aber nicht ausgeführt werden. Wie sein Lieblingsplan, die Einführung und Monopolisirung des Seidenbaues, angenommen wird, aber das Anlagecapital und die Steuer auf ausländische Seide ausbleiben. Wie an dem Thurm für das Observatorium, der noch in der Dorotheenstraße, der Universitätsbibliothek gegenüber, zu sehen ist, und in dem dann auch die bescheidene Societät viele Jahre durch getagt hat, neun Jahre gebaut worden ist.

So konnte die Societät weder für die Zwecke der Wissenschaft größere Ausgaben machen noch den Akademikern als solchen eine Besoldung zahlen. Gab es doch Zeiten, in denen selbst die Finanzbeamten dieses Staates mehrere Quartale auf ihr Gehalt warten mußten, das inzwischen an den Hofhalt abgeliefert wurde. So hat auch Leibniz nie das Gehalt bekommen, das ihm

zugesichert war. Ganz unmöglich aber war, auswärtige Gelehrte nach Berlin zu ziehen, die der Societät in der Welt Glanz verliehen hätten. Nur der Astronom Kirch, der den Kalender machte, bildete eine Ausnahme. Weder eine Universität noch eine andere große wissenschaftliche Anstalt, von der man Mitglieder hätte gewinnen können, bestand. Und in diesem armen Lande kamen noch nicht reiche Privatpersonen empor, die sich den Wissenschaften widmeten. So mußte die Societät in den Kreisen der Berliner Prediger, Lehrer und Beamten ihre Mitglieder suchen. Wohl gewann sie aus diesen Kreisen manch' tüchtiges Mitglied, so aus den Reihen der französischen Colonie den Chronologen Vignoles, den Sprachforscher La Croze, den Philosophen Chauvin, den Mathematiker Naudé und unter den Deutschen den merkwürdigen Johann Leonhard Frisch, der nach dreißigjähriger Vorarbeit das erste gelehrte deutsche Wörterbuch publicirte, das noch Grimm als nicht veraltet bezeichnet hat, und der das von ihm verbesserte und sehr einträgliche Berliner Blau gern unter der Approbation der Societät der Wissenschaften hätte verkaufen lassen. Neben diesen achtbaren Gelehrten war aber die Akademie mit oberflächlichen, unthätigen und nicht immer sehr ehrenwerthen Personen erfüllt.

Indeß war der Mangel an Geld zwar das wichtigste, doch keineswegs das einzige Gebrechen, aus dem der dürftige Zustand der Akademie stammte. Immer verhängnißvoller machte sich die Engherzigkeit geltend, mit der das Consilium die Geschäfte führte. Das Consilium — das hieß eigentlich der Hofprediger Jablonski. Denn Dieser regierte das Consilium und durch dasselbe die Akademie; es kam ihm dabei gut zu Statten, daß sein jüngerer Bruder zum Secretär der Societät bestellt wurde. Für die Wissenschaft und ihre Bedeutung, zumal in der Auffassung eines Leibniz, hatte dieser Mann keinen Sinn. Praktische Bethätigung der Religion, Vereinigung der protestantischen Confessionen, evangelische Propaganda in den slawischen und ungarischen Landen — diese Bestrebungen beschäftigten ihn; sie erschienen ihm auch als der einzige würdige Zweck der Akademie. Er war außer Stande, eine selbständige Persönlichkeit in seiner Nähe zu dulden: er suchte überall seinen Einfluß geltend zu machen und die Dinge in seine Hand zu bringen, oft auf recht krummen Wegen. Dabei war er immer freundlich, zuvorkommend, geduldig: er mied sorgfältig jeden offenen Bruch. Er war ein stiller Streiter, ein Mann, der sich in der Intrigue am stärksten wußte. Wie hätte Jemand unter seiner Leitung gern und freudig arbeiten können? Eben die beiden thätigsten und gradesten Mitglieder der Societät, La Croze und Frisch, fanden sich durch ihn fortwährend gehemmt und gedrückt. Man fühlte diesen einseitigen Despotismus um so mehr, als das Consilium seine ganze Thätigkeit mit dem tiefsten Geheimniß umgab und namentlich seine Finanzverwaltung aller Blicken entzog. Sonderbare Gerüchte gingen um, und es kam so weit, daß einige nicht eben zartfühlende und uneigennützige Mitglieder gegen diese „Arkanisten" in den Zeitungen einen wilden Feldzug unternahmen und sogar den König zur Einleitung einer Untersuchung veranlaßten — peinliche Vorgänge, geeignet, den Ruf und die Stellung der jungen Societät schwer zu schädigen; man spottete über die „Händel der Dunkelmänner".

So lange Leibniz an der Spitze der Akademie stand, lag in seiner Persönlichkeit noch eine gewisse Gewähr, daß dieses Institut nicht ganz in Unthätigkeit und Unwürdigkeit versank. Von seinem europäischen Ruhm fiel ein Abglanz auf die Societät, deren Ursprung auf ihn zurück ging und deren Leitung in seiner Hand lag. Und rastlos war der Eifer, mit dem er sich seiner Schöpfung widmete. Er sorgte für sie, wie er konnte, durch seine Reisen und Correspondenzen, durch seine Vorstellungen bei dem König, der Königin, dem Kronprinzen, den großen Personen überhaupt. Sein Verdienst war es, daß man die Beziehungen zu der wissenschaftlichen Welt jenseit des engen Horizontes der preußischen Hauptstadt einigermaßen pflegte, daß man zuweilen Sitzungen hielt, freilich gewöhnlich nur dann, wenn er in Berlin war, gewissermaßen ihm zu Ehren. Ja, er erreichte es, daß man sich zu einer großen That aufraffte: im Jahre 1710 veröffentlichte die Societät den ersten Band ihrer Miscellanea Berolinensia. Der Präsident, der zu den sechzig Abhandlungen der Sammlung zwölf selbst beigetragen hatte, durfte stolz sein auf dieses sein Werk; er schrieb ihm hoffnungsfroh das Geleitwort.

Kann es nun etwas Traurigeres geben als die systematische Thätigkeit, welche die armen Seelen in dem Consilium der Societät entwickelt haben, um sich der Regierung des großen Mannes zu entziehen?

Leibniz hat nie das Vertrauen des ersten Königs von Preußen gewinnen können. Er trug zum Theil selbst die Schuld daran. Er, der den Sturz Danckelmann's freudig begrüßt hatte, machte nie ein Hehl daraus, daß er den engen Zusammenschluß Brandenburgs und Hannovers als die beste Politik für beide Staaten betrachtete; ja, er leistete dieser Politik immer wieder seine Agentendienste. Nach dieser Politik handelte nun König Friedrich richtig, wenn er sich in den spanischen Erbfolgekrieg stürzte und Jahr aus, Jahr ein seine Truppen auf die Schlachtfelder Italiens und Belgiens schickte, während gleichzeitig die alten Fragen, wer Westpreußen und die Odermündungen besitzen sollte, von Neuem zur Entscheidung standen. Und doch hatte König Friedrich eine Empfindung für die klägliche und unnatürliche Rolle, die er hier spielte; er konnte sie nur nicht aufgeben, weil er bei der elenden Verfassung seiner Finanzen das englische Gold nicht missen konnte. So kehrte sich sein ohnmächtiger Zorn gegen Diejenigen, die in seiner Umgebung diese Rolle vertheidigten, und der Präsident der Akademie mußte mit den Anderen leiden. Am 1. Februar 1705 starb nun auch Sophie Charlotte. Leibniz hatte in ihr immer seinen einzigen Rückhalt gefunden: er stand nun ganz allein. Er hat seine Hoffnungen eine Zeitlang auf den Kronprinzen gesetzt: er hat sich getäuscht.

Dieses Verhältniß gab dem Hofprediger und den Seinen den Muth zu ihrem Kampf gegen das Haupt der Societät und sicherte ihren Bestrebungen den Erfolg. Sie eröffneten ihren Angriff sehr geschickt zu einer Zeit, als Leibniz in erklärter Ungnade war und Berlin wieder einmal meiden mußte, im Frühjahr 1704. Sie brachten jetzt den längst berathenen Entwurf für das Statut der Societät zum Abschluß. Dieser Entwurf enthielt die mit der Stellung des zeitigen Präsidenten unvereinbare Bestimmung, der König würde „von nun an und jeder Zeit" der Societät aus der Zahl seiner Wirklichen

Geheimen Räthe einen „Ehrenpräsidenten" bestellen, der ihren Verkehr mit dem Protector vermitteln und ihre Thätigkeit überwachen sollte; ein „Vicepräsident" aus der Mitte der Societät sollte ihn ständig vertreten. Gleichzeitig wurde festgesetzt, daß die vier neuen Classendirectoren, die fortan das Consilium bilden sollten, bei dem „Abgang" des zeitigen Präsidenten das demselben bewilligte Einkommen unter sich theilen sollten. In dieser Fassung wurde der Entwurf an Leibniz gesandt; er hat ihn gebilligt; was sollte er zur Zeit sonst thun? Die Frage kam dann in den nächsten Jahren nicht mehr zur Erörterung, und Leibniz scheint sie vergessen zu haben. Da wurde sie im Sommer 1709 von dem Consilium in einer empörenden Art wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Ohne dem Präsidenten auch nur ein Wort zu sagen, hat dieses Consilium den Entwurf von Neuem der Regierung eingereicht, fast ein ganzes Jahr hindurch über denselben verhandelt und schließlich seine Bestätigung durchgesetzt. Der Minister von Printzen wurde in Folge dessen zum Ehrenpräsidenten ernannt, mit der Bestimmung, daß er einstweilen neben Leibniz fungiren und später der Akademie allein vorstehen sollte; in der That war Leibniz schon jetzt abgesetzt. Die Anweisung der vier Directoren auf das Gehalt ihres alten Präsidenten wurde wiederholt und zugleich constatirt, daß Leibniz dieses Gehalt nur als Entschädigung für seine Reisen nach Berlin empfinge; wie, wenn er nicht mehr nach Berlin kam? Und auch jetzt noch hüllte sich das Consilium gegen Leibniz in das tiefste Schweigen; erst im December 1710 hat er erfahren, was man ihm gethan. Er war tief erschüttert, und zu der feierlichen Inauguration der Societät am 19. Januar 1711 ist er nicht gekommen, wie denn die Festredner dieses Tages auch seiner mit keiner Silbe gedacht haben. Der Sorge für die Akademie hielt er sich darum nicht für überhoben; er empfahl sein Werk in mehreren Denkschriften der Huld des neuen Präsidenten und hat bis an seinen Tod die Correspondenz mit dem Minister und mit der Societät fortgeführt. Aber seine Rolle in Berlin war zu Ende. In den ersten Monaten des Jahres 1711 ist er noch einmal nach Berlin gekommen. Er hat bei dieser Gelegenheit auch den König noch einmal gesehen. Dann hat er plötzlich die preußische Hauptstadt verlassen — für immer.

Seine Neider hatten gesiegt. Oder nein, noch nicht vollständig. Sie hatten noch nicht die armseligen 600 Thaler erlangt, die Leibniz nach wie vor bezog. Sie warteten, bis der neue König die Regierung antrat; sein sparsamer Sinn sollte ihnen das Sündengeld verschaffen. Und nun verfolgen wir nicht das peinliche Detail ihrer Verhandlungen. Wie sie sogleich, wieder ohne irgend eine Mittheilung an Leibniz, den Antrag stellten, dem Präsidenten, der seit dem Frühjahr 1711 Berlin nicht mehr besucht hätte, nicht nur das weitere Gehalt, sondern auch den noch nicht gezahlten Betrag für die letzten drei Jahre zu sperren. Wie der König den zweiten Theil dieses Antrages keiner Antwort würdigte und im Uebrigen die eine Hälfte des Leibniz'schen Gehaltes zwar einzog, — aber nicht für die Directoren bestimmte. Wie diese darauf die Jagd um den Rest erneuerten. Wie sie wieder durchsetzten, daß Leibniz nun auch diese letzten 300 Thaler verlor, ihre eigenen

Erwartungen indessen zum zweiten Male getäuscht sahen; der König hat ihnen erst später die so heiß begehrte Besoldung zugestanden.

Leibniz hat das Alles standhaft, fast großmüthig ertragen; er hat selbst noch nach diesen letzten Ereignissen an die Brüder Jablonski über akademische Angelegenheiten Briefe geschrieben. Bald darauf ist er gestorben, am 14. November 1716. In seiner Societät hat ihm Niemand die Todtenrede gehalten. Die Erfüllung dieser schönen Pflicht blieb der Akademie der Wissenschafen in Paris vorbehalten: Fontenelle hat hier gesprochen.

6.

Ein trübes Capitel, die Geschichte der preußischen Akademie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, was diese Akademie in diesen 27 Jahren von 1713—1740 geleistet hat: wir haben nicht viel zu melden. Man hatte jetzt ein festes Statut, man hatte im Besonderen eine feste Classentheilung, so daß man eine physikalische, mathematische, deutsche und literarische Klasse unterschied: man entwickelte darum keine regere Thätigkeit. Die einzige regelmäßige Arbeit blieb der Kalender; diese Arbeit war für die Existenz der Societät nun einmal nothwendig. Im Uebrigen hat man in einem Zeitraum von länger als einem Vierteljahrhundert fünf weitere, nicht eben starke Bände der Miscellaneen veröffentlicht, und auch diese nur, weil der König darauf bestand, daß die gelehrte Gesellschaft ihr Dasein zuweilen rechtfertigte. Außerdem quälte man sich, oder quälte man sich auch nicht, mit zwei Aufgaben, die noch aus den letzten Jahren der vorausgegangenen Regierung stammten. König Friedrich I. hatte bei der Einweihung der Societät der deutschen Classe damals schon die Anfertigung eines deutschen Wörterbuches befohlen: man fand das Werk bald zu schwer — und lieferte dafür eine Uebersetzung der Germania des Tacitus, die zum Glück nicht gedruckt wurde. Die literarische Classe hatte sich die Verbesserung der Lutherbibel zum Thema gewählt: man begann mit dem Neuen Testament — und kam nach einunddreißigjährigem Bemühen bis zur Apostelgeschichte. So äußerte sich die Thätigkeit der Akademie im Wesentlichen in den Classensitzungen. Diese wurden nun wohl regelmäßig gehalten. Wie es aber mit ihnen bestellt war, zeigt ein Protokoll, nach welchem bei der Vertheilung der Exemplare des dritten Bandes der akademischen Publicationen der Secretär vorschlug, neun Mitglieder von der Vertheilung auszuschließen, da sie nie in den Sitzungen zu sehen seien. Nebenher hatte man sich mit den verschiedensten Erfindungen und Verbesserungen zu beschäftigen, die der Societät zur Begutachtung vorgelegt werden z. B. mit neuen Stubenöfen, mit der Verfertigung von Hemden ohne Naht, mit der Verbesserung von Kalk und Mörtel, mit der Verhinderung von Viehseuchen, mit den Mitteln gegen Weinverfälschung u. s. w. Der König selbst befahl zuweilen eine solche Begutachtung. Wie war das große Culturideal der Akademie von Leibniz zu ordinärer Utilität herabgesunken!

Nicht als ob die Societät wissenschaftlicher Kräfte ganz entbehrt hätte: sie zählte in ihrer Mitte eine ganze Reihe allgemein anerkannter Namen. Diese beschränkten sich indessen ganz auf die physikalische Classe: hier saßen

die Chemiker Neumann und Pott, die Anatomen Buddeus, Holtzendorff und Lieberkühn; der größte Gelehrte, den das Berlin dieser Zeiten besaß, der Leibarzt Georg Ernst Stahl, einer der Begründer der wissenschaftlichen Chemie, gehörte freilich nicht zur Societät. Dazu zeigten gerade diese Naturforscher und Aerzte das geringste Interesse für die Societät; sie schämten sich der Genossen, mit denen sie hier zusammen saßen, der Theologen und Literaten aller Art. So weigerten sie sich auch lange Zeit, sich an den Publicationen der Akademie zu betheiligen; sie gaben vielmehr eine eigene Zeitschrift heraus, die Acta medicorum Berolinensium, als hätten sie eine concurrirende Gesellschaft gründen wollen. Als sie sich am Ende doch zur Mitarbeit an den Miscellaneen entschlossen, rückten ihre Beiträge in Bezug auf Umfang und Bedeutung schnell an die erste Stelle.

In den übrigen Classen also traurige Oede. Die mathematischen Wissenschaften standen in der Societät seit dem Tode des Astronomen Kirch und seines Sohnes nicht mehr auf ihrer früheren Höhe. Die historischen Wissenschaften hatten sich noch nirgend in Deutschland zu Leistungen großen Stiles erhoben. Die publicistische Geschichtsschreibung, welche das Aufstreben der Territorialstaaten begleitet und in Pufendorf einen so genialen Vertreter besessen hatte, ließ nach und starb allmählich ab. Die Anfänge der Sammlung und Kritik der Quellen, welche Leibniz gemacht hatte, fanden keinen würdigen Fortsetzer. Es war die Zwischenzeit zwischen der Blüthe der großen Publicistik und dem Emporkommen der ersten fruchtbaren historischen Conceptionen über die Völker der alten Welt in Semler, Michaelis, Heyne, Heeren und Eichhorn, sowie dem Beginn der Universalhistorie. Die Philosophie war in der Societät, der Stiftung eines Leibniz, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Die neu aufkommende Speculation von Christian Wolff regierte in dem benachbarten Halle, beeinflußte aber die Akademie nicht. Seine Philosophie mußte für sie verdächtig sein nach der Ungnade, die sie bei Friedrich Wilhelm I. erfuhr. Und auch hier suchte man außerhalb der Akademie einen gewissen Ersatz. Im Jahre 1736 stifteten die Anhänger der Wolff'schen Philosophie in Berlin, unter der Führung des Grafen Manteuffel und des Propstes Reinbeck, die Gesellschaft der Alethophilen, zur Verbreitung dieser Philosophie und des „begründeten Denkens". Sie wählten das Motto: sapere aude! und führten auf ihrem Siegel die Namen Leibniz und Wolff.

Die Akademie war jetzt nicht besser, aber auch nicht schlechter als in den Zeiten des ersten Königs. Und doch sollte sie nun empfinden, daß es für sie noch etwas Aergeres gab als die Vernachlässigung und Geringschätzung, die sie unter der vorhergehenden Regierung erfahren hatte: die brutale Mißhandlung und Verhöhnung. Der grobe Realismus Friedrich Wilhelm's I. verstand nur, was unmittelbaren Nutzen brachte. Die Mediciner und die Vertreter der übrigen praktischen Naturwissenschaften wußte er zu würdigen, und wenn man die schmalen Mittel seines Staates berücksichtigt, so hat er für diese Männer wahrhaft großartig gesorgt: die Einen curirten ihm seine Soldaten, die Anderen unterstützten ihn in seinen Bemühungen um Industrie und Landwirthschaft. Aber ihretwegen brauchte er keine Akademie; er sah sie in seinem Collegium medico-chirurgicum besser und billiger beisammen.

Was sonst in dieser Akademie getrieben wurde, begriff er nicht und hätte er auch nicht begriffen, wenn es besser getrieben worden wäre: es war für ihn Zeitvergeudung, im Grunde Narrenhandwerk. Er verachtete diese Akademie: er hat sich nie zu ihrem Protector ernannt — der einzige preußische König, der es nicht gethan hat — sondern diese Würde immer einem Minister übertragen.

Was ihr bevorstand, erfuhr die Akademie gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung. Der König kündigte ihr die Räume im Observatorium und befahl, dieselben sollten meistbietend vermiethet werden. Dem König widerfuhr der Schmerz, daß Niemand ein Angebot machte, und so konnte die Societät ihr altes Heim behalten, d. h. nur gegen einen Zins von 50 Thalern jährlich. Eine kurze Zeit schwüler Stille. Dann erging an die Societät die Aufforderung, ihren Etat einzureichen, und nun müssen wir den König selber reden und schreiben lassen: „Leibnitz soll hinführo 300 Thlr. haben, der Secretarius 200 Thlr. hinführo, zur extraordinär 830 Thlr. zum Bau und Matema instrumenta und der geleichem: würden über diesen Etat 1000 Thlr. Diese 1000 sollen dem Gundelsheim quartaliter mit 250 Thlr. gezahlet werden vor meine angerichtete Sossiisiaetaet die der Viell nützl: ist als diese narren Possen. meine Sossiaetaet ist vor der Veldt und Menschenbeste die andehre nichts als der Dollen menschen Ihre curieusitet Dieses ist mein Wille sondern Remonstracion und soll der Ober Marschall ausfertiechen lassen. Wusterhausen den 29. Noven 1714. Fr Wilhelm."

Der König nahm also der Akademie 1000 Thaler zu Gunsten „seiner" Societät, des medicinisch-chirurgischen Collegiums. Und so ging es immer fort, die ganze Regierung hindurch. Die Akademie besaß das Kalendermonopol, und insofern wurde sie für Friedrich Wilhelm I., diesen unbarmherzigsten Finanzminister, den der preußische Staat gehabt hat, ein Gegenstand besonderen Interesses. Es wollte dem König nicht in den Sinn, daß eine solche unnütze Gesellschaft über 6000 Thaler kosten sollte; in seinem chronischen Mißtrauen argwöhnte er außerdem, daß die Akademie ihn hinterginge, daß sie aus ihrem Privileg mehr herausschlüge, als sie in ihren Berichten sage. So befahl er ihr immer wieder, ihr schönes Geld für diesen oder jenen wirklich nützlichen Zweck herzugeben, und wenn die demüthigen Vorstellungen der bedauernswerthen Körperschaft zuweilen Erfolg hatten, in der Regel mußte sie sich fügen. Vor allen Dingen die Auflagen für die Medicin wollten nie enden. So mußte die Societät, die ihre eigenen Mitglieder nicht besolden konnte, denjenigen des medicinisch-chirurgischen Collegiums feste Jahrgelder aussetzen; nur zu diesem Zweck wurden diese Aerzte und Chemiker in die Societät aufgenommen, deren physikalische Classe so nahezu mit jenem Collegium zusammenfiel. Zuweilen ließ sich zwischen den Zumuthungen des Königs und den Zwecken der Societät kaum ein Zusammenhang construiren, und so wagte der Stallmeister Beer vielleicht gar nicht zu viel, wenn auch er sich einst um ein vacantes Gehalt dieser Societät bewarb. Gundling fühlte sich getrieben, dieses Gesuch zu begründen: „der Herr Stallmeister vermeinet, daß, weilen das Observatorium auf dem Stall stände, die Pferde gleichfalls davon etwas haben müßten." Am Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's I. betrugen, so berechnet Harnack, die

Leistungen der Societät für fremde Zwecke gegen 2400 Thaler, bei einem Etat von nur 6000 Thalern.

Und nie sind wohl Trägheit und Unfähigkeit so furchtbar gestraft worden wie durch den Spott, den dieser König mit seiner Societät der Wissenschaften getrieben hat. Das akademische Archiv enthält ein Actenstück, nach welchem eines Tages auf Befehl des Königs die Akademie, jede Classe für sich, ein umständliches Gutachten über die aus Serbien gemeldete Thatsache abgegeben hat, daß dort mehrere Menschen zu Vampyren geworden seien und anderen das Blut ausgesaugt hätten: „solche seien auch zu Vampyren geworden". Und Leibniz erhält zum Nachfolger in der Präsidentenwürde einen Gundling und einen Faßmann, die Possenreißer des Königs und seines Tabakscollegiums, einander ebenbürtig an Haltlosigkeit und Lumpengesinnung, nur, daß es dem Zweiten auch noch an den immer nicht unbedeutenden Talenten und Kenntnissen seines Vorgängers gebricht. Welch eine Scene muß es gewesen sein, das Leichenbegängniß, das der König diesem Gundling ausgerichtet hat: als Sarg eine Tonne, mit Spottversen beschrieben; die Rede ging später, Friedrich Wilhelm hätte in seinen letzten Tagen doch einige Scrupel über einen solchen Scherz empfunden. Faßmann fällt schon wenige Wochen nach seiner Ernennung zum Präsidenten der Akademie bei dem König in Ungnade und zieht es vor, Berlin zu meiden. Der König bestimmt jetzt das Gehalt des Entlaufenen zuerst irgend einem unbekannten Hofrath, dann einem biederen Rentmeister, und zuletzt erscheint jene schreckenerregende Cabinetsordre, daß die Akademie dieses Gehalt, das Gehalt eines Leibniz, in ihrem Etat fortan unter dem Titel „vor die sämmtlichen königlichen Narren" zu führen habe. So ist es geschehen und geblieben, bis zur Regierung Friedrich's des Großen. Ein Vierteljahr darauf gibt der König den Befehl, daß sein Exznarr, Graben von Stein, ein entlaufener Mönch, der dann Feldscheer geworden ist und jetzt bei dem König das Amt eines Vorlesers und besseren Kammerdieners bekleidet, zum „Vicepräsidenten" der Societät angenommen werden solle, und daß ihm „ein recht ansehnliches Patent ausgefertigt werde, worinnen dieses Mannes sonderbare Wissenschaften und Meriten in antiquitatibus, re nummeraria, der Geister- und Präadamitenlehre, in physicis und botanicis gerühmt werde". In der That hat dieses Genie soeben ein wunderbares Buch geschrieben und darin dargethan, daß der Mensch aus Leib, Seele und einem „Astralgeist" zusammengesetzt sei. Das aufgetragene Patent wird hergestellt — ein einziger grotesker Unsinn — und Graben von Stein darauf feierlich eingeführt; er ist auch in die ordentlichen Sitzungen gekommen. Doch währt das tolle Regiment nur ein Jahr. Denn ein ernster und pflichttreuer Beamter, der Minister von Viereck, wird Protector der Akademie, er bestimmt den König, den greisen Hofprediger Jablonski zum Präsidenten zu bestellen. Das aber läßt sich der König nicht nehmen, daß dem Vicepräsidenten die „vor die sämmtlichen königlichen Narren" ausgesetzten 200 Thaler weiter gezahlt werden sollen.

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I. Sein Tod bedeutete auch für die Akademie den Anbruch einer neuen Zeit: die Epoche Friedrich's des Großen begann. (Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Aus Alt-Hannover.

[Nachdruck untersagt.]

Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte (1680—1866). Von Ernst von Meier. Erster Band: Die Verfassungsgeschichte. Zweiter Band: Die Verwaltungsgeschichte. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898—1899.

I.

Das, was die gesitteten Nationen ihre Einheit nennen, ist allenthalben der Erfolg der Forderungen ihres gemeinsamen Lebens gegenüber den Widerständen des Sonderlebens ihrer Theile gewesen. Ob wir England oder Frankreich, die Vereinigten Staaten oder Italien, ob wir Deutschland oder die schweizerische Eidgenossenschaft fragen — immer hat sich mit der Macht historischer Eigenart, mit der Zähigkeit centrifugaler Kräfte, die in uralten Entwicklungen wurzelten, das Bedürfniß nach fortschreitender Entwicklung zu nationaler Größe auseinander zu setzen gehabt.

Bei dem einen Volke ist der Erfolg auf der Höhe des Mittelalters oder noch früher eingetreten; bei anderen haben wir das Ringen um ein gleiches Ziel unter unseren Augen sich entfalten sehen. Dort waren die Thaten und Leiden, aus welchen die Schicksale einer Nation sich zusammensetzen, Eroberungen und Niederlagen, Volksart und Herrschaftsverhältnisse, Staatseinrichtungen und Staatspersönlichkeiten, diesem Ziele seit langen Zeiten förderlich. Hier sind alle diese Bedingungen demselben Zwecke im Wege gewesen, und was dort längst verjährt und vergessen ist als Gewaltthat der Vergangenheit, das hat hier die Leidenschaften und Interessen im hellen Tageslicht der Gegenwart erregt, das hat sich an ihren Maßstäben, an ihren sittlichen Ansprüchen messen lassen müssen.

Auf dieser Gemeinschaft und Verschiedenheit der Bedingungen nationaler Einheit in den einzelnen Völkern beruht auch Gemeinschaft und Verschiedenheit in dem Verhältnisse des Ganzen zu seinen Theilen.

Nirgendwo, bei keiner Nation sind die Nähte völlig vernarbt, durch welche mit Blut und Eisen die Einheit ihrer Bestandtheile hergestellt worden ist. Ein halbes Jahrtausend und länger hat nicht genügt, den Vernarbungsproceß abzuschließen zwischen dem sächsisch-normannischen England und dem keltischen Wales. Ein ähnlicher Zeitraum hat für das classische Land der Centralisation, für Frankreich, nicht ausgereicht, bis zum heutigen Augenblick die Gegenstrebungen der Theile wider das Ganze, sei es im Norden, sei es im Süden, zu erdrücken. Ja, ganz neue Tendenzen des Widerstandes provinzieller Sonderart und Sprache erstehen seit etlichen Jahrzehnten in der alten

„provincia“ der Römer. Und vollends die Ereignisse des letzten deutsch-französischen Krieges haben uns gezeigt, wie an dem innersten Punkte des Reiches jene Nähte wieder zu reißen drohten, als im Frühjahr 1871 in Paris (und nicht bloß hier) der mittelalterliche Ruf „à la commune“ die Emancipation der souveränen Stadtgemeinde von dem Reichsganzen durch blutige Thaten in das Gedächtniß der Gegenwart brachte.

Was soll man nun wohl von solchen Nationen erwarten, welchen die Einheit als eine späte Gunst der Geschichte erst in dem letzten Menschenalter zu Theil geworden ist? Ob die neue Form der Einheit, dem Vorbilde Englands und Frankreichs folgend, mit jeder alten Souveränetät der Theile aufgeräumt hat wie im Königreich Italien, oder ob, nach dem Muster der Vereinigten Staaten und der Schweiz, ein Compromiß geschlossen worden ist zwischen der Forterhaltung alter Souveränetäten und neuen Einheiten, wie auf dem Boden des Deutschen Reiches, ein Compromiß, der wiederum in mehreren Fällen mißlungen ist und die alten Souveränetäten hinweggefegt hat!

Nicht darüber, daß der „Particularismus“ hier noch lebendig ist, soll man sich verwundern und bei jeweiligen acuten Erscheinungen desselben nach irgend welchen neuesten Verschuldungen der bestehenden Herrschaft suchen, sondern in Geduld abwarten soll man, was lange Zeit braucht, um zu reifen, und im Uebrigen seine Schuldigkeit thun für das, was die Vernunft der Dinge fordert im Gegensatz zu den Widerständen des Alten.

Was der Freund der mühsam errungenen Neugestaltung der deutschen Dinge, der doch zugleich diese Bedingtheit derselben einsieht, immer suchen wird, ist, das Verständniß für das Wesen der Widerstände im Einzelnen zu gewinnen. Was bedeutet, um einen hervorragenden Fall zu nennen, was bedeutet das „Welfenthum“?

Sein Name weist auf einen Zusammenhang, der mit Vorliebe einst von beachtungswerther Stelle betont wurde und heute immer noch betont wird — auf die Treue zu dem angestammten Herrscherhause. Indessen, ist es wirklich wahr, daß dieser Grund der entscheidende ist in dem Particularismus des Landes Hannover, welches nur wenige Jahrzehnte vor der Annexion sein Fürstenthum auf heimischem Boden gesehen hat und mehr als ein Jahrhundert lang davon getrennt gewesen ist unter Umständen, die den Patrioten der Gegenwart mit Beschämung erfüllen? Oder ist es die Störung in dem Genusse alter Einrichtungen, welche nun — ob berechtigt oder unberechtigt — der Einigung mit dem großen Staate haben Platz machen müssen? Und welche Einrichtungen, welche Formen der Verfassung, der Verwaltung, welche Gesetze, welche Gewohnheiten waren das? Oder ist es der auf seine näheren Gründe nicht zu prüfende Zug der eigenen Stammesart, welcher sich nach deutscher Art gegen das Ganze sträubt und den Theil vor die Einheit setzt? Ist es insbesondere der Gegensatz westlicher Cultur zu östlicher, das zum Theil berechtigte Gefühl der Ueberlegenheit westdeutscher Gesittigung zu der jüngeren Cultur der östlichen Provinzen? Das Widerstreben, welches der Mensch des Westens gegen den Osten hat, und welches in merkwürdiger Weise bestätigt wird durch den Zug des Ostens nach dem Westen?

Oder aber ist es das Interesse einzelner Classen der Bevölkerung, welches in dem neuen Staatswesen sich weniger befriedigt fühlt als in dem alten — ein Interesse, welches durchaus nicht identisch ist mit dem Interesse der Gesammtheit? Oder sind es bloß jene alle Zeit Unzufriedenen, für welche der Name der oppositionellen Partei nur das wechselnde Abzeichen ihrer Unzufriedenheit ist, der in keinem Staate, in keinem Verfassungszustande Genüge geschähe? Sind es die zurückgebliebenen Existenzen, die nicht Schritt haben halten können in dem Wettrennen des neuen Zeitalters und der neuen Gestaltung des öffentlichen Lebens — auf ihre Weise mit einer Art von Recht — den Vorwurf machen, daß sie ihrem Wohlbefinden geschadet hat?

Wie viel hiervon in Wahrheit zutrifft, ob der eine oder andere der Gründe, welche derselben mit einander — die Antwort darauf zu geben, setzt eine tiefe historische und praktische Kenntniß aller Zustände und Institutionen eines Landes voraus. Von jedem thatsächlichen Versuche einer Antwort sind wir gewohnt, nur die Ansicht aus einem Theile der Wirklichkeit zu erhalten. Und oft darf er auch auf diese Anerkennung keinen Anspruch erheben.

Wir selber sind weit davon entfernt, etwas Aehnliches geben zu wollen. Nur einen Beitrag zur Beantwortung wollen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Er kommt von einem Manne, der eingehende historische und praktische Kenntnisse auf unserem Gebiete erworben hat. Durch seine Geburt, durch seine Erziehung, durch seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer und Verwaltungsbeamter, zumeist aber durch gründliche Forschungen über die Entwicklung des öffentlichen Rechtes in Preußen und Hannover gehört er zu den meist berechtigten Stimmen, deren Urtheil wir zu hören haben.

II.

Wie einst der Herzog von Schleswig-Holstein auf den Thron von Dänemark, wie der Kurfürst von Sachsen auf den polnischen Thron berufen war, so wurde der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg gleichzeitig König von Großbritannien und Irland. In ihren verderblichen Folgen nicht zu vergleichen mit der Verbindung Sachsens und Polens, ist doch auch die Verbindung zwischen England und Hannover eine für das kleinere Land unheilvolle gewesen, und wenn es gleich mit den Thatsachen nicht zu vereinbaren ist, daß die vier George und Wilhelm IV. die Geheimen Räthe hätten schalten lassen, wenn vielmehr alle fünf bestrebt gewesen sind, in Hannover zu regieren, da sie in England zusehen mußten, wie Andere regierten, so hat es doch an der vollen Geltendmachung der monarchischen Gewalt auch in Hannover vielfach gefehlt.

Im Contraste zu der preußischen Monarchie hat der Burggraf von Schön Hannover zu seiner Zeit als das deutsche Chinesenland bezeichnet. Allerdings war in den übrigen deutschen Mittel- und Kleinstaaten der öffentliche Zustand ziemlich der gleiche wie in Hannover. Nach den beiden großen Neuschöpfungen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, nach Errichtung des Oberappellationsgerichtes und der Universität, war alle organisatorische Kraft zu Ende. Der bedeutendste hannoversche Staatsmann im 18. Jahrhundert, Gerhard Adolf von Münchhausen, erschöpfte seinen reformatorischen

Eifer in den Anstrengungen für das Emporkommen der jungen Universität. Justiz, Polizei, Finanzen und Heerwesen befanden sich in Hannover im Jahre 1800 im Großen und Ganzen auf demselben Standpunkte wie im Jahre 1700.

Wo jedoch von der Gesetzgebung Gebrauch gemacht wurde, hatten die Stände daran ihren vollen Antheil, zumal auf dem Gebiete des Finanzwesens. Das Steuerbewilligungsrecht der Stände war ein nahezu unbeschränktes. „Wenn König Georg III.", sagt ein damaliger Geschichtsschreiber, „den acht Millionen Unterthanen auf seiner Insel eine neue Taxe auflegen will, so ist bloß die Bewilligung eines einzigen Parlamentes nöthig, und unter den zwei Hauptständen, aus denen diese Versammlung der Nationalrepräsentanten besteht, wird bloß die Verwilligung eines einzigen Standes erforderlich; aber wenn eben derselbe von seinen deutschen Unterthanen, welche höchstens den zehnten Theil seiner Insulaner ausmachen, eine neue Steuer verlangt, so muß mit sechs verschiedenen Parlamenten verhandelt werden, und jedes dieser sechs verschiedenen Parlamente besteht aus mehreren Classen von Landständen, gleich wichtiger Rechte und gleich versicherter Privilegien, welche alle, so sehr sonst ihre Vorzüge verschieden sind, um ihre freie Einwilligung hierüber befragt werden müssen."

Jedes Jahr oder jedes halbe Jahr haben die Landstände die Steuern neu bewilligt. Nur gegen starke landesherrliche Concessionen haben die kalenbergischen Stände zu Ende des 17. Jahrhunderts der Einführung der Generalaccise (einer umfassenden Verbrauchsbesteuerung) zugestimmt. Gewissermaßen gegen den Willen des Königs haben sie nach dem Siebenjährigen Kriege die Kopfsteuer durchgesetzt, welche den reichsten Mann des Landes nur mit demselben Satze traf wie den kleinsten Mann, — im Gegensatz zu dem Entwurf einer Classensteuer, welche wenigstens einigermaßen die verschiedene Kraft der verschiedenen socialen Schichten berücksichtigen wollte.

In der Justiz hat das ständische Element durch alle Instanzen hindurch bis zur höchsten hinauf so fest sich eingenistet, daß noch der Immediatbericht des preußischen Staatsministeriums vom 4. Februar 1867 das ständische Mitbesetzungsrecht im Oberappellationsgerichte für unvereinbar mit den Grundsätzen des modernen Staates erklären mußte, um diesem vorweltlichen Ueberbleibsel endlich ein Ende zu machen.

In der Denkschrift Hardenberg's (des später in preußische Dienste übergetretenen hervorragenden Staatsmannes) vom 13. Januar 1780 wurde eine Reform des ganzen hannoverischen Staatswesens in Aussicht genommen: eine gänzliche Umgestaltung der Behördenorganisation im modernen Geiste, Einführung von allen möglichen Behörden, wie sie das neue Zeitalter verlangte, Aufnahme von finanziellen und volkswirthschaftlichen Grundsätzen nach dem Muster der Aufklärungsepoche, feste Beamtengehalte, Verpachtung der Bergwerke, Errichtung einer Zettelbank, Reform der indirecten Steuern, Ausdehnung der Industrie auf das platte Land u. s. w. Aber mit keinem Worte hat sich der freieste Kopf in der damaligen hannoverischen Beamtenwelt gegen das Ständethum oder gegen die Zusammensetzung der ständischen Landtage ausgesprochen. Derselbe Staatsmann, der später gegen verhältnißmäßig ungefährliche Lebensäußerungen ständischer Trümmer in Preußen so schroff eingeschritten ist, hat

die Mitherrschaft des Ständethums in Hannover als etwas Selbstverständliches hingenommen. Im starken Gegensatze zu Preußen. Weder an der Gesetzgebung noch am Finanzwesen, noch an der Justiz, noch an den sonstigen Hoheitsrechten hatten die preußischen Stände seit den Tagen des Großen Kurfürsten irgend einen Antheil mehr. Um so rastloser war die Thätigkeit, welche die absolute Monarchie auf allen Gebieten des staatlichen Lebens entfaltete. Nicht nur die Verwaltungsorganisation Friedrich Wilhelm's I., sondern auch die Justizgesetzgebung Friedrich's des Großen, das Allgemeine Landrecht und die Allgemeine Gerichtsordnung, die Schulpflicht, die Cantonspflicht und die allgemeine Wehrpflicht, die Reformen im Städtewesen und die Städteordnung von 1808, die Befreiung des Bauernstandes, die Mobilisirung des Grundbesitzes und die Gewerbefreiheit, die Gründung des Zollvereins und die Steuergesetzgebung von 1818—1820, die zeitgemäße Wiederherstellung des Ständewesens durch die Kreis- und Provinzialordnungen sind der Initiative des Königthums oder seines Beamtenthums entsprungen.

Der preußische Absolutismus war productiv, er mußte es sein, da er auf dem Wege zum europäischen Großstaate der Zusammenfassung seiner Kräfte bedurfte. Bei diesen hohen Anstrengungen wären die ständischen Rechte ein Hemmschuh des Fortschrittes gewesen. Er mußte beseitigt sein, um der freien Bethätigung der absoluten Staatsgewalt Raum zu gewähren. So weit aber die ständischen Institutionen in preußischen Landen wirklich noch fortbestanden, waren sie kein Hinderniß mehr; sie waren in den Dienst der absoluten Staatsverwaltung eingespannt.

III.

Es waren die Studirten bürgerlichen Standes, die Doctoren des römischen Rechts, welche den Landesherren im 16. Jahrhundert bei der Ueberwindung des Feudalstaates zur Seite standen und für die erste Epoche in der Entwicklung des Staatsdienstes entscheidend waren. Selbst von den Lehrstühlen des römischen Rechts holte man die höchsten Staatsbediensteten. Also auch in Hannover.

Indessen, von der landesherrlichen Gewalt überwunden, suchte die landsässige Ritterschaft allmählich den Anschluß an dieselbe, um sich in den Dienst der Fürsten zu begeben. Was hätte sie auch Anderes thun sollen? Im Lehensheere konnten sie nicht mehr mitziehen; kirchliche Pfründen gab es nicht mehr; die locale Herrschergewalt auf den Rittergütern konnte ihrem Thatendrange nicht genügen. Selbst zum Lebensunterhalte waren diese Güter zu klein.

Dazu kam, daß die bloßen Juristen für den Staatsdienst nicht mehr genügten. Es kam das Cameral-, Finanz- und Polizeiwesen empor. Es bedurfte dafür in dem Beamtenthum einer Ergänzung. Derselbe Stand, der auf den Landtagen herrschte, wurde das maßgebende Element auch im Staatsdienste.

Die Zugehörigkeit zu dieser herrschenden Aristokratie war, wie die Zugehörigkeit zur vollen Landstandschaft, bedingt durch den Nachweis des Adels, vom Großvater her, so daß dieser bereits ein geborener Edelmann gewesen sein, der Aeltervater also spätestens zur Zeit der Geburt des Großvaters den

Adel erworben haben mußte, woraus sich ein Noviziat von hundert Jahren ergab. Die meisten der aristokratischen Häuser jedoch gehörten dem niedersächsischen Uradel an. Sie blieb hinter der Zahl der Rittergüter um ein Bedeutendes zurück, weil oft mehrere Güter in der Hand eines und desselben Familienhauptes sich befanden. Es mögen im Ganzen siebzig bis achtzig Familien gewesen sein.

Dazu kamen noch Diejenigen, welche aus dem Auslande in den Staatsdienst berufen wurden, was damals viel häufiger geschah als später, — sofern sie nur in ihrer Heimath zur altadeligen Ritterschaft gehört hatten. Im Allgemeinen war es die adlige Bank des Oberappellationsgerichts, welche den Weg für die Ergänzung von außen her bildete. Von daher sind die Ausländer in der Regel zu höheren Stellen berufen worden. So ist der Preuße von Alvensleben 1719 sofort Minister geworden.

Der Antheil der aristokratischen Familien am Staatsdienst war ein sehr verschiedener. Eigentlich war es eine Aristokratie innerhalb der Aristokratie, eine Oligarchie, welche die Herrschaft ausübte. Immer und immer wieder begegnet man in den maßgebenden Stellungen denselben Namen.

Völlig ausgeschlossen waren die zahlreichen Familien, welche erst neuerdings geadelt waren. Dies ist keineswegs so auffallend, wie es scheinen könnte. Denn die Landesherren hatten mit der Verleihung dieses Briefadels nichts zu thun. So lange das Deutsche Reich bestand, sind die Standeserhöhungen ein kaiserliches Reservatrecht gewesen. Der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg war also nicht im Stande, Verdienste im Staatsdienste oder sonstige Verdienste durch Standeserhöhung zu belohnen. Der Gebrauch aber, welchen der Kaiser und noch mehr die Reichsvicarien von diesem Rechte machten, war nicht dazu angethan, eine Bevorzugung der Neuadligen dem Landesherren nahe zu legen. Obgleich Goethe auf solche Weise geadelt ist, so hat man doch niemals weniger in der Welt als bei diesen kaiserlichen Nobilitirungen nach irgend welchem Verdienste gefragt. Es war ein fiscalischer Act, dessen Taxe für den simplen Adel nur 386 fl. 30 kr. mit etwa 90 fl. Nebenkosten betrug. Allein in dem halben Jahre vom Frühjahr zum Herbst 1790 sind derart 342 Standeserhöhungen vor sich gegangen. Und als schon nach anderthalb Jahren wieder eine Kaiserwahl nöthig wurde, sind in dem Vierteljahr von März bis Juni 1792 fernere 232 Nobilitirungen erfolgt. Man ermißt hienach den wahren Werth der Titel der „Reichsgrafen", „Reichsfreiherrn", welche heutzutage noch in Familienanzeigen und dergl. prunken.

Auch in Hannover hat man reichlichen Gebrauch von dieser Methode der Standeserhöhung gemacht. Der Grafentitel der Hardenberg, Bernstorff, Münster stammt daher.

IV.

Bei der Besetzung der Ministerstellen tritt es am klarsten zu Tage, wie eng der Kreis der eigentlich maßgebenden Familien war. Ebenso verhielt es sich mit den beiden anderen Centralverwaltungsbehörden, der Kammer und der Kriegskanzlei. In den Hofgerichten zu Hannover und Celle mußten die landesherrlich ernannten Directoren aus der Ritterschaft entnommen werden. Auch die

von den Landschaften zu präsentirenden Mitglieder mußten zum Theil altadlig sein. Im Uebrigen war das bürgerliche und neuadlige Element zeitweise sehr stark vertreten. Gleichwohl hat es zur Zeit der Katastrophe von 1803 im Hofgericht von Celle keinen einzigen Bürgerlichen gegeben.

Innerhalb derselben Rangclasse ging der jüngste Adlige dem ältesten Bürgerlichen (oder Neuadligen) innerhalb derselben Gerichtsbehörde vorauf. Noch in den Jahren 1829—1833 ist hierüber ein lebhafter Streit entbrannt. Erst unter dem Einflusse der Julirevolution und ihrer Nachwirkungen, nachdem die Ständeversammlung um Beseitigung des alten Rangreglements gebeten hatte, hat das Ministerium die Gleichstellung principiell zugestanden in einem Berichte vom 25. October 1831, in welchem es heißt: „Unserer festen Ueberzeugung nach würde es den größten Anstoß erregen, wenn der unseres Wissens in keinem anderen Lande bestehende Unterschied des Ranges zwischen adligen und nichtadligen Räthen seines und desselben Collegiums durch ein neues Rangreglement von Neuem legalisirt würde."

Ja, bei dem Oberappellationsgericht und der Justizkanzlei bestand ein Rangunterschied in dem Sinne, daß die Angehörigen der beiden Kategorien verschiedenen Rangclassen angehörten, — die Richter der adligen Bank schlechthin einen höheren Rang hatten als die Richter der bürgerlichen Bank.

Bei den niederen Beamtenstellen hat das bürgerliche Element das altadlige weitaus überwogen. Aber ein Vorzug der Altadligen bestand auch hier sowohl hinsichtlich der Beförderung als bezüglich der Titulatur. Auf den „Aemtern" (den localen Verwaltungsbehörden) gab es in der Regel zwei Beamtenstellen. Nur auf die Stelle des ersten Beamten kam es im Grunde an; nur mit dieser waren die lucrativen Pachtungen verbunden; nur diese gab ihrem Träger jenen Glanz und jenes Ansehen, dessen sich die hannoverischen Localobrigkeiten erfreuten. Auch zu diesen ersten Beamtenstellen konnten Neuadlige und Bürgerliche gelangen, und sie sind dazu gelangt. Doch die Altadligen weigerten sich, die zweiten Beamtenstellen zu übernehmen; das verstieß an und für sich schon gegen die Natur des Staatsdienstes, hatte aber die weitere Folge, daß die Altadligen schneller als die Neuadligen und Bürgerlichen zu den ersten Beamtenstellen gelangten. Sie mußten freilich als Supernumerar einige Zeit warten; aber sie waren längst erste Beamte, wenn die gleichzeitig mit ihnen eingetretenen Neuadligen und Bürgerlichen noch mit der zweiten Beamtenstelle vorlieb nehmen mußten. Dazu trat eine Ungleichheit in der Titulatur. Die Altadligen hießen Drost (Landdrost), die Bürgerlichen Amtmann (Oberamtmann).

Für die Räthe des Oberappellationsgerichts gab es zwei Bänke, eine adlige und eine gelehrte Bank. In früherer Zeit hatte es sich dabei, wie auch die Bezeichnung der beiden Bänke ergibt, weniger um einen Standesunterschied als um den Unterschied von gelehrten Richtern und Laien gehandelt, zugleich um den Unterschied von landesherrlicher und landständischer Besetzung. Eigentlich ist das römische Recht nur unter der Voraussetzung recipirt worden, daß es nicht lediglich von geschulten Juristen gehandhabt werden sollte, daß die Gerichte neben den gelehrten, in fürstlichen Diensten

stehenden Beamten auch mit solchen aus der Mitte der Stände besetzt würden. Hiedurch war juristischer Scharfsinn mit freier Anschauung und Welterfahrung in dem Gerichte verbunden.

Indessen, dieser Grundsatz war hinfällig geworden, seit es im Laufe der Zeiten dahin gekommen war, daß man an die Adligen dieselben Forderungen stellte wie an die Gelehrten. Für die frühere Zeit ist es bezeugt, daß die jüngeren Adligen den älteren Doctoren des römischen Rechts nachgestanden haben. Als dann die Doctorwürde herabkam und der Adel emporstieg, ist meist in deutschen Landen das Umgekehrte eingetreten. Das Eigenartige in Hannover war, daß von der Zugehörigkeit zu den Bänken der Rang im Gerichte abhängig war. Die Rechte der Mitglieder beider Bänke sind ungleich geblieben bis zum Jahre 1848.

V.

Wie jede herrschende Classe so hat auch der hannoverische Adel es verstanden, die eigentliche Arbeit auf andere Schultern abzuwälzen.

Die „Secretäre" besorgten die Arbeit. Sie waren studirte Beamte, in der Hauptsache vortragende Räthe, welche die Relationen anfertigten, Rechtsgutachten ausarbeiteten und dergl. mehr. Den Adligen standen sie gesellschaftlich schon dadurch nicht fern, daß sie mit ihnen zusammen in Göttingen studirt hatten. In den Kreisen dieses bürgerlichen Beamtenthums wurden die künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen des Zeitalters gepflegt. Sie standen auf der Höhe der Bildung. Unter ihnen hat Kestner, der Mann Lotte's, gelebt, ist der römische Kestner herangewachsen; mit Lichtenberg hat der Kriegssecretär Ramberg seinen Briefwechsel geführt; Pütter und der jüngere Strube waren innig mit einander befreundet; die Boie, Zimmermann, Schlegel gehörten zu diesem Beamtenthum. Die wirkliche Geschäftsthätigkeit fällt in die Hände dieses Beamtenthums, da der Adel allmählich in geistigen Verfall geräth. So sehr sich Pütter über die vielen Grafen und Adligen gefreut hat, die zu seinen Füßen gesessen haben, — den Nutzen von der Universität haben doch vorzugsweise die Bürgerlichen gehabt. Schritt für Schritt läßt sich das Emporkommen der Secretäre zur Macht verfolgen.

Wie es unmöglich war, daß einer dieser Secretäre zum Mitglied der Behörde emporgestiegen wäre, so war es ebenso unmöglich, daß Einer vom alten Adel seine Laufbahn in der Secretarienstube begonnen hätte. Die üblen Folgen zeigten sich nicht bloß in dem Herunterkommen des Adels, sondern auch in dem Charakterverderb der Secretäre. Diese mußten ihre Ueberzeugung gegen das Interesse und die Vorurtheile der Aristokratie zurückstellen, weil sie nur als Mandatare derselben ihre Macht ausübten.

Allmählich entwickelte sich daraus etwas wie eine geschlossene Kaste. Auch von dieser kehrte eine Anzahl Namen im hannoverischen Staatsdienste immer wieder, bis in die Gegenwart hinein. Man nannte sie die „hübschen" oder „schönen" Familien, denen der Staatsdienst offen, während er anderen verschlossen war. Und noch Oppermann hat von dem Minister von Scheele, da er sich bei ihm um eine Advocatenstelle bewarb, die Abweisung erhalten: warum er denn nicht Handwerker geworden sei, so gut wie sein Vater.

Der bedeutendste unter den hannoverischen Ministern, der am Hofe des Königs in London thätige Graf Münster, hat gegen die Uebermacht der Secretäre angekämpft, wenn er in der secreten Ordre vom 23. November 1824 den König sagen läßt: „Es sollte nach dem eigenen Bericht des Ministeriums über die Geschäftsordnung beinahe scheinen, als ob die Leitung sämmtlicher Geschäfte nicht zunächst von unseren Ministern, sondern hauptsächlich von den Referenten abhänge. Wir müssen daher wünschen, daß unsere Minister gegen die Referenten diejenige Stellung nehmen mögen, die in der Natur der Sache liegt, und daß sie zu weit gehenden Anmaßungen derselben bei Zeiten das nöthige Ziel setzen."

Auch nach oben hin waren die Ministerposten angenehm und dauerhaft. Wer einmal Minister geworden war, blieb es bis zu seinem Tode. Und in den Amtsverhältnissen lagen die Bedingungen, das Leben zu verlängern. Es hat einzelne Minister gegeben, die stark gearbeitet haben, aber im Allgemeinen führten sie eine bequeme Existenz. Ihr Einkommen war überaus reichlich, da es sich aus mannigfaltigen Bestandtheilen zusammensetzte. Graf Münster gab dasselbe für seine Person auf 30000 Thaler an. Die Gesetzgebung befand sich im Zustande der Stagnation; die Verhandlungen mit den Ständen waren auch sonst nicht aufregend; die Minister als solche hatten nicht einmal Zutritt. Im Wesentlichen kam Alles auf die Fortführung der laufenden Verwaltung heraus. Man ließ den Vortrag in den Sitzungen von den Secretären halten und beschränkte sich auf Discussion und Abstimmung. Außerhalb der Sitzungen that man sehr wenig; nur die Vormittage waren in der Regel dem königlichen Dienst geweiht. Man kann Tausende von den Concepten der Secretäre durchsehen, ohne auch nur eine einzige Aenderung der Fassung zu finden. Die Minister signirten ohne Weiteres die Concepte und unterschrieben die Ausfertigungen. Sie erreichten vielfach ein sehr hohes Alter. Dienstentlassungen sind früher überhaupt nicht vorgekommen. Den älteren Ministern wurden die beschwerlichen Departements abgenommen. Sogar wenn die Entlassung erbeten, wurde sie nicht ertheilt. Die höchste Langmuth wurde gegen Altersschwäche, selbst Renitenz geübt.

Ein Zug zu weitestgehender Nachsicht, welcher sich denn auch nach unten fortpflanzte, so daß Jeder, der an diesem Regiment betheiligt war, seinen Vortheil davon hatte. Es ist vorgekommen, daß der vom Schatzcollegium bestellte Steuereinnehmer zu Weende die für das Jahr 1771 72 erhobenen Schatzgefälle nicht abgeliefert hatte und das Schatzcollegium erst im April 1773 zur Untersuchung der Rechnungen den Schatzsecretär absandte, indem es ihm streng einschärfte, dabei auf das Glimpflichste zu verfahren. Die Entschuldigung des untreuen Verwalters war, er habe gehofft, von der Landschaft einen ansehnlichen Vorschuß zu seiner Tabaksfabrik zu erhalten, und daß er sich deshalb der landschaftlichen Gelder im Voraus bedient habe. Das Schatzcollegium berichtete an das Ministerium mit der dringenden Bitte, diesen merkwürdigen Steuererheber im Amte zu lassen, und das Ministerium ging ohne Weiteres darauf ein. Die Folge war, daß die Unterschlagungen weiter gingen — zuletzt (1777) bis auf 28500 Thaler. Kein Mensch ist dafür regreßpflichtig gemacht

worden. Der einstige Vorstand des hannoverischen Finanz- und Handelsministeriums, W. Lehzen, erwähnt in seinem Werke über „Hannovers Staatshaushalt" (1854, Bd. II, S. 92) das berüchtigte Wort: es sei zwar schwer, in die hannoversche Beamtenlaufbahn hinein zu kommen, aber fast unmöglich, daraus wieder entfernt zu werden.

Es war der Charakterzug eines aristokratischen Regimentes, welches Nachsicht für sich selber forderte und Nachsicht für Alle gewährte, die unter seinen Fittichen ruhten: eine behagliche Lässigkeit, die das gerade Gegentheil von straffer Disciplin ist und so empfindlich verletzt werden mußte bei dem Zusammenstoße mit den Amtsgewohnheiten eines streng geordneten großen Staatswesens.

Die Einnahmen auch der localen Beamten waren reichliche. Schon nach der Amtsordnung von 1674 waren die meisten Domänen (Aemter) an einen der Beamten verpachtet. In der Regel war es der erste Beamte, dem die Domäne zur Benutzung überlassen wurde. Diese Verpachtungen waren Scheinverpachtungen, die nicht auf Grund einer öffentlichen meistbietenden Licitation, sondern eines sehr wohlwollenden Anschlages vergeben wurden. Bei öffentlichen Licitationen, meinte man nachsichtsvoll, könnten die Pächter nicht bestehen; die Folge seien ewige Klagen und Gesuche der Pächter um Pachterlässe. Die Bewirthschaftung war dem zu Folge eine sehr extensive, mit wenig Gebäuden, wenig Capital, wenig Zugvieh, wenig Kenntnissen betrieben, wesentlich auf den Naturaldiensten der Unterthanen beruhend.

Eine zweite Quelle des Beamteneinkommens waren die Sporteln. In der Localinstanz gingen sie direct in die Taschen der Beamten, ohne durch die Rechnungen zu gehen, so daß es an jeder Controle fehlte. Eine Instruction von 1815 ist lehrreich, wenn sie sagt, daß ein Beamter, der dreimal (!) wegen übermäßiger oder unzulässiger Sportulirung verurtheilt sei, vom Dienste entlassen werden soll. Nach einem Ministerialbericht von 1821 betrug das Gesammteinkommen (zumal aus Sporteln) für die ersten Beamten der Aemter bis über 7000 Thaler hinaus. Einkünfte von 2000—3000 Thalern waren die Regel. Und diese Beträge nach den eigenen Angaben der Betreffenden. Im Ganzen mögen sie bis aufs Doppelte gestiegen sein (der erste Beamte in Herzberg soll bis auf 12000 Thaler gehabt haben, sagt u. A. das Königliche Rescript vom 26. Mai 1821). Zu gleicher Zeit hatten in Braunschweig die höchsten richterlichen Beamten der Kreisgerichte tausend Thaler.

So richtet sich eine herrschende Classe den Staat ein; so sucht sie ihn zu erhalten; so vertheidigt sie ihn gegen die Zumuthungen des neuen Zeitalters, welches die Forderungen des modernen Staats allmählich durchsetzt, hier langsamer, dort schneller. Dort ist der moderne Staat durch die starke Hand des Fürstenthums vorbereitet; hier hat er harren müssen, bis die Bewegungen des revolutionären Zeitalters den morschen Bau der alten Zeit ins Wanken brachten. Es war auch jetzt nicht angenehm für Diejenigen, welche so lange behaglich darin gewohnt hatten.

W.

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Ende April 1900.

Die Anzahl der Musikaufführungen in Berlin hat allmählich eine Höhe erreicht, die es dem Einzelnen unmöglich macht, auch nur alles Bedeutende zu hören und in sich zu verarbeiten. Durchaus unmöglich aber ist es, in einem Rückblick, der nur die Spitzen treffen kann, ein annähernd vollkommenes Bild dieser bunten Menge zu geben. Ich verzichte deshalb von vornherein auf solche Unternehmung und greife aus der Fülle der Erscheinungen heraus, was als charakteristisch nach irgend einer Richtung hin — positiv oder negativ — oder was als allgemein bedeutungsvoll meine Aufmerksamkeit erregt hat.

Ueber den Wettkampf der „Bärenhäuter" ist das Publicum weniger in Unruhe gerathen, als die Kritik. Die eine Oper dieses Namens, deren Text Hermann Wette, deren Musik Arnold Mendelssohn verfaßt hat, wurde vom Theater des Westens aufgeführt; die andere, bei der Siegfried Wagner für Dichtung und Tonsatz die Verantwortung trägt, ist durch die Königliche Oper an die Oeffentlichkeit gebracht. Beide haben sich nicht lange befehden können, denn der Mendelssohn'sche ist noch vor Ablauf des Winters vom Spielplan verschwunden. Aber es ist interessant, zu sehen, wie derselbe Stoff in der Phantasie und der Hand zweier Gestalten eine ganz verschiedene Form gewinnt, so zwar, daß der gemeinsame Ausgangspunkt kaum noch als wesentlich für das endlich entstandene Werk erscheint. Und es ist ein lehrreicher Beitrag zur Psychologie des Erfolges, daß dem Wette-Mendelssohn'schen „Bärenhäuter" Freundlichkeiten erwiesen wurden, die zum Theil auf einer bewußten oder unbewußten Opposition gegen Siegfried Wagner beruhten, gegen die Art, wie er sich des Stoffes bemächtigt hatte, und gegen die unbeschreiblich übertriebene Beweihräucherung, die seine Oper durch eine dem Hause Wagner ergebene Freundesschar erfuhr.

Man wußte durch die eifrige Tagespresse, daß Siegfried Wagner von Humperdinck erfahren hatte, H. Wette arbeite an der Dramatisirung eines gewissen Märchenstoffes, den A. Mendelssohn in Musik setzen wolle. Und als nun jung Siegfried sich selbst an die Bearbeitung dieses Märchens machte, und als gar seine Oper mit einem demonstrativen Erfolg in verschiedenen Städten aufgeführt wurde, da hatte eine Anzahl anständiger Menschen das Gefühl, hier sei an den Entdeckern eines fruchtbaren Gefildes ein Raub begangen. Das ergab für das Wette-Mendelssohn'sche Werk einen Ueberschuß an Sympathie, der aus einer Betrachtung der rein künstlerischen Sachlage kaum erwachsen wäre.

Denn beide Opern haben Vorzüge und Schwächen, Schwächen in so reichem Maße, daß eine wirkliche Lebensfähigkeit für jede von ihnen ausgeschlossen erscheint. Aber das Minus liegt bei Wette-Mendelssohn hauptsächlich im Text, bei Wagner hauptsächlich in der Musik. Eine Gegenüberstellung der concurrirenden Werke wird ergeben, was im Einzelnen ihren Werth oder Unwerth ausmacht.

In der Sammlung der Gebrüder Grimm finden sich zwei Märchen unter den Titeln „Der Bärenhäuter“ und „Des Teufels rußiger Bruder“, von denen eins das andere so ergänzt, daß man annehmen muß, sie haben ursprünglich zusammengehört. Der Kern dieser Erzählungen ist etwa folgender: Ein entlassener Soldat erfährt überall schlechte Behandlung und läßt sich in seinem Aerger darüber vom Teufel zum Dienst in der Hölle anwerben. Er darf sich nicht waschen, darf nicht Haare und Nägel schneiden, und nicht in den Kessel schauen, in dem die Seelen braten, muß aber gut feuern und andere Arbeiten eines Höllenknechtes verrichten, und das sieben Jahre lang. Hält er die Bedingungen, so wird er reich und frei; fehlt er, so ist er dem Teufel verfallen. Der Bursche thut Alles, was ihm aufgetragen; nur einmal sieht er, dem Verbot zum Trotz, in den Kessel und feuert mit erneuter Lust, als er die Seelen früherer Vorgesetzter darin jammern hört. Nach Ablauf der Dienstzeit zahlt ihm der Teufel den bedungenen Lohn, bestraft ihn aber für den Ungehorsam dadurch, daß er ihn zwingt, so, wie er inzwischen verschmutzt ist, auf der Erde zu leben, bis er ein Mädchen findet, das ihm sieben Jahre lang die Treue hält. Dies Mädchen trifft er wirklich an, und nun wird seine Leidenszeit in lauteres Glück verkehrt.

Aus dieser simplen Märchengeschichte hat sich H. Wette ein merkwürdig verschnörkeltes Drama construirt. Es beginnt mit einem anspruchsvollen Vorspiel, das an Goethe's „Prolog im Himmel“ erinnert. Gute Geister halten über dem Dörflein Wacht, die bösen kommen, vom Teufel angeführt, sie zu vertreiben. Aber der Satan wird vom lieben Herrgott mit einem Blitzstrahl zur Erde geschleudert und wendet sich nun in Knittelversen an den „hochverehrten Publicus“. Dieser zum mindesten überflüssige Prolog führt gleich in die erste Scene des Stückes hinein — ein zart verhülltes Liebesspiel zwischen Ruppert, dem Wirthsknecht, und des Wirthes Töchterlein. Doch der Wirth wirft bald danach den plumpen und groben Werber zur Thüre hinaus. Und nun erscheint der Teufel und verspricht Ruppert Rache, nebst Geld und Gut, wenn er ihm diene. Jener schwankt und schließt erst den Pact, als der Teufel ihm in einer Vision sein Aennchen am Arme des Junkers zeigt, dem sie der Vater vermählen will. Dieser Zug ist nicht deutsch märchenhaft: der Teufel lebt in der Volksanschauung als dumm und listig, aber ehrlich; er spiegelt nichts Falsches vor. Ruppert leistet nun ein Jahr Dienst in der Hölle. Die Bedingungen waren: „nicht waschen Haupt noch Hand, nicht wechseln sein Gewand, nicht kürzen noch kämmen Nägel noch Haar“, und zwar auch noch, wenn er die Hölle wieder verlassen hat, bis er befreit durch höhere Gewalt: „reinen Kuß von reiner Maid“. Die Frist ist um, und der Knecht fordert seinen Lohn. Hier unterbricht nun der Dichter den Gang der Handlung durch ein langes Intermezzo, das den Zuschauer weit wegführt von dem wesentlichen Inhalt des Spiels: durch einen Aufzug der verschiedenen Sünder, der Personificationen aller Arten des Lasters (vergl. die Maskerade im zweiten Theil des „Faust“). Und nun beginnt die Abrechnung. Den einen Theil seines Versprechens, Ruppert zu rächen, hat der Teufel gehalten: der Wirth ist im Trunk umgekommen, der Junker hat sich erhängt. Aber dem anderen Theil des Vertrages, ihm Reichthum zu schaffen, weicht er aus: Geld und Gut müsse sich Ruppert selbst erwerben, da er ja in der Hölle gelernt, wie es gemacht werde. Das ist auch wieder nicht märchenhaft, denn der Teufel muß Abmachungen streng inne halten, auf dieser Voraussetzung beruht wenigstens die ganze Teufelsmythologie. Der Bärenhäuter kehrt also enttäuscht in die Welt zurück, wo Alles erschreckt vor seiner Ungestalt davon flieht. Traurig schleicht er Abends an den Dorfteich und belauscht, im Schilf versteckt, Aennchen, die vergrämt und verkümmert um ihre verlorene Liebe klagt. Ruppert ruft ihr zu und kündet ihr sein Loos: „Reiner Kuß von reiner Maid, mich von allem Leid befreit.“ Beglückt will sie ihn umfangen, als der Teufel einen hellen Strahl Mondlicht auf ihn fallen läßt, da weicht sie schaudernd vor seinem Aussehen zurück. Und nun entführt der Teufel den armen Bärenhäuter wieder in die Hölle,

die sich inzwischen in eine Art Venusberg verwandelt hat. Die schönsten Höllenmädchen locken Ruppert, des Teufels Großmutter selbst spielt die Rolle der Liebesgöttin, — lauter Dinge, die das Volksmärchen nicht kennt. Der ehrliche Knecht aber widersteht allen Verführungen und betet in seiner Noth zu Gott. Und er wird erhört: das Höllenthor springt auf, Anna, von guten Geistern geleitet, tritt herein und küßt ihn herzhaft auf den Mund. Nun steht er in seiner ursprünglichen Gestalt wieder da, und das selige Paar schreitet zur Hölle hinaus, dem Leben und dem Glück entgegen. Man sieht, wie wundersam sich das Märchen hier gewandelt hat, wie viel künstliche und sentimentalische Zuthat die schlichte Fabel durchwuchert, wie viel Nebensächlichkeiten sich in den Vordergrund drängen.

Ganz anders hat Siegfried Wagner den Stoff angegriffen. Er geht geraden Weges aufs Ziel los, verliert es auch während der ersten beiden Acte nicht einen Moment aus dem Auge, nur im dritten tritt eine gezwungene Umbiegung der bis dahin so gut gewachsenen Handlung ein. Bei Wagner geht Hans Kraft beim Teufel in Dienst, nicht aus Gram über verrathene Liebe und nicht um seine Rache zu kühlen, sondern einfach, weil er auf der Erde nichts zu thun findet. Der Krieg ist aus, seine Mutter ist todt, Freunde hat er nicht, Keiner will ihn beherbergen, und so nimmt er, halb aus Lust am Abenteuer, halb durch die Aussicht auf künftigen Reichthum gelockt, das freundliche Anerbieten des Teufels an, zumal die Bedingungen bequem sind. Er muß nur den Kessel heizen und Acht haben, daß keine der Seelen entwischt. Nach einem Jahre Dienst ist er frei und hat Geld in Hülle und Fülle. Anfangs geht Alles gut, Hans thut seine Pflicht mit einer gewissen Freudigkeit, bis Sanct Peter daher kommt und ihn zum Würfelspiel verleitet: eine Anzahl Seelen gegen allerlei irdischen Tand. Petrus gewinnt, und die Seelen fliegen mit einem Hallelnja gen Himmel. Als der Teufel die Bescherung sieht, geräth er in großen Zorn. Für die Arbeit, die Hans Kraft in der Hölle gethan hat, lohnt er ihn ab: ein leerer Sack macht ihn zum reichen Mann, denn so oft er hineingreift, zieht er eine Handvoll Goldes heraus. Aber für seinen Ungehorsam muß er büßen. Teufelchen bewerfen ihn mit Ruß und kleiden ihn in eine Bärenhaut, und so soll er durch die Welt gehen, ohne sich zu waschen, ohne die Haare zu schneiden und so weiter, bis er ein Mädchen findet, das ihm drei Jahre lang treu bleibt. Geschieht dies wirklich, dann will ihm der Teufel — Uebermuth und die Zuversicht, daß es sich unmöglich erfüllen könne, geben ihm dies ein — noch drei Wünsche gewähren. Auf der Erde entsetzen sich alle Leute vor seinem Aussehen, aber sein Reichthum schafft ihm doch wieder gute Aufnahme. Nur bei den Mädchen hapert es: selbst eines verschuldeten Bürgermeisters ältliche Töchter, die gar gerne einen reichen Mann hätten, verlachen ihn. Doch die jüngste, Luise, hat Mitleid mit seinen guten Augen und mit seinem Schmerz und verspricht willig, die Prüfungszeit zu bestehen. Am Anfang des dritten Actes sind die drei Jahre glücklich verlaufen. Der Bärenhäuter wird von den Höllengeistern wieder sauber geputzt, woraus ersichtlich, daß klein Luisel treu war. Die drei Wünsche verpulvert er in köstlicher Thorheit: er will sein wie früher — er hat gar nicht gemerkt, daß dies schon geschehen ist —: er will den Teufel nicht mehr sehen und den Sack haben, doch ohne Geld und Spuk. So zieht er davon, Treuliebchen aufzusuchen. Bis dahin hat der Textdichter sich als Dichter erwiesen. Er hat nichts gegeben, was nicht unmittelbar aus einer kräftigen Vorstellung der handelnden Persönlichkeiten herausgewachsen wäre, und man schätzt, wie mir scheint, diesen Text zu niedrig ein, wenn man ihn nur theatralisch wirksam nennt. Er ist mehr als das, er ist echt im Kern, also dramatisch und voll Natürlichkeit und Frische. Nur der Schluß geht schief, und die Art, wie Siegfried Wagner ihn gestaltet, ist überaus charakteristisch. Wenn im Märchen zwei Liebende sich heirathen, so leben sie glücklich bis ans Ende ihrer Tage. Wovon sie leben, und ob sie überhaupt etwas zum Leben haben, das geht das Märchen nichts an, sie leben eben. Der moderne Mensch Wagner dagegen fühlt das Bedürfniß, nun auch nach-

zuweisen, daß der Bärenhäuter und seine Luise einer gesicherten Zukunft entgegengehen, ja, er trachtet danach, dem Helden dieser Abenteuer so zu sagen eine gesellschaftliche Position zu geben. Deshalb erscheint dem harmlos seines Wegs Ziehenden noch einmal Sanct Peter und fordert ihn auf zur Plassenburg zu eilen, die vom Feinde überrumpelt werden soll, und deren Besatzung nebst Wachen im Schlaf liegt. Hans Kraft folgt der Aufforderung, weckt die Mannschaft, ficht selbst mit Löwenmuth und kehrt nun, mit Kriegsruhm bedeckt, in die Heimath zurück. Und da der Oberst Mussel und sein Kriegsherr die klingende Belohnung nicht sparen werden, so darf das Publicum über das Schicksal des Brautpaares beruhigt sein.

Also Wagner der Textdichter. Weit weniger hat es Wagner der Componist getroffen, ja, man kann über den musicalischen Theil seines Bärenhäuters kaum sprechen, ohne in den Ton des Spottes zu verfallen. Das Orchester klingt gut und wird ziemlich selbständig behandelt, — damit ist das mögliche Lob eigentlich erschöpft. Die Qualität der musicalischen Erfindung steht auf ziemlich tiefer Stufe. Formell schwankt sie zwischen dem Operiren mit kümmerlichen Leitmotiven (nicht in wirklich thematischer Arbeit, sondern in losem Durcheinander, wie Streublumen), zwischen einer phraseologischen Declamation, welche die dramatischen Momente ausschließlich stützt, und zwischen geschlossenen Melodien, deren Charakter durch eine Erinnerung an das „Gebet einer Jungfrau", oder an landläufige Brettlgesänge von Ludolf Waldmann — ohne Paul Linke zu nahe zu treten — am besten gekennzeichnet wird. Gerade an den Stellen, wo das tiefste Gefühl musicalischen Ausdruck finden sollte, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, in dem Duett, da die Treue sich in Liebe kehrt, wird Wagner am flachsten. Und das ist es, was neben dem geringen stilistischen Geschmack am peinlichsten auffällt, dies Versagen der Kraft an entscheidenden Punkten. Siegfried Wagner will einem Vergleich mit seinem Vater möglichst aus dem Wege gehen, das merkt man aus der Art, wie er seine Motive formt; und ein solches Bescheiden ist um so verständiger, als der Abstand vom Vater zum Sohn in der That ungeheuer zu sein scheint. Kleine verwandtschaftliche Anlehnungen lassen sich natürlich nachweisen, aber sie treten zurück gegenüber der Menge des selbständig Erfundenen, bei dem leider bis jetzt noch „volksthümlich" mit „trivial" verwechselt wird. Doch warten wir das nächste Werk Siegfried Wagner's ab, das, wie fleißige Reporter melden, bereits fertig concipirt und sogar zum Theil ausgeführt ist. Dort wird sich zeigen müssen, ob er, der vorwärts kommen will, auch vorwärts kommen kann.

Arnold Mendelssohn ist eine ganz andere Natur, ein feinsinniger Musiker, aber kein dramatischer Componist. Beim Studium des Klavierauszuges fällt Vieles als anmuthig und geschmackvoll ersonnen auf, was bei der Bühnenaufführung sehr verblaßt. Der Grund dafür ist einfach genug. Das Bühnenwerk fesselt durch den Inhalt der dramatischen Vorgänge die Aufmerksamkeit so stark, daß die Musik besonders geartet sein muß, wenn sie als Helferin zur Verdeutlichung oder Vertiefung jener Vorgänge einen Platz in der Phantasie des Zuschauers gewinnen will. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes können verschiedene sein: eine sehr intensive Melodik, wie bei Mozart, oder eine große Kraft und Plastik der verarbeiteten Motive, wie bei Richard Wagner, oder grelle Farben und scharfe Contraste, wie bei manchen Neuitalienern. Arnold Mendelssohn verfügt in seiner Musik über keins dieser Mittel in ganzem Umfange; er ist im Wesentlichen Lyriker, der mit zarten Farben malt und dort, wo solche Nuancen am Platze sind, schöne Wirkungen erzielt. Für den Ausdruck heftiger Leidenschaft und für den Aufbau großer dramatischer Steigerungen jedoch findet er nicht die recht überzeugenden Töne. Auch daß seine Erfindung nicht immer ganz selbständig ist, sondern sich öfter an Vorbildern emporrichtet, die bei Wagner und Weber zu finden sind, fällt dem aufmerksam Hörenden auf. So ist der Durchschnitt des Eindrucks, den seine Musik hinterläßt, der der Liebenswürdigkeit und Vornehmheit, Eigenschaften, die allein nicht ausreichen, um erfolgreiche — oder ich will lieber sagen lebenskräftige —

musikdramatische Werke zu schaffen, zumal wenn der Liebenswürdigkeit ein leiser Zug von Schwäche beigemischt ist.

Noch ein anderer Märchenstoff, „König Drosselbart", hat seine Bearbeiter gefunden: den Dichter Axel Delmar und den Componisten Gustav Kulenkampf, und das Königliche Opernhaus führte das Werk auf. Die Dramatisirung der Fabel ist ziemlich gelungen, wenn auch etwas flach. Gelungen insofern, als das Ueberflüssige ausgeschieden, das Charakteristische betont, das Ganze also vereinfacht ist, gelungen auch deshalb, weil die Sinnesänderung der hochmüthigen Königstochter, das Aufkeimen der Liebe zu dem angeblichen Bettler an eine Charakterprobe des verkleideten Königs geknüpft wird. Da er, der Niedrige, muthvoll dem zudringlichen Jäger entgegentritt und ihn vertreibt, spürt das verwöhnte Kind, daß sie im Schutz dieses Mannes sich sicher fühlen darf, daß Herz und Hand bei ihm zu rechter Zeit in Thätigkeit treten; und aus dem Gefühl der Sicherheit wird Zuneigung, aus der Zuneigung Liebe. Freilich ist dies so episodisch skizzirt, daß der beste Wille dazu gehört, es nur zu erkennen. Ueberhaupt vollzieht sich der Umschwung viel zu plötzlich, um glaubhaft zu sein, und es ist viel zu viel des Spielerischen in die im Grunde ernste Handlung eingemischt, als daß ein wahrhaftiges Drama entstünde. Das Spiel ist zu sehr mit Gefühl und tieferem Sinn beschwert, um nur als Spiel genommen zu werden, und es ist wieder zu viel Spiel, um uns innerlich zu bewegen. So schwebt das Stück heimathlos zwischen Posse und Drama, und die Lösung der Verwirrungen wird endlich mit sehr wenig Geschick herbeigeführt. Der dritte Act ist eine einzige große Verlegenheit, die durch die Musik noch eine peinliche Steigerung erfährt. Denn der Componist besitzt alle möglichen guten Eigenschaften: er arbeitet recht anständig, er benimmt sich sehr hübsch beim Instrumentiren, und geht Trivialitäten möglichst aus dem Wege; nur was man Erfindung oder erfinderische Gestaltung nennen könnte, das hat ihm die Natur leider vorenthalten. Und deshalb wird es nicht allzu viele Musikfreunde geben, die den „Drosselbart" mit einiger Erbauung angehört haben.

Das Bedeutendste, was die Königliche Oper an neuen Werken in diesem Winter aufgeführt hat, ist der „Kain" von H. Bulthaupt und Eugen d'Albert. Das Bedeutendste unter den Neuaufführungen, — ein geringeres Lob wäre kaum auszusprechen; aber der „Kain" ist ein Achtung gebietendes Werk, auch abgesehen von der Umgebung, in der er steht. Der Text hängt eng mit der Byron'schen Tragödie zusammen, nur daß hier in einen Act gepreßt ist, was dort in dreien mittelst eines weiten philosophischen Umwegs erreicht wird. Die Verdichtung zeugt von richtigem Blick für die Ansprüche des Musikdramas. Die Unterredung Lucifer's mit Kain, die bei Byron einen ganzen Act ausfüllt, ist hier auf ein sehr kurzes Maß gebracht, und von Rechtswegen. Denn dies Gespräch steigt wohl in die tiefsten Gründe der Menschenseele und rührt an die tiefsten Fragen des Daseins, doch spottet es jeder Auflösung in Musik. Und so knapp es Bulthaupt gefaßt hat, für die Composition war es immer noch zu lang, denn es ist, wie natürlich, der schwächste Theil von d'Albert's Arbeit geworden. Das Motiv des Mordes ist der Erzählung der Bibel und der Darstellung Byron's gegenüber verfeinert durch die Ausscheidung der Wirkung verletzter Eigenliebe. Kain hat sich dem Dämon der Finsterniß zugewendet, ihm, der den Menschen Mensch sein lehrt, und er erschlägt Abel, nicht, weil seines Bruders Opfer angenommen, das seinige verworfen wird, sondern weil Jener dem Gott des Lichtes opfert und überhaupt opfert, da doch der Geist, dem Kain sich beugt, keine Opfer verlangt. Der Componist schildert in der Ouvertüre, wenn ich ihn recht verstehe, die Vorgeschichte des Dramas: Kain's innere Unrast, seinen leidenschaftlichen Drang nach einem Unbestimmten, das uns das Drama als Erkenntniß des Daseinszweckes enthüllt. Auch lichtere Bilder tauchen auf, und gerade in der Darstellung dieser helleren Seiten des Vorwurfs scheint mir d'Albert's Stärke zu liegen. Abel's Vision des Paradieses, sein Hymnus an die erwachende Natur zeigen melodische Linien von großer Schönheit,

und ebenso fesselt das Gebet des Soloquartetts durch Klangreiz und Anmuth der Erfindung. Die Melodie, die diesem Quartett zu Grunde liegt, kehrt später wieder bei dem durch das Orchester prachtvoll gemalten Sonnenaufgang. Ueberhaupt ist das Orchester der eigentliche Träger der musicalischen Entwicklung; es knüpft durch das feine motivische Gespinnst die einzelnen Phasen der Handlung fest zusammen, und hört nicht auf, die Theilnahme des Zuhörers anzuspannen. Das ist ein unerhörter Triumph der Technik, denn an Phantasie hat d'Albert in anderen Werken schon mehr verausgabt, als hier; ja, nach dem Schluß des Werkes hin gewinnt das declamatorische Pathos, das, von den erwähnten lyrischen Stellen abgesehen, die Art des „Kain" wesentlich bestimmt, ein so geräuschvolles Aeußeres, daß der relativ geringe darin eingeschlossene Inhalt etwas befremdet. Aber d'Albert ist ein Künstler, dessen Ernst auch dann sympathisch ist, wenn er nicht Alles, was angestrebt war, erreicht.

Ueber die anderen Opern dieses Winters sind nicht viele Worte zu verlieren. Wahrhaft erstaunlich ist es, daß ein Componist auf den Gedanken kommen konnte, die selige „Grille" der seligen Birch-Pfeiffer durch Musik noch einmal zu beleben. Johannes Doebber war der Kühne, und Erich Speth machte ihm den Text. Was an gangbaren Effecten sich auftreiben ließ, hat Herr Speth hier wahllos aufgespeichert. Die verschiedensten Beleuchtungsarten folgen einander in schönem Wechsel: Mondschein, Abendsonne, Tageslicht; und da singende und tanzende Kinder im „Evangelimann", da Volkslieder in „Hänsel und Grethel" gute Wirkung gethan haben, so kommen auch singende Kinder und Volkslieder vor, ja sogar die Geister des Schneiders Zitterbart und der Knusperhexe gehen um, denn der „Evangelimann" und „Hänsel und Grethel" schwebten dem Verfasser augenscheinlich als Muster moderner Opern vor der Seele. Bunt wie der Text ist die Musik ausgefallen; sie ist aus allen Gegenden zusammengehört. Wenn Herr Doebber sich entschließen könnte, ganz schlicht in der freundlich-banalen Art zu schreiben, die seine Natur ist, dann würde er der Schöpfer manches Sanges werden, der Volksthümlichkeit und weite Verbreitung erlangte. Doch steht sein Ehrgeiz höher. Er versucht bedeutend zu sein, und reckt sein kleines Talent aus, um dramatische Größe zu erreichen, und bei diesem Bestreben fällt er der hohlsten Phrase zur Beute. Wie er dann aber plötzlich einmal die pathetische Gebärde aufgibt und ein höchst solid spießbürgerliches Wesen zeigt, das ist sehr komisch mit anzusehen.

Felix Dahn's „Ratbold", den Reinhold Becker componirt hat, sollte eigentlich den Untertitel „Der umgekehrte Enoch Arden" führen. Es sind hier nicht nur zwei Freunde, sondern sogar zwei Brüder, die dasselbe Mädchen lieben. Der Begünstigte zieht aus, das Glück zu erjagen. Er bleibt lange fort, und der Andere wirbt vergeblich um die Liebe der einsamen Braut. Als der schon längst todt Geglaubte endlich heimkehrt, als das Schiff, das ihn wiederbringt, an der Küste scheitert, da rettet ihn der Bruder mit Lebensgefahr, legt ihn der alten Mutter und der Braut in die Arme und fährt dann selbst in die wildbewegte See hinaus. Diese süßlich-sentimentale Geschichte wird durch Becker's Musik nicht besser. Er ist Saloncomponist, aber einer, dem keine rechten Gedanken kommen, und auch hier hat er eigentlich nur einen einzigen guten Einfall gehabt: den nämlich, das schöne schottische Volkslied vom treuen Johnie, das bereits Beethoven für eine Singstimme mit Triobegleitung gesetzt hat, wieder zu verwenden. Man freut sich herzlich dieser Begegnung. Der Rest ist Schweigen.

Dieselbe Behandlung wird sich auch für das letzte der neuen, von der Königlichen Oper aufgeführten Stücke empfehlen: „Die Beichte" von Axel Delmar, Musik von Ferdinand Hummel, denn der Dichter vermag durch die unklar exponirte, tragisch überhitzte Handlung ebenso wenig Interesse zu erregen wie der Componist durch seinen farblosen Tonsatz.

Größere Verdienste als durch die Vorführung aller dieser Neuheiten — d'Albert's „Kain" soll ausgenommen sein — hat sich die Königliche Oper durch eine muster-

hatte Neueinstudirung von Mozart's „Cosi fan tutte" erworben. Die Musik gehört zum Schönsten, was Mozart geschaffen hat, darüber waren alle Kenner seit dem vorigen Jahrhundert einig, aber da Ponte's Text mißfiel durch seine Frivolität, wie man sagte — obwohl man den unendlich frivoleren „Figaro" ruhig hinnahm — und durch die Plattheit der Verkleidungskomödie; deshalb wurden immer und immer wieder Umarbeitungsversuche vorgenommen, die alle mißglückten, weil man durchaus darauf ausging, die Handlung zu „veredeln". So blieb dies Stück für die Bühne verloren, bis Ernst von Possart auf die merkwürdige Idee verfiel, es doch noch einmal mit der Originalfassung zu versuchen, eine gute Uebersetzung (die von H. Levi) zu benutzen, und dem Spiel das rechte Tempo zu geben. Und es war als sei ein Wunder geschehen: jetzt stimmte Alles vortrefflich zusammen, die geistsunkelnde Musik und die übermüthige Posse, die vorüberlief wie ein Schattenspiel. An eine ernsthafte ästhetische Betrachtung dachte nun Keiner mehr; der Carnevalsschwank war wieder zum Carnevalsschwank geworden. Nach dieser Münchener Aufführung war die Berliner eingerichtet. Am Capellmeisterpult saß Richard Strauß, in die sechs Personen des Stückes theilten sich unsere ersten Künstler und Künstlerinnen, die Regie war ausgezeichnet, Action und Musik stimmten wundervoll zusammen, so daß alle die unzähligen tonmalerischen Feinheiten der Partitur hell ans Licht traten, kurz es war eine so ausgezeichnete Vorstellung, wie sie nur jemals an unserem Opernhaus dagewesen ist, ein Meisterstück an künstlerischer Durcharbeitung und deshalb ein Genuß seltenster Art.

Das Theater des Westens hatte sich neben Mendelssohn's „Bärenhäuter" noch einer anderen neuen Oper angenommen: J. Urich's „Hermann und Dorothea". Goethe's Epos ist die Quelle, aus welcher der Textverfasser, Herr Müller-Rastatt, schöpfte. Man macht immer dieselbe Erfahrung: Stoffe, die als Roman oder Epos eine gültige und allgemein bekannte Gestalt bekommen, geben selten oder nie gute Bühnenwerke. Das liegt natürlich nicht am Stoff, sondern an dem Geist, der ihn gestaltet. Denn jeder Stoff kann in jede Form gebracht werden; es kommt nur darauf an, mit welchen Augen er angeschaut wird. Die meisten Dichter aber, die daran gehen, einen Roman zu dramatisiren, haben nicht die Kraft der Phantasie, das reine Ereigniß von der vorgefundenen Form abzulösen und es mit neuen Mitteln in die neue Form zu zwingen. Und so entstehen denn alle die verunglückten Producte, an denen die Schauspielbühne fast ebenso sehr leidet wie die Opernbühne. Herr Müller-Rastatt hat nun kaum etwas Anderes gethan als Goethe's „Hermann und Dorothea" in Acte abgetheilt und dialogisirt. Das gibt natürlich ein unmögliches Product; selbst wenn die Engel vom Himmel stiegen und ihre schönste Musik hergäben, könnten sie daraus keine gute Oper machen. Herr Urich kommt so weit nicht her. Er ist vor einer Reihe von Jahren hier durch eine zwar nicht bedeutende, aber ganz hübsche Oper, „Der Lootse" bekannt geworden, eine Oper, die durchaus im französischen Geschmack geschrieben war. Inzwischen hat er sich ein wenig an moderner deutscher Musik berauscht, und das ist dieser zweiten Oper schlecht genug bekommen. Die Instrumente treiben mit wenig oder nichtssagenden Wendungen ein erregtes Spiel, und über das Orchester hinweg tasten sich die Singstimmen in irrender Hülflosigkeit von Satz zu Satz. Bisweilen treten melodische Ruhepausen ein, Oasen könnte man sagen, wenn sie erquicklicher wären. Viel gut gemeinte Arbeit steckt wohl in dem Stück, aber wenig künstlerische Einsicht und wenig musikalische Einbildungskraft. Der Mißerfolg wurde nicht einmal durch eine gute Aufführung verschleiert, denn die Solisten und der Chor blieben das Beste schuldig.

An die Opernschau muß ich das Fragment aus einer neuen Oper Hans Pfitzner's: „Die Rose vom Liebesgarten" anschließen, das freilich nur in einer Concertaufführung durch den sehr euphemistisch sogenannten „Verein zur Förderung der Kunst", dem Publicum zugänglich gemacht wurde. Das Vorspiel füllte eine runde Stunde des Concertes aus. Was es mit dem hochsymbolischen

Text von James Grun auf sich hat, vermag ich nicht recht zu ergründen; das Erwachen des Frühlings scheint mit dem Erwachen der Liebe als eines neuen Lebens poetisch verquickt zu sein, wenn das Geklingel nicht vielleicht etwas Anderes bedeutet. Ich begreife nicht, wie ein Componist sich auf diese Dichtung einlassen konnte, der Musik zu erpressen, eine ungemein schwierige Aufgabe sein muß. Für Herrn Pfitzner war sie wohl zu schwer, denn es ist ihm nicht gelungen, den Beweis zu führen, daß hier überhaupt musicalische Schätze zu heben sind. Was er uns bot, war weder stilrein noch anziehend in den Erfindungsqualitäten. Liegt das nun ausschließlich am Vorwurf oder auch an ihm? In einem Concert der Herren Holländer und Genossen spielten die Herren E. Jedliczka und A. Hekting eine Violoncellosonate in Fis-moll seiner Composition, die bei den Fachmusikern sowohl wie beim Publicum ungetheilte Anerkennung fand, und die viele Züge eigen gearteter Phantasie und Gestaltungskunst aufweist. Es wäre merkwürdig, wenn sich sein musicalisches Wesen von jener Sonate bis zu dieser Oper so verändert hätte, daß es Fesselndes gar nicht mehr zu geben vermöchte. Es wird deshalb gut sein, mit einem Urtheil zurückzuhalten, bis das ganze Werk vollendet vorliegt und scenisch dargestellt ist.

Im Concertsaal sind viele Componisten bemüht gewesen, durch ausschließliche Vorführung eigener Werke ihre künstlerische Persönlichkeit durchzusetzen, aber nicht vielen ist das Unternehmen geglückt. Gewiß nicht Asger Hamerik, der mit dem Philharmonischen Orchester und einem Damenchor große Dinge vollführen wollte, Sinfonisches und Religiöses, jedoch nur Langweiliges zu Stande brachte. Wie leicht ist es doch, in den Ruf eines ungewöhnlichen Componisten zu kommen! Mir klang seit vielen Jahren der Name Asger Hamerik im Ohr, ohne daß ich Wesentliches von ihm gehört hatte, meine Enttäuschung nach diesem Concert war deshalb nicht gering. Nun frischt ein bekannter Berliner Musikkritiker die Erinnerung daran auf, wie Hamerik's Berühmtheit entstanden ist: er führte vor etwa dreißig Jahren einen „Friedenshymnus" auf, bei dem das Orchester durch 14 Harfen, 2 Orgeln und 4 Glocken verstärkt war. Da hielt man ihn für einen kühnen und großen Geist. Wie leicht ist es doch, in den Ruf eines ungewöhnlichen Componisten zu kommen!

Auch Karl Gleitz hat wiederum versucht, die Schranken, die eine gewiß gütige und vorsorgliche Natur ihm gesetzt hat, mit Gewalt zu durchbrechen, und wiederum hat der Erfolg gegen ihn gesprochen. Aber wär's nur der Erfolg! Nein, Herr Gleitz schätzt sich nicht richtig ein, wenn er glaubt, er könne durch seine musikalischen Leistungen eine erste Stelle einnehmen. Hunderte haben wir, die Gleiches leisten wie er, nur fehlt diesen Hunderten das Selbstbewußtsein, um sich so in den Vordergrund zu drängen. Von ihnen spricht man deshalb nicht, aber Herr Gleitz hat dafür gesorgt, daß von ihm gesprochen wird. Ob es ihm Nutzen und Freude bringt?

Herr Akos v. Buttykay führte eine Sinfonie, eine Phantasie für Clavier und Orchester, sowie eine Anzahl Lieder vor, und erwies sich als gut gebildeten Durchschnittscomponisten, nicht reich, nicht arm, arm vielleicht nur in der Kunst, zu instrumentiren, in der sonst unsere jüngeren Componisten sich auszuzeichnen pflegen.

Ferner veranstaltete Herr Oskar Nedbal, der vortreffliche Bratschist des Böhmischen Streichquartetts, der zugleich Dirigent der Prager Philharmonie ist, mit Hülfe des Philharmonischen Orchesters einen Dvořák-Abend, was wohl eigentlich kaum nöthig war, denn Dvořák wird in unseren Concertsälen reichlich gepflegt. Und je mehr Compositionen von ihm man hinter einander hört, um so mehr fallen neben den reichen Schönheiten, die überall anzutreffen sind, gewisse Lässigkeiten auf. Er ist nicht immer ein ganz feiner Stilist, hat nicht immer die Selbstkritik, Unwesentliches auszuscheiden, zu kürzen und die Darstellung zu concentriren. Neu für Berlin war nur ein sinfonisches Gedicht „Die Waldtaube", in dem eine Dichtung Jaromir Erben's musicalisch illustrirt wird. Eine Frau hat ihren Mann vergiftet und einen Anderen genommen. Aber die Seele des Gemordeten sitzt als weiße Taube auf einer Eiche und girrt Jammerlaute und treibt die Mörderin in den

Tod. Das kann natürlich nur mit ganz äußerlichen Mitteln als Musikstück ausgeführt werden: Trauermusik, Hochzeitszug, das Girren der Waldtaube, und so weiter. Das Publicum amüsirt sich dabei, herauszufinden, was der Componist in jedem Augenblick meint. Das mag ein gewisses Vergnügen sein, hat jedoch mit Kunstgenuß im eigentlichen Sinne nichts mehr zu schaffen, sondern steht als geistige Thätigkeit ungefähr auf der Stufe des Auflösens von Vexirbildern. Wie groß ist die Freude, wenn man die künstlich verborgene Zeichnung endlich gefunden hat! Im Uebrigen zeigt die Factur dieser sinfonischen Dichtung, wie bei Dvořák begreiflich, den Meister in der Handhabung aller musicalischen Ausdrucksmittel. In derselben rhapsodischen Art, wie die „Waldtaube", ist ein ebenfalls für Berlin neues Werk von Dvořák, „Heldenlied" gearbeitet, das in einem der philharmonischen Concerte (A. Nikisch) zur Aufführung kam. Es sollen wohl Seelenstimmungen darin gezeichnet werden: trotziger Muth, Zweifel und melancholische Bedrücktheit, dann wieder stürmische Lebenslust, und am Schluß ist es, als ob der Held die via triumphalis hinaufschreitet, — so wenigstens deut' ich mir den Jubelhymnus. Das Stück interessirt durch die Erfindungskraft, die sich in den einzelnen Abschnitten kund thut, und durch das slavisch-nationale Colorit, in welches das Ganze getaucht ist.

Auch zwei andere slavische Componisten, die Russen Rimsky-Korsakow und Glazounow, beide bereits durch frühere Werke hier bekannt, kamen aufs Neue zu Worte, Jener mit einer orientalischen, sehr phantastischen Tondichtung „Antar", die mit einem weitläufigen Programm behaftet ist und deren sich die Königliche Capelle (F. Weingartner) annahm, Dieser mit einer Sinfonie in C-moll, die Herr Nikisch in den philharmonischen Concerten aufführte. Ueber den „Antar" zu reden, lohnt nicht recht die Mühe, denn trotz alles Aufgebotes an Instrumentirungskünsten und raffinirten Klangeffecten ermüdet das Werk durch seine Gedankenarmuth; es ist Schale ohne Kern. Anziehender war Glazounow's Sinfonie. Besonders der zweite Satz, eine Andante mit Variationen, die viel eigenthümliche Erfindung zeigen, und das sehr bewegte, fröhlich hineilende Finale mit seiner lebendigen und wechselreichen Rhythmik traten als bedeutsam hervor.

Unter den großen Orchesterwerken sei noch der D-moll-Sinfonie von César Franck gedacht, die alle Vorzüge, aber auch alle Schwächen des belgischen Meisters zeigt: viel feine Gedanken- und Combinationsarbeit, eine große Sicherheit in der Disposition, aber keine eigentlich schöpferische Kraft. Am bedeutendsten mag der erste Satz sein, zum mindesten ist er am würdigsten und größten in seiner ganzen Haltung. Der anmuthigste jedoch ist das melancholische Allegretto, dessen trübe Stimmung durch einen heiteren Mittelsatz aufgehellt wird. Das Finale, nach meinem Geschmack der unbedeutendste Theil, greift auf Themen aus den früheren Sätzen zurück, — ein Mittel, das auch von anderen Componisten, besonders von Bruckner, viel angewendet wird, ohne doch die hierdurch erstrebte Einheitlichkeit herbeizuführen.

Die Wagner-Vereine Berlin und Berlin-Potsdam (Direction R. Strauß) haben uns mit zwei fast vergessenen Werken aus Berlioz' erster Compositionsperiode bekannt gemacht. Die Ouverture zu „Rob Roy" ist in Deutschland noch nie aufgeführt worden, und das Werk bietet auch kein höheres, als ein rein historisches Interesse. Es gehört zu den Arbeiten, die Berlioz als Gewinner des Römerpreises nach Paris schickte, und wurde 1832 componirt. Im Einzelnen findet sich manches Stimmungsvolle, die Factur jedoch ist dilettantisch: eine Aneinanderreihung von verschiedenen Melodien, die des Zusammenhaltes durch ein musicalisches oder überhaupt künstlerisches Band entbehren. Die Cantate „Der fünfte Mai" dagegen zeigt Berlioz von besserer Seite. Im Text, einem Béranger'schen Gedicht, werden die Empfindungen wiedergegeben, die ein aus Indien heimkehrender französischer Soldat hat, als er an St. Helena vorüberseglet und die schwarze Flagge erblickt, die ihm Napoleon's Tod anzeigt. Eine Baritonstimme und das

Orchester tragen hauptsächlich den Ausdruck dieser Empfindungen, und, was bei Berlioz so häufig der Fall ist, geben ihn mit einer Ergriffenheit wieder, die den Hörer wieder ergreift. Anfangs erweist sich die musicalische Materie etwas spröde, doch wenn erst die Massen in Fluß gekommen sind, und wenn dann der Chor seufzend und klagend hinzutritt, gewinnt die Melodik eine herzliche und tief eindringende Wärme.

Felix Weingartner ist unter unseren hervorragenden Capellmeistern derjenige, der am meisten den Ehrgeiz hat, auch als Componist sich Ruhm und Rang zu erwerben. Richard Strauß scheidet, wenn man von componirenden Dirigenten spricht, natürlich aus, denn er ist ein dirigirender Componist, und einer von genialischer Veranlagung, während Herr Weingartner noch immer um den Titel eines Talentes ringt. Aber man muß ihm lassen, daß er ungemein fleißig ist, und es gewiß auch ernst nimmt. In seiner Tondichtung „Das Gefilde der Seligen" stört nur die Erinnerung an Böcklin's Gemälde. Denn gerade von der Herbigkeit und Strenge dieses Schweizer Künstlers hat der österreichische Componist sehr wenig in seiner Art. Was er schreibt, ist mehr elegant, als kraftvoll, und hier, in diesen Gefilden, zeigt er zwar viel Sinn für Orchesterfarbe, und viel Fähigkeit, ohne großen Gedankenreichthum Stimmungen zu erzeugen, nur eben mit Böcklin will das nicht zusammen passen. Aehnlich geht es mit seinen Liedern, die Frau Schoder-Gutheil einen ganzen Abend hindurch sang. Ein vornehmer Eklecticismus, der Publicum und Musiker kühl läßt, und dann wieder ein etwas leichtfertiger Salonton, der die Musiker ebenfalls kühl läßt, das Publicum hingegen vergnüglich anregt. Am wenigsten gut hatte es Herr Weingartner mit dem Streichquartett getroffen, das die Herren Halir, Exner, Müller, Dechert aufführten. Es müssen starke Dinge vorkommen, wenn das im Allgemeinen milde Berliner Publicum sich, wie hier, zum offenen Widerstand gereizt fühlt.

Dieselbe Künstlervereinigung zeigte uns auch Herrn Hans Hermann als Quartettcomponisten, was ein immerhin merkwürdiges Schauspiel war, insofern, als Herr Hermann das Kunststückchen unternommen hatte, um den Namen „Begas" vier Sätze herumzumusiciren. Wie der Name Bach und andere, deren Buchstaben Notenbedeutung haben, musicalisch verarbeitet sind („Abegg", „Asch", „Belajeff"), so wurde hier des Namens Begas nicht geschont. B—e—g—as; b—e—g—a—es; b—g—as und die Combinationen dieser Notenfolgen lieferten das motivische Material für dies Quartett, das wahrlich nicht sehr gelungen ist, weil dem Verfasser die Technik des strengen Satzes in hohem Maße gebricht, das jedoch als Curiosität wenigstens erwähnt werden soll.

Das Joachim-Quartett brachte an neuen Werken das op. 66 in E-moll von F. Gernsheim, ein mit intimster Kenntniß der Satztechnik und mit großem künstlerischen Geschmack entworfenes und ausgeführtes Cabinetstück, und es brachte, unter Mitwirkung von Herrn A. Moser W. Berger's Quintett, op. 75, das ebenfalls aus E-moll geht. Abgesehen von dem gewaltigen Können, das überall hervortritt, zeigt sich in dem breiten Gesang des Adagio und in dem graziösen Gespiel des feingliedrigen Scherzos so viel unverkünsteltes Musikgefühl, daß man dies Quintett als eine Bereicherung unserer Kammermusikliteratur freudig begrüßen muß.

Einen noch größeren Erfolg als mit diesem Instrumentalwerk hatte W. Berger mit seinem „Euphorion", einer Composition jener bekannten Episode aus dem zweiten Theil von Goethe's „Faust". Sie ist für Soli, Chor und Orchester geschrieben und erfuhr durch den Philharmonischen Chor (Dirigent: S. Ochs) unter Mitwirkung hervorragender Solisten eine ausgezeichnete Wiedergabe. Das Stück ist von prachtvoller Klangwirkung, die Thätigkeit der einzelnen Factoren wird mit feinem Sinn für Contraste geregelt und die Erfindung entspringt einer wählerischen Phantasie, so daß musicalisch an dieser Cantate nichts auszusetzen wäre. Doch scheint mir die ganze Tiefe des dichterischen Vorwurfes nicht ausgeschöpft zu sein, ja, ich zweifle, ob es

überhaupt möglich ist, durch eine derartige, durchaus musicalische Behandlung der Dichtung gerecht zu werden, ob nicht die scenische Darstellung mit hineinklingender Musik, wie sie Goethe gedacht hat, mehr auf den Grund dieser Dinge kommt. Und dann: Euphorion ist eine tragische Persönlichkeit, er geht zu Grunde am Zwiespalt seines Wesens — halb Mensch, halb Geist — und an der Kraft des eigenen Willens. Der Geist in ihm strebt über das Irdische hinaus, der Mensch stürzt entseelt auf die Erde zurück. Berger jedoch hat mehr die Anmuth der äußeren Erscheinung Euphorion's gefaßt, als die Tragik seines Geschickes. Schon in dem lieblichen Motiv, das ihn charakterisirt, spricht sich dies aus, und die ganze Art der Musik treibt nach dieser Richtung, so daß ein gewisses Mißverhältniß zwischen dem Inhalt der componirten Scenen und ihrem Ausdruck durch Töne herrscht.

Sehr ernst muß ein „Weihnachtsmysterium nach den Worten der Bibel und Spielen des Volkes" von Philipp Wolfrum genommen werden, das unter Leitung des Componisten in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche aufgeführt wurde. Herr Wolfrum hat in den „Bayreuther Blättern" erzählt, wie er zur Idee dieses Mysteriums gekommen ist. Ein süddeutsches Weihnachtslied, das in die liebevolle Betrachtung des schlafenden Christkindes wehmüthige Reflexionen über sein künftiges Geschick mischt, ein Sang von wunderbarer, schlichter Innigkeit gab die erste Anregung zu dem Werke. Um dies Lied als Mittelpunkt krystallisirten sich allmählich die übrigen Scenen: ein Orchestervorspiel, in das der Engelruf „Ehre sei Gott in der Höhe!" hinein klingt, die Ankündigung des Engels, Maria's Lobgesang, ein Orchesterzwischenspiel, das die Geburt Jesu vorbereitet, die Verkündigung des Engels an die Hirten, womit der erste Theil schließt. Der zweite beginnt wieder mit einem Orchestersatz über das Kirchenlied „Gelobet seist Du, Jesu Christ", das gewissermaßen den Tenor dieses ganzen Theiles bildet; dann folgt „Maria an der Krippe", eben jenes Anfangs erwähnte, alte Weihnachtslied, dann die Anbetung der Hirten und der drei Könige, endlich die Schlußscene, ein Lobgesang von Solostimmen und Chor: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", auf die Melodie von „Gelobet seist Du, Jesu Christ". Merkwürdig, wie sich die Entwicklungskreise mancher Kunstformen schließen. Die Mysterien und Passionen sind aus der Lectio mit vertheilten Rollen entstanden, die sich bald zu einer Art dramatischer Aufführung entwickelte. Wolfrum greift nun mit vollem Bewußtsein auf diese Urgestalt zurück: sein Mysterium soll in der Kirche mit lebenden Bildern und Pantomimen aufgeführt werden, der Musikapparat den Zuhörern unsichtbar bleiben. Doch übt es auch eine starke Wirkung aus, wenn diese Bilder wegbleiben. Es erinnert mich in mancher Beziehung an H. v. Herzogenberg's „Geburt Christi", z. B. durch die beziehungsreiche Verwebung von Chorälen und volksthümlichen geistlichen Liedern und durch die im Allgemeinen populäre Haltung des Ganzen. Aber der Grundcharakter beider Werke ist doch wieder sehr verschieden! v. Herzogenberg steht näher zu Bach, dem er auch in dem herrlichen polyphonen Schlußchor seines Weihnachtsoratoriums eine Huldigung darbringt. Wolfrum hat seine Phantasie und sein Können ebenfalls an Bach gebildet, aber er hat noch mehr moderne Elemente aufgenommen, kennt die Tonsprache Liszt's sehr genau, wie öfter zu merken ist, verarbeitet jedoch das Fremde immer zu eigenem Besitz, so daß wir wie in v. Herzogenberg so auch in ihm eine selbständige künstlerische Persönlichkeit vor uns sehen. Der Orchestersatz ist ziemlich anspruchsvoll, reich, farbig und durch eigene Stimmführung belebt; die Singstimmen sind einfacher behandelt. Es wäre zu wünschen, daß Werke solchen Gehaltes von den Leitern unserer Kirchengesangchöre während der Weihnachtswoche öfter zur Aufführung herbei gezogen würden, sei es mit, sei es ohne die Beigabe lebender Bilder und Pantomimen. In jedem Fall würde eine künstlerische und religiöse Erbauung dadurch erzielt werden.

Carl Krebs.

Iphigenie in Amerika.

[Nachdruck untersagt.]

Das dem Deutschen verliehene Schicksalsgeschenk, sich den Gedanken und sogar dem Gefühle anderer Nationen völlig anzupassen, ist auf die Gestalten unserer Dichtung übergegangen. Lotte, Gretchen, Mignon und Iphigenie, Goethe's reinste Schöpfungen, sind in den Literaturen aller Völker zum zweiten Male aufgelebt, als gehörten sie ihnen an. Ich empfange einen Beweis, wie Iphigeniens Laufbahn in Amerika nun sichtbarer zu werden beginnt. Professor Kuno Francke, der Verfasser von „Social Forces in German Litterature", sendet mir das durch ihn zusammengestellte Textbuch für eine am 22. März zur Erinnerung an Goethe's Todestag in Harward-College zu Cambridge gegebene Darstellung Iphigeniens [1]). Die Gluck'sche Ouverture zu Iphigenie von Aulis, ausgeführt vom Akademischen Streichorchester, machte den Anfang. Unter der Leitung des Directors Heinrich Conried erschienen dann Mitglieder des Irving Place-Theaters zu New York als ausführende Kräfte auf der Bühne, Fräulein Martha Schiffel in der Titelrolle. Ueber den Erfolg berichtet mir ein Brief einer Amerikanerin, der Nichte Alexander Thayer's, des Beethoven-Biographen: dieser Abend werde Allen, die ihn miterlebt, unvergeßlich bleiben. Die Oberleitung des Ganzen lag in den Händen der Abtheilung der Universität für germanische Sprachen und Literaturen. Die Erträge sind für das dort zu errichtende Germanische Museum bestimmt.

Ein wie schönes Bild der geistigen Einheit zweier großer germanischer Völker bietet dieses Auftreten Iphigeniens in Cambridge am 22. März, dem Tage, der lange noch die Menschheit an den Mann erinnern wird, der zu ihren friedlichen Beherrschern gehört. Während zwischen zwei anderen Völkern gemeinsamer germanischer Blutsverwandtschaft ein Kampf heute wüthet, der, wie er nun auch enden möge, als bewußt angethanes Unrecht für England innerhalb der Geschichte der Menschheit dastehen wird, erleben wir hier den unschuldsvollen Siegeszug der germanisch-griechischen Jungfrau, zu der, weit von ihrem Vaterlande, dankbare Blicke emporschauen.

In der Einleitung erinnert Francke daran, daß Goethe selbst 1819 die Iphigenie mit seinen übrigen Werken der Bibliothek zu Cambridge (dem Harward-College also) als Geschenk zusandte — als Zeichen, wie es in Goethe's Begleitbriefe an Joseph George Cogswell heißt, seiner tiefen Theilnahme für ihren hohen wissenschaftlichen Charakter und für den erfolgreichen Eifer, den sie in einer so langen Reihe von Jahren für die Förderung gründlicher und anmuthiger Bildung bewiesen habe. Aber noch eine zweite Iphigenie schloß Goethe damals der Sendung seiner Werke bei: die Neugriechische Uebersetzung des Schauspiels von Papadopulos,

---

[1]) Goethe's Iphigenie auf Tauris. The Weimar Text with the English Translation by Anna Swanwick.

die in Jena unter seinen Augen entstanden war. Als Goethe 1817 schwierigere Stellen mit Papadopulos selbst eingehend besprach, wie in seinen „Jahresheften" zu lesen ist, da konnte ihm der erweiterte Machtbezirk der Iphigenie wohl als eine erfreuliche Bereicherung seiner Erfahrungen erscheinen. Das aber ahnte er damals kaum, daß der Vers

Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten

jetzt jenseits des Oceans vielleicht dem einen oder anderen Deutschen, wie Goethe selbst aus Neapel einst schrieb, etwas Thränenartiges in das Auge bringen würde.

Es wäre ein schöner Brauch, der im 20. Jahrhundert sich einbürgern sollte, daß überall, wo auf dem Erdenrunde Deutsche wohnen, unserer dramatischen Dichter Geburts- und Todestage durch Aufführungen oder Vorlesungen ihrer Werke gefeiert würden. Goethe's Geburtstag mit Götz von Berlichingen, sein Todestag mit Iphigenie. Schiller's Geburtstag mit Wilhelm Tell, sein Todestag mit Wallenstein. Lessing's Geburtstag mit Minna von Barnhelm, sein Todestag mit Nathan. Um sechs weihevolle Festtage würde so der Deutsche Kalender bereichert, besonders für die Deutschen in der Ferne. Denn ob sie auch fremden Staatsverbänden als Bürger zugehörten: in den Werken unserer Dichter haben sie alle ein mit gewaltigen Banden sie vereinigt haltendes geistiges Vaterland. Und um diese Feier zu erleichtern, müßten die sechs Dramen unter gemeinsamem Buchtitel zusammengedruckt werden und überall billig zu kaufen sein, so daß Niemand den Deutschen Boden verließe, ohne das Buch mitzunehmen.

Noch ein anderer Vortheil aber wäre diesen sechs Dichtungen zu entnehmen. Die Dramen müßten im Druck so an einander gereiht werden, daß sich aus der bloßen chronologischen Folge in dichterischer Gestalt ein Stück Deutscher Weltgeschichte ergäbe, die sich sicherlich so fest in das Gedächtniß aller Deutschen einnisten würde, daß sie neben der gelernten Geschichte als eine Verherrlichung unserer Vergangenheit dastände, welche lebendiger und schöner nicht zu denken wäre. Mit der Zeit können in diese Deutsche dichterische Geschichtsbibel noch weitere hineingehörige Dramen anderer Dichter aufgenommen werden. Lasse man im Geiste die Gestalten jener sechs Stücke neben einander stehen: welch' ein leuchtender Anblick!

Herman Grimm.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

Die Feier der Großjährigkeit des deutschen Kronprinzen erhob sich weit über das Niveau eines Familienfestes im deutschen Kaiser- und preußischen Königshause. Seit seiner Begründung hat sich das Deutsche Reich als ein unverbrüchlicher Friedenshort erwiesen, es war daher wohl begreiflich, daß Vertreter der verbündeten und befreundeten Fürstenhäuser, sowie der mit Deutschland gute Beziehungen unterhaltenden Staatschefs sich in Berlin einfanden, nachdem der Kaiser von Oesterreich gleichsam die Losung ausgegeben hatte. Wie bezeichnend ist es, daß nicht nur der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, sondern auch der Präsident der französischen Republik, Loubet, seine Glückwünsche übermitteln ließ! Der französische Botschafter in Berlin, Marquis de Noailles, der sich jüngst in Paris aufhielt, wurde aus Anlaß der Großjährigkeit des deutschen Kronprinzen mit der besonderen Mission betraut, im Namen der französischen Staatsregierung zu gratuliren. Als Vertreter des Kaisers von Rußland traf der Großfürst Constantin Constantinowitsch ein, dessen Erscheinen mit Recht von autorisirter Seite als „ein neuer Beweis für die Fortdauer der alt überlieferten Freundschaft zwischen dem deutschen und dem russischen Kaiserhaus und zwischen dem deutschen und dem russischen Reiche" bezeichnet werden konnte. Daß zugleich mit den hohen Repräsentanten der durch die Tripel-Allianz mit Deutschland verbündeten Mächte, dem Kaiser von Oesterreich und dem Kronprinzen von Italien, auch der Zweibund in hervorragender Weise vertreten war, und daß der Herzog von York, der älteste Sohn des Prinzen von Wales, die Glückwünsche der Königin von England überbrachte, vervollständigt das Bild, in dem durch die Anwesenheit zahlreicher deutscher Fürsten und Prinzen die Einheit des Vaterlandes zum charakteristischen Ausdrucke gebracht wurde.

So ist aus den Trinksprüchen, die zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Kaiser Franz Josef bei der Galatafel am 4. Mai gewechselt wurden, vor Allem der friedliche Ton heraus zu hören. Mit Fug hob Kaiser Wilhelm hervor, daß das deutsche Volk im Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn den treuen Freund und Bundesgenossen der drei deutschen Kaiser erblicke, die seit der Begründung des Reiches auf einander folgten. Sicherlich werden in Oesterreich-Ungarn, sowie jenseits der Alpen auch die weiteren Worte einen lebhaften Widerhall finden: „Und nun sind Eure Majestät erschienen, um der vierten Generation die unschätzbare Gabe Eurer Majestät Liebe und Freundschaft anzutragen, fürwahr, das herrlichste Kleinod, welches heute unter allen Geschenken meinem Sohne mitgegeben werden kann. Zugleich aber haben Eure Majestät durch Ihren Besuch der Welt offenbart, wie fest und sicher der Bund besteht, den Eure Majestät dereinst mit meinem seligen Herrn Großvater und dem Herrscher des schönen südlichen Landes Italien abgeschlossen haben. Wahrlich, dieser Bund ist nicht nur eine Uebereinkunft der Gedanken der Fürsten, sondern je mehr und mehr er bestanden hat, hat er sich tief eingelebt in die Ueberzeugung der Völker, und wenn erst die Herzen der Völker zusammen schlagen, dann kann sie nichts mehr auseinander reißen."

Diese Worte sind wohl geeignet, alle Ausstreuungen zu entkräften, nach denen das Friedensbündniß der mitteleuropäischen Großmächte gefährdet sein könnte. Auch in Italien wurde der vergebliche Versuch gemacht, Mißtrauen zu säen, indem die Ankündigung des Besuches des Kaisers Franz Josef so gedeutet wurde, als ob eine Zurücksetzung Italiens vorliegen könnte. Sehr bald zeigte sich jedoch, daß alle fremden Gäste gleichmäßig willkommen waren, dem Kaiser von Oesterreich allerdings die Priorität der Initiative gebührte. Bezeichnend ist andererseits die Herzlichkeit, mit der die Berliner Bevölkerung in dem Kaiser von Oesterreich auch den König von Ungarn

begrüßte. Die Bande, die Deutschland mit Ungarn verknüpfen, sind besonders innig, da nicht bloß die Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auch gewisse Imponderabilien den beiden Ländern als Bürgschaft für ihr Zusammengehen und Zusammenbleiben dienen.

Dies gilt nicht minder von Italien und Deutschland. Wie verfehlt mußten die Auseinandersetzungen einiger mangelhaft unterrichteter Blätter erscheinen, die wissen wollten, daß Deutschland wirthschaftliche Lebensinteressen Italiens zu verletzen gedenke! Gerade weil Deutschland und Italien einander ergänzen, indem ein Austausch von Erzeugnissen der Industrie und solchen des Bodens erfolgt, wäre ein Zollkrieg zwischen diesen Ländern in wirthschaftlicher Hinsicht ebenso verfehlt, wie er in politischer Beziehung unklug sein müßte. Der Kronprinz von Italien wird bei seiner jüngsten Anwesenheit in Berlin sicherlich Gelegenheit gefunden haben, sich in ausreichender Weise von den herzlichen Gesinnungen zu überzeugen, die in Deutschland nach wie vor für Italien und dessen Wachsen und Gedeihen gehegt werden.

Mit besonderem Interesse wurde nicht bloß in Frankreich, sondern auch außerhalb der Grenzen der Republik den dort stattfindenden Gemeinderathswahlen entgegen gesehen. Freilich haben diese Municipalräthe zunächst nur einen localen Charakter. Die constitutionellen Gesetze weisen jedoch diesen localen Corporationen auch eine politische Bedeutung zu, indem die Delegirten der Gemeinderäthe bei den Senatswahlen des Hauptcontinents der Wählerschaft gelten. Da diese aus den Deputirten der in Betracht kommenden Départements, den Mitgliedern der General- und Arrondissementsräthe, sowie den Delegirten der Gemeinderäthe besteht, kann es nicht überraschen, daß Letztere den Ausschlag geben. In den 36170 Gemeinden Frankreichs wurden bei den für den 6. Mai d. J. anberaumten Wahlen, sowie bei den Stichwahlen am 13. Mai nicht weniger als 430120 Mitglieder der Gemeinderäthe gewählt, und diese sind später berufen, in ihren Delegirten das wichtigste Contingent für die Wählerschaft des Senates zu ernennen. So versteht man, daß die Nationalisten im Bunde mit den Orléanisten und den Bonapartisten alle Kräfte einsetzten, um durch die Gemeindewahlen das Terrain für die nächste Drittelerneuerung des Senates vorzubereiten. Insbesondere hatten sich die beiden Akademiker François Coppée und Jules Lemaître ans Werk gemacht, denen auch die Unterstützung vieler Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten Méline nicht fehlte. Dieser kann es nicht verwinden, daß nicht er, sondern Waldeck-Rousseau während der Weltausstellung sich an der Spitze der Regierung befindet. Ja, es fehlt nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß Méline noch immer an der Hoffnung festhält, er könnte zum Staatschef berufen werden, falls Loubet durch die Verkettung der Verhältnisse sich gezwungen sehen sollte, wie früher Casimir-Périer, vor der Zeit zurückzutreten. Allerdings hatte Méline in seiner unlängst gehaltenen „Balconrede" den Neu-Boulangismus befehden zu müssen geglaubt, indem er die gegenwärtige Regierung dafür verantwortlich machte. Er weiß jedoch sehr wohl, daß er nach wie vor sich der Gunst dieser Elemente erfreut, mit denen er sich seiner Zeit in Bezug auf die Dreyfus-Affaire in voller Ideengemeinschaft befand.

War er doch kühn genug, die Existenz einer solchen Frage im Parlamente und vor der öffentlichen Meinung der gesammten civilisirten Welt in Abrede zu stellen, während einige Zeit später Frankreichs höchster Gerichtshof, der Pariser Cassationshof, mit Einstimmigkeit die Revision des Dreyfus-Processes beschloß. War er es doch auch, der durch seine extrem schutzzöllnerische Politik wesentlich zur Verschlechterung der französischen Handelsbilanz beitrug. Damals wies die französische Ausfuhr beträchtliche Einbußen auf, so daß die Industrie und der Handel Gefahr liefen, ihre Absatzgebiete in Italien sowie in der Schweiz immer mehr eingeschränkt zu sehen. Erst als mit dieser extrem schutzzöllnerischen Politik gebrochen wurde, gestaltete sich die französische Handelsbilanz wieder günstiger. Immerhin hätte es als Ironie erscheinen müssen, falls Herr Méline berufen gewesen wäre, die Regierung Frankreichs während der Dauer des Friedenswerkes der Weltausstellung zu vertreten, da diese doch zeigen soll, in welch' hohem Maße die Nationen einander ergänzen. In dieser Beziehung ist bezeichnend, daß gerade die Nationalisten,

auf die Meline sich trotz des geflissentlich zur Schau getragenen Gegensatzes stützen muß, keineswegs den vollen Erfolg der Weltausstellung wünschen, weil dadurch für die gegenwärtig bestehenden Einrichtungen Stimmung gemacht werden könnte.

Ohne Kenntniß des Charakters der Pariser Bevölkerung müßte man daher darüber in Erstaunen gerathen, daß die hauptstädtischen Wähler eine Anzahl nationalistischer Candidaten sogleich im ersten Wahlgange in den Gemeinderath gewählt, andere erfolgreich zur Stichwahl gebracht haben. Man muß sich eben daran erinnern, daß die Pariser Bevölkerung stets zur Fronde neigte. Daraus erklärte sich die starke boulangistische Strömung, die damals in Paris zur Erscheinung gelangte. Ein Ausdruck dieser Gesinnung war es auch, als dieselbe Wählerschaft eine ganze Anzahl revolutionärer Socialisten in das Hôtel de Ville berief, ohne daß der in eigenthümlicher Weise zusammengesetzte Pariser Gemeinderath die blutrothen Programme seiner Mitglieder jemals in die Praxis umzusetzen versucht hätte. Wie charakteristisch muß es erscheinen, daß, gerade nachdem der Socialist Millerand im Ministerium Waldeck-Rousseau-Galliffet die Anschauungen seiner Partei in der Regierung zu vertreten die Aufgabe erhalten, die mit den Royalisten und Imperialisten verbündeten Neu-Boulangisten bei den jüngsten Wahlen eine auffallende Verstärkung in der Hauptstadt erhalten haben. Es darf allerdings nicht außer Betracht bleiben, daß Henri Rochefort in seinem „Intransigeant" und das am meisten verbreitete Blatt in Frankreich, das „Petit Journal", sich mit den Nationalisten identificirt haben. Eine ernsthafte Gefahr für die republikanischen Einrichtungen kann in den Pariser Wahlsiegen um so weniger gefunden werden, als die Gemeinderathswahlen in den Départements vielmehr zu Gunsten der Republik ausgefallen sind.

Da die politische Bedeutung dieser Wahlen vor Allem darin besteht, daß die Delegirten der Municipalräthe bei den nächsten Erneuerungswahlen für den Senat den Ausschlag geben, muß also der Ausgang des jüngsten Wahlkampfes als ein Sieg der Regierung bezeichnet werden. Auch fehlt es nicht an sehr bezeichnenden Zügen in diesem Bilde. So ist in Angoulême, dem Wahlkreise des früheren Führers der Patriotenliga, Paul Déroulède, der nationalistische Gemeinderath nicht wieder gewählt, sondern durch einen ausgesprochen republikanischen ersetzt worden. In Bordeaux spielten sich Vorgänge ab, die zugleich für die südliche Lebhaftigkeit Zeugniß ablegten. In dem Hauptorte des Gironde-Départements hatten die revolutionären Socialisten und die Reactionäre früher ein Abkommen getroffen, wonach die Mandate des Gemeinderathes unter sie getheilt werden sollten, so daß die gemäßigteren Elemente unvertreten blieben. Auf Grund dieses sogenannten „pacte de Bordeaux", der für andere Städte vorbildlich werden sollte, mußte die Gemeindeverwaltung sich noch unfruchtbarer gestalten als in denjenigen Städten, in denen, wie in Marseille, die Verwaltung zwar socialistisch, aber doch einheitlich ist. Politische Beschlüsse wurden eben in diesen socialistischen Centren von der Centralbehörde mit ihrem Veto belegt, so daß sie nicht zur Ausführung gelangten. In Bordeaux dagegen fehlte es an jeder Concentrirung. Man begreift daher sehr wohl, daß diesmal eine Liste der „concentration républicaine" aufgestellt wurde, deren Candidaten sogleich im ersten Wahlgange durchdrangen.

Ein Bild von den Zwischenfällen gibt die Mittheilung der „Temps", daß im „Ehrenhofe" des Stadthauses von Bordeaux eine zahlreiche Menge versammelt war, die immer von Neuem den Ruf vernehmen ließ: „A bas les cléricaux! Vive la concentration! Vive la République!" Um das völlige Unterliegen des „pacte de Bordeaux" zu kennzeichnen, wurde eine Art Begräbniß dieses Pactes in Scene gesetzt, bei dem die Begleitung brennende Kerzen trug und das De profundis anstimmte. Wie wenig geschmackvoll dieser Vorgang auch erscheinen mag, ist er doch charakteristisch für die Art, in der sich die Wahlkämpfe im südlichen Frankreich abspielen. In Lyon endlich durften die Nationalisten gleichfalls nicht auf den Wahlsieg rechnen, so daß die überschwänglichen Siegesnachrichten, die von Paris aus verbreitet wurden, sehr bald in den französischen Départements

ihr Gegenspiel fanden. Da die Kammern demnächst wieder zusammen treten, hatten Méline und dessen nationalistische Gönner bereits gehofft, daß das Ministerium Waldeck-Rousseau unter dem Eindrucke des Ausfalles der Gemeinderathswahlen noch während der Weltausstellung das Feld räumen würde. Diese Hoffnung ist allem Anscheine nach vereitelt. Vielmehr darf erwartet werden, daß gerade der günstige Verlauf der Weltausstellung dazu beitragen wird, die Stellung der Regierung zu befestigen. In Frankreich wird auch darauf gerechnet, daß der Kaiser von Rußland der Weltausstellung seinen Besuch machen werde, obgleich in dieser Beziehung von den Dispositionen in St. Petersburg noch nichts bekannt geworden ist. Dagegen fehlt es nicht an Anzeichen, daß der französische Botschafter am russischen Hofe, Herzog von Montebello, es nicht an eifrigen Bemühungen fehlen läßt, denen von deutscher Seite nur Erfolg gewünscht werden kann, da die friedliche Bedeutung des Zweibundes in solcher Weise am besten zum Ausdrucke gebracht würde.

Wenig erfreulich haben sich in der ersten Sitzung des am 8. Mai wieder eröffneten österreichischen Reichsrathes die parlamentarischen Verhältnisse gestaltet. Daß die Sprachenfrage nicht auf dem Verordnungswege, sondern in gesetzlicher Weise geregelt würde, war eine Forderung, die von den Deutschen in Oesterreich mit Recht erhoben wurde. Es wird nun mit Genugthuung aufgenommen werden, daß die Regierung sogleich bei der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten drei Gesetzentwürfe einbrachte, von denen der erste die Regelung der sprachlichen Verhältnisse bei den Landesbehörden in Böhmen betraf, der zweite die Errichtung von Kreisregierungen in Böhmen, der dritte endlich die Regelung der sprachlichen Verhältnisse bei den Behörden in Mähren ins Auge faßte. In Böhmen sollten insbesondere drei Sprachgebiete unterschieden werden, ein einsprachig böhmisches, ein einsprachig deutsches und ein gemischtsprachiges. Im Hinblick auf die Bedeutung der deutschen Sprache als einer anerkannten Weltsprache hätte angenommen werden müssen, daß die Tschechen in der Festsetzung eines böhmischen Sprachgebietes ein Zugeständniß erkennen würden. Statt dessen begannen sie sogleich mit der Obstruction, so daß nach den Ausführungen des Ministerpräsidenten von Körber gar nicht in die Tagesordnung eingetreten werden konnte. Daß die Vorschriften über die militärische Dienstsprache, sowie über den Verkehr mit den Behörden außerhalb Böhmens, insbesondere mit den Centralstellen, von den neuen Gesetzen unberührt bleiben sollen, könnte den Urhebern der Obstruction nicht als Vorwand dienen. Vielmehr erfordert die Einheitlichkeit des militärischen Dienstes dringend, daß die deutsche Sprache maßgebend bleibt. Hiernach soll durch die Obstruction die Durchberathung der Gesetzentwürfe überhaupt verhindert werden.

Diese Obstruction der Tschechen richtet sich direct gegen die parlamentarischen Grundsätze, so daß diese in Frage gestellt erscheinen. Bezeichnend für die auf diesem Gebiete zur Erscheinung gelangenden Anschauungen ist die Thatsache, daß in Italien gleichfalls neue Obstructionsversuche erfolgt sind, obgleich dort der hauptsächliche Stein des Anstoßes, wie ihn die königlichen Gesetzdecrete darstellten, von der Regierung selbst aus dem Wege geräumt worden ist. Jenseits der Alpen bilden die Abänderungen der Geschäftsordnung das hauptsächliche Angriffsobject der parlamentarischen Opposition, deren Lärmprogramm allem Anscheine nach noch lange nicht erschöpft ist.

Bei der Wiedereröffnung der Deputirtenkammer am 15. Mai wiederholten sich die früheren tumultuarischen Scenen. Als der Conseilpräsident General Pelloux betonte, daß die am 3. April angenommene Geschäftsordnung maßgebend bleiben müßte, steigerte sich der Lärm, und als verschiedene socialistische Deputirte Anträge stellten, die zurückgewiesen wurden, weil sie im Widerspruche mit dieser Geschäftsordnung standen, mußte der Präsident Colombo im Hinblick auf den herrschenden Lärm die Sitzung zunächst unterbrechen und später ganz aufheben. Daß unter diesen Verhältnissen gedeihliche parlamentarische Verhandlungen ausgeschlossen sind, leuchtet ohne Weiteres ein. Ob durch die Auflösung der Deputirtenkammer und durch Neuwahlen Wandel geschaffen werden kann, läßt sich andererseits kaum voraussagen.

Literarische Rundschau.

Tolstoi's neuer Roman.

[Nachdruck untersagt.]

1. Auferstehung. Roman von Graf Leo Tolstoi. Nach der einzig ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumikow. Mit Buchschmuck von F. Lippisch. Drei Bände. Leipzig, E. Diederichs. 1900.
2. Dasselbe. Erste vollständige im Auftrage des Verfassers hergestellte Uebersetzung von Wadim Tromin und Ilse Frapan. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Statt des Vorwortes Schriftstellen aus drei Evangelien, worunter Johannes 8, 7: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Statt der Entwicklung eines passionellen Dramas eine ernste, eindringliche, oft unerbittlich harte Predigt. Statt der Erklärungen des Naturalismus und der Verklärungen der Poesie für die Verirrungen der Leidenschaft eine Analyse des menschlichen Herzens, die alle Selbsttäuschungen der Eigenliebe bis auf den letzten Rest aufhebt. Statt einer ruhig abwägenden, das Für und Wider in Betracht ziehenden Beurtheilung des Staates, der Gesellschaft, der Kirche, eine bedingungslose, uneingeschränkte Belastung der Institutionen mit der Verantwortung für die Sünden, Laster und Verbrechen der Individuen. Inmitten des dunklen Nachtbildes russischer Zustände steht Dmitri Nechljudow, seinem Rang nach Fürst, Officier von Beruf, dann als Künstler gescheitert, einstmals ein Idealist, der ererbtes Gut als unrecht erworbenen Besitz unter seine Bauern vertheilte, dann im Regiment verdorben und zum entarteten, verfeinerten Genußmenschen herabgewürdigt, der es schließlich „macht wie die Anderen". „Denn," schreibt Tolstoi, „der Militärdienst demoralisirt überhaupt die Menschen. Er veranlaßt sie zum Müßiggang, das heißt zum Aufgeben jeder vernünftigen und nützlichen Thätigkeit. Er entbindet sie von den allgemein menschlichen Pflichten und stellt als Ersatz dafür nur die conventionelle Ehre des Regiments, der Uniform und der Waffen hin und die unbeschränkte (?) Gewalt über andere Menschen oder sklavische Unterwürfigkeit den Vorgesetzten gegenüber . . . . Wenn sich dazu noch die verderblichen Wirkungen des Reichthums und des nahen Verkehrs mit der kaiserlichen Familie gesellen, wie das inmitten der Elite-Regimenter der Garde, in welchen nur reiche und vornehme Officiere dienen, zu geschehen pflegt, dann führt diese Verderbniß bei den Leuten, die ihr verfallen, einen vollständigen Egoismus-Irrsinn herbei" (S. 95, 96). In einem solchen Paroxysmus verführt Nechljudow Katjuscha, ein junges Mädchen, das Pflegekind seiner alten Tanten, das er als keuscher, unschuldiger Jüngling einst wirklich geliebt hatte, reicht ihr hundert Rubel hin und überläßt sie der Schande. Jahre später zum Geschworenen gewählt, findet er sie, eines Mordes angeklagt als eine dem Trunk ergebene, ihres moralischen Elends sich längst nicht mehr bewußte Dirne wieder. Sie hat den Mord nicht begangen, wird aber verurtheilt, in Folge der Thorheit und sträflichen Versäumniß der Richter und der Jury, die, ihre verwerflichen Sonderinteressen verfolgend, den Justizmord vollziehen. Vor diesem Tribunal, wo das Gesetz zum Zerrbild der Gerechtigkeit verunstaltet wird, feiert diese dennoch einen Sieg. Nechljudow erkennt sich schaudernd als Urheber des Verbrecherdaseins, in welchem

eine Andere scheiterte; er richtet sich selbst und beschließt zu sühnen. Zuerst in der Begeisterung einer Seele, die sich mit Gott versöhnt weiß, dann widerstrebend, schmerzvoll, aber entschlossen. Das mit Unschuldigen gefüllte Gefängniß, in welchem Katjuscha die Deportation nach Sibirien abwartet, rückt in die Mitte der Darstellung, wird Schauplatz und Gegenstand des Processes, den der reformatorische Romandichter mit dem officiellen Rußland führt. Hauptschuldige ist die Gesellschaft, die mit allen Mitteln der Heuchelei und Versuchung, des Beifalls und der Selbstsucht ihre Opfer verleitet, ausnützt und im Elend verkommen läßt; die Henker sind ihre Priester, Beamten und Richter, die kein erlösendes Wort, keine rettende That, nur Verdammungsurtheile für die Verführten und Sophismen für ihre Verführer finden. Die Meisterschaft Tolstoi's als psychologischer Analytiker bewährt sich in der Motivirung des Seelenzustandes von Katjuscha. Sie hat die Erinnerung aus ihrem Dasein gebannt. Nechljudow ist nichts mehr für sie als Einer „wie die Anderen". Sie wirft ihm die Worte ins Gesicht: „Ich bin eine Zwangsarbeiterin, eine H . . ., Sie sind ein Herr, ein Fürst . . . und brauchst Dich an mir nicht zu besudeln . . . Geh zu Deinen Prinzessinnen . . ., und mein Preis ist zehn Rubel. An mir hast Du Deine Lust befriedigt, durch mich willst Du auch Dein Heil im Jenseits finden. Eklig bist Du mir, und Deine Brille, und Deine ganze fettige, dreckige Fratze." Seine Reue, seine Beschwörungen, sein Gelöbniß ihr zu dienen, sie zu heirathen, begegnen nur dem Ausruf: „Das wird niemals sein . . . Eher häng' ich mich auf! Da haben Sie's." Die ganze Psychologie des gefallenen Weibes (Capitel 44, S. 308 ff., nach der Uebersetzung von W. Czumikow) gehört zum Schärfsten und Feinsten, was die Kunst dem Leben ablauschte.

Aber es fällt auch in Tolstoi's greller Beleuchtung dieser Zustände doch ein Strahl in ihre tiefe Nacht. Katjuscha, nach der Unterredung mit Nechljudow in ihre Zelle zurückgekehrt, weigert sich, mit ihren Gefährtinnen Schnaps zu trinken. Auf dem Wege nach Sibirien von ihm begleitet und durch seine Vermittlung den politischen Gefangenen zugetheilt, verändert sich ihr Wesen. Uebermächtige Einflüsse, der eines Mitverurtheilten, der sie um ihrer selbst willen liebt, der einer fleckenlosen Idealistin, die eines Verbrechens wegen gestraft wird, zu dem sie sich bekannt hat, ohne es begangen zu haben, endlich die nicht zu entmuthigende Aufopferung des einstigen Geliebten schaffen dieser Courtisane eine neue Seele. Wenn sie den Rivalen heirathet, so geschieht es, um das Leben Nechljudow's zu entlasten, und Liebe hat ihr Theil am Verzicht. Die Bergpredigt in der Hand beschließt Nechljudow, die Schuld, die an Einer begangen wurde, im Dienste der Menschheit — der russischen Menschheit — zu sühnen. — Aber nicht um seinetwillen, nicht wegen einer Katjuscha hat Tolstoi geschrieben. Wie im ersten Band Gerichtshof und Gefängniß, so im zweiten der lange Zug der Entarteten und der Unschuldigen, die eine verkehrte Justiz, eine noch verkehrtere sogenannte „gesellschaftliche Ordnung" unterscheidungslos verdammt, wie sie unterscheidungslos sie verderbte oder opferte: das sind die epischen Themen, um derentwillen „Auferstehung" gedichtet wurde. Unvergeßliche, mit packender Realistik und genauester Berechnung auf die zu erzielende Wirkung zusammengestellte Fresken, wie in einem sibirischen Campo-Santo von diesem anderen Orcagna entworfen, der, wie einst der Moder zu Pisa, vor Moder und Verwesung nicht zurückscheut und in die Schrecken des Grabes und der Hölle die Lichtgestalten erlösender Engel sendet.

Graf Tolstoi verschmäht es seit lange, der Kunst um der Kunst willen zu dienen. Viel ernster noch als Gogol oder Dostojewski gestimmt, hat er eine Botschaft zu bringen, eine Lehre zu verkünden, vor Allem die strafende Geißel der Wahrheit über einem verderbten Geschlecht zu schwingen. Mit der Kirche, in welcher Pobedonojew die Orthodoxie mit den Waffen der Inquisitoren und nicht ohne die furchtbare Größe eines consequenten Gedankens vertheidigt, hat er nichts mehr gemein. Vom Staat wendet er sich zürnend ab. „Den Anfang machen, Herr," soll er dem Czaren auf dessen Frage geantwortet haben, warum sein Plan zur Ab-

rüstung der stehenden Heere und zur Berufung der Friedensconferenz Tolstoi's Billigung nicht gefunden habe? „Den Anfang machen zur Auferstehung eines Volkes," ist auch die Losung der Predigt, die von der Form des Romans nur das Mittel entlehnt, die verödete Kanzel für Millionen von Lesern zu ersetzen. Ist Graf Tolstoi ein Träumer? Er begegnet der Frage, indem er eine in dem geschilderten Gefängniß inhaftirte „Politische" auftreten läßt, ein armes, für die Partei der Volksfreiheit geworbenes und dabei mit der Obrigkeit in Collision gerathenes Geschöpf, dem Nechljudow einst Geld zum Studiren gegeben hatte. Sie begrüßt ihn mit den Worten, es gehe ihr herrlich, so gut, daß sie es nicht besser wünschen könne, und erzählt von ihren Thaten: „Ihre Rede war völlig durchsetzt von fremden technischen Ausdrücken, bezüglich der Propaganda, der Desorganisation, der Gruppen, Sectionen und Subsectionen. Und sie schien offenbar vollständig überzeugt zu sein, daß alle diese Institutionen Jedermann bekannt sein müßten, während Nechljudow von ihnen überhaupt nie etwas gehört hatte. Sie erzählte ihm das in der augenscheinlichen Ueberzeugung, daß es für ihn sehr interessant und angenehm sein müsse, alles Dieses zu erfahren. Nechljudow aber blickte auf ihren kläglich abgemagerten Hals und auf ihr spärliches, wirres Haar, und wunderte sich, wozu sie das Alles gethan hat und nun erzählt. Sie erschien ihm bemitleidenswerth wegen des augenscheinlichen Wirrwarrs, der in ihrem Kopfe herrschte. Sie hielt sich offenbar für eine Heldin, bereit, ihr Leben für das Gedeihen ihrer Sache zu opfern. Und doch wäre sie kaum im Stande gewesen, zu erklären, worin diese Sache und ihr Gedeihen beständen." Anders freilich Nechljudow. Ihm wird vom Meister, der ihn aussendet, befohlen, auf seinen Rang zu verzichten, seinen Besitz zu vertheilen oder wenigstens zu theilen, einer Prostituirten nach Sibirien zu folgen und sie zur Ehe zu nehmen, vorausgesetzt, daß sie darein willigt, dem verhaßten Joch sich zu fügen. Das ist die Auslegung des Evangeliums nach Tolstoi. Es ist aber zugleich die Auslegung des Evangeliums nach Jean Jacques Rousseau. Auch der Genfer Philosoph feiert eine Auferstehung im Gewissen des Slaven, das, aus seinen Jugendsünden aufgerüttelt, alle Compromisse verwirft und die Weltflucht aus der Cultur in einen Naturzustand zum Gebot erhebt, für den, zum zweiten Male innerhalb von hundertfünfzig Jahren, die Parole ausgegeben wird: „Kommt in die Wälder und werdet Menschen." Das 18. Jahrhundert, durch den Zauber von J. J. Rousseau's Rhetorik geblendet, hat ihm vorübergehend Glauben geschenkt und den Utopieen des Socialcontractes auf den Ruinen der alten gesellschaftlichen Ordnung eine Stätte gewährt. Bewohnbar hat sich das Gebäude nicht erwiesen, denn es war für künstlich construirte Typen, nicht für lebendige Menschen erdacht. Der Erhaltungstrieb führt zur Cultur zurück, und gegen die Cultur kämpft auch Tolstoi einen vergeblichen Kampf. Sie läßt sich verbessern, nicht aufheben, und es ist Bedingung ihrer Kraft, den Propheten nicht zu glauben, die ihr das Todesurtheil sprechen. Unvergessen aber wird es dem größten Vertreter der russischen und überhaupt der erzählenden Literatur der Gegenwart bleiben, seine gewaltige Kunst in den Dienst hoher sittlicher Ideale gestellt zu haben und die russische Volksseele für befähigt zu halten, nach ihnen zu streben.

Die russische Censur hat Stellen aus „Auferstehung" unterdrückt, welche beide hier erwähnte deutsche Uebersetzungen den Lesern nicht vorenthalten. An das Buch selbst hat sie nicht gerührt, und keine Thatsache vermöchte, lauter als diese, Tolstoi's einzige Stellung in Rußland zu erweisen. Es erübrigt uns noch die Bemerkung in Bezug auf diese beiden deutschen Versionen des russischen Romans, daß durch Zusammenwirken von Uebersetzern aus beiden Nationalitäten in der von Wadim Tromin und Ilse Frapan besorgten Uebersetzung sprachliche Härten und Unrichtigkeiten, die Wladimir Czumikow nicht ganz vermeidet, nicht mehr bemerkbar sind. Nur glückliche Kenner der russischen Sprache sind zu sagen berechtigt, welche Arbeit dem Original am nächsten kommt.

Lady Blennerhassett.

Georg von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten. Gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1900.

Dem am 22. December 1896 verstorbenen Abgeordneten von Bunsen hat seine Tochter Marie, die feinsinnige Schriftstellerin, ein biographisches Denkmal von etwa dreieinhalb Hundert Seiten gewidmet. Bunsen war weder Schriftsteller noch hat er als Politiker jemals einen hervorragenden Platz eingenommen; es liegt daher die Frage nahe, wodurch er so viel Interesse wecken kann, daß ihm eine so ausführliche Darstellung zu Theil werden darf. Die Antwort liegt in dem Büchlein, das gewiß über den Kreis der Freunde des Verstorbenen hinaus mit Vergnügen gelesen werden wird.

Zwei Gefühle füllen das Leben Bunsen's aus. Er war von inniger Verehrung für das Andenken seines Vaters, des unter dem Namen Ritter Bunsen bekannten Staatsmannes, durchdrungen. Und er selbst war ein durch und durch moderner Mensch, voll der lebendigsten Theilnahme für alle Ideen der neuen Zeit. Hier liegt anscheinend ein Widerspruch; denn Ritter Bunsen war sicher kein moderner Mensch. Die Lösung des Widerspruchs liegt darin, daß Georg von Bunsen seinen Vater für einen ebenso modernen Menschen hielt, wie er selbst gewesen war.

Ritter Bunsen war zweifellos ein hochbegabter Mann; die Laufbahn, die ihn vom mittellosen Privatgelehrten zum Gesandten führte, spricht dafür. Und diese glänzende Laufbahn wurde dem Jünglinge von einem Manne wie Niebuhr vorhergesagt. Das harte Urtheil, welches Treitschke über ihn fällt, wird durch Fehler, die er, namentlich in den Cölner kirchlichen Wirren, begangen, erklärt, bleibt aber ungerecht. Aber er war ein Romantiker, und die mondumglänzte Zaubernacht des Mittelalters hatte Gewalt über seinen Geist gewonnen. Seine romantischen Neigungen hatten ihn zum Freunde König Friedrich Wilhelm's IV. gemacht. Die beiden Männer übten ja einen fascinirenden Einfluß auf Jeden aus, der mit ihnen in Berührung kam, und sie übten ihn auch auf einander aus in dem Maße, daß sich Jeder von beiden in dem Anderen irrte, Jeder von beiden der Hoffnung lebte, den Anderen zu seinen Ueberzeugungen zu bekehren. Bunsen hat wohl allzu lange dem Könige in dessen unzeitgemäßen Neigungen nachgegeben. Das Jahr 1848 hat Bunsen ernüchtert, den König nicht; seitdem mußten ihre Wege aus einander gehen.

Georg von Bunsen lebte des Glaubens, die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. würde eine glückliche geworden sein, wenn er vom Jahre 1848 ab den politischen Rathschlägen seines Vaters nachgegeben hätte. Und diese Meinung ist wohl eine irrige gewesen. Ritter Bunsen hätte unter glücklichen Verhältnissen der brauchbare Gehülfe eines großen Staatsmannes werden können; um selbst ein leitender Staatsmann zu werden, dazu reichte seine Kraft nicht aus. Er gehörte zu den Leuten, die nur in zweiter Reihe glänzen können.

Georg von Bunsen hat niemals einen bestimmten Beruf ergriffen. Die glückliche Vermögenslage, in der er sich befand, ersparte ihm die Nothwendigkeit, und ein Augenleiden erschwerte es ihm von früher Jugend auf. Daß dieses Leiden es ihm unmöglich gemacht hätte, ist wohl zu viel gesagt. Die Tochter selbst macht auf einen anderen Umstand aufmerksam, der seine Passivität erklärt. Er hat Jahre lang auf ein Wunder gehofft, daß ihn, wie es seinem Vater geschehen war, in eine große Thätigkeit hinein werfen würde.

Aber wenn er sich auch an keinen bestimmten Beruf band, verlief sein Leben nicht in Unthätigkeit. Er hat jede Gelegenheit benutzt, sich nützlich zu machen, und er hat das Glück gehabt, daß die Gelegenheit sich ihm häufig bot. Er hat die

Pflicht empfunden, seine von Sorgen um das Dasein nicht in Anspruch genommene Zeit zum allgemeinen Besten anzuwenden, und er hat den Boden gefunden, auf dem er wirken konnte. Es hat selten einen Mann gegeben, der sich in so hohem Grade zum Gemeingut seiner Freunde und Gesinnungsgenossen machte wie er.

Im Jahre 1870 wurde in Berlin ein Centralverein für Binnenschiffahrt gegründet. Man war lange achtlos an der Wahrheit vorübergegangen, daß auch im Zeitalter der Eisenbahnen Canalbau und Flußregulirung Mittel sind, um den Verkehr und die Cultur zu heben. Eine Anzahl von Männern machte sich an die Aufgabe, diese Wahrheit einzuschärfen. Heute blüht dieser Verein; er verfügt über Mittel, er kann auf Erfolge zurück blicken. Im Anfange wurde ihm das Leben schwer gemacht. Als er seine Constituirung dem damaligen Handelsminister Grafen Itzenplitz anzeigte, gab dieser die kurze, ironische Antwort, er wünsche, daß es dem Verein nie an Mitteln fehlen möge, seine Pläne durchzuführen.

Bunsen ist es gewesen, der dem Verein über die erste schwierige Zeit hinweggeholfen hat. Er führte die ersten Jahre den Vorsitz und entwickelte eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit in der Organisation, so daß man bedauern mußte, dieses Talent nicht auf noch größere Aufgaben verwendet zu sehen. Er wußte durch seine Liebenswürdigkeit Kräfte heran zu ziehen, die dem Verein Dienste leisteten.

Mit dem gleichen Eifer und Erfolg hat er für den Fischereiverein gewirkt. Der Vorsitzende dieses Vereins hinterließ ein Schreiben, das erst nach seinem Tode an Bunsen ausgeliefert werden sollte, und in dem er diesem einen rührenden Dank aussprach für die Hülfe, die er bei ihm gefunden. Mochte es sich um öffentliche Gesundheitspflege, um Asyle für Obdachlose, um Erwerbsfähigkeit der Frauen handeln, Georg von Bunsen war stets bereit, sich an solchen Vereinen zu betheiligen, und nicht nur mit seinem Namen und mit Geld, sondern mit wirksamer Arbeit.

Er hatte eine gewaltige Freude am Leben, weil er die Kunst verstand, das Leben nützlich zu machen. Wenn er auch für alle übrigen Zeitströmungen einen offenen Sinn hatte, für die Darlegungen pessimistischer Philosophen hatte er ihn nicht. Und durch diese Freude am Leben und am Wirken hat er sich einen jugendlichen Sinn bewahrt bis über das siebzigste Lebensjahr hinaus.

Mit dieser Freude am Leben verband sich eine Freude an den Menschen. Er hatte stets für jeden seiner Freunde ein Wort übrig, das diesen zur rechten Zeit traf, das ihm Muth und Lust einflößte und ihn zur Thätigkeit aufmunterte.

Er hat lange Jahre im Abgeordnetenhause und im Reichstage gewirkt. Daß er keine hervortretende Rolle spielte, habe ich schon bemerkt, aber doch auch keine müßige. Er war stets bereit, sich an Commissionen zu betheiligen und Referate zu übernehmen. Er huldigte einem maßvollen Liberalismus, aber in seinen liberalen Anschauungen war er unerschütterlich. Als ein unentbehrlicher Bestandtheil liberaler Anschauungen galten ihm freihändlerische Ueberzeugungen. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern des Cobdenclubs, und er hat sehr häufig bei den Festessen dieses Clubs das Wort für die deutschen Mitglieder in einem Toaste geführt. Die Anschuldigungen, als ob die Theilnahme an einem solchen Club mit patriotischen Pflichten unvereinbar sei, fielen bei ihm platt zu Boden.

Die Schattenseiten des parlamentarischen Wirkens blieben ihm nicht erspart. Er hat wegen einer Wahlrede, die er in Hirschberg gehalten, auf der Anklagebank Platz nehmen müssen unter der Beschuldigung, den Fürsten Bismarck beleidigt zu haben. Gegen vier Abgeordnete einer und derselben Fraction, einer Fraction, deren Mitglieder sämmtlich die Politik des Fürsten Bismarck bis zu dem Augenblicke unterstützt hatten, wo er die Richtung dieser Politik änderte, gegen vier Abgeordnete, unter denen sich Theodor Mommsen befand, hatte Fürst Bismarck aus den verschiedensten Anlässen Anklage erheben lassen, und diese vier Anklagen endigten mit Freisprechungen, weil in allen Fällen die Richter annahmen, die Angeklagten hätten zwar Kritik geübt, aber keine Beleidigung ausgesprochen. Unter diesen

Vieren war nächst Mommsen Bunsen der Hervorragendste. Ihm kam es weniger darauf an, selbst freigesprochen zu werden, als die Berichterstatter über seine Rede, die neben ihm auf der Anklagebank saßen, vor Verurtheilung zu schützen, und er ging darum mit seinen Zugeständnissen über das, was er gesagt hatte, vielleicht über das Ziel hinaus.

Allein diese Anklage, die, wie erwähnt, mit einer Freisprechung endigte, war nicht das Aergerlichste, was über ihn verhängt wurde. Er sah sich einer Art von Boycott ausgesetzt. Er war genöthigt, harmlosen geselligen Verkehr mit fremden Diplomaten abzubrechen, weil dieser Verkehr zum Gegenstande des Argwohnes gemacht wurde. Diese Verdrießlichkeiten konnten weder seine Ueberzeugungen noch seinen Lebensmuth beirren.

Das Buch von Marie von Bunsen enthält zahlreiche Auszüge aus Briefen, die ihr Vater geschrieben hat. Georg von Bunsen war noch ein Briefsteller alter Art, der gern ausführlich Rechenschaft gab über die Eindrücke, die er erhalten. Es ist erfreulich, diese Briefe durch die Kunst Gutenberg's vor Vergessenheit geschützt zu sehen. Je älter sie werden, desto werthvoller werden sie sein, um die Stimmung einer Zeit zu erkennen, die dann in der historischen Vergangenheit liegt. Aber schon heute wird dem Leser dieser Briefe klar werden, daß der Einfluß, den Bunsen auf seine Freunde und durch diese auf weitere Kreise ausgeübt hat, zwar kein in die Augen fallender, aber doch ein tiefgehender war.

Marie von Bunsen, die nicht allein eine geistvolle Schriftstellerin, sondern auch für die zeichnende Kunst begabt ist, hat das kleine Werk mit „Buchschmuck" versehen, mit zierlichen Abbildungen der wichtigsten Gebäude, in denen der Vater gelebt und gewirkt hat, mit einer zierlichen Arabeske auf dem Umschlag. So verdient das Werk auch als Erzeugniß des Kunstgewerbes Beachtung, die ihm sicherlich auch des Inhalts wegen nicht versagt bleiben wird. Den Leserinnen nicht weniger als den Lesern sei die erfreuliche Gabe empfohlen.

Alexander Meyer.

ρ. **Allerlei Zierliches von der alten Excellenz.** Paul Heyse zum siebzigsten Geburtstag. Von Bernhard Suphan. Mit dem Facsimile einer Goethe'schen Handschrift. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1900.

Diese Blätter enthalten reizvolle Variationen auf ein gegebenes Thema, oder vielmehr sie weben sich in den anmuthigsten Verschlingungen um eines der drei Sprüchlein, die man heute noch auf dem dreiseitigen Bronzepfeiler im Prinzessinnen-Garten zu Jena lesen kann:

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Als Kanzler von Müller versuchte, dies enigmatische Verspaar in achtmal so viel Zeilen zu erläutern, kam er auch nicht weiter, als daß „zierlich" heiße „mit Anmuth geschmückt sein", und daß „auch im Denken Zierliches erkannt" werde, wenn der Geist mit Anmuth geschmückt sei. Der Director des Goethe-Schiller-Archivs, der selber ein lebendiges Archiv ist, erfaßt die Aufgabe leichter und löst sie darum glücklicher, im Goethe'schen Sinne gesagt „zierlicher", indem er, ohne jeden philosophischen oder ästhetischen Apparat, in sinnig an einander gereihten Einzelheiten aus Goethe's Leben zeigt, was das Wort für diesen bedeutet hat als eine natürliche Ausdrucksform seines Denkens, und wie sich dann, als sein Correlativ, das „süß Erinnern", mit ihm verknüpft. So anspruchslos das Schriftchen auftritt, so reich ist es an kleinen, feinen Zügen, die jenes „Leben im tiefsten Innern" uns besser verstehen lassen: durch alle Abwandlungen der Tonart, um das Bild noch einmal zu gebrauchen, klingt klar vernehmbar das eine Grundmotiv hindurch, und daß es mit seinen letzten Accorden in die Feier von Paul Heyse's siebzigstem Geburtstag austönt, erscheint uns als die schönste Huldigung, die diesem „Liebling der Grazien" dargebracht worden ist.

γ. **Juvenal.** Roms Weiber. (Culturhistorische Satire aus der Weltliteratur.) Deutsch von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, Adolf Will. 1899.

Die bekannte sechste Satire des Juvenal wird hier, in Prosa übersetzt, und mit einigen, zum besseren Verständniß dienenden Erklärungen versehen, dem „lateinlosen und selbstverständlich gereiften Leserkreise" dargeboten, offenbar um ihm einen Einblick in die Sittenverhältnisse der römischen Kaiserzeit zu ermöglichen. Da der Uebersetzer aber kein Wort der Orientirung über den Dichter beifügt, da er nichts davon sagt, daß Juvenal Alles grau in grau malt und von den Lichtseiten seiner Zeit nichts zu wissen scheint, so besteht große Gefahr, daß die „lateinlosen", wenn auch „gereiften" Leser Alles für baare Münze nehmen, und das führt nicht zu geschichtlichem Verständniß, sondern zu geschichtlichen Mißverständnissen. Kurz also: wir hätten es für richtiger angesehen, wenn das Heftchen vor Druck bewahrt geblieben wäre. An Käufern und Lesern wird es ihm bei seinem pikanten, aber gleichwohl nicht Jedem leicht faßbaren Inhalt allerdings nicht fehlen.

γ. **Aus Muallim Nadschi's Sünbüle.** Die Geschichte seiner Kindheit. Aus dem Türkischen übersetzt von Adalbert Merx. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Die Zeit der alten, herkömmlichen, alles individuellen Lebens baren türkischen Poesie ist seit dem Krimkrieg völlig um. Durch jenen Krieg trat das Türkenthum mit dem Abendland in unmittelbare Berührung, und wie die Staatsmänner vom Schlag der Raschid, Ali und Fuad Pascha den amtlichen Stil europäisirten, so verschwand aus der Poesie die geschmacklose Bilderjagd, und an ihrer Stelle kam eine realistische Darstellung des Lebens auf, die von der herkömmlichen Wortdrescherei nichts mehr an sich hat. Unter diesen modernen Dichtern sind vornehmlich zu nennen Ibrahim Schinasi, Achmed Midchat Effendi und Muallim Nadschi: alle gemäß dem Los türkischer Schriftsteller bald Privatgelehrte, bald Ministerialbeamte, bald Zeitungsherausgeber. Muallim Nadschi ist durch Midchat in die Literatur eingeführt worden, bekam vom Stockholmer Orientalistencongreß eine goldene Ehrenmünze und ist vor einigen Jahren gestorben. Sein Hauptwerk führt den Titel „Sünbüle" = „Aehre"; „es zeigt die wunderbare Vereinigung morgenländischer (wesentlich persischer) Bildung mit französischer Schule, auf der die ganze neutürkische Literatur beruht." Uns Deutschen ist nun eine eigene Kenntnißnahme von dieser Poesie durch Adalbert Merx ermöglicht, den gelehrten und feinsinnigen Vertreter der orientalischen Sprachen an der Hochschule zu Heidelberg, der das Beste aus der Sünbüle möglichst wortgetreu übersetzt und seiner Frau Sophie, geb. Curtius, zum silbernen Hochzeitsfest überreicht, dann aber dies zierliche Büchlein auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht und an einer ebenso kurzen als ansprechenden Einleitung es nicht hat fehlen lassen. Es gewährt einen eigenartigen Reiz, sich in das einfache, schlichte und — sagen wir es rund heraus — über Erwarten tüchtige Leben einer türkischen Handwerkerfamilie zu versenken, wo der Vater als ehrsamer Sattler es ohne Geldgier und Hasten zu schönem Besitz bringt und die Mutter, trotz einer deutschen Bürgersfrau, fleißig, umsichtig und geehrt im Hause waltet — weit fern von dem öden Haremsleben, als dessen Opfer man sich die Türkin vorzustellen pflegt. Mitten in aller nicht wegzuleugnenden Beschränktheit des Volksgeistes offenbart sich hier doch auch eine sittliche und religiöse Tüchtigkeit, aus welcher man wohl die Hoffnung auf eine neue Erhebung des osmanischen Wesens schöpfen darf: so viel Verderbniß in den oberen Schichten ist, so viel unverbrauchte Kraft schlummert noch im Volke.

γ. **Geschichte der römischen Literatur.** Von Martin Schanz. Zweiter Theil, erste Hälfte. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1899.

Für das „Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft", das unter Iwan v. Müller's Leitung bei Beck in München erscheint, und das für die Jünger der Alterthumswissenschaft längst ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden ist,

hat Professor Schanz in Würzburg die Bearbeitung der römischen Literaturgeschichte übernommen, und er hat seine Aufgabe in vorzüglicher Weise gelöst, so daß das Bedürfniß nach einer zweiten Auflage bald hervorgetreten ist. Für diese hat sich bei dem Wachsthum des Stoffes die Theilung des zweiten Bandes in zwei Hälften als nothwendig erwiesen, was um so weniger zu sagen hat, als die hier vorliegende erste Hälfte das augusteische Zeitalter in sich befaßt und also ein selbständiges, wohl abgerundetes Ganzes darstellt. Wir brauchen nicht zu sagen, ein wie interessantes literarhistorisches Bild sich hier vor unseren Augen entrollt, die Namen Augustus, Mäcenas, Horatius, Ovidius, Vergilius, Titus Livius u. s. w. genügen. Das Gesammturtheil über diese Periode römischer Literatur ist, daß unter dem Kaiserreich Sprache und Metrik sich außerordentlich verfeinerten, daß die poetische Schaffenslust um so lebhafter sich regte, als das Feld selbständiger politischer Bethätigung sich mehr und mehr verschloß, daß aber das Drama an dem allgemeinen Aufschwung nicht Theil nimmt und die prosaische Schriftstellerei hinter der poetischen sehr zurückbleibt, namentlich die Beredtsamkeit. Verhältnißmäßig glänzend steht die Geschichtschreibung da, und in der Geographie hat M. Agrippa durch die von ihm öffentlich ausgestellte Karte des römischen Reiches (auf welche die tabula Peutingeriana zurückgeht) Epoche gemacht. Endlich in den Fächern der Grammatik, Rhetorik und Rechtswissenschaft sind grundsätzliche Fragen über das Bestehen allgemeiner Gesetze oder blinder Regellosigkeit erörtert, und es ist dadurch der wissenschaftliche Fortschritt dieser Disciplinen ermöglicht worden. Alles in Allem keine Periode überwältigender originaler Kraft, aber reicher und bewegter Entwicklung.

ϱ. **Hohenzollern-Jahrbuch.** Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Dritter Jahrgang. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 1899.

Gleich seinen beiden Vorgängern darf auch dieser dritte Band des „Hohenzollern-Jahrbuches" als ein Prachtwerk im edelsten Sinne des Wortes bezeichnet werden: denn wenn der Illustrationsschmuck von ungemeiner Schönheit ist, dient er doch nur dazu, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhalts in das rechte Licht zu setzen — „Forschungen und Abbildungen", wie der Titel sagt, ergänzen sich gegenseitig und sind einander ebenbürtig. Den vollendeten Wiedergaben aus den Kunstschätzen unserer königlichen Schlösser, Galerien, Museen und Sammlungen schließen sich Darstellungen an, deren Verfasser nicht minder aus den ersten und besten Quellen geschöpft haben und Autoritäten auf ihrem Gebiete sind. Es würde schwer sein, von alledem, was aus fünf Jahrhunderten der Hohenzollern-Geschichte uns hier geboten wird in einer kurzen Anzeige auch nur einen annähernden Begriff zu geben; wir beschränken uns darauf, aus der Fülle von Beiträgen nur auf diejenigen hinzuweisen, die den Großen Kurfürsten (Dr. Jähns) und Friedrich den Großen (Oberst Knorr, Dr. Seidel, Dr. Koser, Dr. Pauli) betreffen; vorzüglich ist hier das Porträt Knobelsdorf's und überraschend das Blatt mit den zweiundfünfzig Voltaire-Köpfen. Was diesen Band eigenthümlich anziehend macht, ist der Umstand, daß in ihm die fürstlichen Frauen des Hohenzollernhauses besonders hervortreten, von jener Barbara von Brandenburg, Gemahlin des Lodovico Gonzaga, an, die wir auf Mantegna's wundervollem Freskogemälde zu Mantua, von lauter echten Quattrocento-Gestalten umgeben, sehen (Dr. Kristeller), bis zur Kaiserin Augusta, deren monumentales Bildniß nach dem Coblenzer Denkmal den Text schmückt (von dem Knesebeck). Das Schönste, das Rührendste, das Schmerzlichste zugleich und Erhebendste, was dieser Band bietet, sind die Seiten, die Dr. Bailleu dem Andenken der Königin Luise widmet, ihrem Aufenthalt in Tilsit, ihrer Begegnung mit Napoleon. Wenn man die beiden hier reproducirten Porträts von ihr betrachtet, dann begreift man, daß auch der rohe Corse, von so viel Lieblichkeit überwältigt, ausrufen konnte: „Au lieu de lui ôter une couronne, on serait tenté d'en déposer une autre à ses pieds." Aber auch Königin Luise hatte einen starken Eindruck von Napoleon erhalten: sie war „doch inne geworden, welcher Riese den preußischen Staat zu Boden geworfen hatte, sie hatte gleichsam persönlich die Hand des Schicksals über sich gespürt". Was sich daraus an Resignation, aber auch an sittlicher Ueberlegenheit für sie ergab, hat Bailleu sehr schön in den Schlußworten angedeutet: „Ihr frommer Glaube zweifelte nicht an dem endlichen Siege ihrer Welt." Wir dürfen gespannt sein auf das große Werk Bailleu's, in welchem wir die erste wirkliche Biographie der holden, unvergeßlichen Königin erhalten werden.

γ. **Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst.** Von Dr. S. Ißleib. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898.

Vorliegende Schrift ist Nr. 302 der von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff begründeten „Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlichen Vorträge". Ihr Verfasser, Professor am königlichen Gymnasium in Leipzig, ist durch eine Reihe trefflicher Quellenarbeiten zur sächsischen Geschichte im Reformationszeitalter den Fachgenossen schon bekannt; auch jetzt beruft er sich darauf, daß er in neun Archiven Studien über den Kurfürsten Moritz von Sachsen gemacht habe. Wie der Titel besagt, ist Ißleib's Absicht darauf gerichtet, den Kurfürsten gegen die Anklage in Schutz zu nehmen, daß er dem protestantischen Glauben gleichgültig gegenüber gestanden und lediglich von politischer Selbstsucht geleitet gewesen sei. Man kann den Schlußsatz: „Kein Augsburger Religionsfriede ohne Moritz von Sachsen!" vollkommen unterschreiben, ohne daß man deswegen die ganze Vertheidigungsrede Ißleib's anzunehmen braucht: aber als Gegengewicht gegen die Cornelius'sche Auffassung, daß der Kurfürst einfach ein „politischer Gauner" gewesen sei, ist die vorliegende Schrift ganz an ihrem Platze.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alin. — Der neue Schwabenspiegel. Ein Roman von gestern. Von Eduard Alin. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Arndt. — Können Rechte der Agnaten auf die Thronfolge nur durch Staats-Gesetz geändert werden? Von Adolf Arndt. Berlin, O. Häring. 1900.

Aus dem Leben König Karl's von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Vierter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Bainville. — Louis II de Baviere. Par Jacques Bainville. Paris, Perrin & Cie. 1900.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. Achtzehnte und neunzehnte Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Berlepsch. — Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle von H. v. Berlepsch. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Biedermann-Goethe. — Elpenor. Trauerspielfragment von Goethe. Fortsetzung, dritter bis fünfter Aufzug, von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1900.

Bischof. — Architektonische Stilproben. Ein Leitfaden mit historischem Ueberblick der wichtigsten Baudenkmäler von Max Bischof. Mit 101 Abbildungen auf 50 Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1900.

Bock. — Bodo Sidenberg. Roman von Alfred Bock. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Bogusławski. — Armee und Volk im Jahre 1806. Mit einem Blick auf die Gegenwart von A. von Bogusławski. Mit einer Skizze und zwei Plänen. Berlin, R. Eisenschmidt. 1900.

Bredenbrücker. — Von der Lieb', dem Haß und was so dazwischen kriecht. Erzählungen aus Südtirol. Von Richard Bredenbrücker. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

de la Brète. — La solution. Par Jean de la Brète. Paris, Librairie Plon. 1900.

Cartellieri. — Philipp II. August, König von Frankreich. Von Alexander Cartellieri. Drittes Buch. Leipzig, Friedrich Meyer. 1900.

Chélard. — La civilisation française dans le développement de l'Allemagne. (Moyen âge). Par Raoul Chélard. Paris, Société du Mercure de France. 1900.

Conbertin. — France since 1814. By Pierre de Coubertin. London, Chapman & Hall. 1900.

Frey. — Gesammelte Dichtungen von Justus Frey. Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. Prag, J. G. Calve. 1899.

Frommel. — Das Frommel Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. — Frommel's Lebensbild. Erster Band: Auf dem Heimathboden. Von Otto Frommel. Mit einem Bildnisse in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Gardner. — Dante's ten heavens. A study of the paradiso by Edmund G. Gardner. Westminster, Archibald Constable & Co. 1900.

Geiger. — Maja. Drama in drei Acten von Albert Geiger. Dresden, E. Pierson. 1900.

Handels- und Machtpolitik. — Reden und Aufsätze. Im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenverträge" herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolf Wagner. Erster und zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Hassel. — König Albert von Sachsen. Von Paul Hassel. Zweiter Theil. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Hegeler. — Ingenieur Horstmann. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Heymann. — Humore vom Pregelstrande. Dichtungen von Richard Heymann. Königsberg i. Pr., Bon's Buchhandlung. 1900.

Hofmannsthal. — Der Thor und der Tod. Von Hugo von Hofmannsthal. Berlin, im Verlage der „Insel" bei Schuster & Loeffler. 1900.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte II. Heft 28/30. Die taktische Schulung der preußischen Armee durch König Friedrich den Großen während der Friedenszeit 1745 bis 1756. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1900.

Leoni. — Der Staatsanwalt. Roman von Friedrich Leoni. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Lermann. — Athenatypen auf griechischen Münzen. Beiträge zur Geschichte der Athena in der Kun von Wilhelm Lermann. Mit zwei Münztafeln a Anhang. München, C. H. Beck. 1900.

Münch. — Ueber Menschenart und Jugendbildun Neue Folge vermischter Aufsätze von Wilhelm Münc Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. Hermar Heyfelder. 1900.

Ompteda. — Lust und Leid. Novellen von Geo Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane & C 1900.

Oordt. — Paul Krüger und die Entstehung der sü afrikanischen Republik. Von J. F. van Oordt. B zur fünften Lieferung. Basel, Benno Schwabe. 190

Ostwald. — Vagabunden. Von Hans Ostwald. Berli Bruno und Paul Cassirer. 1900.

Paulsen. — Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismu Von Friedrich Paulsen. Berlin, Wilhelm Hertz. 190

Phasen, die wechselnden, im geschichtlichen Se kreis und ihre Rückwirkungen auf die Völke kunde. IV. Mit Tafeln. Berlin, Dietrich Reimer 1900.

Philosophische Abhandlungen. Christoph Sigwa zu seinem siebzigsten Geburtstage, 28. März 190 gewidmet von Benno Erdmann, Wilhelm Winde band u. A. Tübingen, Freiburg und Leipzi J. C. B. Mohr. 1900.

Scharrelmann. — Anna Maria. Prosadichtungen vo Wilhelm Scharrelmann. Berlin, F. Fontane & C 1900.

Schirmacher. — Paris! Von Dr. Käthe Schirmache Illustrirt von Arnould Moreaux und F. Mark Berlin, Alfred Schall. (Verein der Bücherfreunde

Schlaf. — Die Kuhmagd und Anderes. Novellen vo Johannes Schlaf. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Schlaikjer. — Hinrich Lornsen. Ein bürgerliche Trauerspiel in drei Aufzügen von Erich Schlaikje Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Schmidl. — Helmbrecht. Ein Volksstück in fünf Au zügen von Marie Schmidl. Wien, Carl Konegen. 190

Schneidewin. — Die Unendlichkeit der Welt, na ihrem Sinn und nach ihrer Bedeutung für die Mensch heit; Gedanken zum Angebinde des dreihundertjährige Gedächtnisses des Martyriums Giordano Bruno's fü die Lehre von der Unendlichkeit der Welt. Von Ma Schneidewin. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Schröder. — Goethe und die Professoren. Kaiser geburtstagsrede von Edward Schröder. Marburg N. G. Elwert. 1900.

Seidel. — Erzählende Schriften von Heinrich Seide Bis zur dreiundzwanzigsten Lieferung. Stuttgar J. G. Cotta Nachf.

Sommerlad. — Die wirthschaftliche Thätigkeit de Kirche in Deutschland. Von Theo Sommerlad. Erste Band: Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche i Deutschland in der naturalwirthschaftlichen Zeit bi auf Carl den Großen. Leipzig, J. J. Weber. 1900.

Steiner. — Lyrik der Gegenwart. Von Rudolf Steine Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Sudermann. — Drei Reden, gehalten von Herman Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Thoma. — Der Burenkrieg. Mit kurzen Biographie der hervorragendsten Heerführer nach Mittheilunge Sr. Excellenz des Transvaalgesandten W. Leyds, her ausgegeben von Ludwig Thoma unter Mitwirkung de Künstler Franz von Defregger, Th. Th. Heine u. A sowie der Schriftsteller Carl Bleibtreu, M. G. Conra u. A. München, Albert Langen. 1900.

Tiefenberg. — Das Weib. Mysterium von M. vo Tiefenberg. Berlin, Carl Duncker. O. J.

Ughetti. — Zwischen Aerzten und Clienten. Erinne rungen eines alten Arztes. Geordnet und heraus gegeben von G. B. Ughetti. Autorisirte Uebersetzun von Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief vo Mantegazza. Zweite Auflage. Wien und Leipzig Wilhelm Braumüller. 1900.

Wartenberg. — Das Problem des Wirkens und di monistische Weltanschauung, mit besonderer Be ziehung auf Lotze. Eine historisch-kritisch Untersuchung zur Metaphysik von Mscislav Wartenberg. Leipzig, Hermann Haacke. 1900.

Wulckow. — Vater und Sohn. Ein Sang für deutsch Lehrer und fürs deutsche Haus von Richard Wulcow Braunschweig, Richard Sattler. 1900.

Wurmb. — In Solstatt. Kleine Stimmungsbilder i Versen von Alfred von Wurmb. Wien und Leipzig Carl Konegen. 1900.

Zobeltitz. — Besser Herr als Knecht. Roman vo Fedor von Zobeltitz. Berlin, F. Fontane & Co. 1900

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.103

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY